This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

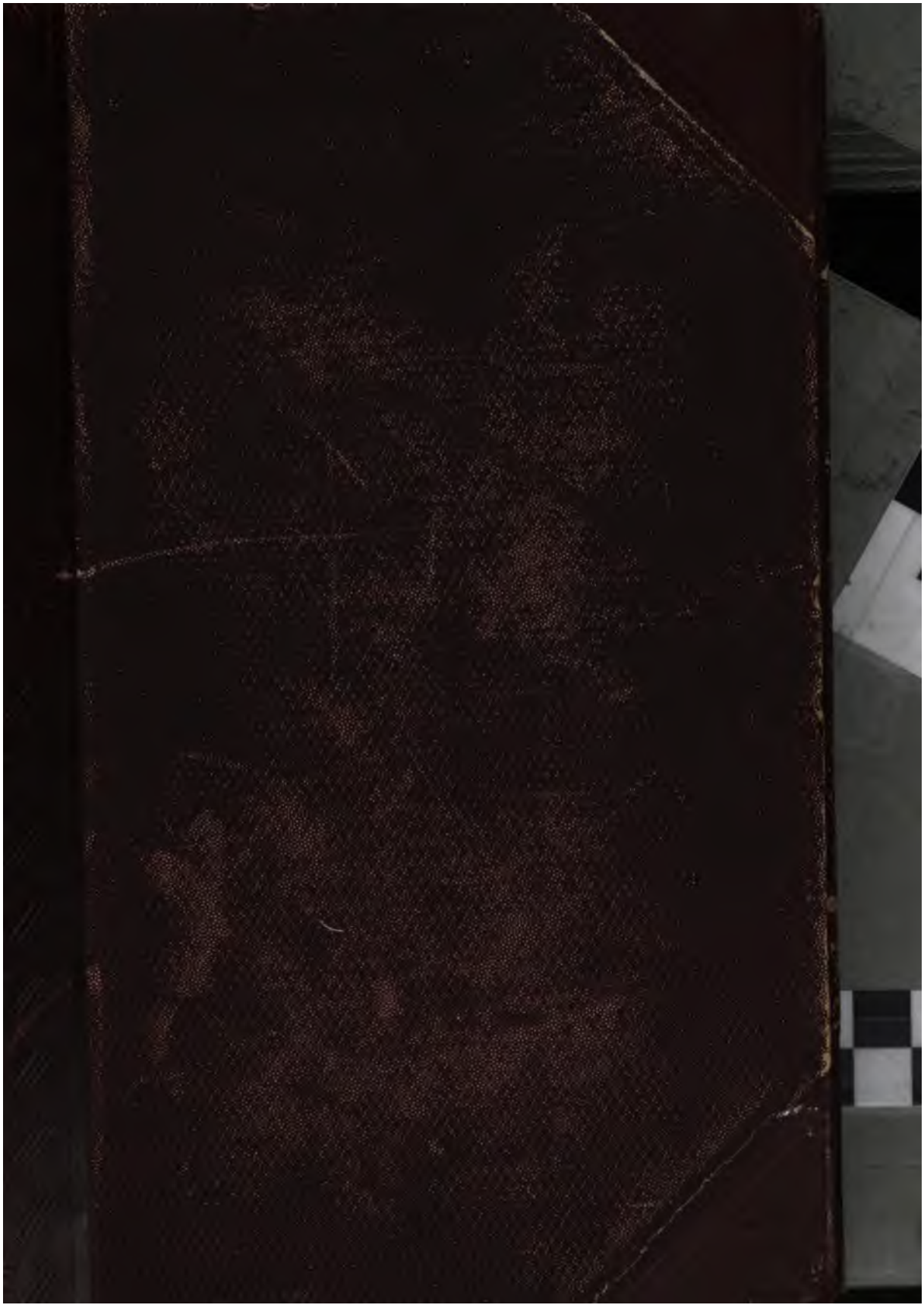
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

DB70
A74
v.10

Maria Thereſia's

letzte Regierungszeit.

Geſchichte

Maria Thereſia's

von

Alfred Ritter von Arneth.

Zehnter Band.

Wien, 1879.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Maria Theresia

Verlag von W. Braumüller in Wien

Maria Theresia

Ihre Regierungszeit

1763—1780.

Alfred Ritter von [illegible]

[illegible]

[illegible]

für Kultur- und
Universitätsgeschichte
Universität Leipzig

IV

Maria Thereſia's

letzte Regierungszeit.

1763—1780.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Vierter Band.

Mit dem Bildniſſe der Kaiſerin und einem Facſimile.

St. k. 46.104.1

Wien, 1879.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

Institut
für Kultur- und
Universalgeschichte
Universität Leipzig

NT

Inhalt.

Erſtes Capitel.

Seite

Die öſterreichiſchen Länder 1
Wien unter Maria Thereſia 2
Unterrichts- und Erziehungs-Anſtalten 3
Verſchönerung der Stadt 4
Die Eröffnung des Augartens 5
Schönbrunn 6
Laxenburg und Schloßhof 8
Das Land Niederöſterreich 9
Project zur Einführung der Trankſteuer 10
Streit über dasſelbe 11
Verhandlung im niederöſterreichiſchen Landtage 13
Zuſtimmender Beſchluß der Stände 14
Neue Conflicte 15
Leidenſchaftliche Aeußerungen Greiners 16
Deſſen Unterſtützung durch Kaunitz 17
Einvernehmung des Staatsrathes 18
Das Trankſteuerpatent 19
Oeſterreich ob der Enns 20
Inneröſterreich 21
Tirol 22
Geldforderungen an Tirol 23
Maria Thereſia in Innsbruck 24
Gründung des Damenſtiftes 25
Vorſchriften für das Damenſtift 26
Die Dechantin Enzenberg 28
Die Hofburg zu Innsbruck 29
Der Triumphbogen 30
Das Tiroler Land- und Feldregiment 31
Enzenbergs Tod 32
Sein Nachfolger Graf Heiſter 34
Verbeſſerung des Schulweſens in Tirol 35
Vorderöſterreich 36
Joſephs Wahrnehmungen daſelbſt 37

Seite
Sein Wunsch nach Erwerbung von Thurgau . . . 39
Ausschweifungen des Freiherrn von Rieb . . . 40

Zweites Capitel.

Die böhmischen Länder . . . 41
Der Oberstburggraf Philipp Kolowrat . . . 42
Hungersnoth in Böhmen . . . 43
Getreideausfuhrverbot . . . 44
Joseph drängt zu energischen Maßregeln . . . 46
Reise des Kaisers nach Böhmen . . . 47
Seine Vorschläge zur Abhülfe . . . 49
Joseph in Oesterreich ob der Enns . . . 50
Berathungen über die Anträge des Kaisers . . . 52
Geistliche Angelegenheiten Böhmens und Mährens . . . 53
Erziehungsfragen . . . 54
Die materielle Lage der Bevölkerung . . . 56
Verfügungen zur Beseitigung des Nothstandes . . . 57
Theilweise Durchführung der Vorschläge Josephs . . . 59
Religionswirren in Mähren . . . 60
Gegenmaßregeln der Kaiserin . . . 62
Einsprache Josephs . . . 65
Antwort der Kaiserin . . . 66
Erneuerte Vorstellungen Josephs . . . 67
Ansuchen um seine Vermittlung . . . 70
Mildere Anordnungen der Kaiserin . . . 71
Neue Religionsbewegungen in Mähren . . . 73

Drittes Capitel.

Galizien . . . 76
Mißlicher Zustand des Landes . . . 77
Pergen als erster Gouverneur . . . 78
Verschiedene Anfragen Pergens . . . 79
Instruction für Pergen . . . 80
Die Besitzergreifung . . . 81
Verwaltung und Justizwesen . . . 82
Errichtung eines Appellationstribunals . . . 83
Die unteren Instanzen . . . 84
Die Einführung neuer Gesetze . . . 85
Verwaltungsbehörden . . . 86
Eintheilung . . . 87
[illegible] . . . 88
[illegible] . . . 89
[illegible] . . . 91

Seite
Hadik als Gouverneur 92
Das Volksschulwesen 93
Aufhebung der galizischen Hofkanzlei 94
Graf Heinrich Auersperg 95
Project der Vereinigung Galiziens mit Ungarn 96
Brigido und Sporck 97
Verwerfung der Einverleibung Galiziens in Ungarn 98
Verwaltung der Bukowina 99

Viertes Capitel.

Ungarn 102
Vorliebe der Kaiserin für Ungarn 103
Erkenntniß der Uebelstände in Ungarn 104
Mitleid mit der Lage des Landvolkes 105
Vorsichtige Haltung der Kaiserin 106
Prinz Albert als Statthalter Ungarns 107
Graf Anton Grassalkovics 108
Graf Georg Fekete 110
Verwaltungsreformen in Ungarn 111
Die Urbarialangelegenheiten 112
Vorgänge im Preßburger Comitate 113
Prinz Albert in Ofen und Pest 114
Oberst Kempelen 116
Förderung der Landescultur und der Industrie 117
Verbesserung des Unterrichtswesens 118
Die Universität zu Tyrnau 119
Die Mittelschulen 120
Die Volksschulen 121
Das Temeswarer Banat 122
Josephs Reise nach dem Banate 123
Verwaltungsvorschläge des Kaisers 124
Project der Erhebung des Banates zu einem selbstständigen Fürstenthume . 125
Gegenvorstellung des Fürsten Kaunitz 126
Einverleibung des Banates in Ungarn 128
Fiume's Vereinigung mit Ungarn 129

Fünftes Capitel.

Siebenbürgen 131
Samuel von Brukenthal 132
Freiherr von Buccow 133
Der Hofkanzler Graf Bethlen 134
Brukenthal wird Leiter der siebenbürgischen Hofkanzlei 135
Siebenbürgens Erhebung zum Großfürstenthume 136

Seite
Der Biſchof Joſeph Anton von Bajtay 137
Die Contributionsangelegenheiten 138
Graf Karl O'Donell 139
Anklagen gegen Brukenthal 140
Rechtfertigung Brukenthals 141
Seine Ernennung zum königlichen Commiſſär 142
Die Nachbarländer Siebenbürgens 143
Brukenthals Ankunft in Siebenbürgen 144
Zwieſpalt zwiſchen O'Donell und Brukenthal 145
O'Donells Rückkehr und Tod 147
Graf Joſeph Auerſperg 148
Joſeph von Izdenczy 149
Bajtay's Tod 150
Reiſe des Kaiſers nach Siebenbürgen 151
Joſephs Wahrnehmungen in Siebenbürgen 152
Reformvorſchläge des Kaiſers 154
Brukenthal als Präſident des Guberniums 155
Seine Ernennung zum Gubernator 156
Brukenthals Wirkſamkeit in Siebenbürgen 157

Sechſtes Capitel.

Die Lombardie 159
Graf Karl Firmian 160
Kaiſer Joſeph in Mantua 161
Seine Anweſenheit in Pavia 163
Joſephs Ankunft in Mailand 164
Zwanzigtägiger Aufenthalt in Mailand 165
Sitzungen der Landesbehörden 166
Finanzielle und kirchliche Angelegenheiten 167
Handelsſachen 168
Juſtiz und Polizei 169
Beſuch der öffentlichen Anſtalten 170
Begeiſterung des Volkes für Joſeph 171
Verehrung für die Kaiſerin 172
Günſtige Wirkung ihrer Maßregeln 173
Joſeph bekämpft die Generalpachtung 174
Er tadelt das Concordat mit Rom 175
Beccaria 176
Sperges 178
Beccaria's Anſtellung 179
Einrichtung des Hofſtaates des Erzherzogs Ferdinand 181
Ferdinand als Statthalter 183
Reformen auf kirchlichem Gebiete 185
Herzog Franz von Modena 187

Seite
Besteuerung des lombardischen Clerus 189
Polizeiliche Anordnungen 190
Aufhebung der Generalpachtung 191
Feststellung des Münzfußes 192
Erbauung des Theaters della Scala 193
Streit wegen Aufhebung der Folter 194
Prozeß zwischen den Familien Trivulzi und Belgiojoso 195

Siebentes Capitel.

Die Niederlande 198
Der Statthalter Karl von Lothringen 199
Der bevollmächtigte Minister Graf Cobenzl 201
Abneigung der Kaiserin gegen Cobenzl 203
Geldverlegenheiten Cobenzls 204
Bezahlung seiner Schulden 206
Fruchtlose Bewerbung um den Stephansorden 208
Cobenzls Tod 211
Fürst Starhemberg 212
Wohlwollen der Kaiserin für Starhemberg 213
Zurücksetzung Starhembergs durch Joseph 214
Beschwichtigende Einwirkung der Kaiserin 215
Erfolgloses Entlassungsgesuch Starhembergs 216
Patrik Mac Neny 217
Baron Cazier 220
August von Lederer 221
Sorgfalt der Kaiserin für die Niederlande 223
Zwiespalt mit den Ständen von Brabant 225
Einsetzung der gelehrten Gesellschaft 227
Gründung der Akademie der Wissenschaften 228
Die Abtei Saint-Hubert 229
Die Freimaurerei in den Niederlanden 230
Der Herzog von Arenberg 231
Vorliebe der Kaiserin für Karl von Lothringen 232
Tod des Prinzen Karl 233
Weiterverleihung seines Regimentes 234

Achtes Capitel.

Die äußeren Verhältnisse 235
Das Bündniß mit Frankreich 236
Vortheile dieser Allianz 237
Die Königin Marie Antoinette 238
Anempfehlung der Allianz von Seite der Kaiserin 239
Ihre Freude über die ersten Maßregeln Ludwigs XVI. 240

Seite
Ungünstigere Mittheilungen über die Königin 241
Ihre Briefe an Rosenberg 243
Zunehmende Besorgnisse der Kaiserin 244
Verschwendungssucht der Königin 245
Energische Abmahnung der Kaiserin 246
Project einer Reise des Kaisers nach Frankreich 247
Briefwechsel hierüber zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette . . . 249
Die politische Seite der Reise 250
Denkschrift des Fürsten Kaunitz 251
Ankunft des Kaisers in Paris 252
Sein Urtheil über die Königin 253
Schriftliche Ermahnungen für sie 254
Eindruck derselben auf Marie Antoinette 255
Befriedigung der Kaiserin hierüber 256
Rückfall der Königin in ihre früheren Fehler 258
Oesterreichs Beziehungen zu England 259
Mißbilligung des Aufstandes der nordamerikanischen Colonien 260
Freundschaftsverhältniß Oesterreichs zu Spanien 262
Die bourbonischen Fürsten in Italien 264
Sardinien 265
Oesterreich und die Pforte 266
Die etwaige Theilung der Türkei 267
Zurückweisung der Aneignung türkischer Provinzen 268
Oesterreichs Stellung zu Rußland 269
Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen 271
Die Haltung Oesterreichs gegen Preußen 273
Die Beziehungen Oesterreichs zu Sachsen 274
Wohlwollen der Kaiserin für das kurfürstliche Haus 275
Geringe Erkenntlichkeit Sachsens 277
Zwiespalt wegen der Schönburgischen Lehen 278

Neuntes Capitel.

Die baierische Erbfolge 280
Erste Anregung durch Kreittmayr 281
Josephs Vermälung mit einer baierischen Prinzessin 283
Betrachtungen des Staatskanzlers 284
Trübung der Beziehungen zu Baiern 285
Anregung der Frage der Erbfolge durch Borié 286
Anträge des Reichsvicekanzlers Fürsten Colloredo 287
Das Rechtsgutachten Schrötters 289
Die Meinung des Fürsten Kaunitz 290
Die Entscheidung des Kaisers 291
Neue Einmischung König Friedrichs 292
Oesterreichs Erklärungen an Preußen 293

Seite
ive des Kurfürsten von der Pfalz 294
't des Kaiserhofes an Kurpfalz 296
chsverhandlungen 297
läge des Staatskanzlers 298
auf Vereinbarung mit Kurpfalz 299
rigkeiten eines Austausches der Niederlande 300
ıe Austauschprojecte 301
ung der Verhandlungen mit Kurpfalz 302
s Kurfürsten von Baiern 303
Theresia widerräth die Verfolgung der Ansprüche Oesterreichs . . . 304
ß der Convention mit Kurpfalz 306
)sigkeit des Widerstandes der Kaiserin 307
ge des Kurfürsten Karl Theodor 309
:ngen des Kurfürsten 310
:sch österreichischer Truppen in Baiern 311
)enkschrift des Kaisers 312
Ernennung zum Civilcommissär in Baiern 314
) über die Verzögerung der Ratification 315
'en der Ratification 316

Zehntes Capitel.

niſſe in Baiern 318
ung des Goldenen Vließes an Karl Theodor 319
beginn der Austauschverhandlungen 320
eſtrebungen in Baiern 322
'rzogin Marianne 323
Karl von Zweibrücken 324
ın von Hofenfels 325
indschaft zwischen Oesterreich und Preußen 326
Friedrichs Parteinahme gegen Oesterreich 327
)se Versuche Friedrichs bei Kurpfalz 328
ung des Herzogs von Zweibrücken für Preußen 329
:ichische Circularnote 330
ıtwort Preußens 331
ıs feindselige Haltung gegen Oesterreich 332
ıtiges Benehmen Frankreichs 333
nde Briefe der Kaiserin an ihre Tochter 335
'ichs Neutralität 337
)tschafter Baron Breteuil 339
ische Diplomaten in Deutschland 340
ıng des Goldenen Vließes durch Karl von Zweibrücken 341
heodor verlangt die Niederlande 342
reden der Kaiserin 344
)orschläge des Wiener Hofes 345

Seite
Ungünſtigere Mittheilungen über die Königin 241
Ihre Briefe an Roſenberg 243
Zunehmende Beſorgniſſe der Kaiſerin 244
Verſchwendungsſucht der Königin 245
Energiſche Abmahnung der Kaiſerin 246
Project einer Reiſe des Kaiſers nach Frankreich 247
Briefwechſel hierüber zwiſchen Maria Thereſia und Marie Antoinette . . . 249
Die politiſche Seite der Reiſe 250
Denkſchrift des Fürſten Kaunitz 251
Ankunft des Kaiſers in Paris 252
Sein Urtheil über die Königin 253
Schriftliche Ermahnungen für ſie 254
Eindruck derſelben auf Marie Antoinette 255
Befriedigung der Kaiſerin hierüber 256
Rückfall der Königin in ihre früheren Fehler 258
Oeſterreichs Beziehungen zu England 259
Mißbilligung des Aufſtandes der nordamerikaniſchen Colonien 260
Freundſchaftsverhältniß Oeſterreichs zu Spanien 262
Die bourboniſchen Fürſten in Italien 264
Sardinien 265
Oeſterreich und die Pforte 266
Die etwaige Theilung der Türkei 267
Zurückweiſung der Aneignung türkiſcher Provinzen 268
Oeſterreichs Stellung zu Rußland 269
Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Preußen 271
Die Haltung Oeſterreichs gegen Preußen 273
Die Beziehungen Oeſterreichs zu Sachſen 274
Wohlwollen der Kaiſerin für das kurfürſtliche Haus 275
Geringe Erkenntlichkeit Sachſens 277
Zwieſpalt wegen der Schönburgiſchen Lehen 278

Neuntes Capitel.

Die baieriſche Erbfolge 280
Erſte Anregung durch Kreittmayr 281
Joſephs Vermälung mit einer baieriſchen Prinzeſſin 283
Betrachtungen des Staatskanzlers 284
Trübung der Beziehungen zu Baiern 285
Anregung der Frage der Erbfolge durch Borié 286
Anträge des Reichsvicekanzlers Fürſten Colloredo 287
Das Rechtsgutachten Schrötters 289
Die Meinung des Fürſten Kaunitz 290
Die Entſcheidung des Kaiſers 291
Neue Einmiſchung König Friedrichs 292
Oeſterreichs Erklärungen an Preußen 293

Seite
es Kurfürsten von der Pfalz 294
s Kaiserhofes an Kurpfalz 296
erhandlungen 297
des Staatskanzlers 298
Vereinbarung mit Kurpfalz 299
iten eines Austausches der Niederlande 300
ustauschprojecte 301
der Verhandlungen mit Kurpfalz 302
urfürsten von Baiern 303
resia widerräth die Verfolgung der Ansprüche Oesterreichs . . . 304
r Convention mit Kurpfalz 306
eit des Widerstandes der Kaiserin 307
es Kurfürsten Karl Theodor 309
n des Kurfürsten 310
österreichischer Truppen in Baiern 311
schrift des Kaisers 312
ennung zum [illegible] in Baiern 314
er die [illegible] 315
der [illegible] 316

[illegible]

[illegible] 312
[illegible] Karl Theodor 313
[illegible] 314
[illegible] 315
[illegible] 316
[illegible] 317
[illegible] und Preußen 318
[illegible] gegen Oesterreich 319
[illegible] bei Kurpfalz 320
[illegible] für Preußen 321
[illegible] 322
[illegible] 323
[illegible] Oesterreich 324
[illegible] 325
[illegible] 326
[illegible] 327
[illegible] 328
[illegible] 329
[illegible] 330
[illegible] 331
[illegible] 332
[illegible] 333
[illegible] 334
[illegible] 335

Seite
Abſendung des jüngeren Lehrbach nach München 346
Die Theilungsurkunden 348
Die Obliegenheit der Beweisführung 349
Vorenthaltung der Documente 350
Obermayer und Lori 351
Fruchtloſigkeit der Miſſion Lehrbachs 352
Lehrbachs Rückkehr nach Wien 353
Die Wirkſamkeit Kreßls in Straubing 354
Huldigung der niederbaieriſchen Stände 355
Unterhandlungen mit Sachſen 357
Anerbietungen an Sachſen 358
Intervention des Prinzen Albert 360
Sendung des Generals Miltitz nach Dresden 361
Erfolgloſigkeit dieſer Bemühungen 362

Elftes Capitel.

Verhandlungen mit Preußen 363
Die Forderungen Preußens 364
Annäherung des Prinzen Heinrich 365
Geſinnungen des Königs 366
Kriegsrüſtungen Preußens 367
Oeſterreichs Vorbereitungen zum Kampfe 368
Laudons Abſendung nach Böhmen 369
Joſephs Vorbereitung zur Abreiſe 370
Erneuerte Warnungen der Kaiſerin 371
Joſephs Abſicht an Friedrich zu ſchreiben 375
Kaunitz widerräth dieß 376
Verhandlung des Prinzen Heinrich mit Cobenzl 377
Heinrich von Knyphauſen 378
Knyphauſens geheime Eröffnungen 379
Die Antwort des Wiener Hofes 380
Oeſterreichiſche Note an Preußen 381
Fernere Mittheilungen Knyphauſens 382
Erklärungen des Prinzen Heinrich 383
Beurtheilung derſelben in Wien 384
Neue Vorſchläge Oeſterreichs 385
König Friedrich begibt ſich nach Schleſien 387
Abreiſe des Kaiſers zu dem Heere 388
Joſephs Schreiben an Friedrich 389
Die Antwort König Friedrichs 390
Replik des Kaiſers 393
Freude der Kaiſerin über den Brief ihres Sohnes 395
Zweite Antwort des Königs 397
Die Rückäußerung Joſephs 398

Seite
Erneuerter Beifall der Kaiserin 399
Wiederaufnahme der Verhandlungen in Berlin 400

Zwölftes Capitel.

Fruchtlosigkeit der Verhandlungen mit Preußen. 401
Instructionen für Cobenzl 402
Neuer Antrag des Fürsten Kaunitz 403
Dessen Ablehnung durch den Kaiser 404
Der preußische Ausgleichsvorschlag 405
Dessen Zurückweisung 407
Genauere Abgrenzung des preußischen Vorschlages 408
Dessen Unbilligkeit für Oesterreich 409
Gegenantrag des Kaisers 410
Er ermahnt seine Mutter zur Standhaftigkeit 411
Antwort der Kaiserin 412
Kaunitz mißbilligt den Antrag des Kaisers 414
Maria Theresia stimmt dem Staatskanzler bei 416
Josephs Unmuth hierüber 417
Umarbeitung der Instructionen für Cobenzl 419
Die Ansicht der Kaiserin 422
Abänderung der Instructionen durch Joseph 423
Abweichende Meinung der Kaiserin 425
Die Anträge Cobenzls 426
Deren Beurtheilung von preußischer Seite 427
Anfragen des Königs 428
Zusammenkunft des Staatskanzlers mit Riedesel 429
Joseph glaubt an die Nachgiebigkeit des Königs 431
Entgegengesetzte Anschauung der Kaiserin 432
Denkschrift des Staatskanzlers 433
Ablehnende Antwort Preußens 435
König Friedrichs Einmarsch in Böhmen 437

Dreizehntes Capitel.

Thuguts Mission 439
Defensives Verhalten Oesterreichs 440
Instruction für den Prinzen Albert 441
Joseph befehligt die Armee in Böhmen 442
Bestürzung des Kaisers beim Anmarsche der Preußen. 443
Josephs drängende Vorstellungen in Wien 444
Vernichtender Eindruck seiner Worte auf Maria Theresia 445
Antwort der Kaiserin an Joseph 446
Der Kaiser räth zu baldigem Frieden 447
Entschluß der Kaiserin zu neuen Anträgen an Preußen. 449

Seite
Wahl Thuguts zu dieſer Miſſion 450
Grundzüge der Vorſchläge an Preußen 451
Brief der Kaiſerin an Friedrich 452
Inſtruction für Thugut 453
Entſprechende Mittheilung an den Kaiſer 454
Joſephs Entrüſtung über dieſen Entſchluß 455
Vertrauliche Eröffnung gegen Laudon 458
Edler Freimuth des Feldmarſchalls 459
Selbſtvertheidigung der Kaiſerin 461
Thuguts Ankunft im preußiſchen Lager 462
König Friedrichs erſte Beſprechung mit Thugut 463
Die Antwort des Königs an die Kaiſerin 464
Zweite Beſprechung 465
Dritte Beſprechung 467
Vierte Beſprechung 468
Eindruck dieſer Unterredungen auf Thugut 469
Thuguts Rückkehr nach Wien 470
Ungünſtige Nachrichten aus Böhmen 471
Mittheilungen an den Kaiſer über Thuguts Miſſion 473
Ablehnende Antwort Joſephs 476
Zweites Schreiben des Königs von Preußen 477
Unannehmbarkeit ſeiner Anträge 479
Joſeph wird die Entſcheidung anheimgeſtellt 480
Der Kaiſer verweigert jeden Ausſpruch 482
Thuguts zweite Reiſe zu König Friedrich 486
Seine Unterredung mit dem Könige 487
Thuguts Verhandlungen in Braunau 493
Abbruch der Verhandlungen 495

Vierzehntes Capitel.

Der Feldzug in Böhmen 497
Laudon als Commandant der zweiten Armee 498
Sein Rückzug an die Iſer 499
Tadelnde Bemerkungen der Kaiſerin 500
Bevorzugung Lacy's 501
Laudon bittet um Verhaltungsbefehle 502
Joſeph begibt ſich zu Laudon 503
Urtheil des Kaiſers und der Kaiſerin über Laudon 504
Aufrechthaltung der guten Beziehungen zu Laudon 506
Rückkehr des Kaiſers in ſein früheres Hauptquartier 507
Beſchwerden Joſephs gegen ſeine Mutter 508
Rechtfertigende Antwort der Kaiſerin 509
Bewegungen des Königs von Preußen 510
Erwartung einer Hauptſchlacht 511

Seite
Erneuerte Unthätigkeit des Königs 512
Ungünstige Lage der Preußen 513
Anerbietungen der Ungarn 514
Neue Vorschläge des Fürsten Kaunitz 515
Rosenbergs Sendung ins Hauptquartier 517
Rosenbergs Rückkehr nach Wien 519
Die Kaiserin drängt um jeden Preis zum Frieden 520
Josephs Wiederannäherung an Kaunitz 522
Betrachtungen des Staatskanzlers 524
Ankunft des Großherzogs Leopold 526
Rückzug des Königs nach Trautenau 527
Fernerer Rückzug der Preußen 528
Wiedereintreffen des Prinzen Heinrich in Sachsen 530
König Friedrichs Rückkehr nach Schlesien 531
Maria Theresia untersagt alle Plünderung 532
Ergebnisse des beendigten Feldzuges 534
Lacy's Lobpreisung durch den Kaiser 535
Feldmarschall-Lieutenant Graf Wurmser 536
Verleihungen des Theresienordens 537

Fünfzehntes Capitel.

Die vermittelnden Mächte 538
Die Frage der Fortsetzung des Krieges 539
Die Meinung des Staatskanzlers 540
Belobung seines Gutachtens von Seite des Kaisers 541
Maria Theresia dringt auf Beendigung des Krieges 542
Schwankende Ansicht des Kaisers 543
Die Haltung Rußlands 544
Drohende Erklärung Rußlands in Wien 546
Eindruck dieser Erklärung 547
Das Verfahren Frankreichs 548
Verwendung der Königin Marie Antoinette 549
Französische Erklärung in Berlin 550
Kaunitz begehrt ein nachdrücklicheres Auftreten Frankreichs 551
Geringe Willfährigkeit Frankreichs 554
Kaunitz wünscht die Rückkehr des Kaisers 556
Ablehnende Antwort Josephs 557
Der Kaiser räth jetzt gleichfalls zum Frieden 558
Etwaige Friedensbedingungen 559
Annahme der Vermittlung von Seite Rußlands 561
Die Meinung des Kaisers 562
Abweichende Ansicht des Staatskanzlers 567
Joseph wünscht jetzt selbst den Frieden 571
Drängen der Kaiserin zu raschem Entschlusse 572

Seite
Neue Vorschläge des Fürsten Kaunitz 573
Entscheidung der Kaiserin 576
Josephs Rückkehr nach Wien 578
Unzufriedenheit der Kaiserin mit Kaunitz 579
Mittheilungen an Rußland und Frankreich 580
Mißstimmung König Friedrichs 581

Sechzehntes Capitel.

Der Friede von Teschen 582
Unterredungen des Staatskanzlers mit Breteuil 583
Steigerung der Begehren des Kaiserhofes 585
Friedensprojecte Frankreichs 586
Oesterreichs Einwendungen gegen diese Plane 587
Gegenentwurf des Kaiserhofes 589
Einmischung des Fürsten Lichnowsky in das Friedensgeschäft 591
Ablehnung der Dazwischenkunft Lichnowsky's 592
Des Königs Hinneigung zum Frieden 593
Preußische Erklärungen 594
Fürst Repnin 596
Uebler Eindruck der preußischen Erklärungen in Wien 597
Entschiedene Antwort des Kaiserhofes 598
Empfindlichkeit des Königs von Preußen 600
Täuschungen des Königs 601
Beiderseitige Scharmützel 602
Definitive Erklärungen Rußlands 604
Fügsamkeit König Friedrichs 605
Freude der Kaiserin 606
Zustimmung des Wiener Hofes 607
Beunruhigung der Kaiserin durch eine kriegerische Unternehmung 608
Friedrichs Aeußerung über den Theresienorden 609
Teschen wird zum Kongreßorte bestimmt 610
Absendung des Grafen Philipp Cobenzl 611
Instructionen der Bevollmächtigten 612
Begehren des Königs von Preußen 613
Widerspruch des Kaiserhofes 614
Die Allodialforderungen Sachsens 615
Anklagen König Friedrichs gegen den Kaiser 616
Oesterreichische Erklärungen 618
Theilweise Nachgiebigkeit Karl Theodors 620
Friedrich beharrt bei seiner Forderung für Sachsen 621
Karl Theodor fügt sich diesem Begehren 622
Fernere Differenzen zwischen Oesterreich und Preußen 623
Kaunitz räth zur Nachgiebigkeit 624
Entgegengesetzte Ansicht des Kaisers 625

Seite
Entscheidung der Kaiserin 627
Rescripte an Cobenzl 628
Erklärungen Cobenzls 629
Einwilligung des Königs von Preußen 630
Urtheil über Repnin und Breteuil 631
Unterzeichnung des Friedens 632
Freude der Kaiserin 633

Siebzehntes Capitel.

Das Innviertel 634
Die Frage der Zurückstellung occupirter baierischer Districte 635
Willfährige Erklärung Oesterreichs 636
Einverständniß mit Karl Theodor 637
Ersatzleistung für die Einkünfte aus occupirten Districten 639
Beobachtung der Reciprocität 640
Uebernahme des Innviertels 641
Zurückstellung zu viel bezogener Einkünfte 642
Veränderungen in der Staatskanzlei 643
Graf Philipp Cobenzl wird Vicekanzler 644
Thugut 646
Herbert 648
Graf Joseph Kaunitz 649
Graf Ludwig Cobenzl 650
Finanzielle Bedrängnisse 651
Lacy, Laudon und Hadik 652
Reduction des Heeres 654
Vervollkommnung des Geschützwesens 655
Festungsbau in Böhmen 656
Joseph mildert das Elend in Böhmen 658
Er besucht das Salzkammergut 659
Der Kaiser im Innviertel 660
Plane zur Erweiterung der Grenze 662
Anordnungen des Kaisers 663

Achtzehntes Capitel.

Kaiser Joseph in Rußland 664
Werth der Allianz mit Frankreich 665
Stimmung gegen England und Preußen 666
Joseph wünscht ein Bündniß mit Rußland 667
Beabsichtigter Besuch bei der Kaiserin Katharina 668
Annahme dieses Anerbietens 669
Maria Theresia mißbilligt das Reiseproject 670
Vermittelnde Haltung des Fürsten Kaunitz 671

Seite
Wahl Thuguts zu dieſer Miſſion 450
Grundzüge der Vorſchläge an Preußen 451
Brief der Kaiſerin an Friedrich 452
Inſtruction für Thugut 453
Entſprechende Mittheilung an den Kaiſer 454
Joſephs Entrüſtung über dieſen Entſchluß 455
Vertrauliche Eröffnung gegen Laudon 458
Edler Freimuth des Feldmarſchalls 459
Selbſtvertheidigung der Kaiſerin 461
Thuguts Ankunft im preußiſchen Lager 462
König Friedrichs erſte Beſprechung mit Thugut 463
Die Antwort des Königs an die Kaiſerin 464
Zweite Beſprechung 465
Dritte Beſprechung 467
Vierte Beſprechung 468
Eindruck dieſer Unterredungen auf Thugut 469
Thuguts Rückkehr nach Wien 470
Ungünſtige Nachrichten aus Böhmen 471
Mittheilungen an den Kaiſer über Thuguts Miſſion 473
Ablehnende Antwort Joſephs 476
Zweites Schreiben des Königs von Preußen 477
Unannehmbarkeit ſeiner Anträge 479
Joſeph wird die Entſcheidung anheimgeſtellt 480
Der Kaiſer verweigert jeden Ausſpruch 482
Thuguts zweite Reiſe zu König Friedrich 486
Seine Unterredung mit dem Könige 487
Thuguts Verhandlungen in Braunau 493
Abbruch der Verhandlungen 495

Vierzehntes Capitel.

Der Feldzug in Böhmen 497
Laudon als Commandant der zweiten Armee 498
Sein Rückzug an die Iſer 499
Tadelnde Bemerkungen der Kaiſerin 500
Bevorzugung Lacy's 501
Laudon bittet um Verhaltungsbefehle 502
Joſeph begibt ſich zu Laudon 503
Urtheil des Kaiſers und der Kaiſerin über Laudon 504
Aufrechthaltung der guten Beziehungen zu Laudon 506
Rückkehr des Kaiſers in ſein früheres Hauptquartier 507
Beſchwerden Joſephs gegen ſeine Mutter 508
Rechtfertigende Antwort der Kaiſerin 509
Bewegungen des Königs von Preußen 510
Erwartung einer Hauptſchlacht 511

Zwanzigstes Capitel.

Seite

Der Tod der Kaiserin . . . 719
Trauer der Kaiserin um Karl von Lothringen . . . 720
Gesundheitszustand der Kaiserin . . . 721
Ihre Erkrankung . . . 722
Zunahme der Krankheit . . . 723
Maria Theresia beichtet und empfängt das Altarssacrament . . . 724
Brief der Kaiserin an den Großherzog Leopold . . . 725
Die letzte Oelung . . . 726
Legat für den Normalschulfond . . . 727
Vorbereitung der Kaiserin zum Tode . . . 728
Abschied von ihren Töchtern . . . 730
Maria Theresia stirbt . . . 731
Trauer um sie . . . 732
Letztwillige Anordnungen der Kaiserin . . . 733
Ihr Testament vom October 1780 . . . 734
Vermächtnisse der Kaiserin . . . 735
Das Legat für die Armee . . . 736
Laufbahn der Kaiserin bis zum Tode ihres Gemals . . . 737
Ihre auswärtige Politik . . . 738
Ihre Reformen im Innern . . . 739
Ihre Fürsorge für den öffentlichen Unterricht . . . 740
Ihre Stellung zu ihrem Sohne als Mitregenten . . . 741
Uebermächtiger Einfluß des Kaisers . . . 742
Maria Theresia's Liebe zum Volke . . . 743
Anhänglichkeit der Bevölkerung an sie . . . 744
Das Verfahren der Kaiserin gegen Ungarn . . . 745
Ihre Fürsorge für die Armee . . . 746
Schlußwort . . . 747

Anmerkungen . . . 751

Erſtes Capitel.

Die öſterreichiſchen Länder.

Die Geſchichte der Reformen, welche Maria Thereſia für ihre Staaten überhaupt ins Leben rief, iſt auch ſo ziemlich diejenige der einzelnen öſterreichiſchen Provinzen. Was immer im Wege der Geſetzgebung und der Verwaltung zu gründlicher Verbeſſerung der früheren Zuſtände geſchah, kam der Bevölkerung all der Länder, für welche jene Vorkehrungen getroffen wurden, gleichmäßig zu Gute. Darum wiederholt ſich auch in faſt allen Beſtandtheilen der öſterreichiſchen Monarchie die Erſcheinung, daß die Regierungszeit der Kaiſerin Maria Thereſia, und insbeſondere die Epoche vom Abſchluſſe des Hubertsburger Friedens bis zum Tode der Kaiſerin den glücklichſten beigezählt wird, welche dieſe Länder jemals erlebten.

Man darf ſich nicht wundern wenn man ſieht wie die erſprießlichen Folgen des Wirkens der Kaiſerin zunächſt dem Centralpunkte ihrer Staaten, der Hauptſtadt zum Nutzen gereichten. Denn es lag in der Natur der Sache, daß eine Reihe von Anſtalten, welche durchaus nicht für Wien allein, ſondern für die ganze Monarchie beſtimmt waren, ſie mochten von Alters her beſtehen oder neue Schöpfungen der Kaiſerin ſein, in Wien und nicht anderswo ihren Sitz hatten. Was alſo Maria Thereſia für dieſe Anſtalten that, gereichte zwar dem Staate im Allgemeinen, zunächſt aber und in ganz beſonderem Grade Wien zum Vortheil. Und außerdem wird man unter allen Umſtänden die Erfahrung beſtätigt finden, daß der Ort, an dem man ununterbrochen ſich aufhält, daß die Menſchen, in deren Mitte man lebt,

unwillkürlich die Aufmerkſamkeit zunächſt auf ſich ziehen, daß ſie Theilnahme und Fürſorge in geſteigertem Maße erwecken.

Die Wahrheit des hier Geſagten wird Jedermann klar werden, der ſich zum Beiſpiel an die ganz außerordentlichen Leiſtungen der Kaiſerin zu Gunſten der Wiener Univerſität, der ſich an die von ihr vollzogene Gründung des Thereſianums, der orientaliſchen Akademie und der Akademie der bildenden Künſte erinnert. Auch das im Jahre 1775 errichtete Erziehungsinſtitut für Töchter von Offizieren, das Anfangs in St. Pölten ſich befand und im Jahre 1786 von Kaiſer Joſeph nach Hernals bei Wien verſetzt wurde, mag dieſer Kategorie zugezählt werden. Alle dieſe Anſtalten waren keineswegs für Wien allein, ſie waren für die ganze Monarchie berechnet und erſtreckten auch auf ſie ihre heilſame Wirkung. Und dennoch wird Niemand beſtreiten können, daß Wien aus ihrem Beſtande, ihrem Emporblühen und Gedeihen verhältnißmäßig noch größeren Nutzen zog als die übrigen öſterreichiſchen Länder.

Wie dem aber auch ſein mag, nachdem wir uns ſchon früher mit den Einrichtungen beſchäftigten, welche den Staat im Allgemeinen angingen, ſo ſoll jetzt nur mehr dasjenige in den Bereich unſerer natürlicher Weiſe nur ganz überſichtlichen Darſtellung gezogen werden, was deſſen einzelne Theile betraf. Wenn wir unter dieſer Vorausſetzung wie billig mit dem Mittelpunkte des Reiches, mit Wien beginnen, ſo muß vorausgeſchickt werden, daß dasjenige, was unter Maria Thereſia's Regierung für dieſe Stadt geſchah, ſich wohl ſo ziemlich nach allen Richtungen hin erſtreckte, welche hiebei überhaupt in Betracht kommen können. Machen wir mit den geiſtigen Intereſſen und den Wohlthätigkeitsacten den Anfang, ſo iſt, ganz abgeſehen von der ſo ausgiebigen Förderung der Wiener Univerſität, insbeſondere dasjenige ins Auge zu faſſen, was durch Gründung der erſten Normalſchule im Jahre 1771, dann durch Errichtung mehrerer Haupt- und Trivialſchulen für den Volksunterricht geſchah. In dem Waiſenhauſe wurden über vierhundert Kinder beiderlei Geſchlechtes unentgeltlich unterrichtet [1]), und dieſer Umſtand mochte nicht wenig dazu beitragen,

daß sich überhaupt dieses Institut der besonderen Fürsorge der Kaiserin erfreute. Hatte sie schon in den allerersten Jahren ihrer Regierung das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf bei Wien und die hiezu gehörigen Einkünfte zur Unterbringung der Armen gewidmet, so ließ sie im Jahre 1745 die Waisenmädchen dorthin versetzen. Im Jahre 1761 errichtete Maria Theresia eine Stiftung für hundert Soldatenkinder, und zwei Jahre später kaufte sie ausgedehnte Gebäude und Grundstücke, die sie dem Waisenhause in der Vorstadt Landstraße zum Geschenk machte. Im April 1767 wurden auch die Zöglinge der noch aus dem siebzehnten Jahrhunderte herrührenden Stiftung des Freiherrn von Chaos, deren Zahl von zwei und achtzig auf hundert vermehrt wurde, in das Waisenhaus übersiedelt [2]).

In einer gewissen Verbindung mit dem Waisenhause wird auch des Institutes für Taubstumme gedacht werden dürfen, welches nach dem Muster der gleichen, durch ihren Gründer, den Abbé de l'Epée so berühmt gewordenen französischen Anstalt, wenn auch Anfangs nur in sehr bescheidenen Grenzen errichtet wurde. Kaiser Joseph, der auf seiner Reise nach Paris im Jahre 1777 die persönliche Bekanntschaft des Abbé de l'Epée gemacht und sich von den überraschenden Erfolgen seiner Methode überzeugt hatte, sandte nach seiner Rückkehr den Priester der Wiener Erzdiözese Johann Friedrich Storck nach Paris, um dort die erforderlichen Studien zu machen. Im April 1779 wurde Storck ein Zimmer im Bürgerspitale eingeräumt, um mit dem Unterrichte der Taubstummen zu beginnen. Er selbst erhielt achthundert, sein Gehülfe May aber vierhundert Gulden Gehalt [3]).

Außer der schon an früherer Stelle erwähnten, im Jahre 1770 errichteten Real-Handlungsakademie [4]) wird auch die Thierarzneischule, zu der Maria Theresia im Jahre 1767 die erste Grundlage darbot, nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Im Jahre 1775 wurde in der Person des Doctors Adami ein eigener Lehrer für Thierarzneikunde angestellt, der der Bevölkerung bei Viehseuchen Rath und Hülfe angedeihen lassen sollte [5]).

Die Erklärung [illegible] **Bedeutung**, [illegible]
Aufgabe, [illegible]
Aufgabe, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

bauten geschehe. Als es um den Verkauf des ganz verfallenen Freisinger Hofes sich handelte, welchen der Hofbuchhändler von Trattner später in ein palastartiges Gebäude umwandelte, bat Kaunitz die Kaiserin, es möge im Interesse der Verschönerung der Stadt ein allgemein gültiges System festgesetzt werden, welchem künftighin die Façaden der neu zu errichtenden Häuser anzupassen wären. Zur Durchführung dieser Maßregel wäre eine eigene Commission, aus sachverständigen Architekten bestehend, niederzusetzen, bei welcher die Risse der neu zu erbauenden Häuser eingereicht werden sollten; die Façaden der letzteren müßten nach den von der Commission zu ertheilenden Vorschriften ausgeführt werden. Maria Theresia genehmigte diesen Antrag und erließ an die Hofkanzlei den ihm entsprechenden Befehl [8]). Und als es wirklich zum Baue des neuen Hauses gekommen war, rieth Kaunitz der Kaiserin, der Bitte Trattners um Gewährung eines Darlehens von hunderttausend Gulden zu willfahren. Denn ein Bürger der Stadt verdiene bei einem großen Unternehmen, welches zur Ehre, zur Schönheit und zum Nutzen derselben gereiche, schon an und für sich, und auch aus der ferneren Betrachtung alle mögliche Unterstützung, weil hiedurch auch noch andere Bürger zu ähnlichen Unternehmungen angeeifert würden [9]).

Die schon im Mai 1766 geschehene Eröffnung des Praters ist bereits an früherer Stelle erwähnt worden [10]). Neun Jahre später, am 30. April 1775 that Joseph, welchem Maria Theresia in dieser Beziehung ganz freie Hand ließ, einen zweiten, durchaus ähnlichen Schritt. Den kaiserlichen Lustgarten am linken Ufer des Donaucanals, früher die alte Favorite, später der Augarten genannt, hatte er beträchtlich verschönern lassen und räumte ihn nun der Bevölkerung ebenfalls ein.

„Wir waren", schrieb ihm Lacy am 6. Mai 1775, „vergangenen „Sonntag Alle im Augarten. Das Zuströmen aller Stände war „erstaunlich und bot inmitten der blühenden Bäume, die durch den „ganzen Garten einen köstlichen Geruch verbreiteten, ein sehr lachendes, „heiteres und fröhliches Schauspiel. Die Anordnung des Gartens und

„seine Bestimmung bildeten den Gegenstand der allgemeinen Bewunde-
„rung und der Lobpreisung des Geschmackes und der Güte Eurer
„Majestät“ [11]). Und nicht nur in den ersten Tagen nach Eröffnung des Augartens strömten die Wiener schaarenweise dorthin, sondern er wurde auch noch lange Zeit nachher, insbesondere seit der Kaiser selbst in einem der bescheidenen Gebäude, die sich dort befanden, seinen Sommeraufenthalt nahm, mit großer Vorliebe von ihnen besucht.

So wie Joseph im Augarten und im Laxenburger Lustschlosse, so weilte Maria Theresia am liebsten in Schönbrunn, dessen glänzendste Aera die Regierungszeit der Kaiserin war. Schon im Jahre 1744 [12]) begann der Umbau des Schlosses, bei welchem Maria Theresia keine Kosten gespart wissen wollte [13]); nach etwa sechs Jahren war es so ziemlich in seiner heutigen Gestalt vollendet. Der Plan rührte von dem Architekten Anton Paccassy her; der Baumeister Valmagini leitete die Ausführung. Das Hauptgebäude wurde um ein Stockwerk erhöht und mit der nach dem Schloßhofe herabführenden Doppeltreppe versehen. Die beiden Seitentracte wurden ganz neu erbaut, die Nebengebäude aber vollendet. Die innere Einrichtung des Schlosses wurde fast durchwegs neu beschafft.

Gleichzeitig mit dem Umbau des Schlosses begann auch die planmäßige Umgestaltung des dasselbe von drei Seiten umgebenden, weit ausgedehnten Parkes. So lang Maria Theresia lebte, wurde an diesen Anlagen gearbeitet, und zu wiederholten Malen finden sich Spuren des werkthätigen Antheils, den Fürst Kaunitz hieran nahm. „Ich trage Sorge dafür“, schrieb er der Kaiserin im Juli 1775, „wenigstens einen von zwei Tagen nach Schönbrunn zu gehen, um „die Ausführung dessen zu überwachen, wovon Eure Majestät mir „den Wunsch ausdrückten, daß ich es während Ihrer Abwesenheit „in Bezug auf die Statuen im Parterre und auf die zwei ersten „Rampen des Berges ausführen lasse. Auf dem Punkte, auf welchem „wir uns befinden, zähle ich darauf, daß Sie bei Ihrer Rückkehr dieß „Alles fertig finden werden. Und es wird mir nichts zu wünschen

„übrig bleiben, wenn Eure Majestät mit dem zufrieden sind, was Sie „sehen werden" [14]).

Die Abwesenheit der Kaiserin, von welcher Kaunitz sprach, war durch die Fahrt derselben nach Wiener-Neustadt, um in der Nähe dieser Stadt den aus Mailand kommenden Erzherzog Ferdinand und dessen Gemalin zu begrüßen, so wie durch den hierauf folgenden Aufenthalt des Hofes in Laxenburg verursacht worden. Maria Theresia aber beantwortete die Zeilen des Staatskanzlers mit den folgenden Worten:

„Ich kenne die Mühe, die Sie sich geben, und seien Sie über„zeugt, daß ich deren ganzen Werth zu würdigen weiß. Dieser schöne „Garten, der allein Ihr Werk ist, wird mir dadurch nur um so „lieber" [15]).

In demselben Jahre 1775 wurde auch der Bau der Gloriette vollendet, welche den Berg krönt, von dem in dem Briefe des Fürsten Kaunitz an Maria Theresia gesprochen wird. Unabläßig und mit fortwährender Theilnahme des Fürsten dauerten die Verschönerungsarbeiten fort. „Da gutes Wetter ist", schrieb ihm einmal Maria Theresia, „möchte ich Sie veranlassen, nur einen Blick auf Schön„brunn zu werfen, um den Platz, auf welchem das Bassin angebracht „wird, zu sehen und zu prüfen, ob dasselbe nicht allzunah vom Hause „und zu sehr in die Länge gezogen ist; man könnte noch abhelfen. „In den kleinen wie in den großen Dingen bin ich nur ruhig, wenn „ich Ihre Zustimmung erhielt" [16]). Noch im Todesjahre der Kaiserin kam das große Bassin, von dem hier die Rede ist, sammt der Neptunsgruppe, einer der schönsten Zierden des Parkes zu Stande.

Maria Theresia hegte den leicht begreiflichen Wunsch, auch Eigenthümerin der zunächst des Schlosses gelegenen Gebäude und Grundstücke zu werden. Wie dieß zu allen Zeiten geschah, machten sich auch damals der Eigennutz und die Habsucht der Menschen in recht häßlicher Weise bemerkbar. Die Eheleute Pichler verlangten für ein unbedeutendes Haus, die sogenannte obere Mühle, den für jene Zeit sehr beträchtlichen Preis von zehntausend Gulden; er war sogar

der immer zur Großmuth neigenden Kaiserin zu hoch. „ich finde", schrieb sie auf den Bericht des Kreishauptmannes Freiherrn von Pilati, „exorbitant den preys; ob man es um 9000 f. haben könte, will „ich es nehmen; sehen die sach auszumachen, aber abdrucken möchte „ich es nicht" [17]).

Die gleiche Gesinnung bethätigte Maria Theresia auch bei der Erwerbung einer der Gemeinde Hietzing gehörigen Viehweide, für welche im Tauschwege ein anderes Grundstück im Werthe von fünfzehnhundert Gulden verlangt wurde. „nur zu sehen", befahl die Kaiserin dem mit der Verhandlung betrauten Freiherrn von Mannagetta, „damit alle leüt, besonders die gemeinde, zufrieden sey, wann „ich auch was mehrers zahlen sollte als werth ist." Diese letztere Bemerkung wurde denn auch richtig zur Veranlassung, daß die Gemeinde zweitausend Gulden und noch andere Vortheile verlangte. Ihre Begehren wurden gleichwohl genehmigt [18]).

Geringere Vorliebe als für Schönbrunn hegte Maria Theresia für Laxenburg, obgleich sie auch dort sehr häufig einen vorübergehenden Aufenthalt nahm. Von dem Augenblicke angefangen, als ihre Tochter Marie und deren Gemal Prinz Albert von Sachsen in Preßburg residirten, kam sie auch ziemlich oft nach Schloßhof, jener Schöpfung Eugens von Savoyen, die nun im Sommer von der Erzherzogin und dem Prinzen bewohnt wurde. Sonst war noch Wiener-Neustadt ein Zielpunkt nicht gerade seltener Ausflüge der Kaiserin. Sie wohnte dort jedesmal im Stifte der Cisterzienser, aber ihr Besuch galt ihrer Lieblingsanstalt, der Militärakademie, und noch viele Jahrzehnte nach dem Tode der Kaiserin lebte die dankbarste Erinnerung an sie in den Herzen und Gemüthern wackerer Kriegsleute fort, denen das Andenken an die wahrhaft mütterliche Theilnahme, welche Maria Theresia ihnen als Zöglingen der Neustädter Akademie hatte zu Theil werden lassen, aufs tiefste eingeprägt war.

Was übrigens die Einflußnahme der Kaiserin auf das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns als solches angeht, so hat

hiefür dasjenige, was früher von den österreichischen Provinzen im Allgemeinen gesagt wurde, ganz besondere Geltung. All die Reformen auf den verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung und der Verwaltung, deren im Hinblick auf die ganze Monarchie oder wenigstens auf die deutschösterreichischen Länder schon Erwähnung geschah, kamen auch in Niederösterreich zur Ausführung und brachten hier gleichfalls die wohlthätigsten Wirkungen hervor. Zieht man die Zeit nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens in Betracht, so waren die Statthalter Schrattenbach und Seilern, denen wir im Verlaufe dieser geschichtlichen Darstellung schon oftmals begegnet sind, die Werkzeuge zur Durchführung dieser Maßregeln, insofern sie Niederösterreich betrafen. Erst im Jahre 1779 erhielt, wie gleichfalls schon erwähnt wurde [19]), der bisherige Vicestatthalter Graf Joseph Herberstein den Posten des zum Präsidenten der Obersten Justizstelle beförderten Statthalters Seilern. In die Zeit der Amtswirksamkeit Herbersteins fällt eine Verfügung der Kaiserin, die sich ausnahmsweise auf Niederösterreich allein bezog, und die hier nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden kann.

Die Schuld des Staates an die niederösterreichischen Stände für Darlehen, welche sie ihm bis zum Ende des siebenjährigen Krieges vorgestreckt hatten, war auf nicht weniger als sechzehn Millionen Gulden gestiegen. Zur Rückzahlung dessen, was bisher an dieser Schuld noch nicht abgetragen worden war, glaubte man ausgiebigerer Mittel zu bedürfen, als durch die bisherigen, wenn auch sehr drückenden Steuern aufgebracht werden konnten. Es wurde daher der Vorschlag gemacht, und er scheint von einer der besonderen Vertrauenspersonen der Kaiserin, dem Hofrathe von Greiner ausgegangen zu sein, in Niederösterreich die sogenannte Trankſteuer, d. i. eine Verzehrungssteuer auf geistige Getränke jeder Art einzuführen, wie eine solche in Mähren bereits bestand. Um jedoch der neuen Steuer bei der Bevölkerung leichter Eingang zu verschaffen und sie ihr weniger drückend erscheinen zu lassen, dachte man dagegen eine ganze Reihe geringerer Abgaben, deren Gesammterträgniß ziemlich weit hinter dem zurückblieb, was man sich von der Trankſteuer versprach, fallen zu lassen [20]). Es

„publici ausfalete. eben darum besorge mein gignon oder unthättigkeit „in allen" [24]).

Der Standpunkt der Kaiserin in dieser Angelegenheit war auch so ziemlich derjenige ihres Sohnes. Wie Maria Theresia an Greiner schrieb, erklärte der Kaiser, er wolle nur dann kein Bedenken gegen die Trankſteuer erheben, wenn ausreichend dargethan wäre, daß sie dem Unterthan zur Erleichterung und nicht zum Nachtheil gereiche [25]). Um diesen Punkt drehte sich denn auch hauptsächlich der ganze mit so viel Erbitterung geführte Streit. Nur allzuleicht war Greiner geneigt, wie es ja auch noch heut zu Tage in Oesterreich und anderswo leidige Gewohnheit ist, an seinen Gegnern nicht die redliche Absicht und Ueberzeugung zu respectiren, sondern ihrer Handlungsweise unlautere und eigennützige Beweggründe unterzuschieben. Und wo er das nicht kann, sucht er die Kaiserin mit Mißtrauen gegen die Einsicht und die Sachkenntniß seiner Widersacher zu erfüllen.

Auch der Präsident der Hofkammer, Graf Leopold Kolowrat zählte zu den letzteren, während die Hofkanzlei auf Greiners Seite für Einführung der Trankſteuer stritt. „Die Kanzley, sollte ich meynen", schrieb Greiner hierüber an Maria Theresia, „müßte doch „besser als der Graf Kollowrath, der nur ein Böhmischer Cavallier „ist, wissen was dem Lande Oesterreich vortheilhaft ist. Und so weit „kann sie sich doch nicht irren, daß das, was sie für das Land als „den wesentlichsten Nutzen Eurer Majestät anpreiset, von dem Grafen „Kollowrath als höchst nachtheilig für eben dasselbe Land zu seyn, „grundhältig bewiesen werden könnte. Wenn das möglich wäre, so „müßten Eure Majestät die ganze Kanzlei und das ganze Verordneten-„Collegium mit Schimpf und Schand cassiren. Ich wenigstens unter-„werfe mich der Erste diesem Paroli" [26]).

Wenn Greiner die Meinung des Collegiums der landständischen Verordneten von Niederösterreich zu Gunsten der von ihm vertretenen Sache anführte, so konnte er für dieselben in der That die Voraussetzung größtmöglicher Sachkenntniß in Anspruch nehmen. Und wirklich mochte er damals schon wissen, daß die Verordneten sich dahin geeinigt

hatten, den Antrag wegen Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich vor den Landtag zu bringen und bei demſelben zu unterſtützen. Aber vollkommen gewiß war er des Ausganges der ganzen Angelegenheit doch nicht. Insbeſondere ſchien ihm Graf Anton Pergen, der nach ſeiner Rückkehr aus Galizien zum Landmarſchall von Niederöſterreich ernannt worden war, nicht der geeignete Mann, den etwa widerſtrebenden Mitgliedern der Stände durch ſein Auftreten zu imponiren; ja er beſchuldigte ihn in wahrhaft draſtiſchen Ausdrücken der Muthloſigkeit. „Wäre der Landmarſchall Graf Pergen", ſchrieb er über ihn an Maria Thereſia, „beherzter, und geriethe er nicht bei „jedem Zufalle wie ein gebährendes Weib in eigentliche Wehen, ſo „wären noch manche Auswege, allein er iſt nun einmal ſo und man „muß Geduld haben" [27]). Und als es um die ſtändiſche Sitzung ſich handelte, in welcher der entſcheidende Beſchluß gefaßt wurde, berichtete Greiner: „Sie ging noch ſo ziemlich ruhig. Graf Pergen hat ſich „ganz außerordentlich darauf geforchten, und da er mich geſtern vor „der Sitzung zu ſich holen ließ, ſo fand ich ihn faſt mit einem Fieber „behaftet, ſo außerordentlich wallte ihm das Blut. Der Geißler war „blaß vor Angſt, und ich konnte mich kaum des Lachens enthalten. „So ſehr hat es dem Grafen Sinzendorf gelungen, mit ſeiner Heftig„keit Alles in Furcht zu ſetzen" [28]).

Johann Georg von Geißler, von dem Greiner hier ſpricht, war Adminiſtrator des Trankſteuergefälls in Mähren und dazu auserſehen, deſſen Einführung in Niederöſterreich zu leiten. Während Maria Thereſia offen erklärte, daß ſie kein Vertrauen in ihn ſetze [29]), wurde er von Greiner energiſch unterſtützt. Graf Proſper Sinzendorf aber, welchen Greiner als den erbittertſten Widerſacher der Trankſteuer hinſtellt, war niederöſterreichiſcher Regierungsrath und Mitglied der Stände. Doch finden wir nicht, daß in der Sitzung der Letzteren vom 26. Jänner 1780, in welcher der entſcheidende Beſchluß gefaßt wurde, gerade Sinzendorf es war, von welchem der Widerſpruch ausging. Derſelbe wurde vielmehr von den Prälaten, insbeſondere den Aebten von Melk, von Göttweih und des Schottenſtiftes erhoben. Nicht mit Unrecht wieſen ſie auf die ſehr große Verſchiedenheit der Verhältniſſe

„seine Bestimmung bildeten den Gegenstand der allgemeinen Bewunde-
„rung und der Lobpreisung des Geschmackes und der Güte Eurer
„Majestät“ [11]). Und nicht nur in den ersten Tagen nach Eröffnung
des Augartens strömten die Wiener schaarenweise dorthin, sondern
er wurde auch noch lange Zeit nachher, insbesondere seit der Kaiser
selbst in einem der bescheidenen Gebäude, die sich dort befanden,
seinen Sommeraufenthalt nahm, mit großer Vorliebe von ihnen
besucht.

So wie Joseph im Augarten und im Laxenburger Lustschlosse,
so weilte Maria Theresia am liebsten in Schönbrunn, dessen glänzendste
Aera die Regierungszeit der Kaiserin war. Schon im Jahre 1744 [12])
begann der Umbau des Schlosses, bei welchem Maria Theresia keine
Kosten gespart wissen wollte [13]); nach etwa sechs Jahren war es so
ziemlich in seiner heutigen Gestalt vollendet. Der Plan rührte von
dem Architekten Anton Paccassy her; der Baumeister Valmagini leitete
die Ausführung. Das Hauptgebäude wurde um ein Stockwerk erhöht
und mit der nach dem Schloßhofe herabführenden Doppeltreppe ver-
sehen. Die beiden Seitentracte wurden ganz neu erbaut, die Neben-
gebäude aber vollendet. Die innere Einrichtung des Schlosses wurde
fast durchwegs neu beschafft.

Gleichzeitig mit dem Umbau des Schlosses begann auch die
planmäßige Umgestaltung des dasselbe von drei Seiten umgebenden,
weit ausgedehnten Parkes. So lang Maria Theresia lebte, wurde an
diesen Anlagen gearbeitet, und zu wiederholten Malen finden sich
Spuren des werkthätigen Antheils, den Fürst Kaunitz hieran nahm.
„Ich trage Sorge dafür“, schrieb er der Kaiserin im Juli 1775,
„wenigstens einen von zwei Tagen nach Schönbrunn zu gehen, um
„die Ausführung dessen zu überwachen, wovon Eure Majestät mir
„den Wunsch ausdrückten, daß ich es während Ihrer Abwesenheit
„in Bezug auf die Statuen im Parterre und auf die zwei ersten
„Rampen des Berges ausführen lasse. Auf dem Puntte, auf welchem
„wir uns befinden, zähle ich darauf, daß Sie bei Ihrer Rückkehr dieß
„Alles fertig finden werden. Und es wird mir nichts zu wünschen

und nicht ohne Erfolg denjenigen widersprach, welche Geißlers Vorschläge einfach annehmen wollten. So wie der Präsident der Hofkammer, Graf Kolowrat, scheint auch derjenige der Hofrechnungskammer, Graf Franz Anton Khevenhüller dem neuen Projecte abgeneigt gewesen zu sein, und im Staatsrathe trat ihm außer Hatzfeldt auch noch Kreßl entgegen. Allerdings trug Greiner kein Bedenken, auch gegen den Letzteren den schon wider Kolowrat erhobenen Vorwurf zu wiederholen, daß er das Land Niederösterreich nur sehr wenig kenne. Und selbst diejenigen, welche seinen Anschauungen beistimmten, erfuhren seinen Tadel, wenn sie nach seiner Meinung zu lau und zu lässig waren in der Vertheidigung einer von ihm so hochgehaltenen Sache. „Der „Oberste Kanzler", sagt er von seinem eigenen Chef, dem Grafen Blümegen, „soutenirt niemalen eine Sache mit Heftigkeit, und die „Andern sprechen mit Hitze eher tausend Worte als er eines sagt. „Was kann ich da für einen Fortgang versprechen? Wenn nur „erst das Gutachten der Kanzley abgegeben wäre, dann mögen „zehn Sinzendorf dagegen lärmen, das solle mir nichts verschlagen. „Aber gleich beim ersten Schritte kann ich mich nicht so anfallen „lassen" [33]).

Es ist ohne Zweifel ungemein bezeichnend für die Freiheit der Meinungsäußerung, welche Maria Theresia den Männern gestattete, von deren Vertrauenswürdigkeit sie überzeugt war, wenn man sieht, wie Greiner mit seinen Vorwürfen sogar die Kaiserin selbst nicht verschonte. Aus den schon angeführten so wie aus anderen zahlreichen Kundgebungen derselben weiß man, daß sie die Einführung der Tranksteuer wünschte und sich günstigen Erfolg von ihr versprach. „er hat „mit einer starcken partey zu thun; nur still und langsam;" — „lasse er die Sache noch nicht sinken, habe beeden Finanzpresidenten „gestern bang gemacht, leyder sind sie nicht die grösten zu über„winden; — ich werde gewis niemand nichts sagen, ligt mir zu vill „daran"; aus diesen und ähnlichen Bemerkungen der Kaiserin ist zu entnehmen, daß sie mit ihren Sympathien auf Greiners Seite stand. Da sie jedoch, nach seiner Auffassung wenigstens, nicht entschieden genug für dieselbe eintrat und ihrer Gewohnheit nach vor einer

definitiven Entscheidung auch noch andere Stimmen zu hören begehrte, war Greiner hierüber nicht wenig betroffen und verhehlte ihr das in gar keiner Weise. Als Graf Blümegen ihm mittheilte, die Kaiserin sei durch eine mündliche Vorstellung des Grafen Sinzendorf zu dem Befehle bewogen worden, daß unter Blümegens Vorsitze mit Zuziehung Kolowrats, Pergens und Sinzendorfs eine Berathung über die Modalitäten der Einführung der Trankſteuer abgehalten werden solle, da schrieb Greiner an Maria Theresia die folgenden Worte:

„Eine Blase, allergnädigste Frau, schwimmt gewiß ober dem „Wasser; an dieser Wahrheit wird gewiß kein Mensch zweifeln. Wenn „ich aber dieser Blase ein Gewicht von mehreren Pfunden anhänge, „so wird dieses sie unter das Wasser hinabziehen und die Blase wird „untergehen, so gewiß sie auch mit einem proportionirten Gewichte „oben auf geschwommen wäre. Die Trankſteuer wird gewiß, und „gewiß mit Nutzen eingeführt werden, so gewiß als die Blase schwimmt. „Wenn aber Eure Majestät mir zween schwere Gewichte an die Arme „binden, so versint ich mit der Trankſteuer wie die Blase, von der ich „geredet habe" [31]).

Noch höher stieg der Ingrimm Greiners, als er den Verdacht schöpfte, Kolowrat und Khevenhüller wollten die Verhandlung über die Modalitäten, unter denen die Trankſteuer in Niederösterreich eingeführt werden sollte, dazu benutzen, um noch nachträglich die ganze Sache zum Falle zu bringen. Er schrieb diese Haltung der beiden Präsidenten ihrem vermeintlichen Aerger zu, daß die Verwaltung der Trankſteuer den niederösterreichischen Ständen mit der Versicherung zugesprochen worden war, sie würden hiebei nur von der Hofkanzlei und nicht von den Finanzstellen abhängig sein. „Ach hätten Eure „Majestät", schrieb er der Kaiserin, „meine allerunterthänigste Bitte „erfüllt und den Kammerpräsidenten bloß angewiesen, sammt dem „Grafen Khevenhüller sich bloß über das quomodo in der Zusammen„tretung mit der Kanzlei zu äußern. Ich weiß es gewiß, wir wären „ohne großen Widerspruch weggekommen. Ich bin gleich erschrocken,

„wie mir der Oberste Kanzler sagte, Eure Majestät hätten eine „besondere Meinung von den Finanzstellen gefordert. Und ich sah „wohl vor, daß sie diese ihnen dadurch gegebene Gelegenheit, ihre „Galle auszuschütten, nicht ungenützt lassen würden. Jetzt wird es „viermal härter seyn, auszulangen, weil sie eine einmal gegebene „Meinung nicht werden redressiren wollen. Ich habe nichts zu verlieren „und nichts zu gewinnen, ob die Trankſteuer eingeführt oder die alten „Abgaben belassen werden. Aber das weiß ich gewiß, daß durch die „Trankſteuer die Unterthanen erleichtert, die Stände erhalten und „Alles veranlaßt werden würde, die Allerhöchste Milde zu segnen. „Ich weiß aber auch gewiß, daß wenn das nicht geschieht, das Erz„herzogthum Niederösterreich nicht mehr im Stande ist, die auf solches „überspannten Anlagen zu tragen, und daß Eure Majestät, wie „in Böhmen und Mähren schon geschehen, beträchtliche Nachlässe „machen müssen" [35]).

So wie für die Einführung der Trankſteuer überhaupt, so kämpfte Greiner auch dafür, daß sie in der Art und Weise vor sich gehe, in der sie in Mähren mit günstigem Erfolge durchgeführt worden war, während die niederösterreichischen Stände zumeist auf Sinzendorfs Antrieb andere Vorschläge machten. Ja Greiner bat dringend, daß Ersteres ohne längere Verzögerung geschehe, und daß der 1. Juni 1780 als der Tag festgesetzt werde, von welchem angefangen die neue Steuer in Wirksamkeit trete [36]). Er hatte die Genugthuung, daß auch Fürst Kaunitz seiner Anschauung zustimmte [37]), und diesem mächtigen Beistande mag es nicht am wenigsten zuzuschreiben sein, wenn der Antrag der Stände abgelehnt wurde und endlich der ganze Widerstand gegen das neue Steuerproject allmälig erlahmte. „Nun habe ich das Vergnügen gehabt", schrieb Greiner der Kaiserin, „zu sehen, daß die ehemaligen Feinde der Trankſteuer, Graf Kheven„hüller, Graf Kollowrath und Hofrath Peter Bolza für dieses neue „Gefäll aus einem ganz anderen Tone sprechen". Maria Theresia aber erwiederte hierauf in der ihr eigenen charakteristischen Weise bloß die wenigen Worte: „ist indessen schon was. bestand wüntsche" [38]). Und da Greiner gleichzeitig ermächtigt worden war, die Ausarbeitungen

zu vollenden, welche zu wirklicher Einführung der Trankſteuer noch geliefert werden mußten, zeigte er der Kaiſerin die Erfüllung dieſer Aufgabe mit den Worten an: „Heute morgens bin ich mit Allem „fertig geworden, was die Einleitung der Trankſteuer betrifft. Alle „Expeditionen laufen dieſen Nachmittag, und mir iſt als ob ich wie „ein dem Ertrinken naher Menſch dem Waſſer entſchwommen wäre. „Aber ich habe gerudert wie ein Galliot“ [39]).

Noch einen gewaltigen Schrecken mußte Greiner in dieſer Sache erleben; er beſtand darin, daß Maria Thereſia den Entwurf des zu erlaſſenden Patentes dem Staatsrathe zur Begutachtung mittheilte. „Ueber dieſe Zeitung“, ſchrieb er der Kaiſerin, „bin ich um alle „Courage gekommen. Ich bin ſicher, daß Baron Kröſel und Graf „Hatzfeld zwanzig Anſtände machen werden, ja müſſen, weilen die „ganze Sache gegen ihre Meynung decidirt worden iſt. Durch dieſe „Anſtände wird die ganze Anliegenheit der Trankſteuer in neue Ver„wirrung gebracht und Alles gehindert werden. Die Widerſacher „werden Zeit gewinnen, friſche Einwendungen zu machen, und endlich „werden meine Kräfte gegen Alle zu kurz werden. Das Patent kann „nicht anders gefaßt werden als es die vorgeſchriebenen Modalitäten „erfordern, und man hat es nur um die Allerhöchſte Beſtätigung „hinauf gegeben. Wenn Eure Majeſtät über dieſes ſo gänzlich er„ſchöpfte, ſo gewaltig angefochtene, ſo klar bewieſene und gegen tauſend „Einwürfe glücklich verfochtene Geſchäft und von der ganzen Kanzley „berichtigte Patent noch einen Zweifel hatten, ſo hätte ich gewunſchen, „daß nur der Fürſt Kaunitz darüber vernommen worden wäre. Nun „kommen wir gewiß zu keinem Patent, mithin iſt gar nicht zu hoffen, „daß wir a prima Junij anfangen werden. Ich thue Alles und mehr „als jemals ein einzelner Menſch in ſolcher Anliegenheit gethan hat. „Wenn ich aber das Patent nicht hinausbringen und dadurch den „auch in tauſend Zweifel verſunkenen Grafen Pergen nicht ſtärken „oder ſchweigen machen kann, ſo weiß ich mir nicht zu helfen. Ich „bitte Eure Majeſtät allerunterthänigſt um Vergebung über dieß „Klaglied Jeremiä, aber ich bin gewiß in der größten Verlegenheit „und Sorgen. Wollte Gott, daß ich mich vergebens geſorgt hätte“ [40]).

Und in der That, der Erfolg war günſtiger, als Greiner noch im letzten Augenblicke zu hoffen gewagt hatte. „er wird ſchonn ſein „patent haben", antwortete ihm Maria Thereſia auf ſeine vorſtehenden Zeilen: „mit auslaſſung deren wenigen worten, die ausbleiben „müſſen ad captandam benevolentiam." Vom 1. Mai 1780 war das ungemein weitläufige Patent datirt, welches die Kaiſerin wegen Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich erließ. Wie Greiner es ſo ſehnlich gewünſcht, ſollte die neue Abgabe vom 1. Juni 1780 angefangen in Kraft treten, während die zu beſeitigenden Steuern mit dem gleichen Tage erloſchen [41]). Geißler wurde zum Adminiſtrator des Trankſteuergefälls in Niederöſterreich ernannt, doch behielt er gleichzeitig dieſelbe Stelle auch in Mähren. Eine Hofcommiſſion, aus Mitgliedern der Stände und der niederöſterreichiſchen Regierung gebildet, ſollte die Leitung der ganzen Angelegenheit beſorgen [42]).

Wie ſehr es der Kaiſerin Ernſt war mit der Abſicht, die neue Steuer nicht etwa zu einer Mehrbelaſtung der Bevölkerung werden zu laſſen, bewies ſie auch dadurch, daß ſie nach Einführung derſelben ſorgſam darüber zu wachen ſich bemühte, daß nicht durch irgend welchen Mißbrauch eine Bedrückung der Betheiligten entſtehe. „die „wirth geben", ſchrieb ſie einmal an Greiner, „um ein halben und „ganzen kreuzer dem wein höcher, das iſt nicht zu geſtatten; vor ſie „iſt geföhl nicht" [43]).

Trotz dieſer gutgemeinten Abſicht der Kaiſerin zeigte es ſich jedoch bald, daß die Vorausſetzungen, unter denen man die Trankſteuer in Niederöſterreich eingeführt hatte, nicht ganz in Erfüllung gingen. In Bezug auf ihr Erträgniß war dieß freilich der Fall, und ſo reichlich war dasſelbe, daß man gegen Ende des Jahres 1780 ſich mit dem Gedanken beſchäftigte, ſie in Anbetracht dieſes günſtigen Ergebniſſes auch in Steiermark ins Leben zu rufen. Aber man konnte ſich doch auch nicht verhehlen, daß die Bevölkerung von Niederöſterreich ſich mit der neuen Steuer nur wenig befreundete, ja daß ſie nicht nur in Wien, ſondern im ganzen Lande nur ungern ertragen wurde. Faſt um die Hälfte ſtieg der Preis der Getränke, an welche

„publici ausfalete. eben darum besorge mein gignon oder unthättigkeit „in allen" [24]).

Der Standpunkt der Kaiserin in dieser Angelegenheit war auch so ziemlich derjenige ihres Sohnes. Wie Maria Theresia an Greiner schrieb, erklärte der Kaiser, er wolle nur dann kein Bedenken gegen die Trankſteuer erheben, wenn ausreichend dargethan wäre, daß sie dem Unterthan zur Erleichterung und nicht zum Nachtheil gereiche [25]). Um diesen Punkt drehte sich denn auch hauptsächlich der ganze mit so viel Erbitterung geführte Streit. Nur allzuleicht war Greiner geneigt, wie es ja auch noch heut zu Tage in Oesterreich und anderswo leidige Gewohnheit ist, an seinen Gegnern nicht die redliche Absicht und Ueberzeugung zu respectiren, sondern ihrer Handlungsweise unlautere und eigennützige Beweggründe unterzuschieben. Und wo er das nicht kann, sucht er die Kaiserin mit Mißtrauen gegen die Einsicht und die Sachkenntniß seiner Widersacher zu erfüllen.

Auch der Präsident der Hofkammer, Graf Leopold Kolowrat zählte zu den letzteren, während die Hofkanzlei auf Greiners Seite für Einführung der Trankſteuer stritt. „Die Kanzley, sollte ich meynen", schrieb Greiner hierüber an Maria Theresia, „müßte doch „besser als der Graf Kollowrath, der nur ein Böhmischer Cavallier „ist, wissen was dem Lande Oesterreich vortheilhaft ist. Und so weit „kann sie sich doch nicht irren, daß das, was sie für das Land als „den wesentlichsten Nutzen Eurer Majestät anpreiset, von dem Grafen „Kollowrath als höchst nachtheilig für eben dasselbe Land zu seyn, „grundhältig bewiesen werden könnte. Wenn das möglich wäre, so „müßten Eure Majestät die ganze Kanzlei und das ganze Verordneten- „Collegium mit Schimpf und Schand cassiren. Ich wenigstens unter- „werfe mich der Erste diesem Paroli" [26]).

Wenn Greiner die Meinung des Collegiums der landständischen Verordneten von Niederösterreich zu Gunsten der von ihm vertretenen Sache anführte, so konnte er für dieselben in der That die Voraussetzung größtmöglicher Sachkenntniß in Anspruch nehmen. Und wirklich mochte er damals schon wissen, daß die Verordneten sich dahin geeinigt

hatten, den Antrag wegen Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich vor den Landtag zu bringen und bei demſelben zu unterſtützen. Aber vollkommen gewiß war er des Ausganges der ganzen Angelegenheit doch nicht. Insbeſondere ſchien ihm Graf Anton Pergen, der nach ſeiner Rückkehr aus Galizien zum Landmarſchall von Niederöſterreich ernannt worden war, nicht der geeignete Mann, den etwa widerſtrebenden Mitgliedern der Stände durch ſein Auftreten zu imponiren; ja er beſchuldigte ihn in wahrhaft draſtiſchen Ausdrücken der Muthloſigkeit. „Wäre der Landmarſchall Graf Pergen", ſchrieb er über ihn an Maria Thereſia, „beherzter, und geriethe er nicht bei „jedem Zufalle wie ein gebährendes Weib in eigentliche Wehen, ſo „wären noch manche Auswege, allein er iſt nun einmal ſo und man „muß Geduld haben" [27]). Und als es um die ſtändiſche Sitzung ſich handelte, in welcher der entſcheidende Beſchluß gefaßt wurde, berichtete Greiner: „Sie ging noch ſo ziemlich ruhig. Graf Pergen hat ſich „ganz außerordentlich darauf geforchten, und da er mich geſtern vor „der Sitzung zu ſich holen ließ, ſo fand ich ihn faſt mit einem Fieber „behaftet, ſo außerordentlich wallte ihm das Blut. Der Geißler war „blaß vor Angſt, und ich konnte mich kaum des Lachens enthalten. „So ſehr hat es dem Grafen Sinzendorf gelungen, mit ſeiner Heftig„keit Alles in Furcht zu ſetzen" [28]).

Johann Georg von Geißler, von dem Greiner hier ſpricht, war Adminiſtrator des Trankſteuergefälls in Mähren und dazu auserſehen, deſſen Einführung in Niederöſterreich zu leiten. Während Maria Thereſia offen erklärte, daß ſie kein Vertrauen in ihn ſetze [29]), wurde er von Greiner energiſch unterſtützt. Graf Proſper Sinzendorf aber, welchen Greiner als den erbittertſten Widerſacher der Trankſteuer hinſtellt, war niederöſterreichiſcher Regierungsrath und Mitglied der Stände. Doch finden wir nicht, daß in der Sitzung der Letzteren vom 26. Jänner 1780, in welcher der entſcheidende Beſchluß gefaßt wurde, gerade Sinzendorf es war, von welchem der Widerſpruch ausging. Derſelbe wurde vielmehr von den Prälaten, insbeſondere den Aebten von Melk, von Göttweih und des Schottenſtiftes erhoben. Nicht mit Unrecht wieſen ſie auf die ſehr große Verſchiedenheit der Verhältniſſe

man nun einmal gewöhnt war und deren auch nur theilweise Entbehrung man als ein schweres Opfer empfand. Hiezu kam noch, daß ein Theil der aufgehobenen Steuern, wie z. B. diejenige auf die Pferde, bisher nur von den bemittelten Classen getragen worden war. Die Einführung der Trankſteuer gab daher auch einen wenigſtens ſcheinbaren Anlaß, über eine Mehrbelaſtung der Armen zu Gunſten einer Erleichterung der Reichen zu klagen[44]). Und wirklich kam es im Gegenſatze zu den Erwartungen Greiners ſo weit, daß ſtatt der ſo zuverſichtlich verheißenen Segnungen von Seite des Volkes, die Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich mit Recht als die einzige Maßregel bezeichnet wurde, welche der ſonſt ſo tief eingewurzelten Anhänglichkeit der Bevölkerung an Maria Thereſia einigen Abbruch that[45]).

Die Wahrnehmung, daß Alles, was die Provinz als ſolche angeht, in Wien geringere Beachtung findet und weniger Eindruck hervorbringt als in den übrigen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie, war ſchon zur Zeit der Kaiſerin Maria Thereſia gerade ſo berechtigt, wie ſie dieß noch heut zu Tage iſt. In erſter Linie das Reich und in zweiter die Stadt: das ſind die beiden Brennpunkte, denen in Wien die öffentliche Aufmerkſamkeit am meiſten ſich zuwendet und um derentwillen dem, was auf das Land Niederöſterreich ſich bezieht, nur geringere Beachtung zu Theil wird. So wurde es in Wien kaum bemerkt, als in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Ausländer, der aus Schleſien eingewanderte Heinrich Wilhelm Freiherr von Haugwitz, als Präſident der Repräſentation und Kammer an der Spitze der niederöſterreichiſchen Landesregierung ſtand. Im Lande Oeſterreich ob der Enns brachte es dagegen einen recht ungünſtigen Eindruck hervor, als der gleiche Poſten ebenfalls einem Ausländer, dem Grafen Franz Reinhold von Andler und Witten zu Theil wurde. Allerdings war er ein rechtſchaffener Mann, aber er kannte das Land und ſeine Bevölkerung, ſeine Rechte und Gewohnheiten nicht[46]). Da er auch als Landeshauptmann den Vorſitz in den Verſammlungen der Landſtände führte, machten ſich dieſe Mängel doppelt bemerkbar. Und ſie wurden um ſo bitterer empfunden,

als gleichzeitig jene Beſchränkungen der bisherigen Wirkſamkeit der Stände in Kraft traten, welche allerdings im allgemeinen Intereſſe gelegen ſein mochten, die den Ständen ſelbſt aber und der ſehr großen Anzahl von Perſonen, die von ihnen abhingen oder ſonſt in näherer Beziehung zu ihnen ſtanden, ebenſo unwillkommen waren, als ſie dieſelben für ungerecht und unheilbringend anſahen.

Eine andere Gruppe öſterreichiſcher Länder als die Erzherzogthümer unter und ob der Enns bildeten die Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain, welche zugleich mit den gefürſteten Grafſchaften Görz und Gradisca auch unter der Bezeichnung „Inneröſterreich" als ein Ganzes zuſammengefaßt wurden. In der Zeit zwiſchen dem Abſchluſſe des Aachner und des Hubertsburger Friedens finden wir eine inneröſterreichiſche Regierung, als deren Präſident eine Reihe von Jahren hindurch Graf Corbinian Saurau fungirte; ſie hatte jedoch nur die Leitung der Juſtizgeſchäfte für alle drei Herzogthümer zu beſorgen. Jedes derſelben beſaß ſeine eigene Repräſentation und Kammer ſowie ſein eigenes Landrecht.

Nach Beendigung des Kampfes gegen Preußen ging auch in dieſer Beziehung eine durchgreifende Veränderung vor. Ein kaiſerlich königliches Gubernium in den inneröſterreichiſchen Landen wurde eingeſetzt und Graf Johann Wildenſtein zu deſſen Präſidenten ernannt. Aber es gab neben ihm noch fortan die inneröſterreichiſche Regierung unter dem Grafen Karl Thomas von Breuner, dann Landeshauptmannſchaften in Steiermark, Kärnten und Krain unter den Grafen Leopold Herberſtein, Gottfried Heiſter und Heinrich Auersperg; unter letzterem ſtanden auch Görz, Gradisca und Trieſt.

Selbſtverſtändlich gingen im Laufe der Jahre in der Beſetzung dieſer Poſten, ja in ihnen ſelbſt mannigfache Veränderungen vor; ſo wurde Görz und Gradisca eine eigene Landeshauptmannſchaft mit dem Sitze in Trieſt zu Theil. Allerdings bekleidete Graf Heinrich Auersperg Anfangs ſeine dortige Stelle gleichzeitig mit der eines Landeshauptmannes in Krain. Als er jedoch anderswohin verſetzt wurde, trennte man ſeine beiden bisherigen Poſten; der in Krain wurde dem Grafen

in Mähren und in Niederösterreich hin, indem in dem letzteren Lande die Weincultur eine ganz andere Rolle spiele als in Mähren. Ihnen schlossen Freiherr von Penkler vom Herrenstande und der Hofrath bei der Obersten Justizstelle, Franz Georg von Keeß sich an. Aber zuletzt ließen sie mit einer einzigen Ausnahme sich Alle wieder beschwichtigen, nur der mit Recht hochangesehene Prälat des Schottenstiftes, Benno Pointner blieb übrig, welcher, wie das Protokoll[30]) sich ausdrückt, den gestellten Antrag „gänzlich verwarf".

Der gefaßte Beschluß lautete dahin, daß nachdem es bei Einführung der Trankſteuer nicht auf eine neue Belastung, sondern nur auf Vereinfachung der schon vorhandenen Abgaben ankomme, nachdem überdieß außer der Trankſteuer kein Fond vorhanden sei, aus welchem dem so sehr bedrückten Unterthan eine Steuererleichterung verschafft werden könnte, so sähen die Stände sich veranlaßt, dem ihnen gemachten Antrage auf Einführung der Trankſteuer in Niederösterreich einfach zuzustimmen. Ja sie seien hiefür sogar zu unterthänigstem Danke verpflichtet, wobei sie freilich voraussetzten, daß ihnen wie in Mähren die Einführung und Verwaltung dieser Steuer im ganzen Lande mit Inbegriff von Wien so wie aller sonstigen Städte und Marktflecken, dann ihre Verwendung zum Besten des Landmannes ohne anderwärtige Einflußnahme einzig und allein anheimgegeben werde[31]).

Hocherfreut war Maria Theresia über dieses mit ihren Wünschen im Einklange stehende Resultat. Ihre ganz besondere Zufriedenheit gab sie den Ständen zu erkennen, und sie versicherte dieselben, daß ihnen sowie in Mähren die Verwaltung der Trankſteuer ohne eine andere Abhängigkeit als von der Hofkanzlei überlassen bleiben solle. Ueber die näheren Modalitäten der Einführung der neuen Steuer hätten sie sich ihrem Anerbieten gemäß mit Geißler ins Einvernehmen zu setzen[32]).

Hiemit waren jedoch die zu überwindenden Hindernisse noch keineswegs beseitigt, ja dieselben traten erst recht in ihrer ganzen Schroffheit hervor. Schon inmitten der niederösterreichischen Stände scheint Uneinigkeit geherrscht zu haben, indem Sinzendorf mit Heftigkeit

und nicht ohne Erfolg denjenigen widersprach, welche Geißlers Vorschläge einfach annehmen wollten. So wie der Präsident der Hofkammer, Graf Kolowrat, scheint auch derjenige der Hofrechnungskammer, Graf Franz Anton Khevenhüller dem neuen Projecte abgeneigt gewesen zu sein, und im Staatsrathe trat ihm außer Hatzfeldt auch noch Kreßl entgegen. Allerdings trug Greiner kein Bedenken, auch gegen den Letzteren den schon wider Kolowrat erhobenen Vorwurf zu wiederholen, daß er das Land Niederösterreich nur sehr wenig kenne. Und selbst diejenigen, welche seinen Anschauungen beistimmten, erfuhren seinen Tadel, wenn sie nach seiner Meinung zu lau und zu lässig waren in der Vertheidigung einer von ihm so hochgehaltenen Sache. „Der „Oberste Kanzler", sagt er von seinem eigenen Chef, dem Grafen Blümegen, „soutenirt niemalen eine Sache mit Heftigkeit, und die „Andern sprechen mit Hitze eher tausend Worte als er eines sagt. „Was kann ich da für einen Fortgang versprechen? Wenn nur „erst das Gutachten der Kanzley abgegeben wäre, dann mögen „zehn Sinzendorf dagegen lärmen, das solle mir nichts verschlagen. „Aber gleich beim ersten Schritte kann ich mich nicht so anfallen „lassen" [33]).

Es ist ohne Zweifel ungemein bezeichnend für die Freiheit der Meinungsäußerung, welche Maria Theresia den Männern gestattete, von deren Vertrauenswürdigkeit sie überzeugt war, wenn man sieht, wie Greiner mit seinen Vorwürfen sogar die Kaiserin selbst nicht verschonte. Aus den schon angeführten so wie aus anderen zahlreichen Kundgebungen derselben weiß man, daß sie die Einführung der Tranksteuer wünschte und sich günstigen Erfolg von ihr versprach. „er hat „mit einer starcken partey zu thun; nur still und langsam;" — „lasse er die Sache noch nicht sinken, habe beeden Finanzpresidenten „gestern bang gemacht, leyder sind sie nicht die grösten zu über„winden; — ich werde gewis niemand nichts sagen, ligt mir zu vill „daran"; aus diesen und ähnlichen Bemerkungen der Kaiserin ist zu entnehmen, daß sie mit ihren Sympathien auf Greiners Seite stand. Da sie jedoch, nach seiner Auffassung wenigstens, nicht entschieden genug für dieselbe eintrat und ihrer Gewohnheit nach vor einer

definitiven Entscheidung auch noch andere Stimmen zu hören begehrte, war Greiner hierüber nicht wenig betroffen und verhehlte ihr das in gar keiner Weise. Als Graf Blümegen ihm mittheilte, die Kaiserin sei durch eine mündliche Vorstellung des Grafen Sinzendorf zu dem Befehle bewogen worden, daß unter Blümegens Vorsitze mit Zuziehung Kolowrats, Pergens und Sinzendorfs eine Berathung über die Modalitäten der Einführung der Trankſteuer abgehalten werden solle, da schrieb Greiner an Maria Theresia die folgenden Worte:

„Eine Blase, allergnädigste Frau, schwimmt gewiß ober dem „Wasser; an dieser Wahrheit wird gewiß kein Mensch zweifeln. Wenn „ich aber dieser Blase ein Gewicht von mehreren Pfunden anhänge, „so wird dieses sie unter das Wasser hinabziehen und die Blase wird „untergehen, so gewiß sie auch mit einem proportionirten Gewichte „oben auf geschwommen wäre. Die Trankſteuer wird gewiß, und „gewiß mit Nutzen eingeführt werden, so gewiß als die Blase schwimmt. „Wenn aber Eure Majestät mir zween schwere Gewichte an die Arme „binden, so versink ich mit der Trankſteuer wie die Blase, von der ich „geredet habe" [34]).

Noch höher stieg der Ingrimm Greiners, als er den Verdacht schöpfte, Kolowrat und Khevenhüller wollten die Verhandlung über die Modalitäten, unter denen die Trankſteuer in Niederösterreich eingeführt werden sollte, dazu benutzen, um noch nachträglich die ganze Sache zum Falle zu bringen. Er schrieb diese Haltung der beiden Präsidenten ihrem vermeintlichen Aerger zu, daß die Verwaltung der Trankſteuer den niederösterreichischen Ständen mit der Versicherung zugesprochen worden war, sie würden hiebei nur von der Hofkanzlei und nicht von den Finanzstellen abhängig sein. „Ach hätten Eure „Majestät", schrieb er der Kaiserin, „meine allerunterthänigste Bitte „erfüllt und den Kammerpräsidenten bloß angewiesen, sammt dem „Grafen Khevenhüller sich bloß über das quomodo in der Zusammen„tretung mit der Kanzlei zu äußern. Ich weiß es gewiß, wir wären „ohne großen Widerspruch weggekommen. Ich bin gleich erschrocken,

„wie mir der Oberste Kanzler sagte, Eure Majestät hätten eine „besondere Meinung von den Finanzstellen gefordert. Und ich sah „wohl vor, daß sie diese ihnen dadurch gegebene Gelegenheit, ihre „Galle auszuschütten, nicht ungenützt lassen würden. Jetzt wird es „viermal härter seyn, auszulangen, weil sie eine einmal gegebene „Meinung nicht werden redressiren wollen. Ich habe nichts zu verlieren „und nichts zu gewinnen, ob die Tranksteuer eingeführt oder die alten „Abgaben belassen werden. Aber das weiß ich gewiß, daß durch die „Tranksteuer die Unterthanen erleichtert, die Stände erhalten und „Alles veranlaßt werden würde, die Allerhöchste Milde zu segnen. „Ich weiß aber auch gewiß, daß wenn das nicht geschieht, das Erz„herzogthum Niederösterreich nicht mehr im Stande ist, die auf solches „überspannten Anlagen zu tragen, und daß Eure Majestät, wie „in Böhmen und Mähren schon geschehen, beträchtliche Nachlässe „machen müssen" [35]).

So wie für die Einführung der Tranksteuer überhaupt, so kämpfte Greiner auch dafür, daß sie in der Art und Weise vor sich gehe, in der sie in Mähren mit günstigem Erfolge durchgeführt worden war, während die niederösterreichischen Stände zumeist auf Sinzendorfs Antrieb andere Vorschläge machten. Ja Greiner bat dringend, daß Ersteres ohne längere Verzögerung geschehe, und daß der 1. Juni 1780 als der Tag festgesetzt werde, von welchem angefangen die neue Steuer in Wirksamkeit trete [36]). Er hatte die Genugthuung, daß auch Fürst Kaunitz seiner Anschauung zustimmte [37]), und diesem mächtigen Beistande mag es nicht am wenigsten zuzuschreiben sein, wenn der Antrag der Stände abgelehnt wurde und endlich der ganze Widerstand gegen das neue Steuerproject allmälig erlahmte. „Nun habe ich das Vergnügen gehabt", schrieb Greiner der Kaiserin, „zu sehen, daß die ehemaligen Feinde der Tranksteuer, Graf Khevenhüller, Graf Kollowrath und Hofrath Peter Bolza für dieses neue „Gefäll aus einem ganz anderen Tone sprechen". Maria Theresia aber erwiederte hierauf in der ihr eigenen charakteristischen Weise bloß die wenigen Worte: „ist indessen schon was. bestand wüntsche" [38]). Und da Greiner gleichzeitig ermächtigt worden war, die Ausarbeitungen

zu vollenden, welche zu wirklicher Einführung der Trankſteuer noch geliefert werden mußten, zeigte er der Kaiſerin die Erfüllung dieſer Aufgabe mit den Worten an: „Heute morgens bin ich mit Allem „fertig geworden, was die Einleitung der Trankſteuer betrifft. Alle „Expeditionen laufen dieſen Nachmittag, und mir iſt als ob ich wie „ein dem Ertrinken naher Menſch dem Waſſer entſchwommen wäre. „Aber ich habe gerudert wie ein Galliot“ [39]).

Noch einen gewaltigen Schrecken mußte Greiner in dieſer Sache erleben; er beſtand darin, daß Maria Thereſia den Entwurf des zu erlaſſenden Patentes dem Staatsrathe zur Begutachtung mittheilte. „Ueber dieſe Zeitung“, ſchrieb er der Kaiſerin, „bin ich um alle „Courage gekommen. Ich bin ſicher, daß Baron Kröſel und Graf „Hatzfeld zwanzig Anſtände machen werden, ja müſſen, weilen die „ganze Sache gegen ihre Meynung decidirt worden iſt. Durch dieſe „Anſtände wird die ganze Anliegenheit der Trankſteuer in neue Ver„wirrung gebracht und Alles gehindert werden. Die Widerſacher „werden Zeit gewinnen, friſche Einwendungen zu machen, und endlich „werden meine Kräfte gegen Alle zu kurz werden. Das Patent kann „nicht anders gefaßt werden als es die vorgeſchriebenen Modalitäten „erfordern, und man hat es nur um die Allerhöchſte Beſtätigung „hinauf gegeben. Wenn Eure Majeſtät über dieſes ſo gänzlich er„ſchöpfte, ſo gewaltig angefochtene, ſo klar bewieſene und gegen tauſend „Einwürfe glücklich verfochtene Geſchäft und von der ganzen Kanzley „berichtigte Patent noch einen Zweifel hatten, ſo hätte ich gewunſchen, „daß nur der Fürſt Kaunitz darüber vernommen worden wäre. Nun „kommen wir gewiß zu keinem Patent, mithin iſt gar nicht zu hoffen, „daß wir a prima Junij anfangen werden. Ich thue Alles und mehr „als jemals ein einzelner Menſch in ſolcher Anliegenheit gethan hat. „Wenn ich aber das Patent nicht hinausbringen und dadurch den „auch in tauſend Zweifel verſunkenen Grafen Bergen nicht ſtärken „oder ſchweigen machen kann, ſo weiß ich mir nicht zu helfen. Ich „bitte Eure Majeſtät allerunterthänigſt um Vergebung über dieß „Klaglied Jeremiä, aber ich bin gewiß in der größten Verlegenheit „und Sorgen. Wollte Gott, daß ich mich vergebens geſorgt hätte“ [40]).

Und in der That, der Erfolg war günſtiger, als Greiner noch im letzten Augenblicke zu hoffen gewagt hatte. „er wird ſchonn ſein „patent haben", antwortete ihm Maria Thereſia auf ſeine vorſtehenden Zeilen: „mit auslaſſung deren wenigen worten, die ausbleiben „müſſen ad captandam benevolentiam." Vom 1. Mai 1780 war das ungemein weitläufige Patent datirt, welches die Kaiſerin wegen Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich erließ. Wie Greiner es ſo ſehnlich gewünſcht, ſollte die neue Abgabe vom 1. Juni 1780 angefangen in Kraft treten, während die zu beſeitigenden Steuern mit dem gleichen Tage erloſchen [11]). Geißler wurde zum Adminiſtrator des Trankſteuergefälls in Niederöſterreich ernannt, doch behielt er gleichzeitig dieſelbe Stelle auch in Mähren. Eine Hofcommiſſion, aus Mitgliedern der Stände und der niederöſterreichiſchen Regierung gebildet, ſollte die Leitung der ganzen Angelegenheit beſorgen [12]).

Wie ſehr es der Kaiſerin Ernſt war mit der Abſicht, die neue Steuer nicht etwa zu einer Mehrbelaſtung der Bevölkerung werden zu laſſen, bewies ſie auch dadurch, daß ſie nach Einführung derſelben ſorgſam darüber zu wachen ſich bemühte, daß nicht durch irgend welchen Mißbrauch eine Bedrückung der Betheiligten entſtehe. „die „wirth geben", ſchrieb ſie einmal an Greiner, „um ein halben und „ganzen kreuzer dem wein höcher, das iſt nicht zu geſtatten; vor ſie „iſt geföhl nicht" [13]).

Trotz dieſer gutgemeinten Abſicht der Kaiſerin zeigte es ſich jedoch bald, daß die Vorausſetzungen, unter denen man die Trankſteuer in Niederöſterreich eingeführt hatte, nicht ganz in Erfüllung gingen. In Bezug auf ihr Erträgniß war dieß freilich der Fall, und ſo reichlich war dasſelbe, daß man gegen Ende des Jahres 1780 ſich mit dem Gedanken beſchäftigte, ſie in Anbetracht dieſes günſtigen Ergebniſſes auch in Steiermark ins Leben zu rufen. Aber man konnte ſich doch auch nicht verhehlen, daß die Bevölkerung von Niederöſterreich ſich mit der neuen Steuer nur wenig befreundete, ja daß ſie nicht nur in Wien, ſondern im ganzen Lande nur ungern ertragen wurde. Faſt um die Hälfte ſtieg der Preis der Getränke, an welche

man nun einmal gewöhnt war und deren auch nur theilweise Entbehrung man als ein schweres Opfer empfand. Hiezu kam noch, daß ein Theil der aufgehobenen Steuern, wie z. B. diejenige auf die Pferde, bisher nur von den bemittelten Classen getragen worden war. Die Einführung der Trankſteuer gab daher auch einen wenigſtens ſcheinbaren Anlaß, über eine Mehrbelaſtung der Armen zu Gunſten einer Erleichterung der Reichen zu klagen [14]). Und wirklich kam es im Gegenſatze zu den Erwartungen Greiners ſo weit, daß ſtatt der ſo zuverſichtlich verheißenen Segnungen von Seite des Volkes, die Einführung der Trankſteuer in Niederöſterreich mit Recht als die einzige Maßregel bezeichnet wurde, welche der ſonſt ſo tief eingewurzelten Anhänglichkeit der Bevölkerung an Maria Thereſia einigen Abbruch that [15]).

Die Wahrnehmung, daß Alles, was die Provinz als ſolche angeht, in Wien geringere Beachtung findet und weniger Eindruck hervorbringt als in den übrigen Ländern der öſterreichiſchen Monarchie, war ſchon zur Zeit der Kaiſerin Maria Thereſia gerade ſo berechtigt, wie ſie dieß noch heut zu Tage iſt. In erſter Linie das Reich und in zweiter die Stadt: das ſind die beiden Brennpunkte, denen in Wien die öffentliche Aufmerkſamkeit am meiſten ſich zuwendet und um derentwillen dem, was auf das Land Niederöſterreich ſich bezieht, nur geringere Beachtung zu Theil wird. So wurde es in Wien kaum bemerkt, als in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Ausländer, der aus Schleſien eingewanderte Heinrich Wilhelm Freiherr von Haugwitz, als Präſident der Repräſentation und Kammer an der Spitze der niederöſterreichiſchen Landesregierung ſtand. Im Lande Oeſterreich ob der Enns brachte es dagegen einen recht ungünſtigen Eindruck hervor, als der gleiche Poſten ebenfalls einem Ausländer, dem Grafen Franz Reinhold von Andler und Witten zu Theil wurde. Allerdings war er ein rechtſchaffener Mann, aber er kannte das Land und ſeine Bevölkerung, ſeine Rechte und Gewohnheiten nicht [16]). Da er auch als Landeshauptmann den Vorſitz in den Verſammlungen der Landſtände führte, machten ſich dieſe Mängel doppelt bemerkbar. Und ſie wurden um ſo bitterer empfunden,

als gleichzeitig jene Beſchränkungen der bisherigen Wirkſamkeit der Stände in Kraft traten, welche allerdings im allgemeinen Intereſſe gelegen ſein mochten, die den Ständen ſelbſt aber und der ſehr großen Anzahl von Perſonen, die von ihnen abhingen oder ſonſt in näherer Beziehung zu ihnen ſtanden, ebenſo unwillkommen waren, als ſie dieſelben für ungerecht und unheilbringend anſahen.

Eine andere Gruppe öſterreichiſcher Länder als die Erzherzogthümer unter und ob der Enns bildeten die Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain, welche zugleich mit den gefürſteten Grafſchaften Görz und Gradisca auch unter der Bezeichnung „Inneröſterreich" als ein Ganzes zuſammengefaßt wurden. In der Zeit zwiſchen dem Abſchluſſe des Aachner und des Hubertsburger Friedens finden wir eine inneröſterreichiſche Regierung, als deren Präſident eine Reihe von Jahren hindurch Graf Corbinian Saurau fungirte; ſie hatte jedoch nur die Leitung der Juſtizgeſchäfte für alle drei Herzogthümer zu beſorgen. Jedes derſelben beſaß ſeine eigene Repräſentation und Kammer ſowie ſein eigenes Landrecht.

Nach Beendigung des Kampfes gegen Preußen ging auch in dieſer Beziehung eine durchgreifende Veränderung vor. Ein kaiſerlich königliches Gubernium in den inneröſterreichiſchen Landen wurde eingeſetzt und Graf Johann Wildenſtein zu deſſen Präſidenten ernannt. Aber es gab neben ihm noch fortan die inneröſterreichiſche Regierung unter dem Grafen Karl Thomas von Breuner, dann Landeshauptmannſchaften in Steiermark, Kärnten und Krain unter den Grafen Leopold Herberſtein, Gottfried Heiſter und Heinrich Auersperg; unter letzterem ſtanden auch Görz, Gradisca und Trieſt.

Selbſtverſtändlich gingen im Laufe der Jahre in der Beſetzung dieſer Poſten, ja in ihnen ſelbſt mannigfache Veränderungen vor; ſo wurde Görz und Gradisca eine eigene Landeshauptmannſchaft mit dem Sitze in Trieſt zu Theil. Allerdings bekleidete Graf Heinrich Auersperg Anfangs ſeine dortige Stelle gleichzeitig mit der eines Landeshauptmannes in Krain. Als er jedoch anderswohin verſetzt wurde, trennte man ſeine beiden bisherigen Poſten; der in Krain wurde dem Grafen

Umsonst rieth Enzenberg dem Hofe, die Begehren an das Land Tirol nicht allzu hoch zu spannen; die Noth drängte und beseitigte jede besondere Rücksicht. Auf die ausweichende Antwort der tirolischen Stände wurde die Forderung der Staatsregierung nur mit verdoppeltem Nachdrucke erneuert. Die Nachlassung der während des siebenjährigen Krieges vorgeschossenen Totalsumme von 610.000 Gulden und die Zahlung des Postulates von 140.000 Gulden bildeten die Hauptpunkte dieser Begehren. Nach Ermäßigung der letzteren Forderung auf die Hälfte wurde alles Uebrige, wenngleich ungern, aber doch schließlich bewilligt [18]).

Es mag leicht sein, daß diese Vorgänge dazu führten, in der Bevölkerung von Tirol eine gewisse Verstimmung zu erzeugen. Aber dieselbe verlor sich gar bald, als man von dem Entschlusse der Kaiserin Kunde erhielt, sich im Hochsommer des Jahres 1765 mit ihrer ganzen Familie nach Innsbruck zu begeben, um dort die Vermälung ihres Sohnes Leopold mit der Infantin Louise von Spanien zu feiern. Die Bemühungen der Kaiserin, ihre Anwesenheit in Tirol zu einer dem Lande segenbringenden Begebenheit zu machen [19]), und die gewinnende Huld, mit der sie Jedermann begegnete, brachten natürlicher Weise einen ungemein günstigen Eindruck hervor. Hiezu gesellte sich noch die Empfindung des Mitleids, als Maria Theresia durch den plötzlichen Tod ihres geliebten Gemals in die tiefste Betrübniß versenkt wurde. Gerade dieses für sie so schmerzvolle Ereigniß war es jedoch, welches das Herz der Kaiserin für ihre ganze noch übrige Lebenszeit noch inniger an Tirol knüpfte, als es sonst wohl geschehen sein würde. Der rührenden Worte, in denen sie während der ersten Zeit nach ihrer Rückkehr nach Wien ihrer Sehnsucht nach Innsbruck Ausdruck verlieh, ist schon an einer früheren Stelle Erwähnung geschehen [illegible]). Und eine Reihe von Maßregeln traf sie, welche der Erinnerung an den verstorbenen Kaiser und an ihren gemeinschaftlichen Aufenthalt in Tirol gewidmet waren.

Unter denselben wird wohl die Gründung des Damenstiftes in Innsbruck für [illegible] Frauen [illegible] werden

versprach, Tirol mit jeder weiteren Steuer zu verschonen, da erhöhten die Stände ihr Darlehen noch um fünfzigtausend Gulden.

Aber gar bald zeigte es sich, daß Maria Theresia der von ihr gemachten Zusage nicht gerecht zu werden vermochte. Schon im Jahre 1759 wurden neue Anforderungen an die tirolischen Stände gestellt; nach langen Verhandlungen bewilligten sie wieder 200.000 Gulden. Im Jahre 1760 blieb es, weil Tirol durch Wasserschaden gar sehr gelitten hatte, bei dem einfachen Postulate. Aber schon im folgenden Jahre erneuerten sich wieder die Forderungen und die Einwendungen dagegen, bis man sich auch jetzt auf eine inmitten liegende Summe vereinigte.

Hatte man wie in den übrigen österreichischen Provinzen, so auch in Tirol den Abschluß des Hubertsburger Friedens hauptsächlich aus der Ursache mit besonderer Freude begrüßt, weil dieses Ereigniß gegründete Aussicht auf Erleichterung der schon unerträglich gewordenen Steuerlasten darbot, so ging diese Hoffnung doch keineswegs in Erfüllung. Im August 1763 ließ die Kaiserin den tirolischen Ständen erklären, daß sie die allgemeinen Erfordernisse des Staatshaushaltes, die Erhaltung des Heeres und die allmälige Abtragung der Schulden mit eingerechnet, ohne außerordentliche Beihülfe nicht zu bestreiten vermöge. Ihr dieselbe zu verschaffen, wurde außer der Beibehaltung des schon bestehenden Erbsteuer- und Stempelgefälls eine Reihe neu einzuführender Abgaben und schließlich auch das Tabakmonopol in Vorschlag gebracht. Hiebei wurde in ihrem Namen die charakteristische Aeußerung gemacht: sie kenne wohl die besondere Verfassung Tirols. Aber sie wisse auch, daß die dortigen Stifter und Stände keine Privilegien besäßen, durch welche sie von der Verpflichtung befreit würden, ihr in so großer Noth zu ihrem selbsteigenen Besten, ja ihrer eigenen Rettung Beistand zu leisten. Um jedoch so viel als nur immer möglich die tirolische Verfassung zu respectiren, stellte die Kaiserin den Ständen die Wahl frei, sich entweder allen, zur Schuldentilgung in den übrigen Erbländern eingeführten Steuern zu unterwerfen, oder ihren sämmtlichen Forderungen an den Staatsschatz zu entsagen [17]).

Umſonſt rieth Enzenberg dem Hofe, die Begehren an das Land Tirol nicht allzu hoch zu ſpannen; die Noth drängte und beſeitigte jede beſondere Rückſicht. Auf die ausweichende Antwort der tiroliſchen Stände wurde die Forderung der Staatsregierung nur mit verdoppeltem Nachdrucke erneuert. Die Nachlaſſung der während des ſiebenjährigen Krieges vorgeſchoſſenen Totalſumme von 610.000 Gulden und die Zahlung des Poſtulates von 140.000 Gulden bildeten die Hauptpunkte dieſer Begehren. Nach Ermäßigung der letzteren Forderung auf die Hälfte wurde alles Uebrige, wenngleich ungern, aber doch ſchließlich bewilligt [18]).

Es mag leicht ſein, daß dieſe Vorgänge dazu führten, in der Bevölkerung von Tirol eine gewiſſe Verſtimmung zu erzeugen. Aber dieſelbe verlor ſich gar bald, als man von dem Entſchluſſe der Kaiſerin Kunde erhielt, ſich im Hochſommer des Jahres 1765 mit ihrer ganzen Familie nach Innsbruck zu begeben, um dort die Vermälung ihres Sohnes Leopold mit der Infantin Louiſe von Spanien zu feiern. Die Bemühungen der Kaiſerin, ihre Anweſenheit in Tirol zu einer dem Lande ſegenbringenden Begebenheit zu machen [19]), und die gewinnende Huld, mit der ſie Jedermann begegnete, brachten natürlicher Weiſe einen ungemein günſtigen Eindruck hervor. Hiezu geſellte ſich noch die Empfindung des Mitleids, als Maria Thereſia durch den plötzlichen Tod ihres geliebten Gemals in die tiefſte Betrübniß verſenkt wurde. Gerade dieſes für ſie ſo ſchmerzvolle Ereigniß war es jedoch, welches das Herz der Kaiſerin für ihre ganze noch übrige Lebenszeit noch inniger an Tirol knüpfte, als es ſonſt wohl geſchehen ſein würde. Der rührenden Worte, in denen ſie während der erſten Zeit nach ihrer Rückkehr nach Wien ihrer Sehnſucht nach Innsbruck Ausdruck verlieh, iſt ſchon an einer früheren Stelle Erwähnung geſchehen [20]). Und eine Reihe von Maßregeln traf ſie, welche der Erinnerung an den verſtorbenen Kaiſer und an ihren gemeinſchaftlichen Aufenthalt in Tirol gewidmet waren.

Unter denſelben wird wohl die Gründung des Damenſtiftes in Innsbruck für zwölf adelige Fräulein in erſter Linie genannt werden

müssen. Außer der Absicht, einen Act der Wohlthätigkeit zu üben, lag diesem Entschlusse der Kaiserin auch noch ein anderer Gedanke zu Grunde. Sie hatte das Sterbezimmer ihres Gemals in der Hofburg zu Innsbruck in eine Capelle verwandeln lassen, und die Stiftsdamen sollten daselbst zu bestimmten Zeiten für das Seelenheil des verewigten Kaisers beten. „Nichts interessirt mich", schrieb in jenen Tagen Maria Theresia, „als die Capelle und das Capitel". Die Freiin von Enzenberg, eine Schwester des Präsidenten, und die Gräfin Cavriani, welche beide bisher in dem Prager Damenstifte gewesen waren, wurden, die Erste zur Dechantin, die Zweite zur Unterdechantin des neugegründeten Stiftes ernannt[51]). Als sie sich, um von dieser Stellung Besitz zu ergreifen, von Prag über Wien nach Innsbruck begaben, versah sie Maria Theresia mit folgenden eigenhändig niedergeschriebenen Zeilen:

„lieber graff enzenberg. die stifftdamen enzenberg und gavriani „werden ihme disen brieff übergeben. ich recomendire sie ihme be- „sonders, das er nach seinen gewohnten eyffer ihnen in allen an die „hand gehete und dis neüe werck, was mir so an hertzen ist, zu seiner „vollständigkeit bringen mögte. was das stifft und die statuten an- „belangt, auch ihre innerliche regirung, weis die enzenberg schonn von „prag aus, was zu observirn ist, und hat sich niemand in selbe zu „mengen, indeme gantz independent sind, wohl aber wird sie in all „übrigen höchst nöthig haben seines raths und hillff. es ist ein neües „werck, welches geduldt brauchet, welches er wohl capable ist zu „haben. mit schwären hertzen sehe ich sie abreysen, wüntschte mit „ihnen zu seyn, denn tyrol niemahls vergessen werde; habe ihnen „auffgegeben, an alle leüt vill gnädigs zu sagen. hoffe die einrichtung „der capellen wird gnugsam sein; wan was abgehet, es mir nur zu „errinern. das meesskleyd, wo was von meiner arbeit dabey ist und wo „ein goldener zeig mit rotten blumen ist, ist der schlaffrock, dem der „seligste Kayser niemahls unterlassen, in meiner glickseligsten ehe, deren „29 jahren, 6 monath, 6 tage, in der nemblichen stunde, wo ihme „die hand bey dem altar gegeben, hat mir ihme gott widerumb ent- „rissen, nemblich halbe 10 uhr abends. disen schlaffrock hat er „niemahls unterlassen, alzeit zu tragen an demselben tage, der der

„glickseligste meines leben ware, nemblich der 12. februarij, als wie „der 18. august der unglickseligste seyn wird. es hat mir vill gekostet, „disen von mir zu lassen, ich habe aber geglaubt, gott kein grösseres „sacrifice machen zu können, als selben zu seinen dienst widmen. das „schwartze meessfleyd ist auch von meiner arbeith, und zwar erst seith „das wittwe bin. an all andern haben meine töchter gearbeitet, nicht „aber allein verfertigt. dem tag der introduction mus er eine grosse „taffel und auch die zwey nachfolgende tage halten in dem stifft „selbsten auff meine unkosten; selbes a parte hieher mayer schicken. „dem stifft wäre, a prima novembris zu rechnen, 10.000 f. „alle quartall richtig ohne abzug abzuführen, ihnen indeß das erste „zu anticipirn, welches sonsten ultima januarij fallete. mayer wird „alles von hier wieder ersetzen, bis das stifft eygne fonds bekomt, dan „wohl wüntschte, das es gütter oder einige stifftung er mir ausfündig „machen kunte“ [52]).

Dem Wunsche der Kaiserin zufolge fand die feierliche „Intro„duction“ der neu ernannten Stiftsdamen, einstweilen sechs an der Zahl, am 8. Dezember, dem Geburtstage des verstorbenen Kaisers statt [53]). Gleichwie in Bezug auf die Festlichkeiten, welche hiebei zu beobachten waren, schrieb Maria Theresia auch alle anderen, selbst recht geringfügigen Dinge, welche ihre Schöpfung angingen, mit Genauigkeit vor. Und sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dem Stifte sowohl als der von ihr hochgeachteten ersten Vorsteherin desselben Beweise ihrer huldvollen Erinnerung zu geben. „liebe enzenberg“, schrieb sie ihr einmal, das „erste portrait von mir als wittib ist dem chapitre „geeygnet, und wird sie selbes als ein zeichen meiner liebe gegen selbes „als auch vor das land empfangen. mein hertz, meine gedancken seind „mehr bei ihr als zu wienn, und bin gantz ruhig, weillen von ihr „nichts vernehme, das alles in bester ordnung vor sich gehet.“

„liebste enzenberg“, so lautet ein vom 10. Dezember datirter, ebenfalls eigenhändig geschriebener Brief der Kaiserin an die Dechantin des Stiftes. „was sie mir wegen der taffel meldet, kan nicht geändert „werden. sie weiss am besten, was vor inconvenienzien in prag wegen

„selber sind, und kan mir nicht einbilden, wan auch die kost ein oder „andern tag nicht so gutt ist, das dessenthalben damen einigen verdrus „haben solten. wir leben ja nicht um zu essen, wohl aber nur zu essen „so vill, das wir in stand erhalten werden, unsere schuldigkeiten zu „thun. ich mögte auch das sie, wo jetzund 10 schonn vorhanden sind, „alle monath oder wenigstens alle drey capitel halte und mir ein„berichte, ob alles in ordnung ist über alle puncten, dan mit so „wenigen besonders gleich in anfang man genau auff selbe halten kan „und solle, besonders wegen des chor, gebett und sitten."

„in dem augenblick empfange ihr schreiben samt des präsidenten „seines von 6ten dezember. es schickt sich niemahls, das ein man bei „einer von stifft esse, ausgenohmen wan die oberin selben will bey „der stifftstaffel einladen, niemahls aber einen andern als ein Vatter, „bruder oder Vormünder oder Curator und meine erstere ministre; „niemahls in ein a parte zimmer, in advent und fasten aber gahr „niemahls, weillen dise zwey zeitten mehr in andacht und retraite „zubringen sollen. wegen der cavriani verwundert es mich und wäre „ihr dis vorzulesen, wo sie es vor gutt findet. denen zwey damen „werde schreiben lassen, damit nicht noch mehr verdrus daraus entstehet; „besonders in einen kleinen orth mus man sich suchen besser zu ver„stehen: ein eintziger unruhiger geist ist capable, alles unter einander „zu bringen. mein arme tochter die marianne hat mir grosse sorgen „gemacht, indeme sie anfangs wie ein fieber, nachgehends blutt aus„würfft. ist zwar etwas besser, doch nicht gantz hergestelt; glaube nicht „das so bald zu gedencken ist, das jemahls nach prag komet. halte sie „sich, meine liebe enzenberg, in allen an presidenten, und seye sie ver„sichert all meines schutzs in allen." „Maria Theresia."

Wir können der Versuchung nicht widerstehen, noch zwei kurzen Briefen der Kaiserin an die Freiin von Enzenberg hier Aufnahme zu gewähren: dem einen, weil dessen Inhalt charakteristisch ist für Maria Theresia selbst, dem anderen, weil er neuerdings zeigt, in welch hohem Grade die ganze Familie Enzenberg der Huld der Kaiserin sich erfreute. „liebste enzenberg", schrieb ihr Maria Theresia offenbar im Jahre 1769

durch ein Fräulein von Buccow, „ich recomendire ihr die überbringerin, „ihr in allen an die hand zu gehen, was Seel und Leib angehet. die „Seelle, hoffe, ist gerader alß der leib, und erwarte von ihr von einer „zeit zu der andern, wie sie mit ihr und sie mit Tyrol zufriden ist, „zu vernehmen; mit freüden mögte an ihren platz sein. ich bin gantz „ruhig und getröst, das alles gutt gehet unter ihrer direction. sie hat „widerumb eine Tochter von mir gesehen*), schreibe sie mir auffrichtig, „ob man mit ihr wie mit der Königin**) zufriden ware? dise „gehet mir sehr ab, ein guttes Kind, das mir keine chagrins gegeben. „seie sie versichert alzeit von meiner freundschafft."

„Maria Theresia."

„der gavriani meinen grus."

Der letzte Brief der Kaiserin an die Dechantin Enzenberg, den wir hier mittheilen wollen, lautet folgender Maßen:

„liebe enzenberg. ich habe ihren brudern mit dem charman-„testen neveu gesehen; seine jahr und grösse können ihme nicht mehr „vorsehen lassen, mich zu bedienen alß knab. habe also geglaubt, ihme „und sie zu obligirn, selben in das theresiano zu versetzen, allwo „er noch besser seine talenten und gutten grund, deme sein vatter ihm „gegeben, cultivirn könne, umb dem staatt künfftig nutz zu sein, wie „sie meinen stifft so nützlich vorstehet, und verbleibe alzeit ihre ge-„treüeste Maria Theresia" [54]).

An eine andere Trägerin des Namens Enzenberg, die Schwägerin der Dechantin, richtete die Kaiserin bekanntlich jene vertraulichen Briefe, welche für ihre eigene Charakteristik so überaus werthvoll sind. Aber auch sonst enthalten sie eine Fülle höchst bezeichnender Bemerkungen, sei es über die Zeitereignisse im Allgemeinen, sei es über die Personen, die eine Rolle dabei spielten. Hie und da kommt auch Einiges über Innsbruck und über Tirol vor, und dieß allein ist es, auf das wir hier noch einen Augenblick eingehen wollen.

*) Die Erzherzogin Amalie.

**) Caroline von Neapel.

Ihren eigenen Worten zufolge empfand Maria Thereſia für das von ihr neu gegründete Damenſtift und für die von ihr eingerichtete Capelle in der Innsbrucker Hofburg das höchſte Intereſſe. Aber auch ſonſt beſchäftigte ſie ſich viel mit der von ihr angeordneten Reſtaurirung dieſes Gebäudes. Die ihr vorgelegten Entwürfe hiezu erhielten ihre Genehmigung; nur das verwarf ſie, was ſich auf den Umbau des großen Saales bezog; mit Ausnahme einiger Ausſchmückungen und Malereien wollte ſie ihn in ſeiner bisherigen Geſtalt erhalten [55]). Als ſie ihr eigenes Bildniß für das Damenſtift anfertigen ließ, beſtimmte ſie ein zweites Exemplar, dann eines des verſtorbenen Kaiſers, endlich Porträts des Erzherzogs Leopold und ſeiner Gemalin zur immerwährenden Erinnerung für die Hofburg in Innsbruck [56]). Bald darauf kündigte ſie ihre Abſicht an, dorthin auch die Bilder der lothringiſchen Herzogsfamilie zu ſpenden, welche einige Zeit hindurch daſelbſt anſäßig geweſen war [57]). Und als ſie binnen kurzem das Porträt ihres Gemals nach Innsbruck abſenden konnte, ſchrieb ſie der Gräfin Enzenberg, ſie erhalte in demſelben das größte und liebſte Geſchenk, das ſie ihr überhaupt machen könne. „Ich ſehe Sie vor „mir", fügte ſie hinzu, „indem Sie es empfangen, und ich werfe mir „vor, daß ich Sie weich ſtimme und Ihren Schmerz erneuere. Da „ich aber die Anderen nach mir beurtheile, ſcheint es mir, daß darin „der einzige Troſt beſteht, dieſen geliebten und anbetungswürdigen „Herrn überall gegenwärtig zu haben" [58]).

Was die ſonſtige Ausſchmückung der Hofburg anging, wünſchte die Kaiſerin dieſelbe bis zum Monate October 1767 beendigt, jedoch dabei allen übertriebenen Aufwand vermieden, den Saal aber, ihrer früheren Meinung entgegen, ganz beſeitigt zu ſehen. „Keine unnöthige „auszierungen", ſchrieb ſie am 1. Mai 1766 dem Grafen Enzenberg, „oder die in zu große Koſten komen ſollen, wolte nicht anwenden, „beſonders in dem ſchlos, das nicht mehr zu einer freüdigen bewohnung „dienen wird, ſondern höchſtens vor eine retraite einer alten frau „oder princesse von haus, mithin alle doruren, alle zu groſſe Zimmer, „der Saal besonders unnöthig ſcheinet. ſo lang er in ſeiner anti- „quitætt mit ſeinen risen exiſtirt hat, iſt alles paſſirt; ſeith deme

„aber, das er völlig neu solle gemacht werden, so wurden die un-
„kosten wohl zu vill sein und nicht leicht was untadelhaftes verfertiget
„werden können, mithin aus selben besser wohnungen können formirt
„werden, weillen das arme insprug wohl nicht mehr einen brillanten
„hoff, wohl aber einen retirirten wird hoffen können. ein landtag
„kan in saal der universitätt gehalten werden; wird ohnedem nicht
„so bald sein. ich sehe die unkosten zu gros an, umb disen saal zu
„ornirn."

Wie sehr die entsprechende Ausführung dieser von ihr ange-ordneten, jedoch sich nach ihrem Willen nicht gerade sehr weit erstrecken-den Arbeiten und ihre Beschleunigung von der Kaiserin gewünscht wurden, zeigte sie auch dadurch, daß sie ihren Hofarchitekten Paccassy eigens nach Innsbruck sandte, um dort ihre Anschauungen deutlicher zu erklären und sie möglichst rasch verwirklichen zu helfen. In ihrer gewöhnlichen rücksichtsvollen Weise beauftragte Maria Theresia die Gräfin Enzenberg, den Ingenieur Walter, der bisher die Arbeiten geleitet, nur ja zu beruhigen, indem die Sendung Paccassy's durchaus kein Kennzeichen der Unzufriedenheit mit ihm sei; Paccassy kenne eben besser ihren Geschmack und ihre Absichten [59]).

Nicht nur der baldigen Vollendung der Arbeiten in der Hof-burg, sondern auch derjenigen an dem Triumphbogen, welchen die Stadt Innsbruck zur Erinnerung an die Anwesenheit der Kaiserin und die Vermälung des Erzherzogs Leopold errichtet hatte, sollte Paccassy seine Aufmerksamkeit zuwenden. Und auch hier wollte Maria Theresia, daß Alles mit Solidität und Geschmack, aber ohne zu großen Luxus und Aufwand ausgeführt werde. „das haubtwerck ist", schrieb sie an Enzenberg, „das einmahl die so gutt ausgedachte triumpffporten
„in eine der bittersten verwandelt werde" [60]).

Zu den Angelegenheiten des Landes Tirol zurückkehrend, wird hier noch der Streitfrage Erwähnung geschehen müssen, welche sich im Jahre 1771 wegen des dortigen Land- und Feldregimentes erhob. Im Jahre 1744 hatten die tirolischen Stände sich anheischig gemacht, statt der militärischen Conscription, von welcher Tirol verschont blieb, ein

Regiment zu stellen, das aus zwei Bataillonen und einer Grenadiercompagnie bestehen, wenn möglich aber auf drei Bataillone und zwei Grenadiercompagnien gebracht werden sollte[61]). Die beträchtliche Erhöhung dieses für ein Land wie Tirol allzu geringen Antheils an der Aufbringung der Heeresmacht wurde natürlicher Weise in Wien sehr lebhaft gewünscht. Nach einem vergeblichen Versuche im Jahre 1769 trat Maria Theresia zwei Jahre später mit entschiedenen Forderungen auf. Einen eigenen Hofcommissär, den Landeshauptmann von Kärnten, Grafen Gottfried Heister sandte sie nach Tirol. Im Juli 1771 legte er den versammelten Mitgliedern des ständischen Ausschusses den Plan der Kaiserin vor. Ihm zufolge sollte das Tiroler Land- und Feldregiment um viertausend Mann, lauter Landeskinder vermehrt, und somit dessen Stand auf 6750 Mann erhöht werden. Vom Staate wäre weder Werbgeld noch sonst eine Vergütung zu leisten, jedoch die Kleidung, die Bewaffnung und die Gage zu bestreiten. Die Dienstzeit sollte neun Jahre dauern, doch durften die Soldaten den größeren Theil des Jahres zu Hause und bei den Ihrigen verbleiben. Daß auch dieses Regiment gleich dem früheren im Falle eines Krieges außer Landes verwendet werden dürfe, wurde als selbstverständlich betrachtet.

Das Begehren der Kaiserin fand bei den Repräsentanten der tirolischen Stände die ungünstigste Aufnahme. Um sie zu besänftigen und doch etwas zu erreichen, machte Enzenberg aus eigenem Antriebe einen vermittelnden Vorschlag, demzufolge das Landesregiment künftighin aus sechstausend Mann bestehen sollte. Auch dieser Antrag wurde von den ständischen Deputirten verworfen und durch ein noch weit geringeres Angebot ersetzt[62]).

Der Streit über diese Angelegenheit wurde zwischen Heister und den tirolischen Ständen mit sehr großer Lebhaftigkeit, ja man kann wohl sagen, mit Erbitterung geführt. „Ihre häßlichen Tiroler", schrieb Maria Theresia am 23. October 1771 der Gräfin Enzenberg, „gewöhnen sich daran, das ganze Regiment abzuschlagen." Sie beklagte die Zurückweisung des Antrages des Grafen Enzenberg und fügte in

Bezug auf die Tiroler hinzu: „Sie kennen ihre Interessen nicht; es „wird ihnen hundertfältig eingedrungen werden" [63]).

Schließlich kam es doch besser, als Maria Theresia besorgt hatte. Die tirolischen Stände bequemten sich zur Annahme des von dem Grafen Enzenberg herrührenden Vorschlages; von den sechstausend Mann, welche das Regiment künftighin zählen sollte, durften viertausend Mann im Nothfalle zur Vertheidigung der österreichischen Monarchie außer Landes gebraucht werden. Und um das ganze tirolische Defensionswesen zu ordnen, ernannte die Kaiserin im Jahre 1772 eine gemischte Commission, aus sechs Civil- und ebensoviel Militärpersonen bestehend, welche zur Vornahme der Conscription das ganze Land durchzog. Schon im folgenden Jahre wurde diese Arbeit vollendet [64]).

Noch war dieß nicht geschehen, als Maria Theresia den Mann verlor, dem sie das vollste Vertrauen schenkte, und der ihr in Tirol die wichtigsten Dienste erwiesen, sich gleichzeitig aber auch hochverdient gemacht hatte um das Land. Im Jahre 1772 starb Enzenberg, von welchem ein competenter Beurtheiler sagt, er sei der einsichtsvollste und thatkräftigste, überhaupt der tüchtigste aller Statthalter gewesen, welche Tirol jemals besaß. Er begriff die Forderungen seiner Zeit und trachtete sie zur Geltung zu bringen. Das Interesse des Kaiserhauses wußte er mit demjenigen des Landes zu vereinigen, so daß er einerseits zu weitgehende Forderungen der Staatsregierung zu mäßigen, und andererseits die widerstrebenden Stände zur Nachgiebigkeit zu bewegen verstand [65]).

Wie schmerzlich Maria Theresia den Tod des Grafen Enzenberg empfand, geht wohl am besten aus dem eigenhändigen Briefe hervor, den sie am Tage nach dem Empfange der Todeskunde der Witwe schrieb. Er lautet folgender Maßen:

„Meine liebe Freundin. Gestern Mittags erhielt ich die traurige „Nachricht von dem Tode Ihres Gatten, meines getreuen und eifrigen „Ministers und Freundes. Sie, die Sie mein Herz kennen, meine

„Dankbarkeit, meine Beständigkeit in meinen Freundschaften, Sie „können es beurtheilen, wie peinlich mich diese Botschaft berührte. Der „Schmerz, den ich Ihretwegen empfinde, beschäftigt mich in diesem „Augenblicke mehr als mein eigener, denn ich werde keinen Enzenberg „mehr in Tirol finden. Theure Freundin! Geben Sie mir Kennzeichen „Ihrer Freundschaft; erhalten Sie sich für mich und Ihre lieben „Kinder. Verfügen Sie über mich, denn ich nehme mir vor, ihnen „gegenüber die Stelle ihres guten und redlichen Vaters zu versehen; „ihre Namen werden mir immerdar theuer sein. Wenn Sie das Land „verlassen wollen, kommen Sie, sich hier niederzulassen, ich will Sorge „für Sie tragen; wollen Sie jedoch daselbst verbleiben, dann rechnen „Sie für immer auf Ihre Wohnung in der Burg. Will Ihr Sohn „anderswo angestellt werden, so werde ich trachten, ihm behülflich zu „sein; will er bleiben, so soll das Gleiche geschehen. Zählen Sie „schließlich in Allem auf mich, öffnen Sie mir Ihr Herz, ich werde „zufrieden sein, wenn ich Ihre Lage erleichtern und Ihnen den „hundertsten Theil der Dienste vergelten kann, die Ihr würdiger „verstorbener Gatte mir geleistet. Ich rede Ihnen nicht von der Unter„werfung unter die Rathschlüsse Gottes; nicht davon, daß jeder Tag „denen uns näher bringt, die wir verloren, daß wir darnach trachten „müssen, uns für das andere Leben Verdienste zu erwerben, daß hier „Alles Elend und Jammer ist, daß diejenigen, welche in dem Herrn „entschlafen sind, glücklich gepriesen und beneidet werden müssen; die „Religion ist der einzige Trost in so schmerzlichen Momenten, und „der Besitz von Freunden. Zählen Sie mich zu ihnen, wie ich nur „mit meinen traurigen Tagen aufhören werde, mich so zu nennen."

„Maria Theresia" [66]).

Bezeichnend für die Kaiserin ist es, daß sie, indem sie auch später noch einmal der Ueberzeugung Ausdruck verlieh, sie werde Niemand finden, der Enzenbergs treffliche Eigenschaften besäße, dessen Witwe über den Nachfolger zu Rathe zog, den sie ihm geben solle [67]). Wir wissen nicht, welche Antwort sie auf diese Frage erhielt, aber Maria Theresia fuhr fort, dieselbe der Gräfin Enzenberg gegenüber näher zu erörtern. „Kreßl ist ohne Zweifel", schrieb sie ihr

hierüber, „ein sehr tüchtiger Mann, aber seine Dienstleistung ist „anderwärts nöthig, und er würde gewiß nicht wünschen, nach Tirol „zu übersiedeln, indem er sich hiedurch so weit von Böhmen entfernen „müßte, wo er Einiges besitzt. Spaur hat manche gute Eigenschaften, „aber ich traue ihm nicht so viel Talent zu, um an die Spitze der „Regierung eines Landes wie Tirol gestellt zu werden; außerdem „würde seine Beförderung eine zu große Kränkung für Künigl sein. „Ich habe daher mein Augenmerk auf Heister in Kärnten gerichtet, „der schon einige Kenntniß von Tirol besitzt. Aber ohne wenigstens „elftausend Gulden Gehalt erklärt er diese Stelle nicht annehmen zu „können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, Schulden machen zu müssen. „Ich weiß ihm dafür Dank, daß er, ehe er eine Laufbahn einschlägt, „die seine Vermögensverhältnisse zerrütten könnte, sich über das, „was er zu leisten vermag, so freimüthig ausspricht. Aber ich „verbleibe in der Ungewißheit über die Wahl des Nachfolgers Ihres „Gatten, obgleich ich überzeugt bin, daß es am Ende nothwendig sein „wird, hiezu einen Fremden zu ernennen“ [68]).

Zu diesem letzteren Entschlusse gelangte übrigens die Kaiserin doch nicht. Graf Gottfried Heister, ein Enkel jenes Feldmarschalls Siegfried Heister, der sich im spanischen Successionskriege um die Landesvertheidigung Tirols und in Ungarn um Rakoczy's Besiegung so verdient, gleichzeitig aber durch sein grausames Verfahren in dem letzteren Lande so verhaßt gemacht hatte, erhielt die Stelle eines Präsidenten des tirolischen Guberniums. Wenngleich die Vollmacht, die ihm ertheilt wurde, eine noch weitergehende als die seines Vorgängers war, so wußte er denselben doch in keiner Weise zu ersetzen [69]).

Von den während seiner Verwaltung durchgeführten Reformen möge hier nur der Verbesserung des Schulwesens gedacht werden, welche in Folge der im Jahre 1774 erlassenen allgemeinen Schulordnung auch in Tirol ins Leben trat. Wie ein Jahrhundert später, so hatte sie schon damals mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die letzteren aus dem Wege zu räumen, war außer der Staatsregierung auch noch der Bischof von Brixen, Graf Leopold Spaur

eifrig bemüht. Nichts weniger als ein lässiger Kirchenhirt, kam er doch den Reformen der Kaiserin auf kirchlich-politischem Gebiete mit Verständniß entgegen [70]). Und auch noch andere Priester waren es, zu ihrer Ehre sei es gesagt, die sich um die Verbesserung des Schulwesens in Tirol sehr große Verdienste erwarben. Einer aus ihnen, Agsthofer, hatte schon in den Jahren 1770 und 1771 eine langdauernde Reise durch die Diözesen von Brixen, Trient und Chur zur Verbesserung der dortigen Schuleinrichtungen unternommen. Aber trotz seiner übergroßen Anstrengungen errang er nur geringen Erfolg, den er noch überdieß mit seinem Leben bezahlte.

Glücklicher als er war Philipp Jacob Tangl, der sich Anfangs September 1770 mit drei anderen Priestern nach Breslau verfügte, um dort die von Felbiger herrührende, sogenannte Saganische Methode zu studiren und sie sodann in Tirol einzuführen. Im Schuljahre 1773/1774 konnte an der Normalschule zu Innsbruck, deren Leiter Tangl seit 1768 war und zu deren Director er im September 1773 ernannt wurde, der erste Lehrercurs eröffnet werden [71]).

Nachdem die neue Schulordnung erschienen war, machte Tangl im Herbste 1775 eine Reise durch einen großen Theil von Tirol und fand wenigstens in den bedeutenderen Ortschaften eine ziemlich willfährige Aufnahme. Als aber die zu Innsbruck in der neuen Methode unterrichteten Landschullehrer nach Hause zurückkehrten und sie dort einzuführen begannen, da bedurfte es nachdrücklicher Verordnungen des kaiserlichen Guberniums und eines eindringlichen Hirtenbriefes des Bischofs von Brixen, um die große Aufregung allmälig zu beschwichtigen. Unermüdlich setzte Tangl seine Inspectionsreisen fort, und zwar mit wechselndem Erfolge. Oft waren seine Wahrnehmungen erfreulich, oft aber auch in hohem Grade bedauerlich; so wollten die Sarnthaler Bauern den Lehrer sammt der neuen Methode zum Thale hinausjagen [72]). Aber trotz solch peinlicher Ergebnisse setzte doch Tangl seine heilbringende Wirksamkeit bis zu seinem Tode unermüdlich fort. Als die Nachricht von seinem Hinscheiden nach Wien kam, meldete Greiner sie der Kaiserin mit der Bemerkung, daß ihm leid um ihn sei. „mir auch", entgegnete Maria Theresia, „ware ferme" [73]).

Neben den Erzherzogthümern Oesterreich unter und ob der Enns, neben Inner- und Oberösterreich wurde damals unter der Bezeichnung der österreichischen Länder im engeren Sinne des Wortes auch Vorderösterreich verstanden. Zur Zeit der Thronbesteigung der Kaiserin Maria Theresia war der Sitz der Landesbehörde, auch hier Repräsentation und Kammer genannt, in Freiburg; im Jahre 1752 wurde sie jedoch nach Constanz verlegt, während die eigentliche Justizbehörde die Regierung hieß und in Freiburg zurückblieb. Sieben Jahre später, im Jahre 1759 wurden beide Stellen wieder in Freiburg unter dem Namen der Regierung und Kammer vereinigt. An ihrer Spitze standen nach einander Anton Freiherr von Summerau und Karl Ferdinand Freiherr von Ulm.

Der Letztere war noch auf diesem Posten, als in der zweiten Hälfte des Juli 1777 Kaiser Joseph, auf seiner Rückreise aus Frankreich durch die Schweiz kommend, in Freiburg eintraf. Fünf Tage hielt er sich dort auf, um, so viel als die Kürze der Zeit es erlaubte, die Zustände des Landes und seiner Regierung zu studiren. Mit der letzteren war er nichts weniger als zufrieden, und er theilte das Ergebniß seiner Wahrnehmungen der Kaiserin in einem Briefe mit, der um seiner Wichtigkeit willen hier großentheils Aufnahme finden muß.

„Gewiß ist es, daß wenn man dieses Land genau betrachtet,
„man sieht, daß man sehr wenig Nutzen daraus zu schöpfen vermag.
„Sobald es aber keinen solchen gibt, scheint die Vernunft zu fordern,
„daraus wenigstens so viel zu ziehen und gleichzeitig die Unterthanen
„so glücklich zu machen, als nur immer möglich erscheint. Aber durch
„das gegenwärtige Verfahren verfehlt man beide Zielpunkte, denn eine
„kostspielige, zahlreiche und schlecht zusammengesetzte Regierung ver-
„braucht die Einkünfte und verbreitet Unzufriedenheit unter den Ein-
„wohnern. Zwanzig Räthe, welche mit den ihnen untergeordneten
„Beamten in einem Lande, das, Alles zusammengenommen, nicht
„300.000 Gulden abwirft, 140.000 Gulden kosten, grübeln, da doch
„Jeder irgend etwas thun muß, erfinden, befragen, schreiben und

„spannen dadurch die Geduld der Unterthanen aufs höchste. Ein „Präsident, der nicht die Befähigung besitzt, sie im Zaume zu halten, „der mit seinen Ausgaben nicht Haus hält und zweideutige Mittel „anwendet, um sie bestreiten zu können, ruft üble Nachrede wach. Die „Universität ist ungefähr in dem gleichen Falle: sie zählt vier und „zwanzig Professoren, von denen Einige sieben bis acht, Einige etwas „mehr Studenten haben, und sie scheint daher weder das werth zu „sein, was sie kostet, noch sich an einem geeigneten Platze zu be„finden, um jemals mehr Leute an sich zu ziehen. Die Regierung ist „gleichfalls am Ende des Landes, entfernt von den zu ihr gehörigen „Landstrichen und von der Hauptstadt, wodurch eine beträchtliche „Verschleppung verursacht wird. Die juridischen Gegenstände sind mit „den politischen vermengt, keine Ordnung besteht in den Sitzungen „der Regierung; ein Generalcommando, mit Allem was dazu gehört, „ist für zwei Bataillone vorhanden, was in Wahrheit abgeschmackt „genannt werden muß. Wenn ich erst die anderen Landestheile und „insbesondere Vorarlberg gesehen habe, werde ich Ihnen mehr davon „sagen können. Mein Gedanke ist gefaßt, aber ich muß ihn noch „mehr verarbeiten."

„Was die Stadt Altbreisach angeht, so weiß ich nicht wovon „ihre Einwohner leben. Auf einem Berge gelegen, können sie sich dem „Ackerbau nicht widmen, und was das Handwerk betrifft, so weiß ich „nicht für wen sie, außer für die vier Compagnien, die dort sind, „arbeiten sollen. Das Correctionshaus daselbst ist sehr reinlich, aber „die Leute sind dort unendlich viel zu gut gehalten; es geht ihnen „weit besser als zu Hause. Die Nonnen, denen Eure Majestät Steine „und Geld zum Baue bewilligt haben, arbeiten mit Eifer daran. „Aber ich glaube nicht, daß ihre Lage am Ende aller Provinzen dazu „gemacht ist, viele Zöglinge anzuziehen."

„Die Stadt Constanz ist gewiß für den Betrieb des Handels „der natürlichste Punkt, und mittelst einiger Einrichtungen könnte sie „das wieder werden, was sie einstens war. Was den hier bei„geschlossenen Bericht der Kanzlei angeht, so glaube ich, thut sie

„Unrecht, daß sie nicht alles Gewicht auf die Wiedererwerbung der „Landgrafschaft Thurgau legt. Sie umgibt Constanz und dessen See, „ist reich, bevölkert, bebaut, und würde uns ungemein passen. In „Bezug auf Montfort wird man meines Erachtens die Erledigung „durch einen Todesfall abwarten müssen, indem man Langenargen „behält. Der Tausch mit dem Bischofe von Constanz und der mit „dem Bischofe von Augsburg scheint mir nicht durchführbar zu sein, „aber aus vielen Gründen muß man die landes- und oberherrlichen „Rechte auf die Markgrafschaft Burgau unerschütterlich behaupten; „das kann zu anderen vortheilhaften Vertauschungen führen. In Folge „dessen wage ich es Eure Majestät zu bitten, der Kanzlei zu befehlen, „alle nur immer möglichen Nachforschungen über die Rückerwerbungs- „rechte auf Thurgau anstellen zu lassen, und den Insassen von „Burgau, welche, insbesondere der Bischof von Augsburg, immer zu „Uebergriffen hinneigen, keine Rechte zu cediren."

„Vorarlberg ist ein für die Monarchie wichtiger Theil; es „verbindet Tirol mit dem Constanzer See. Mir schiene daß dieses „Land, selbst was die Regierung betrifft, mit Tirol vereinigt werden „sollte. In Constanz aber oder in Stockach hätte der Sitz der vorder- „österreichischen Regierung zu sein; auf fünf Justizräthe verringert, „würde sie mit einem Präsidenten das ganze Geschäft besorgen können; „der gleiche Chef, mit wenigen Unterbeamten, vermöchte auch die „politischen und die Cameralangelegenheiten zu führen. Die Münze „würde ich aufheben und ebenso die Universität, deren vereinigte Fonds „man in Constanz zu verwenden vermöchte, wo ohnedieß das bischöf- „liche Seminar schon existirt. Mit ihr würde ich die Innsbrucker „Universität verbinden, denn aus diesen zweien würde man kaum „eine gute schaffen können. Die Güte aber ist es und nicht die Menge, „woraus man Gewinn zieht."

„Der ganze Theil des Breisgau's, Nellenburgs, die Waldstädte, „Rothenburg, die Ortenau und Burgau sind abgelöste Theile der „Monarchie, deren Eintausch für eine beträchtlichere Abrundung sehr „vortheilhaft sein würde. Vorarlberg, das heißt Bregenz und Constanz

„werden niemals in diesen Fall kommen und müssen für immer „der Monarchie einverleibt bleiben. Aber für den Theil Baierns bis „zum Inn dürfte man jene Länder nicht hingeben; man würde „dabei verlieren. Man müßte ganz Ober- und Niederbaiern und „die Oberpfalz bekommen, denn sonst würde der Handel ein un- „günstiger sein“ [74]).

Dieser Brief des Kaisers an seine Mutter ist auch darum von Interesse, weil durch dessen Inhalt wohl jeder Zweifel beseitigt wird, daß es auf Josephs Antrieb geschehen war, wenn Maria Theresia schon im October 1776 ein Handschreiben an Kaunitz erlassen hatte, das sich auf die vermeintlichen Rechte ihres Hauses auf Thurgau bezog. Die vorderösterreichische Regierung habe die Anzeige erstattet, hieß es darin, daß aus mehreren im Archive der Stadt Constanz aufgefundenen Urkunden die Berechtigung des Hauses Oesterreich hervorgehe, Thurgau, das in älteren Zeiten unstreitig österreichisches Erbeigenthum gewesen, wieder zurück zu verlangen. Wohl sei es für jetzt noch nicht räthlich, mit einem solchen Begehren, zumal dasselbe noch nicht ganz ins Klare gesetzt sei, gegen die Schweiz aufzutreten. Doch denke sie es nicht vollständig fallen, sondern vorerst die Rechtsfrage prüfen zu lassen, um sodann zu geeigneter Zeit und unter günstigen politischen Umständen diese Forderung mit umso größerem Nachdrucke zur Geltung bringen zu können [75]).

Den Auftrag, die entsprechenden Nachforschungen in den Archiven zur Nachweisung jener Berechtigung anstellen zu lassen, beantwortete jedoch Kaunitz etwa sechs Wochen später mit der Erklärung, daß dasjenige, was sich hierüber in dem kaiserlichen Hausarchive vorfinde, nach der Meinung des Archivars Rosenthal zur Erhärtung der Ansprüche des Hauses Oesterreich auf Thurgau noch keineswegs genüge. Vielleicht fänden sich in Constanz, Freiburg oder Innsbruck kräftigere Beweismittel für sie [76]).

Nicht glücklicher war ein zweites, von dem österreichischen Gesandten bei dem schwäbischen und dem fränkischen Reichskreise, Feldzeug-

meister Freiherrn von Ried vorgelegtes Project, welches den Austausch eines Theiles der vorderösterreichischen Länder gegen andere zum Zwecke hatte. Es sollte hiedurch aus Vorderösterreich ein an und für sich schon ansehnliches, mit der österreichischen Monarchie zusammenhängendes Land gebildet werden, durch dessen Besitz Oesterreich noch überdieß der Handel auf dem Bodensee, sowie derjenige aus der Schweiz und Italien ausschließlich gesichert würde [77]).

Es gewinnt fast den Anschein, als ob dieser Gedanke nicht dem Kopfe des Freiherrn von Ried entsprungen, sondern ihm durch Niemand Andern als Joseph eingegeben worden sei. Am 7. April 1777 war der Kaiser auf seiner Reise nach Paris durch Ulm gekommen, noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die er an diesem und dem vorangegangenen Tage in Günzburg, das bekanntlich zu Vorderösterreich gehörte, in sich aufgenommen hatte [78]). Am 21. Mai aber trat Ried, der in Ulm residirte und dort offenbar mit dem Kaiser zusammengetroffen war, mit seinem Austauschprojecte hervor, von welchem er früher nie die geringste Erwähnung gemacht hatte. In Wien fand er jedoch keineswegs den Anklang, den Joseph gewünscht hätte. Kaunitz begnügte sich damit, die Berichte Rieds, ohne ein Urtheil abzugeben über deren Inhalt, zur Kenntniß der Kaiserin zu bringen [79]). Maria Theresia aber sandte sie dem Staatskanzler mit den eigenhändig niedergeschriebenen Worten zurück: „dise ideen haben „vor jetzo keinen statt".

Es scheint auch daß, als Joseph von Freiburg aus auf diese Angelegenheit zurückkam, Maria Theresia nicht geneigt war, sie weiter zu verfolgen, wenigstens findet sich ein Auftrag zu ferneren Nachsuchungen in den Archiven nicht vor. Und bald darauf mag der Streit, der sich über die Nachfolge in Baiern erhob, es verhindert haben, daß man mit den von dem Kaiser in Anregung gebrachten Tauschplanen sich noch weiter befaßte.

Zweites Capitel.

Die böhmiſchen Länder.

Mit Böhmen, dieſem Juwel unter den Ländern, welche zuſammen die öſterreichiſche Monarchie bilden, haben wir uns im Verlaufe der Lebensbeſchreibung der Kaiſerin Maria Thereſia ſchon zu wiederholten Malen zu beſchäftigen gehabt. Ganz abgeſehen von den Ereigniſſen der beiden langdauernden Kriege, welche Maria Thereſia zu führen hatte, war dieß am eingehendſten bei der Erzählung der Begebenheiten der Fall, die zwiſchen der Wiedereroberung des Landes gegen Ende des Jahres 1742 und Maria Thereſia's Königskrönung ſich zutrugen [80]). Und außerdem wurden die Maßregeln, die man traf, um die Laſten zu erleichtern, welche den böhmiſchen und den mähriſchen Bauernſtand in Folge ſeines Unterthänigkeitsverhältniſſes zu den Grundherren bedrückten, ziemlich ausführlich beſprochen [81]).

Hiemit iſt jedoch das, was unter der Regierung der Kaiſerin in Bezug auf Böhmen und Mähren geſchah, bei weitem nicht erſchöpft. Ohne dieß hier umſtändlich darſtellen zu wollen, werden wir wenigſtens einige der wichtigſten Vorfälle, welche dem letzten Jahrzehnt ihrer Lebenszeit angehören, nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen dürfen.

Böhmen, Mähren und das öſterreichiſche Schleſien müſſen wohl die Theile der Monarchie genannt werden, die in dem Zeitraume von vierzig Jahren, während deſſen Maria Thereſia regierte, die meiſten Heimſuchungen erlitten. Daß ſie weit mehr als die übrigen Provinzen

als Kriegsschauplatz dienen und die hiemit unausweichlich verbundenen Leiden erdulden mußten, ist bereits ausreichend dargelegt worden. Und ebenso artete der überall schmerzlichst empfundene Mangel an Lebensmitteln, der im Jahre 1771 in ganz Mitteleuropa herrschte, in Böhmen, in Schlesien und theilweise auch in Mähren in wahre Hungersnoth aus. Schon im Jahre 1770 war die Ernte völlig mißrathen und in Folge dessen kein Vorrath an Getreide mehr übrig geblieben. Als nun im folgenden Jahre der größte Theil der Ernte durch unabläßige Regengüsse neuerdings zu Grunde gerichtet wurde, da stieg die Bedrängniß der Bevölkerung immer höher und höher.

Ein eigenthümliches Verhängniß brachte es mit sich, daß gerade damals die Thätigkeit der Behörden, welche rasch hätten eingreifen sollen, um dem Uebel zu steuern, gleichsam gelähmt war. An der Spitze der böhmischen und der österreichischen Hofkanzlei befand sich wenigstens dem Namen nach Graf Rudolph Chotek; derselbe war jedoch schwer erkrankt, und da kein Anderer es wagte, statt seiner die Erfüllung der Pflichten auf sich zu nehmen, die mit jenem wichtigen Posten verbunden waren, geschah nur wenig und die nothwendigsten Maßregeln unterblieben. Aehnliches war auch in Böhmen der Fall, wo der achtzigjährige Graf Philipp Kolowrat als Oberster Burggraf an der Spitze der Landesverwaltung stand. Obgleich vielerfahren in den Geschäften, befand er sich doch, wohl zunächst in Folge seines Alters, so wenig mehr auf der Höhe seiner Aufgabe, daß schon im Februar 1771 Kreßl als bevollmächtigter Commissär nach Böhmen abgesendet wurde. Doch erkannte man bald, daß dieses Auskunftsmittel nur ein unzulängliches sei, und man strebte sowohl Chotek als Kolowrat zu bewegen, freiwillig ihren Posten zu entsagen [82]). Beide fügten sich, wie es scheint, dem Wunsche der Kaiserin, und als ihr Kolowrat dieß mittheilte, richtete sie an ihn die folgenden Zeilen:

„lieber graff Kolobrat. ich habe sein schreiben von 14 junij „empfangen, die mir seine vorstellung gebracht, das er wegen seinen „alter die neüe einrichtung sich nicht getraue zu stand zu bringen. ich „nehme also in gnaden an seine demission, umb ihme jene billige

„ruhe genieſſen zu laſſen, welche ſeine ſo lange, treüe, nutzliche, „distinguirte dienſte verdienen, mit all jenen, wie er jetzund es „genoſſen. dem nachfolger werde indeſſen einen extragehalt aus„werffen, hoffend dadurch nicht allein ihme und ſeiner famille ein „zeichen meiner erkantlichkeit zu geben und ihme dadurch noch länger „als ein würdigen treüen ministre zu conservirn zu unsern troſt, „ſondern auch das publicum zu überzeigen, wie werth er mir iſt, und „(werde) wohl niemahls ſeine treüe (vergeſſen), mit welcher er mir beſonders „in denen häcklichſten umbſtänden von anfang meiner unglicklichen re„girung beygeſtanden und ſeine treüe bis auff die fortſchleppung ſeiner „person mir bezeigt hat[83]). er wird alſo mich nicht mehr obligirn können, „alſ in allen gelegenheiten, die ihme oder die ſeinige angehen kunten, „ſein Vertrauen zu mir zu nehmen; ich werde ſorgen, ihme, ſo vill an „mir ligt, ſeine tage zu beruhigen und vergnügen und mir eine ehre „daraus mache, meine erkantlichkeit, die ihme ſchuldig bin, alzeit vor „der welt zu erkhlären, die alzeit verbleibe ſeine gnädigſte Frau und „wahre Freündin Maria Thereſia" [84]).

So wie Hatzfeldt an Choteks Stelle trat, wurde Fürſt Karl Egon zu Fürſtenberg ſtatt Kolowrat zum Oberſten Burggrafen von Böhmen ernannt. Die Maßregeln aber, die man ergriff, um der immer mehr über Hand nehmenden Noth in Böhmen zu ſteuern, beſtanden zunächſt in dem Ausfuhrverbote für Getreide, welches für den ganzen Umkreis des öſterreichiſchen Staates erging. Und überdieß wurden alle nur immer denkbaren Vorkehrungen getroffen, um große Maſſen von Getreide aus Ungarn nach Böhmen zu bringen; ſchon im Juli 1771 widmete Maria Thereſia zu dieſem Zwecke eine Million Gulden, und drei Monate ſpäter verdoppelte ſie dieſe Summe.

Da nicht allein Oeſterreich, ſondern auch Süddeutſchland von dem drückendſten Mangel an Lebensmitteln heimgeſucht war, durfte man ſich keineswegs verwundern, daß man von dorther alle Hebel in Bewegung zu ſetzen ſich bemühte, um die Zurücknahme des Ausfuhrverbotes oder doch wenigſtens die Zulaſſung von Ausnahmen zu erwirken. Maria Thereſia, der es jederzeit ſo ſchwer fiel, abſchlägige

Antworten zu ertheilen, wäre wohl leicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen gewesen, nicht aber Joseph, welcher auf unerschütterliches Festhalten an dem Ausfuhrverbote drang.

Den ersten Anlaß, diese Meinung recht deutlich zum Ausdrucke zu bringen, fand der Kaiser in dem Wunsche des Kurfürsten von Baiern, zur Steuerung der Noth in seinem Lande achttausend Metzen aus Oesterreich dorthin einführen zu dürfen. Nicht mit Unrecht wies Joseph darauf hin, daß mit einer verhältnißmäßig so geringen Quantität Getreide dem Lande Baiern durchaus nicht geholfen, aber darum doch eine unstatthafte Ausnahme von dem allgemeinen Ausfuhrverbote zugelassen würde[55]). Und Maria Theresia schrieb in Folge dessen auf den Bericht, mit welchem Kaunitz das Ansuchen des Kurfürsten von Baiern unterstützt hatte[56]), die folgenden Worte: „der Kayser „vermeint, das man in nichtens abgehen könne von der gefasten „sperr, mit dem zusatz, das sobald wir weithers werden einsehen, „das wir etwas entrathen können, wir mit freüden selben beyspringen „werden".

Mit noch weit größerer Entschiedenheit sprach Joseph ungefähr ein halbes Jahr später über die Bitte der Stadt Regensburg sich aus, ihr die Bewilligung zur Einfuhr von viertausend Metzen Getreide aus Oesterreich zu gestatten. Aufs dringendste unterstützten die österreichischen Gesandten zu Regensburg durch die Schilderung der daselbst herrschenden Noth dieses Begehren, und Kaunitz scheint auch jetzt wieder zur Willfährigkeit gerathen zu haben. Dem widerstrebte jedoch Joseph in energischer Weise. „Worin bestehen denn", schrieb er seiner Mutter, „die Vorzüge welche die Stadt Regensburg vor Salzburg besitzt, das „in nachbarlichen Verhältnissen mit uns steht und von welchem wir „einige Vortheile wirklich zu erhalten suchen? Welche Vorzüge besitzt „sie vor Passau, dessen Bischof bei uns Diözesan ist, und welche vor „Baiern, dessen Kurfürst ein so mächtiger Reichsmitstand und mit „Eurer Majestät in so naher Blutsverwandtschaft steht? Welche vor „Augsburg, dessen Fürst Eure Majestät auch so nahe angeht? Welche „vor Neuburg, wo der Kurfürst von der Pfalz ein so ansehnlicher

„Reichsstand ist? Welche endlich vor Bayreuth und Anspach und „allen anderen geistlichen und weltlichen Reichsfürsten und Städten, „die Eure Majestät um die nämliche Gnade schon angegangen haben?" Man müsse, führt Joseph aus, entweder Allen gleichmäßig helfen oder ihnen Allen den gewünschten Beistand verweigern. Ersteres könnte man nur durch Preisgebung der eigenen Unterthanen thun, daher bleibe nichts übrig als sich zu Letzterem zu entschließen[87]).

So lautete denn auch die Antwort, welche der Stadt Regensburg ertheilt wurde, und daß Maria Theresia sie gleichfalls zu billigen nicht umhin konnte, geht aus einigen Zeilen hervor, die sie später an Kaunitz schrieb. Im Juli 1771 hatte der Propst von Berchtesgaden seinen Stiftscapitular Freiherrn von Kulmer nach Wien gesendet, um von der Kaiserin, die ihm schon einmal Getreide aus Kärnten überlassen hatte, die Bewilligung zu einer neuen Zufuhr zu erlangen. Als Kaunitz sie um eine Audienz für Kulmer bat[88]), antwortete ihm Maria Theresia: „eine ausfuhr von unsern landen kan so wenig als „regenspurg und bayern gestattet werden, mithin mir dise abschlägige „audientz zu ersparen".

Die persönliche Bedrängniß, in welcher ihre eigenen Gesandten und diejenigen der übrigen deutschen Fürsten zu Regensburg sich befanden, zwang endlich Maria Theresia, in Bezug auf dieselben eine Ausnahme von dem bisher mit solcher Strenge aufrecht erhaltenen Ausfuhrverbote zu gestatten. Als Freiherr von Borié in dringendster Weise um die Bewilligung bat, für seinen Bedarf und den seines Kanzleipersonals vierhundert Metzen Getreide in Ungarn ankaufen und nach Regensburg bringen lassen zu dürfen, als er das gleiche Anliegen der preußischen und der hannoverschen Comitialgesandtschaften angelegentlich unterstützte, da fällte Maria Theresia mit den folgenden Worten eine willfährige Entscheidung:

„ich habe vor borie, hartig, seydwitz und all ihre subalterne „erlaubt, 1000 metzen auszuführen; 600 getreid, 400 haaber; vor das „gantze jahr aber kein weitere hilff nicht mehr zu hoffen haben. alles

Urtheil über die Mittel zu ausgiebiger und dauernder Abhülfe zu bilden. Zu großem Leidwesen der Kaiserin, welche vor den Anstrengungen einer solchen Reise und mehr noch vor den Gefahren zurückschrak, mit denen die in jenen Provinzen damals herrschenden Seuchen die Gesundheit, ja das Leben ihres Sohnes bedrohten, verließ Joseph am Morgen des 1. October Wien und kam noch am selben Tage nach Brünn[91]). Unverzüglich begann der Kaiser mit dem Präsidenten des Landesguberniums, Grafen Ernst Kaunitz, dem ältesten Sohne des Staatskanzlers, mit dem Vorsitzenden der Handelsbehörde, Grafen Christoph Blümegen, mit dem Polizeidirector Grafen Johann Mittrowsky, endlich mit anderen Beamten und einzelnen Bürgern von Brünn nähere Besprechungen zu pflegen. Aber schon am 3. setzte er seine Reise nach Olmütz fort, wo er am 4. October eintraf. Ueberall, wohin sein Weg ihn führte, wendete er auch den Truppen sein besonderes Augenmerk zu, und das Tagebuch des Kaisers ist insbesondere im Anfange der Reise voll von Bemerkungen, wie er die einzelnen Abtheilungen gefunden, und von Aussprüchen über die Tüchtigkeit oder die Gebrechen derselben und ihrer Offiziere. Später aber nimmt der Nothstand des Landes seine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch.

Am 5. October war Joseph in Troppau, wo der Feldzeugmeister Graf Harsch an der Spitze des schlesischen Landesamtes stand. Auch mit ihm, mit anderen Mitgliedern dieser Behörde und mit sonstigen wohlunterrichteten Personen besprach sich der Kaiser, und er erhielt hier noch haarsträubendere Berichte über die Noth der Bevölkerung als in Mähren. Am 8. October traf Joseph in Iglau ein; von hier übersandte er den Grafen Kaunitz und Harsch ein Verzeichniß von fünfzehn Punkten, zu deren unverzüglicher Beantwortung alle Mitglieder der Landesbehörden in Mähren und Schlesien verhalten werden sollten. Der Hauptsache nach drehten sie sich um die in dem ersten Punkte ihren Ausdruck findende Frage, ob nur der zweijährige Mißwachs Schuld trage an dem Nothstande des Landes, oder ob das Regierungssystem und die Verfassung oder andere Umstände, und welche, hiezu gleichfalls Veranlassung dargeboten hätten. Natürlicher

Weise sollten auch die Mittel zur Abhülfe in den Kreis der abzugebenden Gutachten gezogen werden [92]).

War schon das, was Joseph bisher gesehen, betrübend genug, so fand er auf seiner Rundreise durch Böhmen das Uebel noch ärger. Pardubitz, Königgrätz, Trautenau, Leitmeritz, Kommotau, Saatz, Pilsen, Klattau, Pisek, Tabor und noch viele andere Städte und Ortschaften berührte der Kaiser; überall vernahm er die bittersten Klagen, und zwar nicht nur über den Nothstand, der durch die Mißernten herbeigeführt worden, sondern auch über die arge Bedrückung der Landbevölkerung von Seite der Grundherren. Mit welch emsiger Sorgfalt er sich persönlich über Alles genaueste Auskunft zu verschaffen bemüht war, davon ist sein Reisejournal der beredteste Zeuge.

Am 24. October traf der Kaiser in Prag ein und beschloß vorläufig seine mehr als dreiwochentliche Rundreise. Unermeßlich hatte er, wie Maria Theresia sich ausdrückte, das überall herrschende Elend gefunden, und ganz unzulänglich die zu Gebote stehenden Mittel, um ihm zu steuern [93]). Aber Joseph legte darum doch nicht die Hände in den Schooß. Gleich nach seiner Ankunft in Prag begann er einen weitläufigen Bericht an seine Mutter über seine Wahrnehmungen während der Reise und über die Maßregeln, welche nach seiner Meinung ergriffen werden sollten. Denn es galt nicht nur vorerst die Bedrängniß der Bevölkerung in den böhmischen Ländern zu mildern und eine Wiederkehr ähnlicher Zustände wenigstens für die nächstfolgenden Jahre zu verhüten, sondern das Uebel an der Wurzel zu fassen und Einrichtungen zu treffen, durch welche jenen Ländern für die Dauer eine bessere Zukunft bereitet werden sollte.

„Um Eurer Majestät einen, so viel als möglich ist, klaren „Bericht über meine in Mähren, Schlesien und Böhmen vorgenommene „Reise zu geben", schrieb Joseph an seine Mutter, „so erfordert es „vor allen ein in Landessachen viel mehr geübtes, ja so zu sagen diesen „betrübten und wichtigen Umständen gemäß ausnehmend geschicktes und „einsichtiges Subjectum, so in mir gewiß nicht anzutreffen ist. Ueber„dieß, daß ich in diesen Landeseinrichtungssachen ein roher, unerfahrener

„und allein mit etwas gutem Willen begabter Recrout bin, so ist die „Zeit von etlich und zwanzig Tägen nicht erklecklich, so viele unter„schiedene Gegenstände zu ergründen, zu erforschen und nach ihrer Art „zu schätzen. Da aber Euer Majestät auch meine wenige Gedancken „zu wißen verlangen, und höchstens das wenige Papier umsonst ver„schmieret, da ich meine Mühe, wann ich rechtschaffen zu handeln „glaube, vor nichts rechne, seyn kann, so theile ich Klarheits wegen, „und um dringende Entschließungen nicht länger hinauszuschieben, meine „hier allerunterthänigst erstattende Relation in drey Theile:"

„1. Die jetzige Laage deren böhmischen Landen, und was vor „Mitteln die Nothdurft zu erheischen scheinet, gleich anzuwenden, um „ein größeres Uebel zu verhüten."

„2. Die Enumeration derjenigen Ursachen, welche diese Länder „schon durch einige Jahre her in diese Umstände zu verfallen zu„bereitet haben, sammt denjenigen Mitteln, welche zu Behebung dieser „vitiosen Verfassung in allen Theilen, meiner wenigen Einsicht nach, „vorzuschlagen hätte."

„3. Eine Zergliederung deren Particular-Umständen aller drey „dieser Provinzen, samt mehresten ihrer Kreysen, und die Meynungen „deren unterschiedlichen Kreyß-Hauptleüthen und sämmtlichen dreyen „Guberniis nebst allen dazu gehörigen Tabellen."

Die erste Abtheilung seines Berichtes übersandte Joseph der Kaiserin schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Prag. Nach einer anschaulichen Beschreibung des bedauerlichen Zustandes, in welchem er die drei Länder gefunden, wendet er sich zu den Mitteln, die er vorschlägt, von denen er jedoch selbst sagt, daß sie nichts weniger als eine durchgreifende Heilung herbeizuführen vermöchten; höchstens könnten sie verhüten, daß es zum Aeußersten komme[94]). Und so war es denn auch in der That. Nicht viel Anderes wußte Joseph in Antrag zu bringen, als eine Verstärkung dessen, was bereits geschehen war: strenge Aufrechthaltung des Verbotes der Ausfuhr von Getreide nach dem Auslande, und die Verfrachtung möglichst großer Quantitäten

Weise sollten auch die Mittel zur Abhülfe in den Kreis der abzugebenden Gutachten gezogen werden [92]).

War schon das, was Joseph bisher gesehen, betrübend genug, so fand er auf seiner Rundreise durch Böhmen das Uebel noch ärger. Pardubitz, Königgrätz, Trautenau, Leitmeritz, Kommotau, Saatz, Pilsen, Klattau, Pisek, Tabor und noch viele andere Städte und Ortschaften berührte der Kaiser; überall vernahm er die bittersten Klagen, und zwar nicht nur über den Nothstand, der durch die Mißernten herbeigeführt worden, sondern auch über die arge Bedrückung der Landbevölkerung von Seite der Grundherren. Mit welch emsiger Sorgfalt er sich persönlich über Alles genaueste Auskunft zu verschaffen bemüht war, davon ist sein Reisejournal der beredteste Zeuge.

Am 24. October traf der Kaiser in Prag ein und beschloß vorläufig seine mehr als dreiwöchentliche Rundreise. Unermeßlich hatte er, wie Maria Theresia sich ausdrückte, das überall herrschende Elend gefunden, und ganz unzulänglich die zu Gebote stehenden Mittel, um ihm zu steuern [93]). Aber Joseph legte darum doch nicht die Hände in den Schooß. Gleich nach seiner Ankunft in Prag begann er einen weitläufigen Bericht an seine Mutter über seine Wahrnehmungen während der Reise und über die Maßregeln, welche nach seiner Meinung ergriffen werden sollten. Denn es galt nicht nur vorerst die Bedrängniß der Bevölkerung in den böhmischen Ländern zu mildern und eine Wiederkehr ähnlicher Zustände wenigstens für die nächstfolgenden Jahre zu verhüten, sondern das Uebel an der Wurzel zu fassen und Einrichtungen zu treffen, durch welche jenen Ländern für die Dauer eine bessere Zukunft bereitet werden sollte.

„Um Eurer Majestät einen, so viel als möglich ist, klaren „Bericht über meine in Mähren, Schlesien und Böhmen vorgenommene „Reise zu geben", schrieb Joseph an seine Mutter, „so erfordert es „vor allen ein in Landessachen viel mehr geübtes, ja so zu sagen diesen „betrübten und wichtigen Umständen gemäß ausnehmend geschicktes und „einsichtiges Subjectum, so in mir gewiß nicht anzutreffen ist. Ueber„dieß, daß ich in diesen Landeseinrichtungssachen ein roher, unerfahrener

„und allein mit etwas gutem Willen begabter Recrout bin, so ist die „Zeit von etlich und zwanzig Tägen nicht erklecklich, so viele unter„schiedene Gegenstände zu ergründen, zu erforschen und nach ihrer Art „zu schätzen. Da aber Euer Majestät auch meine wenige Gedancken „zu wißen verlangen, und höchstens das wenige Papier umsonst ver„schmieret, da ich meine Mühe, wann ich rechtschaffen zu handeln „glaube, vor nichts rechne, seyn kann, so theile ich Klarheits wegen, „und um dringende Entschließungen nicht länger hinauszuschieben, meine „hier allerunterthänigst erstattende Relation in drey Theile:"

„1. Die jetzige Laage deren böhmischen Landen, und was vor „Mitteln die Nothdurft zu erheischen scheinet, gleich anzuwenden, um „ein größeres Uebel zu verhüten."

„2. Die Enumeration derjenigen Ursachen, welche diese Länder „schon durch einige Jahre her in diese Umstände zu verfallen zu„bereitet haben, sammt denjenigen Mitteln, welche zu Behebung dieser „vitiosen Verfassung in allen Theilen, meiner wenigen Einsicht nach, „vorzuschlagen hätte."

„3. Eine Zergliederung deren Particular-Umständen aller drey „dieser Provinzen, samt mehresten ihrer Kreysen, und die Meynungen „deren unterschiedlichen Kreyß-Hauptleüthen und sämmtlichen dreyen „Guberniis nebst allen dazu gehörigen Tabellen."

Die erste Abtheilung seines Berichtes übersandte Joseph der Kaiserin schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Prag. Nach einer anschaulichen Beschreibung des bedauerlichen Zustandes, in welchem er die drei Länder gefunden, wendet er sich zu den Mitteln, die er vorschlägt, von denen er jedoch selbst sagt, daß sie nichts weniger als eine durchgreifende Heilung herbeizuführen vermöchten; höchstens könnten sie verhüten, daß es zum Aeußersten komme[94]). Und so war es denn auch in der That. Nicht viel Anderes wußte Joseph in Antrag zu bringen, als eine Verstärkung dessen, was bereits geschehen war: strenge Aufrechthaltung des Verbotes der Ausfuhr von Getreide nach dem Auslande, und die Verfrachtung möglichst großer Quantitäten

Weise sollten auch die Mittel zur Abhülfe in den Kreis der abzugebenden Gutachten gezogen werden [92]).

War schon das, was Joseph bisher gesehen, betrübend genug, so fand er auf seiner Rundreise durch Böhmen das Uebel noch ärger. Pardubitz, Königgrätz, Trautenau, Leitmeritz, Kommotau, Saatz, Pilsen, Klattau, Pisek, Tabor und noch viele andere Städte und Ortschaften berührte der Kaiser; überall vernahm er die bittersten Klagen, und zwar nicht nur über den Nothstand, der durch die Mißernten herbeigeführt worden, sondern auch über die arge Bedrückung der Landbevölkerung von Seite der Grundherren. Mit welch emsiger Sorgfalt er sich persönlich über Alles genaueste Auskunft zu verschaffen bemüht war, davon ist sein Reisejournal der beredteste Zeuge.

Am 24. October traf der Kaiser in Prag ein und beschloß vorläufig seine mehr als dreiwöchentliche Rundreise. Unermeßlich hatte er, wie Maria Theresia sich ausdrückte, das überall herrschende Elend gefunden, und ganz unzulänglich die zu Gebote stehenden Mittel, um ihm zu steuern [93]). Aber Joseph legte darum doch nicht die Hände in den Schooß. Gleich nach seiner Ankunft in Prag begann er einen weitläufigen Bericht an seine Mutter über seine Wahrnehmungen während der Reise und über die Maßregeln, welche nach seiner Meinung ergriffen werden sollten. Denn es galt nicht nur vorerst die Bedrängniß der Bevölkerung in den böhmischen Ländern zu mildern und eine Wiederkehr ähnlicher Zustände wenigstens für die nächstfolgenden Jahre zu verhüten, sondern das Uebel an der Wurzel zu fassen und Einrichtungen zu treffen, durch welche jenen Ländern für die Dauer eine bessere Zukunft bereitet werden sollte.

„Um Eurer Majestät einen, so viel als möglich ist, klaren „Bericht über meine in Mähren, Schlesien und Böhmen vorgenommene „Reise zu geben", schrieb Joseph an seine Mutter, „so erfordert es „vor allen ein in Landessachen viel mehr geübtes, ja so zu sagen diesen „betrübten und wichtigen Umständen gemäß ausnehmend geschicktes und „einsichtiges Subjectum, so in mir gewiß nicht anzutreffen ist. Ueber„dieß, daß ich in diesen Landeseinrichtungssachen ein roher, unerfahrener

„und allein mit etwas gutem Willen begabter Recrout bin, so ist die „Zeit von etlich und zwanzig Tägen nicht erklecklich, so viele unter„schiedene Gegenstände zu ergründen, zu erforschen und nach ihrer Art „zu schätzen. Da aber Euer Majestät auch meine wenige Gedancken „zu wißen verlangen, und höchstens das wenige Papier umsonst ver„schmieret, da ich meine Mühe, wann ich rechtschaffen zu handeln „glaube, vor nichts rechne, seyn kann, so theile ich Klarheits wegen, „und um dringende Entschließungen nicht länger hinauszuschieben, meine „hier allerunterthänigst erstattende Relation in drey Theile:"

„1. Die jetzige Laage deren böhmischen Landen, und was vor „Mitteln die Nothdurft zu erheischen scheinet, gleich anzuwenden, um „ein größeres Uebel zu verhüten."

„2. Die Enumeration derjenigen Ursachen, welche diese Länder „schon durch einige Jahre her in diese Umstände zu verfallen zu„bereitet haben, sammt denjenigen Mitteln, welche zu Behebung dieser „vitiosen Verfassung in allen Theilen, meiner wenigen Einsicht nach, „vorzuschlagen hätte."

„3. Eine Zergliederung deren Particular-Umständen aller drey „dieser Provinzen, samt mehresten ihrer Kreysen, und die Meynungen „deren unterschiedlichen Kreyß-Hauptleüthen und sämmtlichen dreyen „Guberniis nebst allen dazu gehörigen Tabellen."

Die erste Abtheilung seines Berichtes übersandte Joseph der Kaiserin schon zwei Tage nach seiner Ankunft in Prag. Nach einer anschaulichen Beschreibung des bedauerlichen Zustandes, in welchem er die drei Länder gefunden, wendet er sich zu den Mitteln, die er vorschlägt, von denen er jedoch selbst sagt, daß sie nichts weniger als eine durchgreifende Heilung herbeizuführen vermöchten; höchstens könnten sie verhüten, daß es zum Aeußersten komme[94]). Und so war es denn auch in der That. Nicht viel Anderes wußte Joseph in Antrag zu bringen, als eine Verstärkung dessen, was bereits geschehen war: strenge Aufrechthaltung des Verbotes der Ausfuhr von Getreide nach dem Auslande, und die Verfrachtung möglichst großer Quantitäten

desselben aus Ungarn und dem Banate nach Böhmen, Mähren und Schlesien. Zu scharfer Bewachung der Grenzen wurde sogar ein Truppencordon gezogen, und außerdem sollten nicht allein die Militärfuhrwerke zu Getreidetransporten verwendet, sondern die letzteren auch von Stapelplätzen, an denen ihre Ansammlung stattzufinden hätte, durch Cavallerie an die Orte ihrer Bestimmung begleitet werden. Die commandirenden Offiziere hätten die ordnungsmäßige Vertheilung zu überwachen und jede Verschleppung zu verhindern. Der Verkehr im Inneren der böhmischen Länder sollte von jeder Beschränkung befreit werden.

Nachdem er auch die zweite Abtheilung seines Berichtes, und zwar am 8. November vollendet und nach Wien abgesendet hatte, verließ der Kaiser am 10. November Prag und begab sich über Budweis nach Linz. Fast drei Tage verweilte er daselbst und fuhr dann über Enns nach Steyr. Nach all dem Elend, das er in Böhmen gesehen, brachten die gesegneten Fluren des Landes Oesterreich ob der Enns einen wohlthuenden Eindruck auf ihn hervor. „Das Land ist „schön", schrieb er in sein Reisejournal, „und ziemlich bebaut, wie auch „die Saaten sehr schön stehen und die Felder sehr gut zugerichtet und „bebaut scheinen, wovon das Eigenthum, so der Bauer in Ober„österreich hat, und daher an seiner Wirthschaft durch Roboten nicht „verhindert wird, sondern nur seinem Herrn in Zinsungen, Laudemial„und Protocollsgefällen beysteuert, die Ursache ist." Am 17. November war der Kaiser wieder in Wien [95]).

Hatte der erste Theil seines Berichtes schleunige Maßregeln nothwendig gemacht, so konnte der zweite der Natur der Sache nach nur Anlaß zu sehr umständlichen Berathungen bieten. Denn Joseph ging darin weit über die Dinge hinaus, welche die böhmischen Länder betrafen; er unterzog vielmehr die ganze Einrichtung der öffentlichen Verwaltung einer sehr scharfen und bitteren Kritik. Das Heilmittel erblickte er in der Einsetzung eines obersten Leiters der gesammten Staatsadministration, welcher das unbedingte Vertrauen der Kaiserin genösse, und hierauf gestützt, auch eine unbeschränkte Herrschaft über

alle Behörden ausüben sollte. Die Kaiserin selbst müßte sich binden, auch nicht das Geringste, außer an ihn und durch ihn zu befehlen.

So wie im Mittelpunkte des Staates, so verlangte Joseph auch in den einzelnen Ländern eine größere Concentration der Verwaltung. Aber die Art und Weise, wie er sie durchzuführen vorschlug, schien dem von ihm aufgestellten Grundsatze keineswegs zu entsprechen. In jedem Kreise sollte ein zwar noch tüchtiger, aber doch zu Kriegszwecken nicht mehr tauglicher Offizier als Cantonsdirector aufgestellt werden. In Militärsachen hätte er mit den commandirenden Generalen zu correspondiren, in Angelegenheiten von Civilpersonen aber sich mit dem Kreishauptmann in Verbindung zu setzen. Er wäre berechtigt, Klagen aus der Mitte der Bevölkerung entgegen zu nehmen; fänden sie bei dem Kreishauptmann keine Abhülfe, so hätte er sie dem commandirenden General einzusenden, der hiedurch eine Art von Controle über die Behandlung der Unterthanen ausüben würde. Um außerdem die Kreishauptleute besser übersehen zu können, wäre Böhmen in vier, Mähren aber in zwei Theile zu theilen und an die Spitze eines jeden derselben ein Kreisdirector zu stellen; in Böhmen hätte er je vier, in Mähren drei Kreise zu überwachen.

So wohlwollend ohne Zweifel die in diesen Vorschlägen an den Tag tretenden Absichten des Kaisers auch waren, so wenig wird man doch die von ihm beantragte Hereinziehung des Militärs in die Civilverwaltung der Länder und die noch größere Complizirung der letzteren durch Einsetzung von Kreisdirectoren gutheißen können. Billigung wird es dagegen verdienen, wenn der Kaiser in den Händen des Regierungspräsidenten nicht nur die eigentliche Administration, sondern auch alle übrigen Geschäfte zu vereinigen wünschte, die sich auf Finanz- und Handelsangelegenheiten bezogen.

Wird man hinsichtlich der Anträge Josephs, insofern sie eine Umgestaltung der Staats- und der Landesverwaltung herbeiführen sollten, nicht leicht seiner Meinung beipflichten können, so wird man dagegen um so freudiger der Mehrzahl der übrigen Betrachtungen zustimmen, die er mit seinen Vorschlägen in die engste Verbindung

bringt. In energischen Ausdrücken bricht er vor Allem über die Unwissenheit und den Aberglauben den Stab, welche in der Bevölkerung herrschten. Einige Beispiele führt er an, die er aus eigener, in Böhmen gemachter Wahrnehmung schöpfte. So erzählt er seiner Mutter, daß der Dechant auf dem Wyschrad ein Wappen führe — das auch in Stein gehauen allgemein zu sehen sei — in welchem der heilige Petrus einen Herzog von Böhmen öffentlich peitsche. Als Erklärung dieses Wappens werde berichtet, der Herzog habe die Domherren an ihrem Gute geschädigt. Da sei plötzlich der heilige Petrus erschienen und habe ihn so lange grausam gezüchtigt, bis er das ungerecht an sich gezogene Gut wieder zurückstellte. „Dieses dienet ja", fügt Joseph hinzu, „zur Schande der Religion und zum Nachtheil der weltlichen „Regierung."

Das wirksamste Mittel, in dieser Beziehung die ganz unerläßliche Abhülfe zu schaffen, erblickt der Kaiser vor Allem in einer besseren geistigen Ausbildung der Priester. Nachdem er die schöne Aufgabe des Seelsorgers in würdigen Worten charakterisirt, fährt er fort: „Wie sollen unerzogene und bloß geweihte Bauern, wie unsere Land„pfarrer und Capläne die mehresten sind, diese wichtige Unternehmung „vornehmen, da sie noch überdieß eine Menge Hausorgen und andere „Beschäftigung, welche zu ihrer Erhaltung unentbehrlich sind, nebst „der Seelsorge haben?"

Aber nicht allein der geringe Bildungsgrad des niederen Clerus in Böhmen wird von dem Kaiser beklagt; noch viel schärferen Tadel spricht er gegen das Oberhaupt der böhmischen Geistlichkeit, den Erzbischof von Prag, Grafen Anton Peter Przichowsky aus. Ungezügelter Geldgier beschuldigt er ihn, und er behauptet, seine Unterthanen seien notorisch die am schwersten bedrückten im ganzen Lande. Auch über den Zustand des Prager Domcapitels weiß er nur Ungünstiges zu berichten, und vor Allem weiset er darauf hin, daß die Prager Erzdiözese bei weitem zu groß sei. Sie umfasse fast drei Viertheile des Landes, wogegen die Bischöfe von Leitmeritz und Königgrätz nur kleine Diözesen besäßen. Dem Bischofe von Leitmeritz, Grafen Emanuel Ernst

von Waldstein aufrichtiges Lob spendend, erklärt der Kaiser, daß wenn man in Böhmen in geistlichen Dingen wirkliche Ordnung schaffen wolle, daselbst zwei neue Bisthümer, und zwar in Pilsen und in Budweis errichtet werden müßten. Mähren befinde sich in ganz gleicher Lage. Der Bischof von Olmütz, Graf Maximilian Hamilton lasse sehr viel zu wünschen übrig, und überall werde unendlich über ihn geklagt; auch mit seinem Domcapitel sei er zerfallen. Wie könne ein einziger Bischof das ganze Land übersehen? Darum sei auch in Mähren die Errichtung eines neuen Bisthums, und zwar zu Brünn, unerläßlich geworden. Und ebenso trug Joseph darauf an, daß in Böhmen und in Mähren die allzu großen Pfarreien in kleinere getheilt würden.

„Ich glaubete", in diese Worte kleidete der Kaiser die Schlußfolgerungen, die er aus dem bisher Gesagten zog, „mein Gewissen zu „beschweren, wenn ich nicht in diesem Hauptpunkt Euer Majestät die „Wahrheit recht vor Augen legete. So lang als nicht unser ganzes „geistliches System in eine andere Ordnung kommet, so werden wir „niemals zu Verbeßerung der Education sowohl des Landvolks als „auch des Herrn gelangen. Dazu kann nicht im Kleinen, aber im „Großen muß geholfen werden. Was helfen die hier und da getroffene „Maßnehmungen zu Verbeßerung der Geistlichkeit durch unsere arm„selige Religionscommission? Was liegt an einem Feiertag mehr oder „weniger, oder an etlichen Klosterfrauen? Der wahre Grund, nemlich „die innerliche Gebahrung und Verfassung muß geändert werden. „Ohne daß die Geistlichkeit sich selbst übersehen und ihr nachgesehen „werden könne, ist nichts zu thun. Ohne daß sie von weltlichen Sorgen „enthoben und von allem Interesse befreyet, beßer erzogen, auch zu „beßerem Lebenswandel und genauerer Erfüllung ihrer Schuldigkeit „beßer gehalten werde, so wird nie der Dienst Gottes, des Nächsten „und des Staates recht und sicher befördert werden, und allzeit „die göttlichen Vollkommenheiten durch die abgeschmacktesten Verun„ehrungen zum Spott unserer Gegner und zum Aergerniß — aus „dem leicht Irreligion und Nichtsglauben entsteht — aller denkenden „und vernünftigen Leute entehrt und mißhandelt werden."

Um den von ihm geschilderten Uebelständen zu steuern, gebe es, meint der Kaiser, ein einziges Mittel, welches in der Vereinigung aller geistlichen Einkünfte, sie mögen aus unbeweglichem oder beweglichem Gute herrühren, in einen allgemeinen Fond bestehe, aus welchem wieder der Einzelne seinen Lebensunterhalt bezöge. In Böhmen besitze die Geistlichkeit den siebenten Theil des Bodens, und in Mähren wohl noch mehr; die Stiftungen, meistens auf Messen, welche ihrer übergroßen Anzahl wegen gar nicht gelesen werden könnten, betrügen über acht Millionen. „Was für eine reiche Quelle", sagt der Kaiser wörtlich, „zu Abstellung der Bettelmönche, Herstellung und Eintheilung „einer wahren Hierarchie, zu Betreibung der Religion nach der wahren „Würde unseres vollkommensten Schöpfers und Erlösers? Ja was „gäbe es nicht noch für Mittel zu den heilsamsten Stiftungen, Ver„mehrung der Pfarreyen, Schulmeister, Errichtung der Alumnats„Priester- und geistlich emeritirten Häusern, endlich zu Findel- Waisen„Educations-Arbeits- Corrections-, Spinn- und Zuchthäusern, ja „Spitälern, in welchen die Jugend zu wahren catholischen und Staats„gliedern gebildet, den Verlassensten das Leben erhalten, die Müßig„gänger aus dem Wege geräumt, die Lasterhaften gestraft und ge„beßert, und endlich die Mühseligen und Eralteten versorget würden."

Nachdem er noch einzelner, besonders greller Fälle Erwähnung gethan, die in Prag sich zugetragen hatten und seiner Meinung nach die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform aller geistlichen Einrichtungen ebenfalls unwiderleglich bewiesen, geht Joseph auf einen zweiten Punkt über, die Erziehung der Jugend. Auch hier beginnt er mit einer drastischen Schilderung der herrschenden und von ihm als durchaus verwerflich bezeichneten Zustände. „Was hat ein junger Mensch", sagt der Kaiser, „nachdem er seine Studia so gut als möglich „vollendet, für eine Aussicht? Ist er ein Cavalier, so lauft er einige „Jahr müßig herum, lernt mit seinen Mitgespannen leicht sein Glück „und Vergnügen in Pferden, Opern, Comödien, Spazierfahrten, ja „anderen kindischen Lustbarkeiten einzig und allein zu suchen; dieses „Leben führt ihn zu Allem. Tanzt er, spielt er, so ist er in allen „Gesellschaften, bei allen Ministris, ja bei dem Hof selbsten gesucht

„und geehrt. Der Cammererschlüssel, der kann ihm nicht entgehen,
„eine Anstellung bey der Regierung, um nie hineinzugehen oder viel-
„leicht dorten Kindereyen zu treiben, ist das Wenigste, was man seinem
„schönen Namen, ja seinen Voreltern oder noch lebenden Eltern zu
„thun sich schuldig glaubt. Hat er Mitteln, so sucht ihme eine jede
„Famille und wendet ihren Credit bey Hof an, um ihn ohne An-
„sehung seiner Fähigkeit eine Charge erhalten zu machen, damit er
„deren Tochter oder Nichte heurathet. Der geheime Rathstitel, sollte
„er auch sammt seinen Brüdern ein anerkannter Narr seyn, kann
„ihm doch nicht fehlen, weil einmal einer von der ganzen Deszendenz
„ein vernünftiger und ehrlicher Mann war. Das kleine St. Stephani-
„Ordenskreutz, welches ein Zeichen des Verdienstes seyn sollte, muß
„der Hof noch froh seyn, wann es eine Person von einer so ansehn-
„lichen Famille auch ohne mindesten Verdienst annimmt oder gar
„begehrt. Lebt er eine Weile so im Müßiggang fort, so verdient er
„wohl noch eine Hofcharge, ja wohl gar das Großcreütz oder den
„Toison. Dazu Gehalt, Zutritt, Rang von seiner Frau, Cammerer-
„schlüssel noch in die Kinderstuben für seine Söhne: ja ein solcher
„sechzigjähriger Müßiggänger ist berechtigt, alle Gnaden auch vor seine
„Famille zu fordern."

Nachdem Joseph in der Darstellung dieser Verhältnisse sich noch weiter ergangen, kommt er auf die Heilmittel zu sprechen, die er in nichts Anderem findet, als daß an die Söhne der vornehmsten Familien in Bezug auf die Ergründung ihrer Fähigkeiten und ihre Verwendung kein anderer Maßstab als an alle Uebrigen angelegt werde. „Wenn
„der Hof und nach selben die Ministres, welchen auch die übrigen
„nachfolgeten, alle diejenigen, so leere und unnütze Mitglieder und
„ohne Employ wären, nicht allein nicht distinguirten, aber mit Ver-
„achtung ansieheten, so würde man bald den Unterschied spüren, welcher
„alle Leute anfrischete, ihre mögliche Fähigkeit zu dem Dienst des
„Staats zu verwenden."

Wie es dem Kaiser nicht selten geschah, gerieth er auch hier wieder bei der Besprechung der Fragen des öffentlichen Unterrichtes

in Böhmen, ohne sie irgendwie zu erschöpfen, auf ein ihnen eigentlich ganz fernliegendes Gebiet. Zu seiner wirklichen Aufgabe zurückkehrend, kommt er auf die materielle Lage der Bevölkerung zu sprechen; doch hebt er ausdrücklich hervor, daß dasjenige, was er darüber zu sagen habe, nicht nur auf die böhmischen, sondern so ziemlich auch auf alle übrigen Länder der österreichischen Monarchie Anwendung finde. Die Nothwendigkeit, die Leistungen der Unterthanen an die Grundherren sowohl in Handarbeit als in Geld einer durchgreifenden Regulirung zu unterziehen, stellt er hiebei in die vorderste Linie. Er hebt die Ungleichheit, welche in dieser Beziehung in Böhmen bestehe, und die Unzufriedenheit hervor, die hiedurch erzeugt würde. Endlich zählt er eine sehr große Menge anderer Uebelstände auf, die er entweder schon vor seiner Reise durch Mähren, Schlesien und Böhmen, oder während derselben wahrgenommen habe, und deren Abhülfe ihm dringend nöthig erscheine; die Mittel hiezu gibt er ebenfalls an. Und zum Schlusse schlägt er eine Reihe von Maßregeln vor, um zu dem zu gelangen, was er seinen Hauptzweck nennt: die engste Verbrüderung aller österreichischen Erbländer zu gemeinsamer Arbeit und zu deren allseitiger Wohlfahrt.

Es versteht sich von selbst, daß Jeder an den Gedankengang des Kaisers, an seine Betrachtungen und Vorschläge den Maßstab seiner eigenen Gesinnung legen wird; demzufolge werden sie von Vielen sympathisch begrüßt, von Anderen dagegen eifrig angefochten werden. Wie dem aber auch sein mag, so wird doch Jedermann einräumen müssen, daß die Berichterstattung Josephs an seine Mutter eine Fülle wahrer und geistvoller Bemerkungen in sich birgt, und daß sie ein neues und glanzvolles Zeugniß ablegt für das gespannte Interesse und die unermüdliche Sorgfalt des Kaisers für Alles, was nach seiner Meinung dem Staate und dessen Bevölkerung frommte. Aber andererseits muß auch zugegeben werden, daß die Anträge Josephs eine vollständige Umformung alles Bestehenden in sich schlossen, die von ihm vorgeschlagenen Heilmittel aber nicht selten nur geringe Bürgschaft für die Erreichung der beabsichtigten Zwecke gewährten. Darum war es ein Gebot der Nothwendigkeit, die so mannigfaltigen

und in die verschiedensten Richtungen des öffentlichen Lebens so tief eingreifenden Vorschläge Josephs vorerst einer reiflichen Prüfung zu unterziehen. Und selbst wenn sie dieselbe bestanden, war an ihre Ausführung ohne Zweifel nur mit äußerster Vorsicht zu gehen.

Lang bevor in diesem Sinne wirklich Schritte geschahen, etwa acht Wochen nach seiner Rückkehr nach Wien legte Joseph der Kaiserin den dritten Theil seines Berichtes über seine Reise nach Böhmen, Mähren und Schlesien vor. War er in der zweiten Abtheilung weit abgeschweift von seinen Wahrnehmungen in diesen drei Ländern, so kehrte er jetzt wieder ausschließlich zu ihnen zurück. Der Hauptsache nach bestand dieser Schluß seines Berichtes in nicht viel Anderem als in der Vorlage seines Reisejournals und der Beilagen desselben. Die letzteren enthielten die umständliche Beantwortung der Fragen, die er den Gubernien von Mähren, Schlesien, Böhmen und Oberösterreich gestellt, und die Auskünfte, die er insbesondere während der Rundreise durch Böhmen von den dortigen Kreishauptleuten entgegengenommen hatte. Hinsichtlich jedes einzelnen dieser Länder fügte der Kaiser verschiedene Bemerkungen bei, welche den Zweck hatten, theils den Inhalt seines Tagebuches näher zu erläutern und zu ergänzen, theils die von ihm gemachten Vorschläge noch kräftiger zu unterstützen, und endlich deren neue zu machen.

Den drei Abtheilungen zufolge, welche Joseph ihm gegeben, umfaßte sein Bericht auch drei von einander ziemlich verschiedene Gebiete. Zu dem ersten gehörte all dasjenige, was geschehen sollte, um so rasch und so ausgiebig als nur immer möglich dem Nothstande in den böhmischen Ländern zu steuern. In dieser Beziehung vermochte man nicht viel Anderes als das zu thun, womit man schon vor Josephs Reise nach Böhmen begonnen, und was sodann auch er selbst als unerläßlich hingestellt hatte. Es bestand in der Hintanhaltung jeglicher Wegschleppung von Getreide nach dem Auslande, in der Zufuhr großer Quantitäten desselben aus Ungarn und aus Italien, in der Beseitigung aller Hemmnisse des inneren Verkehres, endlich in der Flüssigmachung beträchtlicher Geldsummen, um den Credit in den

böhmischen Ländern wieder zu heben und den ferneren Ankauf von Getreide, nicht nur zum Verbrauche, sondern auch zur Aussaat möglich zu machen. Endlich widmete Maria Theresia die Summe von hunderttausend Gulden, um von den Spinnern und Webern in den böhmischen Gebirgen eine große Menge grober Leinwandsorten zu kaufen. Dieselben wurden theils der militärischen Oekonomiecommission in Prag zur Verfügung gestellt, theils aber auf den aus Böhmen leer zurückkehrenden Frachtwagen, welche Getreide dorthin gebracht hatten, nach Wien geführt [96]).

War zu schleunigster Durchführung dieser Maßregeln unverzügliches Eingreifen nöthig, und brachten dieselben, nachdem dieß geschah, auch allmälig die beabsichtigte Wirkung hervor, so konnte in Bezug auf die zweite Abtheilung des von dem Kaiser erstatteten Berichtes unmöglich in gleicher Weise vorgegangen werden. Zu gar Manchem, wie z. B. zur Ernennung eines obersten Ministers, von welchem die ganze Staatsverwaltung ausschließlich abhängig gemacht werden sollte, war Maria Theresia nicht zu bewegen. Allerdings erhob sie Hatzfeldt zum ersten dirigirenden Staatsminister in inländischen Geschäften, aber der ihm eingeräumte Wirkungskreis war doch nicht ausgedehnter, als vor ihm Fürst Starhemberg ihn besaß [97]); nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, auch das ganze Kriegswesen, dann Alles was die innere Verwaltung Ungarns, Siebenbürgens und der illyrischen Länder anging, blieb ihm entzogen. Was Maria Theresia eigentlich thun und was sie vermeiden wollte, geht aus dem Handbillete, durch welches sie am 30. November 1771 dem Grafen Blümegen seine Ernennung zum Obersten Kanzler ankündigte, recht deutlich hervor. Dessen Eingangsworte lauten:

„Wie nothwendig in diesen dringenden Umständen die genaue „Aufsicht auf alle Erbländer, und wie die Erhaltung und Verbesserung „derselben einen eben so redlichen, geschickten, als von der ganzen „Staatsverfassung und dessen Kräften genau unterrichteten Mann „einzig und allein erfordere, wird ihme aus den bey meinem Staats„rath als dritter Minister mit aller meiner Zufriedenheit geleisteten

„Diensten sattsam bekannt seyn. Ich kann mich unter diesen Umständen „zu der Zusammenziehung aller Theile meiner Monarchie unter einem „Chef, welches als etwas Neues, noch nie Versuchtes mir in diesen „Umständen zu gefährlich scheinet, nicht entschließen. Vor Allem aber „ist Mein Hauptaugenmerk auf die Erhaltung Meiner Länder und „meines Anno 1748 gefaßten Contributionssisteme gerichtet, und dazu „einen Obristen Kanzler zu ernennen, welcher zu Erreichung beyder „Endzwecken der tüchtigste ist und sich lediglich mit Verbindung aller „Länder Wohlfahrt unter einander, und meines Aerarii mit selben zu „beschäfftigen haben wird."

Hatte Joseph durch diese Entscheidung der Kaiserin hinsichtlich eines seiner wichtigsten Vorschläge eine Schlappe erlitten, so war doch in Bezug auf eine große Anzahl seiner Anträge, die sich speziell auf die böhmischen Länder bezogen und in der dritten Abtheilung seines Berichtes enthalten waren, das Gegentheil der Fall. Nachdem Maria Theresia hierüber den Staatsrath gehört und derselbe in Vielem der Meinung des Kaisers beigepflichtet hatte, wurden die entsprechenden Aufträge an die betreffenden Behörden erlassen[95]).

Auch zu manchem Anderen, worüber nicht allsogleich ein entscheidender Beschluß gefaßt werden konnte, hatte Joseph wenigstens eine Anregung gegeben, die auf fruchtbaren Boden fiel. Als einziges Beispiel hievon sei hier sein Antrag auf Errichtung zwei neuer Bisthümer in Böhmen erwähnt. Bekanntlich wurde ziemlich bald in diesem Sinne mit Rom verhandelt, und in Folge dessen kam wenigstens in Budweis ein Bisthum zu Stande.

Gewiß hatte Maria Theresia nicht leicht einem Wunsche ihres Sohnes bereitwilliger zugestimmt als dem auf Vermehrung der Anzahl der Bisthümer in Böhmen und in Mähren. Denn bei ihrer streng kirchlichen Gesinnung konnte es ihr nur Freude bereiten, den Kaiser nicht bloß mit den materiellen, sondern auch mit den religiösen Interessen des Volkes beschäftigt und der Förderung der letzteren sein Augenmerk zuwenden zu sehen. Dennoch war sie über den sehr großen Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen ihren und seinen Ansichten

bestand, nie auch nur einen Augenblick im Zweifel. Zu ihrem innigsten Leidwesen traten bald Umstände ein, welche diesen Zwiespalt ihrer Meinungen in noch grellerer Weise kundgaben, als dieß bisher schon geschehen war.

An anderer Stelle ist bereits erwähnt worden, daß bei dem Ausbruche der Unruhen, welche in Böhmen und Mähren aus Anlaß der Regulirung der dortigen Urbarialverhältnisse entstanden, man die Wahrnehmung zu machen glaubte, die gewaltsame Auflehnung der Bauern gegen ihre Grundherren gehe auch mit dem Abfalle der Ersteren von der katholischen Religion, und mit ihrer Rückkehr zum Hussitismus Hand in Hand[99]). Im Verlaufe des Aufstandes trat jedoch diese Besorgniß allmälig in den Hintergrund zurück. Als es endlich nach langen, geraume Zeit hindurch erfolglos gebliebenen Bemühungen gelungen war, den Aufstand zu dämpfen und nach und nach Ruhe und Ordnung wiederherzustellen in den böhmischen Ländern, da ereignete sich plötzlich und ohne daß man irgendwie hierauf gefaßt gewesen wäre, ein Vorfall, der die Kaiserin mit tiefster Betrübniß erfüllte. Im Mai 1777 kam die ganz unerwartete Nachricht nach Wien, daß im mährischen Hradischer Kreise, und zwar in Wisowitz und dessen Umgegend zehntausend Menschen dem katholischen Glauben abtrünnig geworden und zum Protestantismus übergetreten seien. Zum Beweise, daß es ihnen Ernst sei mit dieser Erklärung, widersetzten sie sich der Fortführung des katholischen Gottesdienstes in ihren Kirchen und Pfarren[100]).

Wer sich die tiefeingewurzelte Anhänglichkeit der Kaiserin an die katholische Religion, ihren wahrhaft glühenden Eifer für dieselbe ins Gedächtniß zurückruft, wird leicht begreifen, daß ihr der Abfall vom Glauben als das ärgste Verbrechen erschien; sie hätte es für weniger strafwürdig angesehen, wenn ihre Unterthanen ihr selbst statt dem Katholizismus untreu geworden wären. Darum wies ihre erste Regung sie ohne Zweifel auf nichts Anderes als auf rasche und ausgiebige Maßregeln hin, die Abtrünnigen wo möglich durch Güte, und wenn diese nicht ans Ziel führen sollte, nöthigen Falles auch durch

Strenge zum katholischen Glauben zurückkehren zu machen. Aber ein Bedenken war vorhanden, welches Maria Theresia keineswegs außer Acht lassen durfte. Noch gab es Viele, die jene unglückselige Auswanderung von mehr als dreißigtausend Protestanten aus Salzburg erlebt hatten; Jedermann wußte, welch unermeßlichen Nachtheil dieses Ereigniß dem Erzbisthum, welch sehr großen Vortheil es dagegen Preußen gebracht, wo den protestantisch gewordenen Salzburgern willfährige Aufnahme zu Theil geworden war. Schon während der letzten Vorfälle in Böhmen und Mähren, der Hungersnoth und der auf sie gefolgten Bauernunruhen in jenen Ländern hatte die Auswanderung nach den benachbarten Staaten einen bedenklichen Umfang gewonnen. Man mußte befürchten, bei der etwaigen Anwendung von Zwangsmitteln würden sich die neuen Protestanten, sei es offen, sei es insgeheim, nach Preußisch-Schlesien begeben. Jedermann wußte, wie eifrig König Friedrich darauf ausging, arbeitsfähige Einwanderer nach seinen Provinzen zu ziehen, welche die verderblichen Wirkungen des ausgestandenen Krieges noch keineswegs vollständig zu überwinden vermocht hatten. Das Emporblühen Preußisch-Schlesiens, dagegen die theilweise Entvölkerung und daher auch die Verarmung Böhmens und Mährens, durch sie aber die Entkräftung der österreichischen Monarchie, schien die nothwendige Folge etwaiger Schritte zu sein, durch welche die protestantisch gewordenen Mährer zur Auswanderung nach Preußen vermocht würden.

Zwei einander schroff entgegengesetzte Rücksichten waren es, wie man sieht, die in dem Gemüthe der Kaiserin um die Oberhand stritten: die auf die Reinerhaltung des katholischen Glaubens in ihren Ländern, und die auf die Interessen des Staates. In diesem Zwiespalte beschloß sie, einstweilen keinen entscheidenden Schritt zu thun, bis nicht Joseph von seiner damals unternommenen Reise nach Frankreich wieder nach Wien zurückgekehrt wäre [101]).

Aber es kam anders, als Maria Theresia gedacht hatte, und ihr Entschluß, kaum gefaßt, schien ihr bald wieder unausführbar zu sein. Die Nachrichten aus Mähren lauteten immer schmerzlicher für sie;

raſche Maßregeln ſchienen von Tag zu Tag nothwendiger zu werden, und Joſeph befand ſich im äußerſten Weſten von Frankreich. An ſeine Rückkehr war vor einigen Monaten nicht zu denken, und auch jede rechtzeitige Verſtändigung mit ihm ganz unausführbar; Maria Thereſia ging daher, wenngleich nur mit ſehr ſchwerem Herzen daran, auf eigene Fauſt zu handeln. Zwei Delegirte wurden nach Mähren geſendet, um zu erforſchen, ob ſich dort fremde Emiſſäre befänden, welche die Einwohner zum Abfall vom katholiſchen Glauben zu verleiten beſtrebt wären. Nach Rom wurde geſchrieben, um die Erhebung des Olmützer Sprengels zu einem Erzbisthum und die Gründung eines neuen Bisthums in Brünn zu erwirken: ja Maria Thereſia ging ſo weit, das letztere ſchon aus eigener Machtvollkommenheit dem ehemaligen Weihbiſchofe von Olmütz, Grafen Mathias Chorinsky zu verleihen [102]). Vierzig neue Pfarren wollte man in Mähren errichten, weil man der Meinung ſich hingab, die dortigen Einwohner ſeien aus Mangel an Gottesdienſt und Religionsunterricht dem Katholizismus abtrünnig geworden. Die hartnäckigſten der Uebergetretenen ſollten, wie es dereinſt in Oberöſterreich geſchehen, zwangsweiſe nach Siebenbürgen verſetzt werden, deſſen Landesverfaſſung ihnen die freie Ausübung des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes erlaubte [103]).

Was die Errichtung eines Bisthums zu Brünn, wozu Joſeph ſelbſt vor einer Reihe von Jahren die erſte Anregung gegeben, und diejenige neuer Pfarreien in Mähren betraf, konnte Maria Thereſia der Zuſtimmung ihres Sohnes gewiß ſein. Anders ſtand es jedoch um die Anwendung gewaltſamer Maßregeln, und eine ſolche mußte die zwangsweiſe Verſetzung der zum Proteſtantismus Uebergetretenen nach Siebenbürgen doch ohne Zweifel genannt werden. Maria Thereſia ſcheint darauf ausgegangen zu ſein, ſich zu der letzteren Verfügung der Zuſtimmung ihres Sohnes zu verſichern, aber wie ſie wohl ſelbſt vorhergeſehen haben mochte, erlangte ſie dieſelbe nicht. Dieſer Schritt der Kaiſerin führte vielmehr zu jenem merkwürdigen Austauſche einander diametral entgegengeſetzter Anſchauungen über religiöſe Duldung, deſſen ſchon an früherer Stelle Erwähnung geſchah [104]).

Da sie nach den Erklärungen Josephs jede Hoffnung aufgeben mußte, seine Einwilligung zu den Maßregeln zu erlangen, deren Durchführung ihr als eine Gewissenssache erschien, blieb der Kaiserin wenigstens nach ihrer Meinung nichts übrig, als auf eigene Faust zu handeln. War ihr Verfahren nicht geeignet, ihr den Beifall ihres Sohnes zu erringen, so erhielt sie dafür in um so reichlicherem Maße den der römischen Curie. In den ersten Tagen des August 1777, kurz nach der Rückkehr Josephs von seiner Reise, erbat der päpstliche Nuntius Garampi sich Audienz bei der Kaiserin, um ihr in den überströmendsten Ausdrücken den Dank des heiligen Stuhles für die Anordnungen zu erkennen zu geben, die sie in Böhmen und Mähren zur Reinerhaltung des katholischen Glaubens und zur Verhinderung noch fernerer Ausdehnung des Protestantismus getroffen hatte [105]).

In letzterer Beziehung scheinen diese Verfügungen allerdings erfolgreich gewesen zu sein, wenigstens verlautete nichts mehr davon, daß wie man Anfangs besorgte, auch noch andere Gemeinden vom Katholizismus abgefallen seien. Bei denjenigen aber, bei welchen dieß bereits geschehen war, erwiesen sich die getroffenen Vorkehrungen als fruchtlos. Maria Theresia konnte sich hierüber einer Täuschung nicht hingeben, und sie meinte daher noch ausgiebigere Maßregeln als bisher ergreifen zu müssen. Ihr hiezu Anträge zu erstatten, sollte die Aufgabe einer Commission sein, welche an Ort und Stelle zusammen zu treten hatte, um dort die Sachlage durch eigene Anschauung zu prüfen. Kein Geringerer als der Oberste Kanzler Graf Blümegen, welcher Mähren aus seiner früheren Dienstleistung aufs genaueste kannte, wurde zum Vorsitzenden dieser aus weltlichen und aus geistlichen Mitgliedern bestehenden Commission ernannt; an ihren Arbeiten nahmen auch der Olmützer Domherr und Generalvicar Johann Mathias Putz, Freiherr von Rolsberg, und der Tribunalskanzler Freiherr Joseph Anton von Astfeld Theil.

Am 25. August 1777 legte Blümegen von Wisowitz aus der Kaiserin die Commissionsanträge vor. Auf Grundlage derselben erging am 12. September an das mährische Landesgubernium ein Rescript,

welches die nähere Richtschnur für das Verfahren enthielt, das von nun an gegen die zum Protestantismus übergetretenen Einwohner Mährens beobachtet werden sollte.

Neben den gütlichen Mitteln der Belehrung, welche in der Anstellung einer größeren Anzahl von Geistlichen, in Predigten derselben, in Ertheilung von Religionsunterricht und in der Verbreitung aufklärender Druckschriften bestehen sollten, dachte man auch solche der Strenge in Anwendung zu bringen. Ein Kreiscommissär hatte sich, von einer Truppenabtheilung begleitet, an Ort und Stelle zu begeben. Unerlaubte Zusammenkünfte sollte er ebenso wie die unbefugte Auswanderung nöthigen Falles mit Gewalt hintanhalten, die Gemeindevorsteher aber gefangen nach Hradisch abführen lassen, um dort gegen sie als Volksaufwiegler verfahren zu können.

Was diese letztere Maßregel betraf, so wünschte die Commission sie unverzüglich in Anwendung gebracht zu sehen. Maria Theresia aber verwarf dieß und befahl, dem Antrage der Hofkanzlei beipflichtend [106]), noch einige Wochen hindurch zu warten, um zu beobachten, welche Früchte die inzwischen angestellten Bekehrungsversuche tragen würden. Sollten sie jedoch bis nach Ablauf dieser Frist ohne Erfolg bleiben, dann wären die Betheiligten wegen Ungehorsams und Störung der öffentlichen Ruhe gerichtlich zu belangen. Wer auch nach Kundmachung des kaiserlichen Verbotes noch im protestantischen Glauben verharre, Andere hiezu verführe oder an geheimen Zusammenkünften Theil nehme, wäre ausnahmslos, ob ledig oder verheiratet, entweder zum Soldaten zu machen, oder wenn hiezu untauglich, je nach der Größe seines Vergehens zur Schanzarbeit in Olmütz zu verurtheilen; während derselben solle ihm Religionsunterricht ertheilt werden. Wer nicht zur Schanzarbeit tauge oder dem weiblichen Geschlechte angehöre, sei in das nächst Brünn neu erbaute Zuchthaus abzugeben. Wer selbst nach überstandener Strafzeit noch halsstarrig bleibe, wäre ohne weiters von Haus und Hof abzuschaffen und tief nach Ungarn, besonders in die Bergstädte, nicht aber nach Siebenbürgen zu bringen, weil in letzterem Lande auf eine Bekehrung durchaus nicht zu hoffen sei. Besitze

ein solcher ein Eheweib, so dürfe es ihm folgen; die Kinder aber müßten zurückbleiben. Hätten sie das fünfzehnte Lebensjahr bereits überschritten, so wären sie zum Religionsunterrichte in ein Missionshaus zu bringen, und wenn sie auch dann noch beim Protestantismus verblieben, zu Soldaten zu machen, im Falle der Untauglichkeit aber zum Vater nach Ungarn zu senden. Kinder unter fünfzehn Jahren sollten im katholischen Glauben erzogen und sodann in den Besitz des dem Vater abgenommenen Gutes gesetzt werden [107]).

Joseph befand sich zu der Zeit, als diese Aufträge an das mährische Landesgubernium ergingen, im Lager zu Turas unweit von Brünn, wo die alljährlichen Truppenübungen stattfanden. Von dort aus schrieb er am 23. September 1777 seiner Mutter jenen merkwürdigen Brief, in welchem er sie in drängendster Weise bat, die nach Mähren erlassenen Befehle zu widerrufen. Sein Schreiben lautet folgender Maßen:

„Meine Pflicht und die unverbrüchliche Anhänglichkeit, die ich „Ihrem Dienste und selbst Ihrem Ruhme gewidmet habe, zwingen „mich Ihnen ehrfurchtsvollst vorzustellen, daß die erlassenen und vor „wenig Tagen hier eingetroffenen Befehle in Bezug auf die in Mähren „befindlichen Irrgläubigen, wovon ich Ihnen Abschrift übersende, „Allem was man jederzeit als die Grundsätze erkannte, die unsere „Religion und eine gute Verwaltung, ja ich möchte sogar sagen, der „gesunde Menschenverstand erheischen, so entschieden entgegengesetzt sind, „daß ich auf Ihren Scharfblick vertrauend, nicht im Entferntesten „zweifle, Sie werden, sobald Sie darum wissen und sie gesehen haben, „die ebenso nothwendige als dringende Abhülfe treffen. Kann man „sich etwas Abgeschmackteres denken als diese Befehle enthalten? Wie, „um Leute zu bekehren, macht man sie zu Soldaten, sendet sie in „die Bergwerke oder zwingt sie zur Verrichtung anderer öffentlicher „Arbeiten? Seit der Verfolgungszeit beim Beginne des Lutheranismus „hat man deßgleichen nicht gesehen, und es wäre von einer Wirkung, „die ich nie ausreichend zu schildern vermöchte. Ich finde mich daher „verpflichtet, aufs entschiedenste zu erklären, und ich werde es beweisen,

„daß wer immer dieses Rescript ersann, der unwürdigste Ihrer Diener „und daher ein Mann ist, der nur meine Verachtung verdient, denn „seine Arbeit ist ebenso unvernünftig als verfehlt. Ich flehe Eure „Majestät an, in dieser wichtigen Angelegenheit in jeder Weise andere „Personen als diejenigen zu Rathe zu ziehen, welche derlei Dinge er„denken. Und da ich hoffe, daß Sie durch Widerruf dieses Edictes „rasch Abhülfe schaffen werden, muß ich Sie gleichzeitig ehrfurchts„vollst versichern, daß wenn solche Sachen während meiner Mitregent„schaft geschehen sollen, Sie mir gestatten werden, den mir so sehr „erwünschten Entschluß zu fassen, mich loszusagen von allen Geschäften, „und der ganzen Welt kund zu geben, daß ich in nichts und für „nichts mich an ihnen betheilige. Mein Gewissen, meine Pflicht und „das, was ich meinem Rufe schuldig bin, verlangen dieß von mir."

„Eure Majestät werden mir die Art und Weise verzeihen, in „der ich mich ausspreche, aber sie ist wahr, ist tief gefühlt, und der „Gegenstand verdient es. Von Ihnen allein hängen die Wirkungen „ab, die ich jederzeit mit der größten Unterwürfigkeit erwarte" [108]).

Nur schwer ließe es sich erklären, wie Joseph geglaubt haben könnte — und daher war diese Aeußerung von seiner Seite wohl kaum ernstlich gemeint — daß die nach Mähren ergangenen Befehle nicht mit Vorwissen und Zustimmung der Kaiserin erlassen worden seien. Er selbst wußte wohl am besten, daß Niemand es gewagt haben würde, in einer so überaus wichtigen Sache auf eigene Verantwortung zu handeln. Maria Theresia aber stellte ihre Betheiligung an jenen Anordnungen keinen Augenblick in Abrede. „Ich bin um „so schmerzlicher von Deiner Unzufriedenheit wegen der mährischen „Religionsangelegenheiten berührt", antwortete sie ihm, „als ich in einer „so ungemein wichtigen und heiklichen Sache gerade das Gegentheil „erwarten zu dürfen glaubte. Ich bin weder meinem Kopfe noch „einem Minister gefolgt. Alles ging durch den böhmischen Conseß bei „der Hofkanzlei und durch den Staatsrath, und ich hoffe, daß wenn „Du von dem Detail unterrichtet bist, Du anders denken wirst als „jetzt, wenigstens wünsche ich es für Dein eigenes Wohl. Aber ich

„kann Dir nicht bergen, wie sehr ich dadurch verletzt bin, daß Du „bei dem geringsten Widerspruche oder der kleinsten Meinungsver„schiedenheit mir immer jenen verhaßten Vorschlag wegen der Mit„regentschaft wiederholst, von welchem Du weißt, daß er mir der „empfindlichste ist. Ich glaube nicht, daß Dir meine Handlungen oder „Anordnungen zum Nachtheil oder zur Schande gereichen konnten. „Du bist ein wenig zu rasch in Deinen Gedanken; die Thätigkeit ist „bewunderungswürdig bei einem Privatmann, wer aber befiehlt, muß „reiflicher nachdenken und sich an die Grundsätze und Statuten der „Länder halten und nur davon abgehen, wenn er es nicht bloß nach „seiner eigenen Ansicht, sondern auch nach der aller Uebrigen besser „macht. Niemand haben wir Rechenschaft abzulegen als dem, der uns „auf diesen Platz gestellt hat, um seine Völker, die wir lieben und gegen „Alle vertheidigen sollen, nach seinem geheiligten Gesetze zu regieren" [109]).

„Eure Majestät haben mich gewürdigt", erwiederte hierauf Joseph in dem Augenblicke, in welchem er den Brief seiner Mutter empfing, „die ehrfurchtsvollste Vorstellung zu beantworten, die ich Ihnen zu „machen gewagt habe. In meiner Voraussetzung getäuscht, glaubte „ich nach den Dingen, die es Ihnen gefallen hatte mir zu sagen, „mit Bestimmtheit, daß jenes Rescript von Ihnen nicht gebilligt und „noch weniger angeordnet worden sein konnte. Ich sehe das Gegen„theil; es steht mir daher nichts Anderes mehr zu als zu schweigen „und Sie demüthigst um Vergebung zu bitten, wenn meine Ausdrücke, „welche alle von jener falschen Voraussetzung geleitet und von meinem „Eifer und meiner Ueberzeugung mir eingegeben waren, die Grenzen „der tiefsten, verehrungsvollsten und zärtlichsten Anhänglichkeit, Ehr„furcht und Unterwürfigkeit überschritten, die ich mit so großer Be„friedigung mir vorzeichne."

„Ich würde nur wenig Ihren Verstand kennen, so wie Sie „meinem Urtheil Gerechtigkeit genug widerfahren lassen müssen, daß „es sehr erbärmlich von mir wäre, mich eines Vorwandes zu bedienen, „um von Ihnen die Dinge zu erlangen, die ich wünschte. Meine „Entfernung von den Pflichten, die meine Stellung mir auferlegt

„oder die ich wenigstens das Unglück habe, so zu betrachten, ist kein „Vorwand, kein Strohfeuer, keine Grimace; es ist mir der theuerste, ja „ich wage es zu sagen, der einzige meiner Wünsche; er ist es endlich „allein, über welchen meine Philosophie, meine Selbstüberredung nie„mals obsiegen konnten. Sie haben eine Sache befohlen, die ich als „ungerecht und schädlich betrachte, welche nothwendiger Weise ein ganz „neues und langdauerndes Feuer anfachen wird, und ich sollte mit „Ueberzeugungen in meiner Seele, die ich, wären sie auch vollständig „irrig, nun einmal hege, an meinem Platze verharren? Täglich in „Ihrem Rathe beschäftigt, die üblen Folgen davon zu sehen, Rath„schläge geben zu müssen, endlich entweder zu stetem Widerspruche „oder dazu gezwungen zu sein, durch das mir freiwillig auferlegte „Stillschweigen in langen Zügen ein schleichendes Gift hinunterzu„schlingen, das würde mich aufreiben. Seit ich das Unglück habe, „so verschieden von Ihnen zu denken, nütze ich Ihnen nichts mehr; „seitdem ich aber Ihnen zu nichts mehr gut bin, muß ich trachten es „mir selbst zu sein, oder mein Verfahren ist sinnlos. Sie werden „daher erlauben, daß ich unter all den Vorwänden, die Ihnen gefallen „werden, künftighin enthoben sei, meine Meinung entweder mündlich „oder schriftlich zu sagen. Es würde nur dazu dienen, Sie zu be„unruhigen und Ihnen vielleicht Mißtrauen einzuflößen gegen Ihre „eigenen Grundsätze und gegen Ihre Rathgeber, denen Sie folgen „wollen, ohne zu dem einzigen Guten zu führen, das ich bezwecke. „Von den Geschäften und hiedurch von dem mir verhaßten Amte „entfernt, wird es mir viel leichter sein, Ihre Güte zu verdienen und „eine weit beträchtlichere Zeit darauf zu verwenden, einer Mutter, der „ich allzeit unbegrenzte Ergebenheit widmete und für welche mir kein „persönliches Opfer zu groß ist, Annehmlichkeiten zu verschaffen und „sie wenigstens auf einige Augenblicke der Zerstreuung zu erheitern. „Das Amt eines guten Sohnes habe ich immer ohne besonderes „Studium auszuüben gewußt; ich brauche mich dabei nur gehen zu „lassen. Das eines Mitregenten aber, dieses Gespenst soll, um er„träglich zu sein, künftighin nur in der Einbildungskraft bestehen. In „zwölf Jahren eifrigen Studiums bin ich noch nicht dazu gelangt, es „erträglich zu finden, und werde auch nie dazu kommen, außer durch

„das Mittel, von dem ich nicht zweifle, daß Sie mir gestatten werden, „es zu ergreifen; dann könnte meine Rückkehr der Beginn sein meines „Glückes“ [110]).

Maria Theresia scheint ihre Antwort auf den vorstehenden Brief ihres Sohnes auch schon darum nur auf wenige Worte beschränkt zu haben, weil sie seiner Ankunft in Wien schon in den nächsten Tagen entgegensah. „Dein Schreiben hat mich keineswegs getröstet“, erwiederte sie ihm, „es ist grausam sich zu lieben und sich gegenseitig „zu quälen, ohne Gutes damit zu thun. Ich hoffe Du wirst Dich „der Vernunft nicht verschließen, und daß ich nicht die Einzige sein „werde, die bei Deiner glücklichen Rückkehr betrübt ist“ [111]).

In dem Augenblicke, in welchem er die Heimreise antrat, erhielt Joseph die Zeilen seiner Mutter. Er entgegnete nichts anderes als daß die Sache selbst so sehr zu seiner Ueberzeugung geworden sei, daß er sich von ihr nicht losmachen könne. Aber er wolle ihr auch keine Qual mehr bereiten, sondern schweigend erwarten, was sie hierüber beschließe [112]).

Daß Maria Theresia sich nie dazu herbeilassen werde, ihn seiner Stellung als Mitregent zu entheben, darüber konnte Joseph wohl nicht dem leisesten Zweifel sich hingeben. Er scheint daher auch auf diesem Begehren ihr gegenüber nicht länger bestanden zu haben. Um so unerschütterlicher beharrte er dagegen auf seinem Widerspruche gegen die Maßregeln, welche hinsichtlich der Protestanten in Mähren ergriffen worden waren, und auf der von ihm geforderten Aenderung dieses Verfahrens. „Ihre Majestät hatte begonnen“, schrieb er bald nach seiner Rückkehr nach Wien an seinen Bruder [113]), „die Sache an „dem rechten Ende, und zwar an dem der Güte anzufassen, indem „sie die Pfarrer versetzte und insbesondere die indiscreten Missionäre „entfernte. Plötzlich hat man sie zu einer Entscheidung zu über„rumpeln gewußt, welche Alles auf dem Wege der Strenge ins Reine „bringen will. Ich schrieb dagegen mit Kraft und mit Energie, aber „dieß diente nur dazu, der Anwendung einer Menge peinlicher Gesetze „gegen Jeden, der sich nicht allsogleich als Katholik erklären und

„wenigstens dem Anschein nach zur Kirche und zur Beichte gehen „würde, Halt zu gebieten. Aber ich werde standhaft bleiben in einer „so wichtigen Sache, und wenn ich schon weichen muß, dieß nicht „anders thun als indem ich der ganzen Welt kundgebe, daß derlei „Dinge nur gegen meinen Willen geschehen."

Allzubekannt war die Denkungsweise des Kaisers, als daß auch die protestantisch gewordenen Mährer nicht in ihm ihren natürlichen Beschützer erkennen zu sollen geglaubt hätten. Und noch überdieß wird Joseph, wie sich wohl annehmen läßt, während seines Aufenthaltes in Mähren nicht sparsam gewesen sein mit Aeußerungen, durch welche die Betheiligten in jener Ansicht bestärkt werden mußten. Daraus erklärt es sich leicht, daß, als auch nach der Rückkehr des Kaisers nach Wien die Regierung noch fortfuhr in ihren Verfügungen der Strenge, die in harte Bedrängniß gerathenen Einwohner Mährens an Joseph sich wandten, um durch seine Vermittlung die Beendigung jener Zwangsmaßregeln zu erwirken. Jedermann weiß, daß der Kaiser gewohnt war, Allen, die sich ihm zu nahen begehrten, freien Zutritt zu seiner Person zu gestatten, und daß er in dem sogenannten Controlorgange der Hofburg die Bittschriften der Hülfesuchenden entgegennahm, wobei er sich mit ihnen über ihre Anliegen persönlich besprach. Diese Gepflogenheit des Kaisers wurde von den protestantisch gewordenen Mährern benützt; mehrere Gemeinden sandten einen Abgeordneten an ihn, und in der Schrift, die er dem Kaiser in ihrem Namen übergab, war die Bitte enthalten, er möge sich bei seiner Mutter verwenden, daß sie künftighin den Protestanten Gewissensfreiheit und das Recht auf ungestörte Religionsübung gewähre. Maria Theresia nahm jedoch diesen gewagten Schritt höchst ungnädig auf. Der Delegirte der mährischen Gemeinden wurde verhaftet und eine strenge Untersuchung angeordnet, um ihn und seine Vollmachtgeber zur Verantwortung zu ziehen [114]).

War diese Sendung für den Mann, der sich ihr unterzog, von ungünstigen Folgen begleitet, so scheint sie doch der Sache selbst, um die es sich handelte, nicht wenig genützt zu haben. Denn sie gab wohl den Anlaß, daß Joseph, von Kaunitz mit Nachdruck unter-

stützt[115]), jetzt endlich seine milderen Anschauungen zu thatsächlicher Geltung zu bringen vermochte, indem er seine Mutter bewog, die vor etwa zwei Monaten nach Mähren ergangenen Befehle wesentlich zu modifiziren. Vom 14. November 1777 ist das Handbillet der Kaiserin an die Hofkanzlei datirt[116]), dessen Inhalt mit dem Gutachten des Staatskanzlers fast wörtlich übereinstimmt. Den Eingang dieses Handbillets bildet der wichtige Satz, daß die Erkenntniß des wahren Glaubens eine Gabe Gottes und die ursprüngliche Wirkung einer göttlichen Erleuchtung sei, die nur durch geistliche Ueberzeugungsgründe gefördert, keineswegs aber durch äußerliche Gewalt erzwungen werden könne. Darum müsse bei den in religiöse Irrthümer Verfallenen vorerst darauf gesehen werden, ob sie bloß Irrgläubige seien, sich aber sonst ruhig und friedlich verhielten und den übrigen Pflichten ihres Standes gewissenhaft nachkämen, oder ob sie sich zugleich solche Handlungen zu Schulden kommen ließen, durch welche die öffentliche Ruhe gestört würde oder doch wenigstens gestört werden könnte. Gegen die Letzteren bestünden ohnehin die allgemeinen Straf- und die besonderen Landesgesetze, welche in vorkommenden Fällen gegen die Schuldigen streng zu handhaben wären. Die Ersteren aber möge man wenigstens für jetzt lediglich der eifrigen Fürsorge des geistlichen Amtes und der unergründlichen göttlichen Barmherzigkeit überlassen. Wohl sei ihnen kein eigener Pastor, kein eigener Ort zur Abhaltung ihrer Religionsübungen, noch sonst irgend etwas zu gestatten, wodurch denselben eine gewisse Publicität verliehen würde. Aber man möge es ignoriren, wenn in ihren eigenen Häusern, und zwar von jedem Hausvater für sich und die Seinigen, jedoch mit Ausschließung aller Anderen die Andacht gepflogen werde. Dabei verstehe es sich von selbst, daß wenn sie zuweilen von ihren Freunden und Bekannten unschuldige Besuche erhielten, diese nicht gleich als verbotene Zusammenkünfte betrachtet und als solche verhindert und bestraft werden dürften. Strafbar seien somit nur die, welche ihre Andachtsübungen nicht in ihren Häusern, sondern öffentlich abhalten, die katholische Religion lästern oder sich zu Lehrern und Anführern aufwerfen, Andere mit Gewalt oder Drohungen von dem Uebertritte zum Katholizismus zurückhalten oder sie durch solche Mittel zum Irrglauben hinüberziehen sollten.

Da eine mit Gewalt erzwungene Anhörung der heiligen Messe, noch mehr aber eine solche Verrichtung der Beichte und am meisten der unfreiwillige Empfang des heiligen Abendmahls die größte Profanation der Geheimnisse des Glaubens und der Sacramente seien, dürfe ein derartiger Zwang gegen die zum Protestantismus Uebergetretenen durchaus nicht angewendet werden. Mit christlicher Geduld müsse man abwarten, ob und wie es unter göttlichem Beistande den eifrigen Bemühungen der Pfarrer und Seelsorger gelingen werde, durch die Ueberzeugungsgründe und Mittel, die sie für die passendsten hielten, das Herz dieser Leute zu gewinnen und sie nach und nach zu freiwilligem Besuche des katholischen Gottesdienstes zu bewegen. Dagegen müßten sie dazu angehalten werden, ihre Kinder von katholischen Pfarrern taufen, so wie sich selbst und die Ihrigen von solchen trauen zu lassen und ihnen hiefür die entfallenden Gebühren zu entrichten.

Was den Religionsunterricht angehe, so seien zwar die Protestanten der Verpflichtung, sich denselben von dem katholischen Pfarrer ertheilen zu lassen, keineswegs ausdrücklich zu entheben. Doch habe man sich in dieser Beziehung mit aller nur immer denkbaren Vorsicht und Geduld zu benehmen und sich einstweilen damit zu begnügen, daß nur Wenige sich hiebei einfänden. Nur wenn trotz oft wiederholter gütlicher Ermahnungen und Vorstellungen der Seelsorger ganze Gemeinden durch längere Zeit aus offenkundiger Widerspänstigkeit sich des Besuches der Predigt und der Christenlehre enthielten, seien strengere Maßregeln zu ergreifen. Die Vorsteher einer solchen Gemeinde wären ihres Amtes zu entheben und durch Katholiken zu ersetzen, ja nach Befund auch mit einer ihrem Vergehen entsprechenden Schanzarbeit in Olmütz zu bestrafen.

Die größte Aufmerksamkeit hätten jedoch die Seelsorger darauf zu richten, und darin wären sie auch von den weltlichen Behörden nachdrücklichst zu unterstützen, daß die Minderjährigen zu fleißigem Besuche der Predigten und des katholischen Religionsunterrichtes überhaupt angehalten würden. Doch möge hinsichtlich derer, welche das achtzehnte Lebensjahr bereits überschritten, ganz besondere Klugheit und

Mäßigung walten; man habe sich vor der Hand damit zu begnügen, wenn deren einstweilen auch nur Wenige sich hiebei einstellen würden.

So lautete die Richtschnur, welche jetzt den mährischen Behörden für ihr ferneres Verfahren gegen die zum Protestantismus Uebergetretenen vorgezeichnet wurde. Die Urheber derselben, insbesondere der Kaiser selbst, feierten damit keinen geringen Triumph, denn es schien wirklich, als ob man auf dem eingeschlagenen Wege ans Ziel gelangen würde. Während der Jahre 1778 und 1779 hörte man nichts mehr von Religionsbewegungen in Mähren, und man durfte die frühere Aufregung als vollkommen beschwichtigt betrachten. Um so peinlicher wurde die Kaiserin überrascht, als im Jänner 1780 neue Kennzeichen derselben hervortraten, indem sich die Einwohner drei mährischer Dörfer, in welchen schon früher die religiösen Bewegungen stattgefunden hatten, wieder als Protestanten erklärten. Nicht wie bisher mit der stillschweigenden Toleranz zufrieden, die man dadurch geübt hatte, daß man ihr Fernbleiben von dem katholischen Gottesdienste ignorirte, verlangten sie, daß derselbe von nun an nach den Vorschriften ihrer jetzigen Confession abgehalten werde [117]).

Nicht nur um der Sache selbst willen, sondern auch weil sie voraussichtlich neuen Anlaß zur Meinungsverschiedenheit und zum Zwiespalte mit dem Kaiser darbot, war Maria Theresia äußerst bestürzt über dieses Ereigniß. Um jedoch einerseits ihren eigenen Anschauungen nicht untreu zu werden und andererseits zu keinem Widerspruche des Kaisers Anlaß zu geben, trachtete sie die Milde mit der Strenge in angemessener Weise zu vereinen. Die erstere sollte gegen die Menge geübt werden, welche Maria Theresia als irregeführt ansah; die Strenge aber wollte sie gegen diejenigen handhaben, von denen die ganze Bewegung eigentlich ausging. Die letzteren sollten aus ihren bisherigen Wohnorten entfernt und nach Ungarn oder Siebenbürgen geschafft werden [118]).

Gegen diese Absicht wurde jedoch wieder, und wohl nicht ohne Berechtigung geltend gemacht, daß ein so gewaltthätiges Verfahren in den betreffenden Gemeinden sehr große Erbitterung hervorrufen würde.

Da eine mit Gewalt erzwungene Anhörung der heiligen Messe, noch mehr aber eine solche Verrichtung der Beichte und am meisten der unfreiwillige Empfang des heiligen Abendmahls die größte Profanation der Geheimnisse des Glaubens und der Sacramente seien, dürfe ein derartiger Zwang gegen die zum Protestantismus Uebergetretenen durchaus nicht angewendet werden. Mit christlicher Geduld müsse man abwarten, ob und wie es unter göttlichem Beistande den eifrigen Bemühungen der Pfarrer und Seelsorger gelingen werde, durch die Ueberzeugungsgründe und Mittel, die sie für die passendsten hielten, das Herz dieser Leute zu gewinnen und sie nach und nach zu freiwilligem Besuche des katholischen Gottesdienstes zu bewegen. Dagegen müßten sie dazu angehalten werden, ihre Kinder von katholischen Pfarrern taufen, so wie sich selbst und die Ihrigen von solchen trauen zu lassen und ihnen hiefür die entfallenden Gebühren zu entrichten.

Was den Religionsunterricht angehe, so seien zwar die Protestanten der Verpflichtung, sich denselben von dem katholischen Pfarrer ertheilen zu lassen, keineswegs ausdrücklich zu entheben. Doch habe man sich in dieser Beziehung mit aller nur immer denkbaren Vorsicht und Geduld zu benehmen und sich einstweilen damit zu begnügen, daß nur Wenige sich hiebei einfänden. Nur wenn trotz oft wiederholter gütlicher Ermahnungen und Vorstellungen der Seelsorger ganze Gemeinden durch längere Zeit aus offenkundiger Widerspänstigkeit sich des Besuches der Predigt und der Christenlehre enthielten, seien strengere Maßregeln zu ergreifen. Die Vorsteher einer solchen Gemeinde wären ihres Amtes zu entheben und durch Katholiken zu ersetzen, ja nach Befund auch mit einer ihrem Vergehen entsprechenden Schanzarbeit in Olmütz zu bestrafen.

Die größte Aufmerksamkeit hätten jedoch die Seelsorg[illegible] zu richten, und darin wären sie auch von den weltli[illegible] nachdrücklichst zu unterstützen, daß die Minderjähr[illegible] Besuche der Predigten und des katholis[illegible] haupt angehalten würden. Doch mög[illegible] achtzehnte Lebensjahr bereits überschrit[illegible]

Mäßigung walten; man habe sich vor der Hand damit zu begnügen, wenn deren einstweilen auch nur Wenige sich hiebei einstellen würden.

So lautete die Richtschnur, welche jetzt den mährischen Behörden für ihr ferneres Verfahren gegen die zum Protestantismus Uebergetretenen vorgezeichnet wurde. Die Urheber derselben, insbesondere der Kaiser selbst, feierten damit keinen geringen Triumph, denn es schien wirklich, als ob man auf dem eingeschlagenen Wege ans Ziel gelangen würde. Während der Jahre 1778 und 1779 hörte man nichts mehr von Religionsbewegungen in Mähren, und man durfte die frühere Aufregung als vollkommen beschwichtigt betrachten. Um so peinlicher wurde die Kaiserin überrascht, als im Jänner 1780 neue Kennzeichen derselben hervortraten, indem sich die Einwohner drei mährischer Dörfer, in welchen schon früher die religiösen Bewegungen stattgefunden hatten, wieder als Protestanten erklärten. Nicht wie bisher mit der stillschweigenden Toleranz zufrieden, die man dadurch geübt hatte, daß man ihr Fernbleiben von dem katholischen Gottesdienste ignorirte, verlangten sie, daß derselbe von nun an nach den Vorschriften ihrer jetzigen Confession abgehalten werde [117]).

Nicht nur um der Sache selbst willen, sondern auch weil sie voraussichtlich neuen Anlaß zur Meinungsverschiedenheit und zum Zwiespalte mit dem Kaiser darbot, war Maria Theresia äußerst bestürzt über dieses Ereigniß. Um jedoch einerseits ihren eigenen Anschauungen nicht untreu zu werden und andererseits zu keinem Widerspruche des Kaisers Anlaß zu geben, trachtete sie die Milde mit der Strenge in angemessener Weise zu vereinen. Die erstere sollte gegen die Menge geübt werden, welche Maria Theresia als irregeführt ansah; die Strenge aber wollte sie gegen diejenigen handhaben, von denen die ganze Bewegung eigentlich ausging. Die letzteren sollten aus ihren bisherigen Wohnorten entfernt und nach Ungarn oder Siebenbürgen geschafft werden [118]).

Gegen diese Absicht wurde jedoch wieder, und wohl nicht ohne Berechtigung geltend gemacht, daß ein so gewaltthätiges Verfahren in den betreffenden Gemeinden sehr große Erbitterung hervorrufen würde.

Die Anhänglichkeit der Unterthanen an den Monarchen würde hiedurch empfindlich geschädigt, ja es könnte wohl sein, daß die Ersteren vermocht würden, ihre Blicke nach Außen hin, und zwar auf den König von Preußen zu richten, der ja ohnehin schon als der Schutzherr der Protestanten in Deutschland angesehen werde [119]). Aus dieser Rücksicht zunächst mag sich Maria Theresia entschlossen haben, vorerst mit der Wegschaffung der Anstifter nach Ungarn und Siebenbürgen nur zu drohen. Und der deutlichste Beweis, daß man wirklich mit Milde vorzugehen gedachte, ist in dem Handbillete der Kaiserin an die Hofkanzlei vom 8. März 1780 zu finden [120]). Ausdrücklich wird darin gesagt, daß alle geheimen Nachspürungen, ob die Leute den katholischen Gottesdienst besuchten, ihre Kinder zur Kirche oder zum Religionsunterrichte schickten oder zu Hause Andachtsübungen abhielten, gänzlich vermieden werden sollten. Man möge es auch ignoriren, wenn sich Einzelne nach Teschen oder nach Trentschin begäben, um an dem protestantischen Gottesdienste Antheil zu nehmen; nur gemeinschaftliche Wanderungen dorthin wären zu verhindern. Das ausgiebigste Hülfsmittel müsse fortwährend in der Bestrebung der katholischen Geistlichkeit gesucht werden, durch „sanftmüthigen Unterricht" nach und nach die Irrenden zu belehren. Zu diesem Ende werde Propst Hay von Nikolsburg sich, wie er bisher noch alljährlich „zu besonderem Ver„gnügen der Kaiserin eifrigst und bescheiden" gethan, neuerdings nach den Dörfern begeben, die sich wieder dem Protestantismus zugewendet hätten. Auch die dortige katholische Geistlichkeit wäre in diesem Sinne zu instruiren.

Während diejenigen, deren Rathschläge die Kaiserin zu diesen Anordnungen bewogen, sich hievon die günstigsten Wirkungen versprachen, und man der Meinung sich hingab, daß jetzt endlich Alles dauernd in das frühere Geleise zurückgekehrt sei [121]), trat plötzlich, und zwar eigenthümlicher Weise am Geburtstage der Kaiserin, dem letzten, den sie erlebte, am 13. Mai 1780 ein Ereigniß ein, welches sie neuerdings in große Bestürzung versetzte. Wohl um sich als loyale Unterthanen zu zeigen, wählten die Betheiligten diesen Tag, um sich, viertausend an der Zahl, in einer weiten Ebene bei Wisowitz unweit

der ungarischen Grenze zu versammeln. Sie erklärten vorerst, das Geburtsfest der Kaiserin durch öffentliche Gebete feiern zu wollen. Dann wurde Predigt gehalten und überhaupt gar nichts verabsäumt, um allgemein zu zeigen, daß man den protestantischen Gottesdienst thatsächlich ausübe. Die wenigen Truppen, die sich in der Nähe befanden, kamen zwar herbei und machten den Versuch, die Landleute zur Auflösung ihrer Versammlung zu zwingen, aber deren Ueberzahl vereitelte jede derartige Absicht. Nach Beendigung des Gottesdienstes und nachdem die Leute nach Hause zurückgekehrt waren, nahm man wohl die Verhaftung des protestantischen Predigers vor. Nachdem sich jedoch die Nachricht hievon weiter verbreitet hatte, wurde die Ansammlung der Landleute so zahlreich und deren Haltung so drohend, daß man den Gefangenen wenigstens für den Augenblick wieder freigab [122]).

Auch dieses Ereigniß trug sich zu, während Joseph, und zwar dießmal auf seiner Reise nach Rußland, von Wien abwesend war. Darin mag eine der Hauptursachen gelegen gewesen sein, weßhalb es auch jetzt wieder zu entscheidenden Entschlüssen über die zu ergreifenden Maßregeln nicht kam. Allerdings wurde der freigelassene Prediger neuerdings verhaftet, und auch die Anstifter der für die Kaiserin so unwillkommenen Feier ihres Geburtstages wurden in Gewahrsam gebracht [123]). Man schaffte sie nach Ungarn, wo ihnen auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin zur Erleichterung ihrer Ansiedlung hundert Gulden für jede Familie ausbezahlt wurden [124]). Aber es verlautete nichts über noch strengere Anordnungen, die etwa getroffen worden wären, bis endlich der Tod der Kaiserin und der Regierungsantritt ihres Sohnes für die confessionelle Gesetzgebung in Oesterreich eine ganz neue Aera inaugurirten.

Drittes Capitel.

Galizien.

Wie Oesterreich zur Mitwirkung an der ersten polnischen Theilung gelangte, ist schon mit jener Ausführlichkeit dargestellt worden, welche dieses Ereigniß von der höchsten politischen Tragweite ohne allen Zweifel verdient. Daß dasjenige, was damals sich zutrug, ganz gegen den Willen der Kaiserin geschah, und daß sie nur nach langen und heftigen Kämpfen dem Drängen ihres Sohnes sich fügte, wird wohl von keiner Seite mehr bestritten werden können. Wenn es hiefür neben ihren eigenen Aufzeichnungen noch eines neuen Zeugen bedürfte, so wäre wohl kein verläßlicherer Gewährsmann als ihr Schwiegersohn Prinz Albert von Sachsen zu finden. Mit tiefer Bewegung, so erzählt er, habe die Kaiserin ihm und seiner Gemalin eines Tages den Schmerz geschildert, den sie über jenes Ereigniß empfunden, und die unheilvollen Wirkungen für Oesterreich betont, welche aus demselben nach ihrer Meinung hervorgehen würden [125]).

Wir wissen, daß man auch von österreichischer Seite, so wie Rußland und Preußen es thaten, noch vor Abschluß des Theilungsvertrages zur Besetzung des polnischen Gebietes schritt, das man bleibend in Anspruch zu nehmen gedachte. Da man jedoch wie billig davor zurückscheute, vor dem Zustandekommen jenes Tractates schon eine förmliche Regierungsbehörde in der zu erwerbenden Provinz einzusetzen, wurden einstweilen der ungarische Hofkammerrath Török und der siebenbürgische Gubernialrath Heiter dazu bestimmt, die in Polen einrückenden österreichischen Truppen zu begleiten. Sie hatten den

Auftrag, die Administration des Landes zu übernehmen, dessen Einkünfte im Namen der österreichischen Regierung zu verwalten und Alles vorzubereiten zur baldigen Einsetzung eines förmlichen Guberniums [126]).

In dieser Maßregel werden somit die ersten Anfänge der Regierungsthätigkeit Oesterreichs in den in Besitz genommenen polnischen Landestheilen erblickt werden dürfen. Die Instruction für Török und Heiter macht es ihnen zur Pflicht, die Einwohner zurückzuhalten von etwaiger Auswanderung, und Alles zu thun, um ihnen Ruhe und Zufriedenheit zu sichern. Da man in dem neu zu gewinnenden Lande für alle Zukunft zu bleiben sich vornahm, war es natürlich, daß man darauf ausging, die Bevölkerung günstig zu stimmen und ihr den Wechsel in der Regierung nach und nach als ein ersprießliches und nicht als ein unheilvolles Ereigniß erscheinen zu machen. Die gleichen Gesichtspunkte waren es denn auch natürlicher Weise, welche dem Staatsminister Grafen Pergen als Richtschnur des von ihm zu beobachtenden Verfahrens vorgezeichnet wurden, als er nach dem Abschlusse des Theilungsvertrages zum Gouverneur der österreichisch gewordenen polnischen Gebietstheile ernannt wurde.

Pergen verhehlte sich die unermeßlichen Schwierigkeiten der ihm zugedachten Stellung durchaus nicht. Nicht um die Fortsetzung einer schon bestehenden, sondern um die Einführung einer ganz neuen, der früheren gerade entgegengesetzten Regierungsform handelte es sich. Das Land, in welchem solches geschehen sollte, befand sich in dem erbärmlichsten Zustande, der schon an und für sich der Einführung einer guten Regierung nur Hindernisse bereitete. Durch die Excesse der russischen Truppen und der polnischen Conföderirten war die Bevölkerung nicht nur ihrer Zahl nach vermindert, sondern auch in Noth und Elend versetzt worden. So wie in Ungarn, so erfreuten auch in Polen der Clerus und der Adel sich einer privilegirten Stellung, welche jeder Verbesserung in nur schwer zu besiegender Weise widerstrebte. Aller Besitz befand sich in ihren Händen, und nur wenige Städte waren frei und trugen zu den Staatseinkünften bei. Aber

auch in ihnen war ein kernfester Bürgerstand durchaus nicht zu finden. Sehr häufig überwog die Anzahl der Juden diejenige der Christen; des ganzen Handels und all dessen, was mit Geldgeschäften zusammenhing, hatten die Ersteren sich bemächtigt. Sie trieben einen die Bevölkerung aussaugenden Wucher, den öffentlichen Leistungen aber und insbesondere der beschwerlichsten aus ihnen, der Pflicht zur Theilnahme an der Landesvertheidigung wußten sie sich größtentheils zu entziehen.

Um gleichwohl in der ihm zugedachten Stellung Ersprießliches wirken zu können, trat Pergen, noch ehe er sich nach dem Orte seiner neuen Bestimmung begab, mit einer Reihe von Anträgen hervor, von deren Genehmigung er sich eine wesentliche Erleichterung seiner Aufgabe versprach. Er übergab sie dem Kaiser, der bekanntlich in Allem, was sich auf die Erwerbung Galiziens durch Oesterreich bezog, die eigentlich entscheidende Stimme besaß. Joseph fügte jedem einzelnen Punkte seine eigene Anschauung bei und stellte hierauf wenigstens der Form nach der Kaiserin den Urtheilsspruch anheim.

Unter den Anfragen Pergens war die, ob er die Geistlichkeit und den Adel als Landstände behandeln und sie daher in corpore zusammenberufen solle oder nicht, wohl eine der wichtigsten zu nennen. Joseph gab hierauf eine verneinende Antwort. Oesterreich ziehe diesen Antheil Polens auf Grundlage des Rückkehrrechtes*) an sich; dasselbe sei aber älter als die Privilegien des polnischen Adels. Oesterreich sei vielmehr befugt, in seinem Antheile all die Veränderungen zu treffen, die es nach den einmal obwaltenden Umständen als nützlich und räthlich betrachte. Daher hätten weder Clerus noch Adel als Landstände, sondern nur als Gutsbesitzer zu gelten, und sie wären niemals gemeinschaftlich, sondern jederzeit nur einzeln zu berufen oder mit Befehlen zu betheilen. Demgemäß habe auch das Gubernium allein die Ausschreibung und Einbringung der Steuern zu besorgen, ohne dem Adel die geringste Einmengung hiebei zu gönnen. Jedes Besitzthum ohne Unterschied, ob es der Kirche, der Krone oder dem

*) Jus postliminii.

Adel gehöre, sei als Steuerobject, und daher auch jedes dem Adel früher ertheilte Privilegium als erloschen zu betrachten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft müsse als ein von der Regierung anzustrebendes Ziel ins Auge gefaßt werden. Darum seien dem Grafen Pergen die Hauptgrundsätze der sowohl in Ungarn als in Schlesien eingeführten Urbarialregulirung an die Hand zu geben, um hienach auch in dem österreichisch gewordenen Theile Polens vorgehen zu können. Die Staroſtien, Advocatien, Tenuten und dergleichen wären allsogleich einzuziehen und als königliche Güter zu verwalten, ihren bisherigen Besitzern aber Pensionen zu bewilligen, welche jedoch hinter dem hieraus gezogenen Einkommen zurückzustehen hätten.

Von den vielen anderen Fragen, welche Pergen aufwarf und Joseph beantwortete, werden hier wenigstens noch einige erwähnt werden müssen. „Soll aus der natürlichen Betrachtung", so lautet die eine, „daß dem Volk ein ganz anderer Nationalgeist eingeflößt „werden muß, nicht gleich Anfangs der Bedacht auf die Anstellung „solcher Schulmeister und Lehrer, welche demselben seine Standes„änderung und die daraus fließenden dermaligen Schuldigkeiten gegen „seinen Souverän recht deutlich begreifen machen müßten, genommen, „und bei der Geistlichkeit die Aushilfe wegen des hiezu nöthigen Auf„wandes schicklich eingeholt werden, welches das wohlfeilste Mittel zu „Erreichung dieser heilsamen Absicht sein dürfte?" Joseph aber entgegnete, er sei vollkommen einverstanden mit dem Gedanken, daß die Nation durch Schulen gebildet und die Bestreitung des Unterhaltes derselben von der Geistlichkeit in Anspruch genommen werde.

Stimmte der Kaiser in dieser Beziehung dem Antrage Pergens bei, so verwarf er alle Vorschläge desselben, welche eine gewisse Berücksichtigung der bisherigen Privilegien und Gewohnheiten der Polen bezweckten. In jeder seiner Aeußerungen trat vielmehr das sichtliche Bestreben zu Tage, das neu gewonnene Land so rasch und so vollständig als möglich der Regierung gegenüber in die gleiche Stellung wie die altererbten Provinzen zu bringen. Wie weit der Kaiser hierin ging, bewies er unter Anderem durch den Ausspruch, es möge unter

Androhung einer Personalstrafe öffentlich angekündigt werden, daß binnen Jahr und Tag kein Mensch mehr, die Landleute ausgenommen, polnisch gekleidet einhergehen dürfe. Jedoch wäre es ebenfalls erwünscht, wenn man auch die Bauern allmälig zur Ablegung der polnischen Landestracht zu bringen vermöchte. Dadurch würde den Einwohnern nach und nach der frühere Zusammenhang mit dem Königreiche Polen aus dem Sinne gebracht, und auch die Reinlichkeit nicht wenig gefördert werden [127]).

Die Anfragen Pergens und die von dem Kaiser hierauf ertheilten Antworten bildeten denn auch die Grundlage der Instruction, welche Kaunitz für Pergen ausarbeiten ließ und hierauf der Kaiserin zur Genehmigung vorlegte [128]). Im Ganzen und Großen schienen die Anschauungen des Staatskanzlers mit denen des Kaisers in ziemlicher Uebereinstimmung zu sein, aber hinsichtlich einiger nicht unwichtiger Punkte wichen sie doch von ihnen ab. So war Kaunitz der Meinung, daß man die Geistlichkeit und den Adel nicht urplötzlich mit einem Federstriche all der Privilegien und Freiheiten berauben solle, in deren vollem Genusse sie sich seit Jahrhunderten unbestritten befanden. Man möge nicht von einem Extrem in das andere verfallen, und wenn man schon die Gleichmachung mit den übrigen Provinzen anstrebe, auch der Geistlichkeit und dem Adel eine ähnliche Stellung einräumen, wie sie dort die Landstände genössen. Eine passende Form hiefür zu finden, werde kaum schwer fallen, und er biete sich an, den Entwurf zu einer solchen Einrichtung zu liefern.

Joseph erwiederte hierauf, daß er gegen diesen Vorschlag, wenn man nur einstweilen die Geistlichkeit und den Adel nicht gemeinschaftlich zusammenberufe, sie vielmehr zuerst zur Sprache kommen lasse und sich ihnen gegenüber die Hände nicht binde, keine Einwendung mehr zu erheben gedenke. Sonst aber wiederholte er hinsichtlich aller jetzt neuerdings erörterten Punkte die schon früher von ihm gemachten Bemerkungen. Auf die freie Religionsübung der Dissidenten, die Zurückberufung der außer Landes befindlichen Besitzer liegenden Gutes, die Zusicherung sechs steuerfreier Jahre für Alle, die sich in Galizien

ansiedeln wollten, und zehn solcher Jahre so wie der Gewährung des Meisterrechtes für Fabrikanten und Handwerker, endlich von Prämien für hervorragende Landwirthe bezogen sie sich. Dem Uebel, welches in der übergroßen Anzahl der Juden gelegen sei, könne vor der Hand nicht wirksamer als durch das Verbot der Einwanderung fremder Juden gesteuert werden. Die Eintheilung des Landes in Kreise und die Anstellung von Kreishauptleuten mit dem erforderlichen Beamtenpersonal, der Schutz der Unterthanen vor den Uebergriffen des Adels, die Einschränkung der Privilegien desselben, die Verbesserung der Wege, insbesondere die Anlegung von Commerzialstraßen aus Ungarn und Oberschlesien, die Herstellung einer ordentlichen Postroute, anfänglich wenigstens von Lemberg aus, die möglichst günstige Verwerthung des Salzes, dieß waren wohl die wesentlichsten Punkte, auf welche die Aufmerksamkeit Pergens noch vorzugsweise gelenkt wurde. Die Amtssprache sollte die deutsche oder die lateinische sein; alle Beamte hätten französische Kleidung zu tragen. Maria Theresia aber ertheilte den Bemerkungen ihres Sohnes mit folgenden Worten ihre landesherrliche Sanction: „bin gantz verstanden mit denen sehr weis- als einsichtigen „reflexionen, die der Kayser May. dem haubtvortrag beygesetzt und ich „nach sein verlangen signire".

Der 4. October 1772 war der Tag, an welchem Pergen die Besitzergreifung in Lemberg feierlich vollzog. Am Vorabende wurde das hierauf bezügliche Patent an die Mauern geschlagen. Den Gedanken, einen Huldigungseid abzunehmen, ließ man einstweilen noch fallen, weil man besorgte, es könnte hiebei zu Gewaltthätigkeiten kommen. Gleichwohl betheiligten sich der ganze Clerus und der Stadtmagistrat mit einziger Ausnahme des Staroſten Ricki, von welch letzterem man annahm, er sei zu seinem Ausbleiben durch persönliche Anhänglichkeit an den König von Polen vermocht, mit dem er erzogen worden, an der Feier. Ja der Magistrat geleitete sogar den Grafen Pergen von dessen Wohnung zur Kathedrale, wo ihn in Abwesenheit des katholischen Erzbischofes der Suffraganbischof an dem Thore der Kirche willkommen hieß. Nach dem feierlichen Gottesdienste wurde das Te Deum gesungen; es wirft jedoch gerade kein günstiges Licht auf die Stimmung

der Einwohner, wenn Pergen es lediglich den zweckmäßigen Maßregeln Hadiks zuschreiben zu sollen glaubt, daß während seines Zuges nach und von der Kirche so wie während der am Abende veranstalteten Beleuchtung des Rathhausthurmes keine Unordnungen vorfielen [129]).

Der Wirksamkeit Pergens in Galizien konnte es nichts weniger als förderlich sein, daß wie es sich jetzt erst zeigte, so wie in Bezug auf die oberste Leitung der Administrationsgeschäfte dieses Landes, so auch hinsichtlich einer sehr großen Anzahl anderer Fragen, welche zur Entscheidung zu kommen hatten, der Kaiser und Kaunitz zu entgegengesetzten Meinungen sich bekannten. Solches war auch, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in Bezug auf dasjenige der Fall, was wegen des galizischen Justizwesens vorzukehren war. Pergen hatte sich für die Errichtung eines Appellationstribunals und einer Anzahl von Landgerichten erklärt; Joseph aber stimmte nur für das erstere, während er die letzteren verwarf. Pergen solle, so ließ sich der Kaiser vernehmen, das böhmische und das mährische System zu Grunde legen und keine Polen bei dem neu zu errichtenden Appellationstribunal verwenden, weil die früheren polnischen Gesetze durchaus keine Gültigkeit mehr besäßen. In Strafsachen wäre die peinliche Halsgerichtsordnung einzuführen, in Civilstreitsachen aber der mährischen und der justinianischen Gesetzgebung zu folgen. Dem Grafen Pergen möge es in unzweideutigster Weise eingeschärft werden, daß er von polnischen Constitutionen, Gesetzen und Verfassungen sich gar nichts anzueignen habe. Mit nichts Anderem sei er beladen, als Galizien in allen Stücken dem Markgrafthum Mähren gleichzuhalten. Es stehe ihm daher auch nicht zu, sei es in Justizsachen oder in Angelegenheiten der Administration neue Einrichtungen auszugrübeln, sondern nach beiden Richtungen hin müsse Alles so bald als nur immer möglich auf dem gleichen Fuße eingerichtet werden wie in Mähren. Und um auch die geistlichen Angelegenheiten rasch in Ordnung zu bringen, möge man, ohne erst den Papst zu fragen, ungesäumt einen Erzbischof und ein paar Bischöfe ernennen [130]).

Ganz anders dagegen Kaunitz. In Galizien besitze, so ließ er sich vernehmen, kein Mensch einen Begriff vom mährischen und vom

justinianischen Rechte, wie sollten also Richter darnach sprechen? Welch übergroßer Aufwand an Zeit und an Mühe würde durch eine solche Einrichtung verursacht? Man möge daher für jetzt wenigstens die Einwohnerschaft Galiziens bei ihren bisherigen Rechten und Gewohnheiten belassen. Auch die Einführung des neuen Criminalgesetzbuches würde lange Vorbereitungen nothwendig machen, und es erscheine überhaupt bedenklich, in einem soeben erst erworbenen Lande mit einer Halsgerichtsordnung zu beginnen. Die vollständige Anwendung der mährischen Verfassung und Einrichtung auf Galizien dürfte sehr großen Schwierigkeiten begegnen, und jedenfalls müßte hiefür früher ein feststehender Plan ausgearbeitet werden. Bei der Ernennung von Bischöfen endlich lasse sich der Papst so leicht nicht umgehen, und er werde wohl zu nichts sich herbeilassen, bis nicht mit der Republik Polen die definitive Vereinbarung wegen der allseitigen Abtretungen getroffen sein werde [131]).

Ohne Zweifel lagen diese Bemerkungen des Staatskanzlers der Anschauung der Kaiserin weit näher als diejenigen ihres Sohnes. Kaunitz erreichte daher durch sie wenigstens so viel, daß Maria Theresia Bedenken trug, im Sinne der Vorschläge des Kaisers schon jetzt die Entscheidung zu treffen. Nur hinsichtlich eines einzigen Punktes geschah dieß, und Pergen wurde verständigt, daß das von ihm einstweilen provisorisch errichtete Appellationstribunal bestätigt worden sei. Gleichzeitig wurde er jedoch beauftragt, sein Gutachten abzugeben, ob nicht das böhmische und mährische Justizwesen den in Galizien zu treffenden Einrichtungen zu Grunde zu legen wäre? Er möge sich überdieß äußern, ob nicht die Magistrate in den Städten die von ihm vorgeschlagenen Landgerichte zu vertreten vermöchten, und ob nicht die polnischen Gesetze völlig abzuschaffen und in Criminalsachen die neue Halsgerichtsordnung, in Civilstreitigkeiten aber einstweilen die in Mähren geltenden Gesetze sammt dem justinianischen Rechte in Anwendung zu bringen wären? Endlich möge er seine Meinung über die Frage abgeben, ob nicht Galizien in Allem und Jedem dem Markgrafthum Mähren gleichgehalten werden sollte?

Die Antwort Pergens auf diese Fragen zeugte ebenso für seine Einsicht wie für seinen Freimuth. Was die Einrichtung des

der Einwohner, wenn Pergen es lediglich den zweckmäßigen Maßregeln Hadiks zuschreiben zu sollen glaubt, daß während seines Zuges nach und von der Kirche so wie während der am Abende veranstalteten Beleuchtung des Rathhausthurmes keine Unordnungen vorfielen [129]).

Der Wirksamkeit Pergens in Galizien konnte es nichts weniger als förderlich sein, daß wie es sich jetzt erst zeigte, so wie in Bezug auf die oberste Leitung der Administrationsgeschäfte dieses Landes, so auch hinsichtlich einer sehr großen Anzahl anderer Fragen, welche zur Entscheidung zu kommen hatten, der Kaiser und Kaunitz zu entgegengesetzten Meinungen sich bekannten. Solches war auch, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in Bezug auf dasjenige der Fall, was wegen des galizischen Justizwesens vorzukehren war. Pergen hatte sich für die Errichtung eines Appellationstribunals und einer Anzahl von Landgerichten erklärt; Joseph aber stimmte nur für das erstere, während er die letzteren verwarf. Pergen solle, so ließ sich der Kaiser vernehmen, das böhmische und das mährische System zu Grunde legen und keine Polen bei dem neu zu errichtenden Appellationstribunal verwenden, weil die früheren polnischen Gesetze durchaus keine Gültigkeit mehr besäßen. In Strafsachen wäre die peinliche Halsgerichtsordnung einzuführen, in Civilstreitsachen aber der mährischen und der justinianischen Gesetzgebung zu folgen. Dem Grafen Pergen möge es in unzweideutigster Weise eingeschärft werden, daß er von polnischen Constitutionen, Gesetzen und Verfassungen sich gar nichts anzueignen habe. Mit nichts Anderem sei er beladen, als Galizien in allen Stücken dem Markgrafthum Mähren gleichzuhalten. Es stehe ihm daher auch nicht zu, sei es in Justizsachen oder in Angelegenheiten der Administration neue Einrichtungen auszugrübeln, sondern nach beiden Richtungen hin müsse Alles so bald als nur immer möglich auf dem gleichen Fuße eingerichtet werden wie in Mähren. Und um auch die geistlichen Angelegenheiten rasch in Ordnung zu bringen, möge man, ohne erst den Papst zu fragen, ungesäumt einen Erzbischof und ein paar Bischöfe ernennen [130]).

Ganz anders dagegen Kaunitz. In Galizien besitze, so ließ er sich vernehmen, kein Mensch einen Begriff vom mährischen und vom

juſtinianiſchen Rechte, wie ſollten alſo Richter darnach ſprechen? Welch übergroßer Aufwand an Zeit und an Mühe würde durch eine ſolche Einrichtung verurſacht? Man möge daher für jetzt wenigſtens die Einwohnerſchaft Galiziens bei ihren bisherigen Rechten und Gewohnheiten belaſſen. Auch die Einführung des neuen Criminalgeſetzbuches würde lange Vorbereitungen nothwendig machen, und es erſcheine überhaupt bedenklich, in einem ſoeben erſt erworbenen Lande mit einer Halsgerichtsordnung zu beginnen. Die vollſtändige Anwendung der mähriſchen Verfaſſung und Einrichtung auf Galizien dürfte ſehr großen Schwierigkeiten begegnen, und jedenfalls müßte hiefür früher ein feſtſtehender Plan ausgearbeitet werden. Bei der Ernennung von Biſchöfen endlich laſſe ſich der Papſt ſo leicht nicht umgehen, und er werde wohl zu nichts ſich herbeilaſſen, bis nicht mit der Republik Polen die definitive Vereinbarung wegen der allſeitigen Abtretungen getroffen ſein werde [131]).

Ohne Zweifel lagen dieſe Bemerkungen des Staatskanzlers der Anſchauung der Kaiſerin weit näher als diejenigen ihres Sohnes. Kaunitz erreichte daher durch ſie wenigſtens ſo viel, daß Maria Thereſia Bedenken trug, im Sinne der Vorſchläge des Kaiſers ſchon jetzt die Entſcheidung zu treffen. Nur hinſichtlich eines einzigen Punktes geſchah dieß, und Pergen wurde verſtändigt, daß das von ihm einſtweilen proviſoriſch errichtete Appellationstribunal beſtätigt worden ſei. Gleichzeitig wurde er jedoch beauftragt, ſein Gutachten abzugeben, ob nicht das böhmiſche und mähriſche Juſtizweſen den in Galizien zu treffenden Einrichtungen zu Grunde zu legen wäre? Er möge ſich überdieß äußern, ob nicht die Magiſtrate in den Städten die von ihm vorgeſchlagenen Landgerichte zu vertreten vermöchten, und ob nicht die polniſchen Geſetze völlig abzuſchaffen und in Criminalſachen die neue Halsgerichtsordnung, in Civilſtreitigkeiten aber einſtweilen die in Mähren geltenden Geſetze ſammt dem juſtinianiſchen Rechte in Anwendung zu bringen wären? Endlich möge er ſeine Meinung über die Frage abgeben, ob nicht Galizien in Allem und Jedem dem Markgrafthum Mähren gleichgehalten werden ſollte?

Die Antwort Pergens auf dieſe Fragen zeugte ebenſo für ſeine Einſicht wie für ſeinen Freimuth. Was die Einrichtung des

Justizwesens angehe, so hänge sie von den Bestimmungen ab, welche hinsichtlich der gesammten Landesverfassung getroffen werden würden. In Böhmen und in Mähren befänden sich Landstände, von denen insbesondere diejenigen in Böhmen noch immer mit ansehnlichen Privilegien ausgerüstet seien. In Böhmen gebe es eine Landtafel, ein Oberstburggrafenamt, einen Obersten Landrichter, ein größeres und ein kleineres Landrecht, ein königliches Gubernium in judicialibus, eine königliche Appellationskammer, und alle diese Tribunale würden entweder aus dem Staatsschatze oder von den Landständen erhalten. Gewiß könnten sie auch in Galizien eingeführt werden, aber man möge doch die Kosten bedenken, welche hiemit untrennbar verbunden sein würden. Und überdieß würde dadurch gerade der entgegengesetzte Weg von dem eingeschlagen, der ihm früher vorgezeichnet worden sei. Denn man habe vor Allem von ihm verlangt, daß von Einführung eines ständischen Systems, und insbesondere mit so reichen Privilegien versehener Stände, wie sie deren in Böhmen, und zum Theil auch in Mähren besäßen, nicht die Rede sein dürfe. Ja man habe ihm förmlich verboten, in Schritte sich einzulassen, in welchen der Clerus und der Adel Galiziens auch nur den Schimmer einer Hoffnung auf Bestätigung ihrer Privilegien oder auf Einräumung ständischer Freiheiten zu erblicken vermöchten. Er würde daher niemals gewagt haben, zu Einrichtungen zu rathen, durch welche wie in Böhmen und in Mähren den Ständen ein so beträchtlicher Einfluß auf das Justizwesen des Landes zu Theil werden müßte. Von diesen Gesichtspunkten sei er bei seinen Anträgen ausgegangen, und an ihnen halte er auch noch fortan fest.

Unmöglich könnten die Magistrate in den Städten, fuhr Pergen, auf die zweite Frage übergehend, fort, an die Stelle der von ihm in Vorschlag gebrachten Landgerichte treten. Ein Stadtgericht könne weder über die Person noch über das Vermögen eines Adeligen urtheilen, außer insofern er ein bürgerliches Haus oder ein Grundstück auf städtischem Gebiete besitze. Weder in den österreichischen Erblanden noch anderwärts, wo überhaupt ein Adel existire, sei dieß gebräuchlich. Außerdem dürfe man die Armseligkeit der meisten Städte in Polen

nicht unbeachtet lassen, indem sie kaum mittelmäßigen Marktflecken in den übrigen österreichischen Ländern an die Seite zu setzen seien. Sehr langer Zeit werde es bedürfen, ihre Lage ausgiebig zu verbessern, und unmöglich könnten sie tüchtige Gerichtspersonen bezahlen. Lemberg allein mache hievon eine Ausnahme; demungeachtet sei der jetzige Gerichtspräsident ein Chirurg.

Zu der dritten Frage sich wendend, meinte Pergen, daß die dereinstige Einführung der österreichischen Civil- und Strafgesetzgebung gewiß keinem Bedenken unterliege; es jedoch einstweilen mit dem mährischen Municipal- und dem justinianischen Rechte zu versuchen, möchte er aus mehrfachen Gründen widerrathen. Für unthunlich halte er die Ausführung einer solchen Maßregel, weil das mährische Municipalrecht ohne Kunde des justinianischen Rechtes unmöglich in Anwendung gebracht werden könnte. Niemand besitze jedoch von dem einen und dem anderen hinlängliche Kenntniß. Gefährlich sei ein solches Experiment, weil derlei Municipalrechte mit den Gewohnheiten und der Verfassung eines Landes in Einklang stehen müßten, um nicht bei ihrer Ausübung die wichtigsten Interessen zu verletzen, die größten Ungerechtigkeiten zu veranlassen und heillose Verwirrung zu erregen. Endlich verdiene auch der übergroße Aufwand, der mit einem solchen Schritte nothwendig verbunden wäre, einige Beachtung. Denn es bliebe kein anderes Mittel übrig, als bei der gänzlichen Unbekanntschaft der im Lande befindlichen Richter und Advokaten mit den Gesetzen, nach denen künftighin das Recht gehandhabt werden sollte, andere Richter und Anwälte, denen jene Gesetze nicht fremd wären, die jedoch auch des Polnischen mächtig sein müßten, mit großen Kosten nach Galizien zu senden. Die allmälige Einführung der peinlichen Halsgerichtsordnung nach deren Uebersetzung ins Lateinische würde vielleicht geringeren Schwierigkeiten begegnen. Aber er müsse es der höheren Beurtheilung anheimgeben, fügte Pergen hinzu, auch in diesem Punkte mit der Anschauung des Staatskanzlers sich begegnend, ob nicht die einseitige Einführung eines bloß harte Strafen dictirenden Gesetzbuches, ohne daß gleichzeitig die Civil- und Polizeigesetze vorgezeichnet würden, in und außerhalb des Landes einiges Aufsehen erregen würde [133]).

Die Anschauungen Pergens über die für das Justizwesen in Galizien zu treffenden Einrichtungen wurden auch in Wien der gerechten Würdigung theilhaft. In anderen Punkten hingegen stimmte man seinen Anträgen nicht bei. Insbesondere war dieß in der Frage wegen Errichtung neuer Bisthümer der Fall, hinsichtlich deren die Meinung des Staatskanzlers vollständig die Oberhand erhielt. Der Kaiserin gegenüber hatte Kaunitz bemerkt, daß Pergen in seinem Eifer für das Gute die praktischen Gesichtspunkte nicht gehörig beachtet, und die Vorfrage, wie weit denn die Regierung in dieser Beziehung aus eigener Machtvollkommenheit gehen könne, zu wenig berücksichtigt habe. Maria Theresia aber billigte diese Ansicht mit den von ihr eigenhändig niedergeschriebenen Worten: „bin in allen ver„standen; pergen zu melden, nur alles, besonders was die geistlichkeit „anbelangt, sehr langsam zu gehen. in einen so dummen slavischen „volck haben selbe grosse macht, mithin wohl zu menagirn suchen, eher „zu gewinnen als mit gewalt in selbe zu dringen, bis das man „einmahl kan was solides stabilirn" [134]).

Viel zu weit würde es führen, wenn hier all der zahlreichen Maßregeln, welche Pergen in Ausübung seiner amtlichen Stellung, sei es nach eigenem Ermessen, sei es nach erlangter Zustimmung der Staatsregierung traf, auch nur im Vorbeigehen Erwähnung geschehen sollte. Dennoch mag angeführt werden, daß er, über den Mangel an Amtslocalitäten klagend, darauf antrug, das alte Schloß in Lemberg, welches bisher als Grodgericht gedient hatte, in ein Gubernialgebäude umzugestalten [135]). Er schilderte die feierliche Installation des neu errichteten Appellationstribunals, und nicht ohne Genugthuung meldete er den großen Zulauf des Volkes und dessen sympathische Kundgebungen [136]). Und schon im Jänner 1773 [137]) legte er umfassende Vorschläge über die systematische Einrichtung vor, welche nach seiner Meinung dem galizischen Gubernium und den ihm unterzuordnenden Behörden gegeben werden sollte.

Kaunitz bedurfte einiger Zeit, bis er mit dem hierüber an die Kaiserin zu erstattenden Berichte zu Ende kam; als dieß aber, und

zwar in der zweiten Hälfte des April 1773 geschehen war [138]), wurde ihm für denselben ihr uneingeschränkter Beifall zu Theil. „ich finde „diße ausarbeitung unverbesserlich", antwortete ihm Maria Theresia mit eigener Hand, „und wäre selbe nur eheſtens zu stande zu bringen, „nebst der so wichtigen ausarbeitung eines contributions fus mir „vorzulegen. wegen heiter, wan man mit ihme so zufriden ist, wäre „nicht zu vill 4000 f. vor sein gehalt, so lang er separirt die salinen „tractirt, und 2000 f. als creüshaubtmann, auch 2000 f. zur über„sidlung; doch verstehet sich das, weillen keine abzüge, wie sie nahmen „haben, in disen lande statthaben. auch die 25 procent vor das „quartier geld passire; keine accidentien, naturalien, freyheiten, „was nahmen sie haben, keiner, niemanden sollen passirt werden. zu „der hiesigen stelle solle keiner genohmen werden, der nicht eher in „pohlen einige zeit gedient."

Mit dieser Entscheidung der Kaiserin wurde auch die Einrichtung der Gerichtsbehörden im Lande geregelt, denn auch auf sie hatte Kaunitz seine Vorschläge erstreckt. Künftighin sollten Districtsgerichte als erste Instanz des Bürger- und Bauernstandes, und Land- oder Kreisgerichte als zweite Instanz für dieselben und als erste für den Adel bestehen. Das Appellationstribunal zu Lemberg hatte den Schlußstein der galizischen Justizbehörden zu bilden.

Großen Schwierigkeiten begegnete die Eintheilung des Landes in Kreise, hinsichtlich deren Pergen vor der Hand nur die Anzahl von sechs, obgleich sie einen sehr großen Umfang erhalten müßten, in Vorschlag bringen zu sollen glaubte. Es wurde daher einstweilen nur mit Einem Kreise, dem Lemberger, der Anfang gemacht. Pergen schlug vor, die anzustellenden Beamten „königliche" zu nennen, weil diese Bezeichnung den Polen am meisten imponire und sie daher noch am eheſten zum Gehorsam bewege [139]).

Während Pergen diese und noch andere Vorkehrungen traf, erschien Joseph, von Siebenbürgen her kommend, in den letzten Tagen des Juli 1773 in Galizien. Selbstverständlich gruppirte sich nun Alles, was mit den öffentlichen Zuständen dieses Landes zusammenhing,

von jenem Augenblicke angefangen einzig und allein um die Person des Kaisers.

Schon an früherer Stelle ist seines Aufenthaltes in Lemberg und seiner Rundreise durch Galizien Erwähnung geschehen [140]). Außerdem ist von den Wahrnehmungen, die er daselbst machte, und den Vorschlägen, welche er auf Grundlage derselben seiner Mutter erstattete [141]), endlich von dem Urtheile, das er über Pergen abgab [142]), bereits die Rede gewesen. Gleichwohl wird es nothwendig sein, wenigstens auf einige Punkte der Aeußerungen des Kaisers hier nochmals zurückzukommen. Es wird daraus hervorgehen, daß er bei manchen derselben an seiner früheren Ansicht nicht mehr unbedingt festhielt.

Schon bei dem ersten Punkte der Denkschrift, die er noch in Lemberg verfaßte [143]), war dieß der Fall. Hatte er sich Anfangs gegen die Einführung ständischer Einrichtungen in Galizien erklärt und sich später nur der entgegengesetzten Meinung des Fürsten Kaunitz gefügt, so versicherte er jetzt, daß er sie nicht nur als unbedenklich, sondern sogar als nützlich betrachte.

Was Joseph wegen der Nothwendigkeit, die Einwanderung fremder Kaufleute und Handwerker, auch wenn sie nicht katholisch wären, zu fördern und die Verhältnisse der galizischen Geistlichkeit zu regeln, seiner Mutter schrieb, ist bereits angeführt worden [144]). Er knüpfte hieran Bemerkungen über die Eigenschaften mehrerer in Galizien befindlicher Beamten, von denen er Einige aus diesem Lande wieder abberufen zu sehen wünscht. Alles aber komme darauf an, meinte der Kaiser, ob man die Erwerbung Galiziens als eine bleibende oder bloß vorübergehende ansehe. Im ersteren Falle müsse für dessen Behauptung, und zwar militärisch durch Anlegung angemessener Befestigungen, politisch aber durch heilsame Verwaltungsmaßregeln vorgesorgt werden. Gehe man aber mit dem Gedanken um, sich dieses Land nur zur Aufrechthaltung des Gleichgewichtes mit Rußland und Preußen anzueignen und es vorkommenden Falles gegen eine günstigere Erwerbung zu vertauschen, dann müßte freilich ein ganz anderes Verfahren

beobachtet werden. In diesem Falle wären nur so viel Truppen nach Galizien zu verlegen, als erforderlich wären, um das Land in Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Einrichtung des dortigen Guberniums müßte eine möglichst einfache sein, und es hätte nur diejenigen Vorkehrungen zu treffen, durch welche das Ziel erreicht würde, für den Augenblick den größten Nutzen und das reichlichste Einkommen aus Galizien zu ziehen. Die Krongüter wären so rasch und so gut als möglich zu verkaufen, Pachtungen überall einzuführen. Wolle man hingegen das Land behalten, dann müsse man sich mit dem Gedanken vertraut machen, wenigstens für die ersten Jahre keine Einkünfte aus demselben zu beziehen, sondern seine Erträgnisse zu dessen eigenem Nutzen zu verwenden.

Es braucht wohl nicht besonders nachgewiesen zu werden, daß der Kaiser die von ihm aufgeworfene Frage bei sich selbst schon sehr lang entschieden hatte und ihm nichts weniger in den Sinn kam, als dem Gedanken an ein Aufgeben Galiziens Raum zu gewähren. Jedes seiner Worte, jeder seiner Schritte in dem Lande selbst legten ein lautredendes Zeugniß dafür ab, in welch hohem Grade es ihm, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, sowohl um die militärische als um die politische Behauptung Galiziens zu thun war. Und als er nach Wien zurückkam, da legte er nicht weniger als hundert vier und fünfzig Fragepunkte vor, deren erschöpfende Beantwortung er von den leitenden Persönlichkeiten in Galizien verlangt hatte, um hierauf die Prinzipien gründen zu können, nach denen jenes Land künftighin regiert werden sollte.

Bei dieser Gelegenheit kann der ganz eigenthümliche Widerspruch, der bei solchen Anlässen in Josephs Verfahren bemerkbar wird, nicht unerwähnt bleiben. Er selbst gab durch die Art und Weise, in welcher er von Anfang an die Erörterung einer politischen Frage vornahm, den Anstoß zu der umständlichsten Behandlung derselben, die nur immer gedacht werden konnte. Und wenn die letztere dann ungebührlich viel Zeit in Anspruch nahm, so war er es wieder, der in Klagen darüber ausbrach und sich in bitteren Vorwürfen erging.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird durch den Fall, von welchem soeben die Rede ist, aufs deutlichste dargethan. Man kann wohl sagen, daß die Beantwortung fast jeder einzelnen der von Joseph aufgeworfenen hundert vier und fünfzig Fragen, wenn sie nicht eine ganz oberflächliche sein sollte, eine eigene Denkschrift erforderte. „Wie „war die Lage Galiziens bei der Ankunft des Gouverneurs? Wie war „selbes sowohl in Justiz- als politischen und ökonomischen Angelegen„heiten damals regiert?" So lautete die erste Frage des Kaisers, während die vierte in folgende Sätze gefaßt war: „Was für Einkünfte, „so die Krone und der König in Polen vorher gezogen, fand man „gleich hier; wie hat sich das Gouvernement in deren Besitz gesetzt, „und was haben selbe bis jetzt abgeworfen?"

„Wie hat man die verschiedenen Rubriken, aus denen selbe „bestehen, klar auseinandergesetzt, und wie hat man gesucht, auf deren „gänzliche Entdeckung zu kommen? Ist man vergewissert, und hat „man einen sicheren Begriff von allen Starostien, Tenuten und „Advocatien so wie von allen Kron- oder königlichen Gütern und „Vorrechten?" „Was tragen selbe aus und wie viele sind davon „wirklich anheimgefallen? Wie werden sie jetzt administrirt und welches „Erträgniß ist von ihnen zu hoffen." So lauteten die sechste und die siebente Frage, und es ließe sich deren Aufzählung noch ins Ermüdende fortspinnen, wenn nicht schon der Beweis geliefert erschiene, daß die erschöpfende Beantwortung dieser Fragen nicht wenig Zeit und Arbeit erforderte. War sie aber endlich geschehen, dann konnte die Berathung und die Beschlußfassung über die zu treffenden Maßregeln gleichfalls nicht übers Knie gebrochen werden. Es war daher zum mindesten nicht billig, wenn Joseph nicht in sich selbst die Ursache suchte, sondern Anderen das Verschulden davon zuschob, daß man mit den in Galizien zu treffenden Einrichtungen nur sehr langsame Fortschritte machte [145]).

Schon ist des nicht ohne eine gewisse Erbitterung geführten Streites Erwähnung geschehen, der sich darüber entspann, daß Joseph für die oberste Leitung der galizischen Verwaltungsgeschäfte eine eigene Hofkanzlei in Wien errichtet sehen wollte, während Kaunitz sich nur

höchst ungern dazu verstand, daß die Staatskanzlei die Erweiterung ihres Wirkungskreises, die ihr durch die Zuweisung dieser Geschäfte erst vor kurzem zu Theil geworden war, so rasch wieder einbüßen sollte [146]). Gab ja doch der Umstand, daß Joseph Sieger blieb in diesem Streite, dem Staatskanzler sogar Anlaß, die Kaiserin neuerdings um seine Entlassung zu bitten, welche ihm jedoch auch dießmal nicht gewährt wurde [147]). Gleichwohl gewann es Kaunitz über sich, der Kaiserin die Vorschläge über die Ernennungen zu erstatten, welche jetzt in Bezug auf Galizien nothwendig wurden. Da Pergen auf seine Zurückberufung drang, meinte Kaunitz, daß Hadik wenigstens provisorisch zum Statthalter, Graf Eugen Wrbna aber zum galizischen Hofkanzler ernannt werden sollte. Dem Letzteren wäre die Auswahl der bei der neu zu errichtenden Hofkanzlei anzustellenden Räthe zu überlassen [148]).

„ich habe pro interim hadick resolvirt zum gouvernement", antwortete hierauf eigenhändig Maria Theresia. „wäre ein courir „an pergen mit sein rapell und aufftrag an hadick zu expedirn, „welches der fürst noch besorgen mögte. habe würm benent, hier denen „pohlnischen oder besser zu sagen, galizzisch und ludomerischen poli„tischen, justitz, cameral- und comercialsachen, wie selbe er fürst bis „hieher besorgt, vorzustehen unter dem nahmen einer deputation, die „aber so independent als die cantzley wäre von all anderen stellen, „indeme erst nach einer zeit wird können mit bessern grund das „weitere hier und in land stabilirt werden. ich erwarte auch zu seinen „dienstehyffer, das er würm in allen wird die übernahm erleichtern „und hellffen, so viller 1000 mentschen wohl zu besorgen, wovon auch „das beste des staatts abhanget und mein vergnügen."

Der Gedanke des Kaisers, die inneren Einrichtungen, die man Galizien zu geben gedachte, so viel als nur immer möglich denjenigen anzupassen, welche für Böhmen und Mähren bereits bestanden, gewann trotz aller Einwendungen, welche dagegen vorgebracht werden konnten, doch immer mehr an Boden. Der Wechsel im Gubernium bot für die ersten Schritte hiezu die günstigste Gelegenheit dar. Schon im

März 1774 wurde dem neuen Gouverneur Grafen Hadik die umfassende Instruction, welche im Dezember 1764 den Landesgubernien in Böhmen und Mähren ertheilt worden war, mit dem Auftrage übersendet, hienach mit Berücksichtigung der in Galizien obwaltenden verschiedenen Verhältnisse einen Instructionsentwurf ausarbeiten zu lassen. Derselbe sollte in Wien geprüft und sodann der Kaiserin zur Genehmigung vorgelegt werden [149]).

Inzwischen reiften jedoch auch die Verhandlungen, welche über die von dem Kaiser eingereichten hundert vier und fünfzig Punkte gepflogen wurden, allmälig dem Abschlusse entgegen. Sie wurden von dem Staatsrathe im Verein mit der neu errichteten galizischen Hofdeputation und mit Zuziehung des nach Wien zurückgekehrten Grafen Pergen gepflogen. Längst hatte man eingesehen, daß man wegen der allzu großen Anzahl der von dem Kaiser aufgestellten Fragepunkte die Sache gar sehr vereinfachen müsse, wenn man nur überhaupt an ein Ende gelangen wolle. Die gesammte Materie wurde daher in drei Hauptgruppen getheilt. Die erste umfaßte Alles, was sich auf die Einrichtung des Guberniums, die zweite dasjenige, was sich auf die Eintheilung und die politische Verfassung der Kreise, die dritte endlich das, was sich auf die Handhabung der Justiz und die Aufstellung der hiezu erforderlichen Gerichte bezog.

Was zunächst das erstere, das Gubernium anging, so sollten bei demselben künftighin neun Räthe, und unter ihnen zwei von polnischer Nationalität angestellt sein; für das Salz-, Mauth- und Accisewesen so wie für die Cameralgüter wollte man eigene Administrationen einführen, welche dem Gubernium unterzuordnen wären. Die Eintheilung des Landes in sechs Kreise mit der Unterabtheilung von neunzehn Districten sollte beibehalten werden. Neben dem Lemberger Tribunal dachte man noch vier Gerichte, und zwar zwei für den Bürger- und Bauernstand und zwei für die höheren Stände zu errichten. Die Bürger und Bauern sollten an ihren Obrigkeiten und den städtischen Magistraten ihre erste, an den Kreisgerichten die zweite und dem Lemberger Tribunale die dritte Instanz besitzen. Für den

Adel und den Clerus hingegen wurden die Kreisgerichte als erste, das Appellationsgericht in Lemberg als zweite und die Hofkanzlei in Wien als dritte Instanz, letztere jedoch nur in wichtigeren Angelegenheiten bestimmt. Der Bauer war bei den Gerichten taxfrei zu behandeln, für den Bürger und den Adeligen aber die gleiche Taxentrichtung einzuführen wie in Böhmen [150]).

Ganz besondere Aufmerksamkeit wendete man dem Unterrichtswesen und insbesondere dem erbärmlichen Zustande des Volksschulwesens in Galizien zu. Um zur Verbesserung desselben die ersten Schritte zu thun, wurden der Weltpriester Adalbert Guerig, aus Ermeland gebürtig, und auf seine Empfehlung zwei seiner Landsleute weltlichen Standes, Casimir Wohlfeil und Michael Plath, alle drei des Lateinischen, des Polnischen, des Deutschen und des Französischen mächtig, nach Kaplitz in Südböhmen gesendet, um bei dem dortigen Dechant Kindermann die Methode zu erlernen, nach welcher vor kurzem das Normalschulwesen in Oesterreich und in Böhmen eingerichtet worden war [151]).

Es war jedoch nicht mehr Hadik, an welchen von Wien aus diese Anordnungen ergingen, denn er hatte inzwischen an Lacy's Stelle den Posten des Präsidenten des Hofkriegsrathes übernommen. Statt ihm war Heinrich Graf Auersperg, welcher früher an der Spitze der Commercial-Intendanz zu Triest gestanden hatte, als landesfürstlicher Commissär nach Galizien gesendet worden. Die Ursache, weßhalb er nicht gleichzeitig zum Gouverneur dieses Landes ernannt wurde, lag wohl darin, daß Prinz Karl von Sachsen, welchem bekanntlich von seinem Herzogthum Kurland nichts als der leere Titel übrig geblieben war, sich angelegentlich um jenen Posten bewarb. So nachdrücklich verwendete sich die Erzherzogin Marie Christine für ihren Schwager, und so groß war die Vorliebe der Kaiserin für ihre Tochter, daß sie ernstlich geneigt schien, ihr zu willfahren. An Josephs energischem Widerstande scheiterte jedoch dieses Project [152]).

Nach einem nicht ganz anderthalbjährigen Aufenthalte in Galizien, im Dezember 1775 kam Auersperg, inzwischen zum Gouverneur

ernannt, mit der Ausarbeitung der Instruction zu Stande, welche nach dem Muster derjenigen, die für Böhmen und für Mähren Geltung besaß, auch für das galizische Landesgubernium angefertigt worden war. Aber nicht nur für dieses, sondern auch für die Kreisämter Galiziens und für die in den einzelnen Kreisen angestellten Districtsdirectoren legte Auersperg Instructionsentwürfe vor [153]). Und im April 1776 ging er nach Wien, um für verschiedene Anträge, deren Annahme und Durchführung ihm durch die Interessen des seiner Leitung anvertrauten Landes geboten erschien, die Genehmigung der Kaiserin zu erwirken.

Zwei Punkte waren es, die nach Auerspergs Meinung ganz besondere Berücksichtigung verdienten. Der erste bestand in der Nothwendigkeit, feststehende Einrichtungen für die Verwaltung Galiziens zu treffen und nach stets sich gleichbleibenden Grundsätzen daselbst zu handeln, jede Schwankung oder Ungewißheit aber zu vermeiden. Und außerdem sollte eine verhältnißmäßig nicht hoch bemessene Summe fixirt werden, welche Galizien zu theilweiser Bestreitung der allgemeinen Staatsbedürfnisse beitragen könnte; Auersperg meinte sie auf 1,800.000 Gulden veranschlagen zu sollen. Das ganze übrige Erträgniß des Landes sollte noch eine lange Reihe von Jahren hindurch ausschließlich zu dessen eigenem Besten verwendet werden.

Während der Anwesenheit Auerspergs in Wien geschah noch ein anderer sehr bemerkenswerther Schritt, welcher darin bestand, daß die galizische Hofkanzlei aufgehoben und ihr bisheriger Wirkungskreis, insofern er sich auf die Verwaltung des Landes bezog, der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei zugewiesen wurde. Da aber die der letzteren hiedurch übertragenen Geschäfte einen allzu weiten Umfang erhielten, wurde sie in zwei Senate getheilt, von denen der eine Alles besorgen sollte, was Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien anging. Dem anderen hingegen wurden die Geschäfte aller österreichischen Länder und des Temeswarer Banates überwiesen [154]). So geschah auch in dieser Beziehung dasjenige, was Joseph von allem Anfange an als das wünschenswertheste angesehen hatte. Um es möglich zu

machen, erhielt Graf Wrbna den in Erledigung gekommenen Posten eines Obersthofmarschalls, während sein Vorgänger auf demselben, Fürst Joseph Schwarzenberg, statt des am 18. April 1776 verstorbenen Fürsten Khevenhüller zum Ersten Obersthofmeister ernannt wurde [155]).

Auf den Gouverneur von Galizien, den Grafen Auersperg erstreckte sich jedoch die vorgenommene Veränderung nicht, und er kehrte nach dem seiner Leitung anvertrauten Lande zurück. Aber seine dortige Wirksamkeit kann wohl kaum eine glückliche genannt werden. Maria Theresia selbst zeigte sich eifrig bemüht, ihre neuen galizischen Unterthanen, insbesondere die Mitglieder des höheren Adels durch Gunstbezeigungen aller Art, wie durch Verleihung von Hofwürden und sonstige Auszeichnungen für sich und ihr Haus so wie für Oesterreich zu gewinnen. Aber diese Mittel brachten auf diejenigen, auf die sie berechnet waren, nur sehr wenig Eindruck hervor [156]), und was die Kaiserin vielleicht dennoch erreichte, ging durch Auerspergs herrisches und verletzendes Benehmen wieder verloren. Und auch der Wiener Hof verfiel wieder in den Fehler, den er vor, während und nach der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia so oft beging, durch Ueberlastung mit Abgaben aller Art die Staatsangehörigen unzufrieden und mißmuthig zu machen. Dieser letztere Umstand war es zunächst, der einen Theil der hervorragendsten Personen in Galizien auf den Gedanken brachte, auf die Vereinigung ihres Landes mit Ungarn hinzuarbeiten. Man erinnert sich ja, daß die vermeintlichen Ansprüche des Hauses Oesterreich auf polnische Gebietstheile nur aus angeblichen Rechten der ungarischen Krone abgeleitet worden waren, daß die erste Besitzergreifung im Namen Ungarns stattgefunden hatte und man längere Zeit hindurch wirklich daran dachte, wie es mit der Zips thatsächlich geschah, so auch das übrige an Oesterreich gefallene polnische Land mit Ungarn zu vereinigen. Freilich war man, und gewiß mit Recht, von dieser Absicht wieder vollständig zurückgekommen, weil sonst Galizien ohne irgendwelche nöthigende Veranlassung jener privilegirten Stellung theilhaft geworden wäre, welche Ungarn zu großem Nachtheile des österreichischen Gesammtstaates innerhalb desselben einnahm. Aber

gerade diese Privilegien, und insbesondere dasjenige der Steuerfreiheit waren es, die auf den polnischen Adel eine mächtige Anziehungskraft übten. Den Schritten, welche derselbe in dieser Richtung unternahm, wurde von ungarischer Seite das bereitwilligste Entgegenkommen zu Theil. Der ungarische Hofkanzler Graf Franz Esterházy legte der Kaiserin einen Plan vor, in welchem, um sie dem Projecte günstig zu stimmen, der Vorschlag enthalten war, Galizien solle auch fortan das bisherige Gesammteinkommen aus diesem Lande, welches auf vier Millionen veranschlagt wurde, an den Staatsschatz entrichten. Dem letzteren wäre hieraus ein nicht unbeträchtlicher Vortheil erwachsen, weil bisher ein großer Theil dieses Einkommens wieder im Lande selbst zur Bestreitung der Auslagen für Verwaltung und Justiz aufgebraucht worden war.

Der Antrag des Grafen Esterházy fand jedoch auf anderer Seite eifrigen Widerspruch. Mit besonderer Lebhaftigkeit erhob ihn Graf Heinrich Auersperg, der zu jener Zeit, im September 1779, seinen Posten in Galizien niedergelegt hatte. Drei Beweggründe waren es vornehmlich, welche gegen den Vorschlag Esterházy's und die ihm entsprechenden Wünsche des polnischen Adels in die Wagschale fielen. Hätte man ihnen willfahrt, so würde man hiedurch für alle Zukunft der Möglichkeit entsagt haben, späterhin noch ansehnlichere Einkünfte aus Galizien zu ziehen. Außerdem befand sich eine große Anzahl hervorragender Personen im Besitze einträglicher Anstellungen in der Verwaltung Galiziens. Hätten sie dieselben verloren, dann würde man genöthigt gewesen sein, für ihre anderwärtige Unterbringung auf Staatskosten Sorge zu tragen. Ungleich wichtiger als diese beiden Gründe war jedoch die Betrachtung, daß es im Interesse des österreichischen Staates durchaus nicht gelegen sein konnte, Ungarn noch größer und mächtiger werden zu lassen, als es ohnedieß schon geworden war [157]).

Insbesondere mochte Joseph es sein, für welchen diese letztere Rücksicht entscheidende Bedeutung besaß. Aber der Kaiser befand sich damals nicht in Wien, sondern auf einer seiner zahlreichen Bereisungen

in Böhmen. Vor seiner Rückkehr war an die Entscheidung einer so überaus wichtigen Angelegenheit in gar keiner Weise zu denken [158]). Als jedoch Joseph sich wieder in Wien befand, brachte Esterházy, der sich lebhaft für die Sache interessirte, sein Project einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn neuerdings und in recht angelegentlicher Weise zur Sprache. Um es dem Hofe annehmbarer zu machen, wurde es durch den Antrag vervollständigt, die Pensionen derjenigen, welche durch die Verwirklichung der projectirten Einrichtung ihre Anstellungen verlören, auf Ungarn zu übernehmen und sie nicht dem österreichischen Staatsschatze zur Last fallen zu lassen. Aber auch diese Lockung verfing nicht; ohne Zweifel war es der Kaiser, welcher das Project zu Fall brachte, und es blieb bei der bisherigen Form der Verwaltung Galiziens [159]). An die Spitze derselben wurde nun Joseph Graf Brigido gestellt, der früher das Temeswarer Banat administrirt hatte und nach dessen Vereinigung mit Ungarn nach Lemberg versetzt worden war. Als Joseph im Jahre 1780 auf seiner Reise nach Rußland zum zweiten Male Galizien besuchte, äußerte er sich über Brigido in günstigster Weise. Einen klaren und fähigen Kopf nannte er ihn, und er fügte hinzu, Brigido habe sich in Galizien sehr schätzenswerthe Kenntnisse von den Zuständen des Landes gesammelt. Hochgeachtet sei er daselbst, und sein verbindliches Betragen mache ihn ungemein beliebt. Wenn man dem Lande wirklich wohlwolle, möge man Brigido kräftig unterstützen und ihn ermuthigen, denn er sei gewiß der Geeignetste zur Erfüllung der ihm übertragenen Aufgabe.

Auch der Präsident des Mercantil- und Wechsel-Appellatoriums in Lemberg, Johann Wenzel Graf Sporck wird von Joseph belobt. Auch ihn nennt der Kaiser geachtet und beliebt; auch von ihm sagt er, daß er mit der Sprache und den Zuständen des Landes sich so viel als nur immer möglich vertraut zu machen gesucht habe. Auch in Bezug auf Sporck trägt Joseph darauf an, daß man ihm freien Spielraum in seinem Wirkungskreise gewähren und ihn durch die Referenten in Wien, die Alles zu wissen glaubten, nicht beirren lassen möge. Vor Allem aber solle man davon abstehen, neuerdings Deutsche nach Galizien zu senden; insbesondere die richterlichen Stellen wären

aus dem Adel des Landes zu besetzen und man würde dann gewiß besser bedient sein.

So wie fast überall, so erfreuten sich auch in Galizien die Mitglieder der vornehmsten Adelsfamilien durchaus nicht der Gunst des Kaisers. Man habe bisher, schrieb er seiner Mutter von ihnen, allzuviel Rücksicht für sie gehabt. Niemals verweilten sie auf den Gütern, die ihnen in Galizien gehörten, und wenn man diesem Mißbrauche nicht abhelfe, werde das Land immer unfähiger werden zur Entrichtung von Abgaben; allzu viel Geld zögen sie aus demselben. Dringend nothwendig sei die Urbarialregulirung, und sie sollte auf Grundlage der in Ungarn getroffenen Einrichtung als der einfachsten durchgeführt werden. Die Idee der Vereinigung Galiziens mit Ungarn sei hingegen wahrhaft absurd, ganz unausführbar und dem Interesse beider Länder gerade entgegengesetzt. Die Kaiserin allein könne diesem Projecte ein für alle Mal jegliche Hoffnung des Gelingens benehmen, und es sei nothwendig, daß sie es thue [160]).

Wenige Monate nachdem Joseph diese Zeilen geschrieben, gelangte er durch den Tod seiner Mutter zur alleinigen Regierung der österreichischen Monarchie. Von dem Plane einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn war daher mit keinem Worte mehr die Rede.

So wie während seiner Reise nach Rußland, widmete Joseph auch bei der Rückkehr von dort den Angelegenheiten Galiziens lebhafte Aufmerksamkeit. Die ungeheure Menge von Eingaben, welche ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Galizien von allen Seiten überreicht und zugesendet wurden, brachte den Kaiser zu der Ueberzeugung, daß große Unzufriedenheit daselbst herrsche. Eine Hauptursache derselben erblickte er in dem Verfahren, welches hinsichtlich der dortigen Salzwerke beobachtet worden war. Man hatte sie einer Handelsgesellschaft, an deren Spitze die Kaufleute Johann Baptist Puthon und Heinrich Georg Königsberger standen, in Pacht überlassen. Gegen den Mißbrauch, welcher zum äußersten Schaden des Landes von diesen Pächtern getrieben wurde, sah sich nun Joseph

mit Beschwerden wahrhaft bestürmt. Nur eine Stimme herrsche hierüber, schrieb er der Kaiserin, im ganzen Lande, und die Handelsgesellschaft, die nur an sich selbst denke, richte den Salzhandel und mit ihm das Land zu Grunde; schleunigste Abhülfe sei dringendst geboten [161]).

Diese von dem Kaiser an seine Mutter gebrachten Beschwerden wurden binnen kurzem von einem Mitgliede einer der vornehmsten galizischen Adelsfamilien erneuert. Graf Potocki folgte dem Kaiser nach Wien, und er legte daselbst nicht nur eine erschöpfende Denkschrift, sondern auch die Beweise der Uebelstände vor, welche in Galizien überhaupt, und insbesondere hinsichtlich des Salzhandels herrschten und die verderblichsten Wirkungen hervorbrachten. Als eine der gefährlichsten stellte er die zunehmende Entvölkerung hin, und er bewies, daß in den letzten Jahren mehr als vierzehntausend Menschen nach der Moldau und der Walachei ausgewandert seien [162]). Die Vorstellungen Beider, des Kaisers und Potocki's, erreichten vor der Hand wenigstens so viel, daß man über die Maßregeln, welche ergriffen werden sollten, um ausgiebige Abhülfe zu schaffen, ernstlich berieth. Der inzwischen eintretende Tod der Kaiserin stellte es jedoch auch in dieser Beziehung ihrem Sohne und Nachfolger anheim, die Entschlüsse zu fassen und in Ausführung zu bringen, die er für gut hielt.

Nicht nur mit der Sorge für die Angelegenheiten Galiziens hatte Joseph sich während seines dortigen Aufenthaltes beschäftigt, sondern er wendete auch denjenigen der Bukowina, obwohl er dieses Land auf seiner Reise nicht berührte, seine Aufmerksamkeit zu. Im Gegensatze zu Galizien war in der Bukowina während der ersten Jahre ihrer Vereinigung mit Oesterreich keine Civiladministration eingesetzt, sondern die Verwaltung des Landes den Militärbehörden anvertraut worden. Die letzteren standen unter dem Generalcommando in Lemberg und dieses wieder unter dem Hofkriegsrathe, der somit damals als die oberste Verwaltungsbehörde für die Bukowina anzusehen war und als solche auch wirklich fungirte. Der Generalmajor Freiherr von Spleny war der erste, Generalmajor Freiherr von Enzenberg

aus dem Adel des Landes zu besetzen und man würde dann gewiß besser bedient sein.

So wie fast überall, so erfreuten sich auch in Galizien die Mitglieder der vornehmsten Adelsfamilien durchaus nicht der Gunst des Kaisers. Man habe bisher, schrieb er seiner Mutter von ihnen, allzuviel Rücksicht für sie gehabt. Niemals verweilten sie auf den Gütern, die ihnen in Galizien gehörten, und wenn man diesem Mißbrauche nicht abhelfe, werde das Land immer unfähiger werden zur Entrichtung von Abgaben; allzu viel Geld zögen sie aus demselben. Dringend nothwendig sei die Urbarialregulirung, und sie sollte auf Grundlage der in Ungarn getroffenen Einrichtung als der einfachsten durchgeführt werden. Die Idee der Vereinigung Galiziens mit Ungarn sei hingegen wahrhaft absurd, ganz unausführbar und dem Interesse beider Länder gerade entgegengesetzt. Die Kaiserin allein könne diesem Projecte ein für alle Mal jegliche Hoffnung des Gelingens benehmen, und es sei nothwendig, daß sie es thue [160]).

Wenige Monate nachdem Joseph diese Zeilen geschrieben, gelangte er durch den Tod seiner Mutter zur alleinigen Regierung der österreichischen Monarchie. Von dem Plane einer Vereinigung Galiziens mit Ungarn war daher mit keinem Worte mehr die Rede.

So wie während seiner Reise nach Rußland, widmete Joseph auch bei der Rückkehr von dort den Angelegenheiten Galiziens lebhafte Aufmerksamkeit. Die ungeheure Menge von Eingaben, welche ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Galizien von allen Seiten überreicht und zugesendet wurden, brachte den Kaiser zu der Ueberzeugung, daß große Unzufriedenheit daselbst herrsche. Eine Hauptursache derselben erblickte er in dem Verfahren, welches hinsichtlich der dortigen Salzwerke beobachtet worden war. Man hatte sie einer Handelsgesellschaft, an deren Spitze die Kaufleute Johann Baptist Puthon und Heinrich Georg Königsberger standen, in Pacht überlassen. Gegen den Mißbrauch, welcher zum äußersten Schaden des Landes von diesen Pächtern getrieben wurde, sah sich nun Joseph

mit Beschwerden wahrhaft bestürmt. Nur eine Stimme herrsche hierüber, schrieb er der Kaiserin, im ganzen Lande, und die Handelsgesellschaft, die nur an sich selbst denke, richte den Salzhandel und mit ihm das Land zu Grunde; schleunigste Abhülfe sei dringendst geboten [161]).

Diese von dem Kaiser an seine Mutter gebrachten Beschwerden wurden binnen kurzem von einem Mitgliede einer der vornehmsten galizischen Adelsfamilien erneuert. Graf Potocki folgte dem Kaiser nach Wien, und er legte daselbst nicht nur eine erschöpfende Denkschrift, sondern auch die Beweise der Uebelstände vor, welche in Galizien überhaupt, und insbesondere hinsichtlich des Salzhandels herrschten und die verderblichsten Wirkungen hervorbrachten. Als eine der gefährlichsten stellte er die zunehmende Entvölkerung hin, und er bewies, daß in den letzten Jahren mehr als vierzehntausend Menschen nach der Moldau und der Walachei ausgewandert seien [162]). Die Vorstellungen Beider, des Kaisers und Potocki's, erreichten vor der Hand wenigstens so viel, daß man über die Maßregeln, welche ergriffen werden sollten, um ausgiebige Abhülfe zu schaffen, ernstlich berieth. Der inzwischen eintretende Tod der Kaiserin stellte es jedoch auch in dieser Beziehung ihrem Sohne und Nachfolger anheim, die Entschlüsse zu fassen und in Ausführung zu bringen, die er für gut hielt.

Nicht nur mit der Sorge für die Angelegenheiten Galiziens hatte Joseph sich während seines dortigen Aufenthaltes beschäftigt, sondern er wendete auch denjenigen der Bukowina, obwohl er dieses Land auf seiner Reise nicht berührte, seine Aufmerksamkeit zu. Im Gegensatze zu Galizien war in der Bukowina während der ersten Jahre ihrer Vereinigung mit Oesterreich keine Civiladministration eingesetzt, sondern die Verwaltung des Landes den Militärbehörden anvertraut worden. Die letzteren standen unter dem Generalcommando in Lemberg und dieses wieder unter dem Hofkriegsrathe, der somit damals als die oberste Verwaltungsbehörde für die Bukowina anzusehen war und als solche auch wirklich fungirte. Der Generalmajor Freiherr von Splenyi war der erste, Generalmajor Freiherr von Enzenberg

aber nach ihm Commandant der österreichischen Truppen in der Bukowina und somit auch Leiter der dortigen Administration. Bei der sehr großen Schwierigkeit, sich in die ganz neuen und eigenthümlichen Verhältnisse der Bukowina zu finden und einige Ordnung in die dortigen, völlig verwilderten Zustände zu bringen, konnte es nicht fehlen, daß sich selbst bei dem besten Willen des Generals Enzenberg zahlreiche Beschwerden erhoben. Sie fanden ihren Weg auch nach Wien und gaben Anlaß zu Berathungen über die Einrichtungen, welche in Bezug auf die Verwaltung der Bukowina getroffen werden sollten. Die Grundlage derselben bildete eine Reihe von Vorschlägen, die in verschiedenen, in Czernowitz ausgearbeiteten Denkschriften niedergelegt waren; wenn wir nicht irren, rührten sie entweder von Enzenberg selbst oder von dem in seiner nächsten Umgebung befindlichen Oberkriegscommissär Wagmuth her. Beide waren im Winter von 1779 auf 1780 zu persönlicher Theilnahme an diesen Berathungen nach Wien berufen worden, aber sie erhielten im April 1780 den Befehl, sich schleunigst nach Czernowitz zurückzubegeben. Denn der Kaiser werde auf seiner Reise nach Rußland auch die Bukowina besuchen und dann an Ort und Stelle die erforderlichen Entscheidungen treffen [163]).

Es ist bereits gesagt worden, daß Joseph dießmal seinen Plan einer Reise nach der Bukowina nicht auszuführen vermochte. Er beschränkte sich daher vor der Hand darauf, die ihm zugekommenen Beschwerden durch eine Commission, an deren Spitze der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Drechsel stand, untersuchen zu lassen, und er sagt selbst, daß einige Punkte derselben richtig befunden worden seien. Gleichzeitig beauftragte er den commandirenden General in Galizien, Feldmarschall-Lieutenant von Schröder, und den dortigen Landespräsidenten Grafen Brigido mit der Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Gutachtens, wie die Bukowina am zweckmäßigsten dem Königreiche Galizien als ein eigener Kreis einverleibt werden könnte? Ein Theil des Gebirgslandes wäre jedoch hievon zu trennen und zu dem Gebiete des zweiten walachischen Grenzregimentes in Siebenbürgen zu schlagen [164]).

Als die beiden Beauftragten, Schröder und Brigido, der ihnen vom Kaiſer geſtellten Aufgabe nachkamen[165]), befand ſich Maria Thereſia nicht mehr am Leben. Was von nun an zur Durchführung des dem Kaiſer vorgelegten Planes geſchah, gehört daher nicht mehr ihrer, ſondern ſeiner Regierungszeit an.

Viertes Capitel.

Ungarn.

Von allen einzelnen Theilen der österreichischen Gesammtmonarchie war es ohne Zweifel der größte, und in gewissem Sinne auch der wichtigste aus ihnen, welcher die Regierungsthätigkeit der Kaiserin in noch höherem Grade in Anspruch nahm, als dieß von Seite ihrer anderen Länder geschah. Ihre Stellung zu Ungarn war überhaupt eine so ganz eigenthümliche, daß es nothwendig sein wird, einige Zeit bei ihr zu verweilen.

Durch oft wiederholte Kundgebungen der Kaiserin ist es ganz außer Zweifel gestellt, daß sie der ungarischen Nation im Allgemeinen ungemein günstig gesinnt war. Diese Vorliebe für Ungarn läßt sich aus verschiedenen Gesichtspunkten ohne Schwierigkeit erklären, und sie beruhte wohl ziemlich gleichmäßig auf persönlichen wie auf politischen Motiven. Das leicht erregbare, zu enthusiastischen Kundgebungen hinneigende Wesen der Ungarn war ganz geeignet, auf eine selbst lebhaft, ja leidenschaftlich empfindende Frau, wie Maria Theresia, zumal in ihren jüngeren Jahren es war, einen ebenso sympathischen als tiefen Eindruck zu machen. Dazu kommt noch, daß Opfer, und mögen sie auch zehnfach geringere sein, demjenigen, der sie darbringt, zu weit höherem Verdienste angerechnet werden, wenn dieß von seiner Seite freiwillig, als wenn es halb oder ganz gezwungen geschieht. Für eine Contributionserhöhung von wenigen hunderttausend Gulden, wenn sich endlich der ungarische Landtag nach langen Mühen hiezu herbeiließ, hielt sich Maria Theresia zu weit größerem Danke verpflichtet, als

wenn ihr die böhmischen und die österreichischen Länder in Folge einer neuen Steuer, die sie aus eigener Machtvollkommenheit ihnen auflud, Millionen mehr bezahlten, als bisher geschehen war.

Allerdings konnte es nicht fehlen, daß bei den Verhandlungen selbst, die mit den Ungarn gepflogen wurden, insbesondere wenn sie auf den Landtagen stattfanden, das hartnäckige und egoistische Festhalten der privilegirten Classen an Einrichtungen, welche dem Staate offenkundig zum Schaden gereichten, so wie ihre Zähigkeit bei der Darbringung von Opfern, die an und für sich kaum anders als geringfügige genannt werden konnten, den gerechten Unwillen der Kaiserin erregten. Bei dem Schlusse des Landtages von 1751, ja auch bei demjenigen von 1764/65 gab sich diese Stimmung unverhüllt kund, und sie rief auch manche bereits citirte, recht herbe Aeußerung der Kaiserin hervor[166]).

Die wahrhaft großherzige Gesinnung, von welcher Maria Theresia beseelt war, verleugnete sich jedoch auch in ihren Beziehungen zu Ungarn nicht. Waren nur erst die Landtagsverhandlungen vorüber, und hatte sich ihr Unmuth über das Verfahren der Ungarn während derselben wieder etwas beschwichtigt, so kam auch das tief eingewurzelte Wohlwollen der Kaiserin für die ungarische Nation wieder ungeschwächt zur Geltung. Fester noch als in jenem Wohlgefallen an dem Wesen derselben wurzelte es in der dankbaren Erinnerung an die Dienste, welche ihr Ungarn in gefahrvollster Zeit geleistet, und in dem von selbst sich aufdrängenden Vergleiche zwischen der Haltung, welche dieses Land gegen sie, und derjenigen, die es gegen ihre Vorfahren beobachtet hatte.

War auch Maria Theresia noch nicht am Leben, als Ungarn sich in vollem Aufruhr gegen ihren Oheim, den Kaiser Joseph I. befand, ja als erst ihr Vater Karl VI. den Aufstand Rakoczy's durch den Szathmarer Frieden zu beendigen vermochte, so lagen doch diese Ereignisse dem Zeitpunkte ihrer eigenen Thronbesteigung keineswegs fern. Der Unterschied also, der darin bestand, daß noch ihre

unmittelbaren Vorgänger gegen Ungarn zu kämpfen gehabt hatten, während dieses Land ihr selbst nicht nur unverbrüchliche Treue bewahrte, sondern ihr wirksamen Beistand leistete in den gefahrdrohenden Kriegen gegen ihre äußeren Feinde, war viel zu gewaltig, als daß er von der Kaiserin nicht aufs tiefste hätte empfunden werden müssen. Wie sie selbst behauptete, war es insbesondere ihr Gemal, Kaiser Franz, der sie in dieser Gesinnung bestärkte. Fast vier Jahre hatte er in Ungarn als Statthalter dieses Landes verlebt, und so widerstrebend er an die Spitze seiner Regierung getreten war, so innig befreundete er sich im Laufe der Zeit mit derselben. Schon ist der Aeußerung der Kaiserin Erwähnung geschehen, man vermöge Alles mit der ungarischen Nation, wenn man mit Güte gegen sie verfahre und ihr Wohlwollen zeige. Dieser Grundsatz, schrieb Maria Theresia an ihren Sohn Maximilian, sei ihr von seinem verstorbenen Vater gelehrt worden; dessen Befolgung habe die Monarchie und das Haus Oesterreich gerettet und sie befinde sich sehr wohl dabei. Bei größerer Vertrautheit mit den ungarischen Angelegenheiten werde er das bestätigt finden und erstaunt sein über den Vortheil, den sie daraus gezogen habe und noch ziehe [167]).

Trotz aller Vorliebe für die ungarische Nation war jedoch Maria Theresia keineswegs blind für deren Fehler und insbesondere für die argen Gebrechen fast aller öffentlichen Einrichtungen dieses Landes. Gerade ihr Wohlwollen für dasselbe und ihr sehnlicher Wunsch, dort Abhülfe zu schaffen, wo sie so dringend nothwendig erschien, mußten sie zu dem Versuche treiben, die Verbesserung unhaltbarer und unleidlich gewordener Zustände, da die Einwilligung und Mitwirkung der privilegirten Classen, welche allein Sitz und Stimme bei den Landtagen besaßen, nicht zu erlangen war, auch ohne dieselbe ins Werk zu setzen. Wenn Maria Theresia die Culturstufe, auf welcher die österreichischen und die böhmischen Länder sich befanden, mit derjenigen Ungarns verglich, so konnte sie nicht leugnen, daß der in der pragmatischen Sanction enthaltene Grundsatz, Ungarn dürfe nicht so wie das übrige Oesterreich regiert werden, keineswegs zum Nutzen, sondern nur zu tiefgehender Schädigung Ungarns gereichte.

Insbesondere war es der in jeder Beziehung bedauerungswürdige Zustand der nicht den privilegirten Classen angehörigen Mehrheit der Bevölkerung Ungarns, welcher das innige Mitleid der Kaiserin wachrief. Aber nicht nur dieses Gefühl, sondern auch die Erkenntniß der Nothwendigkeit, Aenderungen zu Gunsten des schwer bedrückten ungarischen Volkes zu treffen, schlug immer tiefere Wurzeln in ihrem Gemüthe, und in dem Streite der täglich sich bekämpfenden Interessen des ungarischen Adels und des Volkes gehörten ihre Sympathien dem letzteren an. Jedoch auch das Verfahren des ersteren wurde von ihr, wenngleich durchaus nicht gebilligt, so doch ohne Voreingenommenheit beurtheilt. Sie begriff, daß es außergewöhnlicher Selbstverleugnung bedurft hätte, sich freiwillig einer privilegirten Stellung zu begeben und sich dadurch selbst eine nicht geringe Einbuße an Macht und an Ansehen, vor Allem aber an Einkünften aufzuerlegen. Die Nichtachtung des Bauers, seine willkürliche, ja nicht selten tyrannische Beherrschung und Ausnützung war so sehr in Fleisch und Blut des ungarischen Adels übergegangen, daß derselbe es als eine Ehrensache auffaßte, in keine wie immer geartete Schmälerung seiner bisherigen Rechte zu willigen. Hierin allmälig eine Aenderung zu erzielen, darauf war nun das Absehen der Kaiserin gerichtet; aber auch diesen Zweck wollte sie nicht gerade in offenem Gegensatze gegen den Adel erreichen. Konnte sie auch dessen legale Zustimmung auf dem Landtage nicht erlangen, so wünschte sie doch, daß er wenigstens stillschweigend in dasjenige sich füge, was sie thun wollte, um die Lage des ungarischen Landvolkes zu verbessern. Denn einerseits blieb dem Adel, welcher Art diese Veränderungen auch sein mochten, doch jedenfalls noch viel zu viel Macht übrig, als daß es für die Regierung gerathen erschien, sich ihn zum Feinde zu machen. Und andererseits hätte eine offene Parteinahme der Regierung gegen den Adel das Landvolk leicht dazu vermocht, seine Forderungen allzu hoch zu spannen, und im Falle einer Nichtgewährung derselben sich zu Gewaltthätigkeiten gegen den Adel hinreißen zu lassen.

Uebrigens befand sich das Landvolk in seinem Gegensatze wider den Adel nicht allein, sondern die Einwohner der Städte standen ihm

hiebei zur Seite. Diese genossen wenigstens den Vortheil, auf den Landtagen, wenn auch nur in verschwindendem Maße vertreten zu sein. Die Zahl dieser Vertreter zu vermehren und überhaupt dem Adel gegenüber sich eine Stellung zu erringen, welche mit der Anzahl ihrer Einwohner und deren Beitrag zu den öffentlichen Lasten in einem angemesseneren Verhältnisse stünde als dieß bisher der Fall war, darauf lief das Bestreben der Städte vorzugsweise hinaus. So kann man in dem damaligen Ungarn drei von einander verschiedene Parteien unterscheiden: den Adel, die Städte und das Landvolk. Lag in den Händen der ersteren Partei fast ausschließlich die politische Macht, so gelangten die beiden letzteren wieder dadurch zu einiger Stärke, daß ihre Interessen sie gemeinschaftlich gegen den Adel verbanden [168]).

Wie einsichtsvoll Maria Theresia diese Verhältnisse beurtheilte und mit welcher Klugheit sie hiebei vorging, zeigt sich daraus am besten, daß sie keine dieser drei Parteien ausschließlich begünstigte, sondern sie alle gleichmäßig für sich zu gewinnen sich bemühte. Wie eifrig sie bestrebt war, die Lage des Landvolkes zu verbessern, ist schon an anderer Stelle erzählt worden [169]), und daß sie darauf ausging, den Städten zu zahlreicherer Vertretung auf den Landtagen zu verhelfen, wurde gleichfalls schon erwähnt [170]). Da aber beides nur auf Kosten des Adels geschehen konnte, und das erstere seinen Einkünften zum Nachtheil, das letztere aber seiner politischen Macht zur Schmälerung gereichen mußte, trachtete ihn Maria Theresia auf andere Weise dafür schadlos zu halten. Insbesondere waren es die vornehmsten, reichsten und daher auch mächtigsten Familien, gegen welche sie sich mit Gunstbezeigungen wahrhaft verschwenderisch erwies. Auszeichnungen aller Art, sie mochten in der Verleihung von Orden, Titeln oder Ehrenstellen bestehen, wichtige Aemter, reiche Pensionen wurden ihnen zu Theil. In solcher Weise hoffte sie nicht nur ihren Widerstand gegen die Reformen, die sie in Ungarn einführen wollte, zu schwächen, sondern ihre stillschweigende Einwilligung hiezu, ja vielleicht sogar ihre Mithülfe zu erlangen.

Gleichwohl suchte sie das vornehmste Werkzeug zur Durchführung dieser Reformen nicht im Kreise der Ungarn, sondern außerhalb

desselben. Nach dem Tode des Palatins Ludwig Batthyany, des letzten, der unter Maria Theresia's Regierung diese Stelle bekleidete, beschloß sie jenen Posten nicht wieder zu besetzen. An seiner Stelle ernannte sie ihren zukünftigen Schwiegersohn, den Prinzen Albert von Sachsen zum Statthalter von Ungarn. Er sollte genau eintreten in die Stellung, welche ihr Gemal, der damalige Großherzog Franz von Toscana, vor mehr als dreißig Jahren eingenommen hatte.

Es wird von vorneherein zuzugeben sein, daß Maria Theresia zu diesem Schritte nicht allein durch ihre Fürsorge für Ungarn, sondern vielleicht mehr noch durch den Wunsch vermocht wurde, ihrer Lieblingstochter und deren Gemal, dem sie gleichfalls sehr zugethan war, eine glanzvolle Stellung zu sichern. Aber auch ihr eigenes Interesse, so wie dasjenige der österreichischen Monarchie überhaupt und Ungarns insbesondere schien ihr durch diese Maßregel gleichmäßig gewahrt zu werden. Denn wenn sie auch, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, die dualistische Staatsform, insofern das damalige Verhältniß Ungarns zu Oesterreich schon so bezeichnet werden darf, von ihren Vorfahren überkommen und durch ihren eigenen Krönungseid bestätigt hatte, so entging es ihrem Scharfblicke doch nicht, daß dieselbe weder dem österreichischen Gesammtstaate noch Ungarn irgendwie zum Heile gereichen konnte. Dem Ersteren nicht, weil sie nothwendiger Weise einen gewissen Zwiespalt in seiner obersten Leitung und somit eine ansehnliche Schwächung derselben herbeiführen mußte. Dem Letzteren aber ebenfalls nicht, weil hiedurch die Einführung jener Reformen, deren Ungarn unerläßlich bedurfte, um sich Anspruch auf Einreihung in die Zahl der civilisirten Länder zu erwerben, ganz unmöglich gemacht wurde.

So klar sie dieß auch erkannte, so war Maria Theresia doch viel zu gewissenhaft, um gewaltsam an staatlichen Einrichtungen zu rütteln, die sie selbst eidlich zu bekräftigen sich genöthigt gefunden hatte. Aber sie sah darum nicht minder die Nachtheile derselben ein, und während ihrer vierzigjährigen Regierungszeit ging sie unablässig darauf aus, ihre gesammte Monarchie, so viel als nur immer möglich, einheitlich

„Entschlüssung noch weiters erkennen, wie sehr Ich derley bey diesen „Zeiten nur gar gemeine, leichtsinnige Verunglimpfungen und an„tastungen ehrlicher leuten mißbillige. Dieses habe dem Grafen zu „seiner Beruhigung erinnern und ihn zugleich meiner beständigen gnad „versichern wollen." „Maria Theresia" [171]).

Da es kaum thunlich erscheint, all die Männer hier aufzuzählen, welche während der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia sich als einsichtsvolle, treue und verläßliche Staatsdiener in Ungarn hervorthaten, so möge neben Grassalkovics nur noch Georg Fekete erwähnt werden, weil seine Laufbahn derjenigen des Grafen Grassalkovics nicht unähnlich war. Gleich ihm bekleidete er die Stelle eines königlichen Personals, und wie Grassalkovics beim Landtage von 1741, so leistete Fekete zehn Jahre später, bei dem von 1751 hervorragende Dienste. Gleich Grassalkovics in den Grafenstand erhoben, gelangte auch Fekete, der als ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und umfassenden Kenntnissen dargestellt wird [172]), im Laufe der Jahre zu einer der vornehmsten Würden des Königreiches Ungarn, ja zu einer noch höheren als Grassalkovics sie besaß, indem er als Judex Curiae gleich den ersten Platz nach dem Statthalter einnahm.

Das Vorhandensein von Männern, wie Grassalkovics, Fekete und Anderen, welche eine lange und ehrenvolle Laufbahn hinter sich hatten und während derselben sich die größte Vertrautheit mit den Verhältnissen Ungarns erwarben, war um so nothwendiger, als sie dem Statthalter selbst wenigstens während der ersten Zeit seiner Amtsführung vollkommen fremd waren. Wie er erzählt, hatte er sich bis dahin nur mit militärischen Studien beschäftigt und besaß von den Dingen, welche mit der Regierung eines großen Landes im Zusammenhange stehen, kaum eine oberflächliche Kenntniß. Hiezu kam noch das Hinderniß der Sprache, indem er das Ungarische gar nicht und auch das Lateinische, welches noch überdieß in Ungarn in sehr verunstalteter Form gebraucht wurde, nur wenig verstand und vollends in keiner dieser beiden Sprachen sich auszudrücken wußte. Aber es wurde von der Kaiserin dringend gewünscht, daß Prinz Albert die ihm

übertragenen Pflichten eines Statthalters von Ungarn auch wirklich, und nicht bloß dem Scheine nach erfülle. Sein eigener Ehrgeiz und seine Gewissenhaftigkeit trieben ihn gleichfalls dazu an; darum trachtete er mit eisernem Fleiße all dasjenige nachzuholen, wovon er erkannte, daß es ihm abging, um dem ihm übertragenen Wirkungskreise auch würdig vorzustehen [173]).

Schon bald nach dem Schlusse des letzten ungarischen Landtages, den sie überhaupt abhielt, und noch vor der Ernennung des Prinzen Albert zum Statthalter hatte Maria Theresia Hand angelegt an die Einführung zweckmäßiger Verwaltungsreformen in Ungarn. Eine Instruction für die Obergespäne ließ sie ausarbeiten, welche das Datum des 5. August 1765 trägt. Durch sie wurde den Obergespänen vor Allem das Volksschulwesen dringend empfohlen. Die Kaiserin machte es ihnen zur Pflicht, für den Unterricht der Jugend und zu diesem Ende für ausreichende Besoldung der Volksschullehrer zu sorgen. Ueber die Anzahl und die Standorte der Schulen so wie über die Bezahlung der Lehrer sollten die Obergespäne verläßliche Auskunft erstatten. Sie hatten außerdem alljährlich eine Volkszählung zu veranstalten, in dieselbe aber den Adel nicht einzubegreifen, damit er nicht gegen die Regierung den ungegründeten Verdacht einer Besteuerungsabsicht hege. Auf Verdopplung der Besoldung der Comitatsanwälte sei hinzuwirken, um ihnen sodann verbieten zu können, gleichzeitig bei Privaten zu dienen. Auf regelmäßige Durchführung der Comitatswahlen nach Ablauf von je drei Jahren wäre sorgsam zu achten. Am Beginne jeden Jahres habe der Obergespan einen Bericht über die Steuervertheilung vorzulegen, und ebenso über das Comitatsarchiv zu berichten. Er habe für rasche Durchführung der Prozesse und beschleunigte Entscheidung sonstiger Streitsachen Sorge zu tragen; ein Mittel hiezu bestände in der Abhaltung kleiner Comitatsversammlungen und Gerichtsstühle. Die Instandhaltung der Straßen, die Verwaltung des Waisenvermögens, Maß und Gewicht so wie andere ähnliche Dinge wurden seiner besonderen Aufmerksamkeit empfohlen. Bei kleineren Vergehen sollten den Leuten keine Geldstrafen auferlegt, sondern körperliche Züchtigungen über sie verhängt werden, weil durch letztere ihrer Steuerfähigkeit nicht

zu regieren, und daher auch in Ungarn die gleichen Grundsätze zur Geltung zu bringen, die sie in den übrigen österreichischen Ländern entweder schon besaßen oder erlangen sollten.

Von sehr großer Wichtigkeit und in entschiedenem Gegensatze zu dem Begriffe, den man heut zu Tage mit der dualistischen Staatsform verbindet, war es, daß das ungarische Finanzwesen keineswegs selbstständig gestellt, sondern daß es der gemeinsamen Staatsregierung untergeordnet war. Allerdings befand sich eine eigene ungarische Hofkammer zu Ofen, aber dieselbe stand in dem Verhältnisse dienstlicher Subordination zu der Hofkammer in Wien, welch letztere eine besondere ungarische Abtheilung besaß. Graf Karl Palffy, Paul von Festetics, Joseph von Mailáth waren ihre hervorragendsten Mitglieder. In Ofen aber stand ein Mann des höchsten Vertrauens der Kaiserin, Graf Anton Grassalkovics an der Spitze der ungarischen Hofkammer.

Man weiß daß Grassalkovics, nachdem er sich durch ganz ungewöhnliche geistige Begabung aus den ärmlichsten Lebensverhältnissen zu der bedeutsamen Stellung eines königlichen Personals emporgeschwungen hatte, als solcher am meisten zu den für Maria Theresia so günstigen Ergebnissen des Landtages von 1741 beitrug. Dafür hat sie ihm denn auch, wie es in ihrem Charakter lag, fortwährend die dankbarste Erinnerung bewahrt. Welch freundschaftlicher Gesinnung sie ihn werth hielt, mag aus den nachfolgenden Zeilen ersichtlich werden, die sie im Juli 1771 mit eigener Hand an ihn richtete. Sie lauten:

„liebster graff grasalcowitsch. mein getreüer abgesante an ihme „wird ihme dises übergeben, und bin wahrhafftig neidig, nicht zu offen „bey einer solchen trostvollen occasion mich mit meinen alten bekanten, „mit meinen lieben hungern in meiner prächtigen haubtstatt zugegen „zu finden. wer hätte geglaubt, das wir beede noch in unsern tagen „just 30 jahr noch solten vor disen ersten grossen heiligen König eine „residenz erbaut haben. die providenz mus man anbetten und „hoffen, das selbe durch dise heil. hand das Königreich in seiner ruhe

„und auffnahm erhalten wird, wie es bis dato in unsere schwachen*), „doch mit wahrer intention Gott und dem nächsten zum nutzen ist „erhalten worden. mit solchen trost und hoffnung können wir unsere „augen schliessen und zu unsere vorältern mit freüden hinab steigen, „mit der hoffnung in Gott, das er unsere intentionen und schwach„heiten belohnen und letztere verzeihen wolle. ich verbleibe alzeit seine „30jährige gnädigste frau und wahre freündin Maria Theresia".

Diese herzlichen Worte der Kaiserin an ihren treuen Grassalkovics waren übrigens auch solche des Abschiedes für ihn, denn schon nach wenigen Monaten starb er. „Durch den Todfall Ihres Gemahls", schrieb Maria Theresia am 4. Dezember 1771 an die Gräfin Grassalkovics, „hat Hungern einen grossen Mann, der Staat ein würdiges „Mitglied und Ich einen getreuen, alten, verdienstvollen Minister und „Freund verlohren. Ich erkenne vollkommen Ihren ebenso empfind„lichen als gerechten Schmerzen über diesen harten Verlust, und kann „Sie hiernach den meinigen abmessen. Sein angedencken wird bey „Mir unauslöschlich bleiben, und werde Mich jederzeit mit Vergnügen „so vieler wichtiger dingen erinnern, welche durch seine kluge veran„staltung und eifrige Bemühung zum besten des Staats und zur Ehre „des Königreichs glücklich ausgeführt habe."

Bei der Größe der Reichthümer, welche Grassalkovics, der in seiner Jugend ein armer Bettelstudent gewesen, seiner Familie hinterließ, war es begreiflich, daß nach seinem Tode allerlei ungünstige Gerüchte über die Art ihrer Anhäufung entstanden. Ja sogar eine förmliche Anzeige hierüber ging bei der Kaiserin ein; Maria Theresia aber schrieb an den Sohn des Verstorbenen:

„Es hat zwar der Graf im voraus überzeuget seyn können, „wie wenigen Eindruck die wieder seinen Vatter seel. gemachte unge„gründete anzeuge bey mir machen werde, da dessen bestens mir „bekanter Ehrlichkeit auch in grabe vollkommenes Recht billig wieder„fahren lasse. Es wird aber der Graf aus meiner hierüber gefasten

*) Kräften.

„Entschlüssung noch weiters erkennen, wie sehr Ich derley bey diesen „Zeiten nur gar gemeine, leichtsinnige Verunglimpfungen und an„tastungen ehrlicher leuten mißbillige. Dieses habe dem Grafen zu „seiner Beruhigung erinnern und ihn zugleich meiner beständigen gnad „versichern wollen." „Maria Theresia" [171]).

Da es kaum thunlich erscheint, all die Männer hier aufzuzählen, welche während der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia sich als einsichtsvolle, treue und verläßliche Staatsdiener in Ungarn hervorthaten, so möge neben Grassalkovics nur noch Georg Fekete erwähnt werden, weil seine Laufbahn derjenigen des Grafen Grassalkovics nicht unähnlich war. Gleich ihm bekleidete er die Stelle eines königlichen Personals, und wie Grassalkovics beim Landtage von 1741, so leistete Fekete zehn Jahre später, bei dem von 1751 hervorragende Dienste. Gleich Grassalkovics in den Grafenstand erhoben, gelangte auch Fekete, der als ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und umfassenden Kenntnissen dargestellt wird [172]), im Laufe der Jahre zu einer der vornehmsten Würden des Königreiches Ungarn, ja zu einer noch höheren als Grassalkovics sie besaß, indem er als Judex Curiae gleich den ersten Platz nach dem Statthalter einnahm.

Das Vorhandensein von Männern, wie Grassalkovics, Fekete und Anderen, welche eine lange und ehrenvolle Laufbahn hinter sich hatten und während derselben sich die größte Vertrautheit mit den Verhältnissen Ungarns erwarben, war um so nothwendiger, als sie dem Statthalter selbst wenigstens während der ersten Zeit seiner Amtsführung vollkommen fremd waren. Wie er erzählt, hatte er sich bis dahin nur mit militärischen Studien beschäftigt und besaß von den Dingen, welche mit der Regierung eines großen Landes im Zusammenhange stehen, kaum eine oberflächliche Kenntniß. Hiezu kam noch das Hinderniß der Sprache, indem er das Ungarische gar nicht und auch das Lateinische, welches noch überdieß in Ungarn in sehr verunstalteter Form gebraucht wurde, nur wenig verstand und vollends in keiner dieser beiden Sprachen sich auszudrücken wußte. Aber es wurde von der Kaiserin dringend gewünscht, daß Prinz Albert die ihm

übertragenen Pflichten eines Statthalters von Ungarn auch wirklich, und nicht bloß dem Scheine nach erfülle. Sein eigener Ehrgeiz und seine Gewissenhaftigkeit trieben ihn gleichfalls dazu an; darum trachtete er mit eisernem Fleiße all dasjenige nachzuholen, wovon er erkannte, daß es ihm abging, um dem ihm übertragenen Wirkungskreise auch würdig vorzustehen [173]).

Schon bald nach dem Schlusse des letzten ungarischen Landtages, den sie überhaupt abhielt, und noch vor der Ernennung des Prinzen Albert zum Statthalter hatte Maria Theresia Hand angelegt an die Einführung zweckmäßiger Verwaltungsreformen in Ungarn. Eine Instruction für die Obergespäne ließ sie ausarbeiten, welche das Datum des 5. August 1765 trägt. Durch sie wurde den Obergespänen vor Allem das Volksschulwesen dringend empfohlen. Die Kaiserin machte es ihnen zur Pflicht, für den Unterricht der Jugend und zu diesem Ende für ausreichende Besoldung der Volksschullehrer zu sorgen. Ueber die Anzahl und die Standorte der Schulen so wie über die Bezahlung der Lehrer sollten die Obergespäne verläßliche Auskunft erstatten. Sie hatten außerdem alljährlich eine Volkszählung zu veranstalten, in dieselbe aber den Adel nicht einzubegreifen, damit er nicht gegen die Regierung den ungegründeten Verdacht einer Besteuerungsabsicht hege. Auf Verdopplung der Besoldung der Comitatsanwälte sei hinzuwirken, um ihnen sodann verbieten zu können, gleichzeitig bei Privaten zu dienen. Auf regelmäßige Durchführung der Comitatswahlen nach Ablauf von je drei Jahren wäre sorgsam zu achten. Am Beginne jeden Jahres habe der Obergespan einen Bericht über die Steuervertheilung vorzulegen, und ebenso über das Comitatsarchiv zu berichten. Er habe für rasche Durchführung der Prozesse und beschleunigte Entscheidung sonstiger Streitsachen Sorge zu tragen; ein Mittel hiezu bestände in der Abhaltung kleiner Comitatsversammlungen und Gerichtsstühle. Die Instandhaltung der Straßen, die Verwaltung des Waisenvermögens, Maß und Gewicht so wie andere ähnliche Dinge wurden seiner besonderen Aufmerksamkeit empfohlen. Bei kleineren Vergehen sollten [illegible] auferlegt, sondern körperliche Züchtigungen weil durch letztere ihrer Steuerfähigkeit nicht

Eintrag geschehe. Endlich hatten die Obergespäne auf gute Behandlung der Frohnbauern zu sehen, und in den Comitaten, in welchen die Urbarialregulirung noch nicht eingeführt war, mit ganz besonderer Vorsicht zu Werke zu gehen [174]).

Diese Urbarialangelegenheiten waren es, wie man sieht und schon an einem früheren Orte nachgewiesen wurde [175]), denen Maria Theresia ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Schon im Jahre 1765 vollendete Hofrath Raab das Reglement, mit dessen Ausarbeitung ihn Maria Theresia beauftragt hatte; am 10. Juli ging die erforderliche Instruction an die Comitate. Wesentlich war die Verbesserung der Lage des Frohnbauers, welche hiedurch herbeigeführt wurde, aber wie fast überall, so verursachte sie Anfangs auch in Ungarn aufständische Bewegungen des Landvolkes. Denn einerseits war es mit den erlangten Zugeständnissen nicht zufrieden, sondern glaubte von nun an jeglicher Leistung an die Grundherren enthoben zu sein. Und andererseits stellten die letzteren noch Anforderungen an das Landvolk, welche nach den neuen Gesetzen nicht mehr zulässig waren, und sie führten hiedurch selbst die Auflehnung der in unrechtmäßiger Weise Bedrückten herbei.

Schon sind Aeußerungen der Kaiserin verzeichnet worden, aus denen hervorgeht, daß sie mit ihren Sympathien auf der Seite der Letzteren stand [176]). Aber es lag ihr auch jede Ungerechtigkeit gegen die Grundherren vollkommen fern, und daher wurde sie durch die sich direct widersprechenden Nachrichten aus Ungarn wahrhaft beunruhigt. „Die geringe Wahrheit", schrieb sie einmal dem Prinzen Albert, „welche „im Allgemeinen in den Berichten aus Ungarn herrscht, ruft eine dem „öffentlichen Wohle sehr nachtheilige Ungewißheit hervor, und sie macht „unsere Beschlüsse schwankend, indem ich lieber schwach scheinen will „als ungerecht, wovor Gott mich bewahren möge." Da jedoch Maria Theresia, wie sie in demselben Briefe sagt [177]), sich in ihrem Gewissen für verpflichtet hielt, diese Angelegenheit um jeden Preis zu einem günstigen Ende zu führen, ließ sie sich auch durch die hiegegen auftauchenden Hindernisse keineswegs beirren. Vor Allem wollte sie die

Ruhe wiederhergestellt sehen, welche durch die aufständischen Bewegungen des Landvolkes gestört worden war. Sie selbst präsidirte den Sitzungen, die in Preßburg abgehalten wurden, um über die zu ergreifenden Maßregeln schlüssig zu werden. Und als zuletzt nichts übrig blieb, als sich der bewaffneten Macht zu bedienen, da war es wieder Maria Theresia, welche darauf drang, daß dieß nur mit Schonung und Milde geschehe. Die Excesse der Truppen, welche trotzdem hiebei vorfielen, wurden von der Kaiserin mit aller Schärfe getadelt [178]).

Nachdem es schließlich gelungen war, die entstandenen Unruhen zu dämpfen, wurde die neue Urbarialregulirung in Ungarn von Comitat zu Comitat, und zwar binnen sechs Jahren durchgeführt.

Mit welch großer Aufmerksamkeit Maria Theresia diese Vorgänge verfolgte, geht auch aus einem Briefe hervor, den sie gleichfalls dem Prinzen Albert schrieb. Sie finde, sagte sie ihm, als er ihr die Ausfertigungen des ungarischen Statthaltereirathes übersandte, dieselben besser, als sie geglaubt hatte, aber sie sehe doch immer, daß Alles nur mit innerem Widerstreben geschehe; gleichwohl werde man mit Geduld und Festigkeit doch noch ans Ziel kommen. Jetzt aber habe ein Fall sich ereignet, in welchem die Festigkeit in ihr Recht treten müsse, da die Langmuth endlich erschöpft sei. Den Erzbischof von Kalocsa und Balogh habe sie zu Commissären für das Preßburger Comitat ernannt. „Sie werden schon", fuhr sie fort, „von der scan„dalosen Sitzung vom 25. gehört haben, in welcher Herr Szüllö [179]), „die Creatur von Karl Palffy und Adam Batthyany, seit dem letzten „Landtage von Neuem damit geglänzt hat, die Dinge zu verwirren. „Man wird die Sache so hinstellen wollen, als ob das Comitat sich „zur Befolgung meiner Befehle herbeigelassen habe, aber ich lasse mich „dadurch nicht täuschen. Es ist scandalos, daß weder Karl noch „Nikolaus, Leopold, Rudolph oder Johann Palffy nach den Zusagen „dieser drei Letzteren auch nur ein Wort sprachen. Der Vertreter „meiner Güter, der des Primas, die Betsey haben im Sinne meiner „Absichten geredet; wenn nur Einer der Palffy sie unterstützt hätte, „war Alles gethan. Da kommt dieser Szüllö und verwirrt den

„ganzen Vorschlag und reißt den gesammten unwissenden Adel mit „sich, der die Ueberzahl bildet. Aber ich bin darüber keineswegs er„zürnt; denn jetzt habe ich die Ellbogen frei zu ungestörtem Handeln „und habe diesen Herren nichts zu verdanken" [180]).

Wie in dieser, so hatte Maria Theresia auch in jeder anderen Beziehung ihren Sinn auf die Verbesserung des Loses ihrer Unterthanen gerichtet. Und um wie viel höher sie sowohl für sich selbst als für diejenigen, die sie liebte, den Ernst des Lebens als dessen Annehmlichkeiten stellte, wird auch durch die Aufzeichnungen ihres Schwiegersohnes deutlich bewiesen.

Im August 1766 wollte Joseph die Lager der Truppen in Mähren und in Böhmen besuchen. Prinz Albert sollte gleichfalls dabei sein. „Der Gedanke", schreibt der Letztere, „daß ich durch „eine solche Begleitung einen großen Theil jener braven Armee und „so viele ausgezeichnete Offiziere wiedersehen würde, deren Anstrengun„gen und Gefahren während des Krieges ich kurz vorher miterlebt „hatte, war der angenehmste, den diese Gelegenheit nur immer in „mir zu erwecken vermochte. Aber die Kaiserin, welche in diesem „Augenblicke andere Absichten mit mir hegte, brachte jenes Project „zum Scheitern. Sie hatte den Beschluß gefaßt, mich mit meiner „Gemalin zur Zeit der Sitzungen der obersten Justiztribunale, von „denen die Septemviraltafel unter dem immerwährenden Präsidium „des Palatins oder Statthalters stand, nach Pest zu senden. Denn „sie dachte, daß die Ausübung der Pflichten meines Amtes und die „Anwesenheit ihrer geliebten Tochter inmitten der Ungarn, welche ihre „Geschäfte zu jener Zeit daselbst zusammenführten, einen günstigen „Eindruck auf die Nation hervorbringen würden. Ich hatte gut ihr „vorstellen, daß ich noch nicht das Geringste von Rechtssachen und „gerichtlichem Verfahren verstünde und kaum einige Worte Latein ver„stümmelt hervorzubringen vermöchte; ich würde daher bei diesem „Präsidium nur eine traurige Figur spielen. Sie bestand auf ihrem Willen, und es blieb nichts übrig als sich ihrem Befehle zu unterwerfen."

Prinz Albert erzählt nun, wie er und die Erzherzogin, durch widrige Winde zurückgehalten und nach einer abgelegenen Inſel verſchlagen, erſt nach dreitägiger Donaufahrt in Ofen angelangt ſeien. „Eine Art geheimnißvoller Unruhe", fährt er fort, „welche als Folge „der Debatten des letzten Landtages noch einen Theil des ungariſchen „Adels beherrſchte, war Urſache, daß man unſer Benehmen bei der „Ankunft, welche außerdem eine neue Erſcheinung in dieſem Lande „und in jenem Augenblicke ganz unerwartet war, ſehr aufmerkſam „beobachtete. Aber ſobald man ſah, daß ſie keinen anderen Zweck „hatte, als einerſeits die mit meinem Amte verbundene Präſidentſchaft „des Tribunals auszuüben, und andererſeits unſer Haus denjenigen, „die ſich daſelbſt verſammelten, durch den Empfang, den ſie dort „fanden, und durch die Feſte, die wir ihnen gaben, angenehm zu „machen, verwandelte die Aufmerkſamkeit ſich bald in Zufriedenheit „und ſelbſt in Vertrauen. Inzwiſchen geſtehe ich, daß das erſte Auf„treten in meiner Präſidentſchaft mir ungemein peinlich und ſchwierig „war. Aber durch Fleiß und insbeſondere durch die Anweiſungen, „welche der Beiſitzer am Tribunale, Graf Niczky, den die Kaiſerin „hiemit betraut hatte, mir gab, gelangte ich dazu, mich um ſo beſſer „aus der Affaire zu ziehen, als man darauf gefaßt war, daß ich auf „einem Poſten dieſer Art nur eine ſehr lächerliche Rolle ſpielen würde."

Auch Maria Thereſia ſchien durch die Art, in welcher Prinz Albert die ihm übertragene Aufgabe erfüllt hatte, zufriedengeſtellt zu ſein. Als Beweis deſſen beauftragte ſie ihn, nachdem er nach Preßburg zurückgekehrt war, mit der Ausarbeitung eines Planes zur Reorganiſirung der Geſchäftsbehandlung der ungariſchen Statthalterei, welche ſie für viel zu langſam und zu unregelmäßig hielt. Mit Hülfe des Directors ſeiner Kanzlei, des Oberſten Kempelen, und auf deſſen Ideen geſtützt, vollzog Albert den erhaltenen Befehl. Der von ihm vorgelegte Entwurf wurde von der Kaiſerin gebilligt. Die Durchführung desſelben brachte jedoch den Prinzen in Conflict mit dem damaligen Judex Curiae, Grafen Nikolaus Palffy, einem durch und durch redlichen, aber etwas heißblütigen Manne, welcher trotz ſeiner perſönlichen Ergebenheit für die Perſon der Kaiſerin doch jeder Neuerung,

die sie durchführen wollte, grundsätzlich widerstrebte. So weit gedieh der Zwiespalt zwischen Beiden, daß Albert nach Schönbrunn eilte und die Kaiserin persönlich um ihren Beistand bat, ohne welchen er die Pflichten seines Amtes nicht ausüben könne. Obgleich sie den Grafen Palffy sonst hochschätzte, entschied Maria Theresia doch zu Gunsten des Prinzen. Sie führte jedoch eine Versöhnung zwischen den beiden streitenden Parteien herbei, und wie Prinz Albert selbst sagt, erfreute er sich dann der Freundschaft Palffy's bis zu dessen Tode.

Ohne Zweifel gereicht es dem Prinzen Albert zur Ehre, daß er das Verdienst seiner gelungenen Arbeit nicht für sich selbst in Anspruch nahm, sondern es der Wahrheit getreu dem eigentlichen Autor, dem Obersten Kempelen zuschrieb. Ueberhaupt stand dieser Mann nicht nur bei dem Prinzen, sondern auch bei der Kaiserin selbst in sehr hohem Ansehen. „Ich war ungemein zufrieden", schreibt sie einmal, „mit den beiden Noten von Kempelen, die ebenso klar als menschlich „gedacht sind." Und in demselben Briefe spricht sie von seiner schönen und gefühlvollen Seele, die aber freilich nicht recht dazu gemacht sei, Stürmen zu widerstehen. Sie hoffe ihn zu Neujahr mit dem Prinzen in Wien zu sehen [181]).

Auch sonst sind die Briefe der Kaiserin an Albert voll von charakteristischen Bemerkungen für sie selbst und für das Land, dessen Regierung in seine Hände gelegt war. Als es um die Vertheilung der Truppen in Ungarn sich handelte, trug sie ihm auf, vorerst an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, dann aber nach Wien zu kommen, um die Sache mit dem Hofkriegsrathe und der Hofkanzlei ins Reine zu bringen. „Wenn man sich", fuhr die Kaiserin fort, „durch das Gerede der Leute oder die Kritik der Par- „teien zurückhalten lassen wollte, würde nichts in dieser Welt geschehen. „Und wer vermöchte sich bloßzustellen, wenn wir zögern, es auf uns „zu nehmen, das Gute zu thun, ohne darauf zu achten, ob es auch „Andere gut oder schlecht finden. Was man thut, geschieht für die „Länder, und erst nach sehr vielen Vorstellungen hat man es durch- „führen zu sollen geglaubt. Nicht das Militär hat es verlangt,

„sondern das Land; unsere Ueberzeugung aber ist, daß diese Districte „zu Grunde gerichtet sein werden, und daß wir ebenso sehr verpflichtet „als dabei betheiligt sind, sie zu erhalten. Ich kann mich nicht genug „verwundern, daß man nicht immer rechtzeitig die Interessen der „Länder ins Auge faßt und sodann Unglück hieraus hervorgeht, wie „es in Böhmen und in Mähren der Fall war, und Niemand will „nach der Hand hiefür verantwortlich sein“ [182]).

Außer den Maßregeln, welche die Kaiserin zur Durchführung der Urbarialregulirung und zum Schutze des Landvolkes gegen die Bedrückungen der Grundherren ergriff, erwiesen sich auch die Verfügungen als ungemein nützlich, welche getroffen wurden, um die südlichen Gegenden Ungarns durch Colonisirung dichter zu bevölkern. Heilbringend zeigte sich auch die Trockenlegung sumpfiger Gegenden im Stuhlweißenburger und im Tolnaer Comitate. Durch Canalisirung des Sarviz, eines im Bakonyer Walde entspringenden Flusses, wurde ein ausgedehnter Landstrich in fruchtbaren Ackerboden verwandelt, während durch Regulirung der Kraszna der Ecseder Sumpf ausgetrocknet ward. Außerdem wurden durch Vermittlung des Statthaltereirathes vielfache und heilsame Verfügungen getroffen, welche sich auf Seidencultur, Anbau von Tabak und Kartoffeln, auf Pferdezucht und Waldcultur bezogen. Da aber Maria Theresia die Lässigkeit erkannte, mit welcher die ungarischen Comitatsbehörden ihre Anordnungen befolgten, rief sie wie in ihren übrigen Ländern, auch in Ungarn landwirthschaftliche Gesellschaften ins Leben, deren Aufgabe in der Hebung und Verbesserung der Landwirthschaft bestand.

Auch für die Gewerbe und die Fabriken begann ein regeres Leben, welches zunächst durch die Regulirung der Zünfte und die Einwanderung fremder Gewerbsleute hervorgerufen wurde. Neu errichtete Wollspinnereien, Lederfabriken und Eisenhämmer hoben die ungarische Industrie. Und die neugegründete Bergakademie zu Schemnitz erfreute sich eines sehr guten und weit verbreiteten Rufes [183]).

Ueberhaupt wendete Maria Theresia auch in Ungarn der Verbesserung des Unterrichtswesens ihre ganz besondere Aufmerksamkeit

zu. Da es bisher von den gesetzgebenden Factoren des Landes gänzlich vernachlässigt worden war, fand sie hiebei ein um so reicheres Feld für ihr segenbringendes Wirken. Die katholischen Lehranstalten in Ungarn lagen fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten, welche nicht weniger als achtzehn Collegien, neunzehn Residenzen und elf Missionshäuser in diesem Lande besaßen. Außer der Tyrnauer Universität versahen sie noch dreißig Gymnasien, zwölf Seminarien und neun Säcularconvicte mit Lehrern: neben ihnen besaßen nur noch die Piaristen einige Gymnasien.

Es soll nicht bestritten werden, daß die Jesuiten, als sie im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in Ungarn sich niederließen, dort eine beträchtliche Verbesserung des Lehrwesens herbeiführten. Seither waren sie jedoch so ziemlich auf ihrem damals eingenommenen Standpunkte geblieben, und allgemein war die Unzufriedenheit mit ihren Leistungen, ja sogar von geistlicher Seite gab sich dieselbe kund. Franz Barkóczy, damals noch Bischof von Erlau, sprach dieß ganz unverhohlen aus, und als Graf Karl Esterházy, Bischof von Waitzen, im Jahre 1770 ein Seminar für seine Diöcese errichtete, wählte er die Professoren nicht mehr aus den Jesuiten, sondern aus den Dominikanern.

Ganz besondere Anklage wurde gegen die Jesuiten wegen des immer zunehmenden Verfalles der einzigen Universität des Landes erhoben, welche sich zu Tyrnau befand. Eine medizinische Facultät gab es an derselben nicht: die theologische, die juridische und die philosophische befanden sich im übelsten Zustande. Die Professoren begnügten sich damit, ihre trockenen Vorträge den Zuhörern in die Feder zu dictiren: die Letzteren aber mußten dieselben von Wort zu Wort auswendig lernen. Die juridischen Vorlesungen beschränkten sich auf das Naturrecht, das römische Recht und einen mageren Auszug aus Verbőczy's Tripartitum. Von den Naturwissenschaften wurde einzig und allein die Physik gelehrt. Die Ferien aber waren so ausgedehnt, daß ein ganzes Jahr kaum sechzig Unterrichtstage zählte. So schlecht war es die Tyrnauer Universität bestellt, daß einsichtsvolle Ungarn ihre e nach Wien sandten, um sich an der dortigen Universität, welche

unter den Auspizien der Kaiserin und der Einwirkung van Swietens einen so glänzenden Aufschwung genommen, den Studien zu widmen. Männer, die später zu den hervorragendsten in Ungarn zählten, wie Joseph Mailáth, Joseph Uermenyi, Adam Skerlecz verdankten der Wiener Universität ihre Ausbildung [181]).

Nach dem Muster der Studienhofcommission in Wien errichtete Maria Theresia auch im Schoße der ungarischen Statthalterei eine eigene Studiencommission zur Leitung des Unterrichtswesens. Vor Allem handelte es sich um die Reorganisirung der Tyrnauer Universität; an den Projecten, welche hiefür entworfen wurden, gebührt van Swieten ein sehr wesentlicher Antheil. Der Mangel an den erforderlichen Geldmitteln veranlaßte die Kaiserin zu dem Entschlusse, daß die Universität auch künftighin nur aus den drei bisherigen Facultäten bestehen solle. Aber van Swieten drang so lange in sie, bis sie endlich zur Hinzufügung der medizinischen Facultät ihre Einwilligung gab. Denn er führte ihr zu Gemüthe, die Jesuiten könnten recht leicht zehntausend Gulden zur Erhaltung der Universität beitragen, so daß ihre jährliche Dotation, die ihr von der Kaiserin überwiesenen Einkünfte der Abtei Földvar mitgerechnet, den freilich noch immer sehr geringen Betrag von etwas mehr als achtzehntausend Gulden erreichte.

Am 30. August 1769 legte die Commission, welche unter dem Präsidium des ungarischen Hofkanzlers, Grafen Franz Esterházy, aus dem damaligen Vicekanzler Grafen Georg Fekete, aus van Swieten, dem Bischofe Joseph von Bajzáth, Hofrathe bei der ungarischen Hofkanzlei, und dem Hofsecretär bei dieser Behörde, Ferdinand von Scultety bestand, der Kaiserin einen Plan vor, der auch ihre Genehmigung erhielt. Ihm zufolge sollte die Universität, für welche schon damals der Gedanke ihrer Uebertragung nach Ofen aufgetaucht war, einstweilen noch in Tyrnau verbleiben. Am 1. November 1770 hatte der neue Lehrplan ins Leben zu treten; seine gewissenhafte Durchführung sollte ein Mitglied des ungarischen Statthaltereirathes überwachen. Die Lehrkanzeln aus den theologischen Fächern, der Philosophie, der Geschichte und der Beredsamkeit wurden den Jesuiten unter der

zu. Da es bisher von den gesetzgebenden Factoren des Landes gänzlich vernachlässigt worden war, fand sie hiebei ein um so reicheres Feld für ihr segenbringendes Wirken. Die katholischen Lehranstalten in Ungarn lagen fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten, welche nicht weniger als achtzehn Collegien, neunzehn Residenzen und elf Missionshäuser in diesem Lande besaßen. Außer der Tyrnauer Universität versahen sie noch dreißig Gymnasien, zwölf Seminarien und neun Säcularconvicte mit Lehrern; neben ihnen besaßen nur noch die Piaristen einige Gymnasien.

Es soll nicht bestritten werden, daß die Jesuiten, als sie im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in Ungarn sich niederließen, dort eine beträchtliche Verbesserung des Lehrwesens herbeiführten. Seither waren sie jedoch so ziemlich auf ihrem damals eingenommenen Standpunkte geblieben, und allgemein war die Unzufriedenheit mit ihren Leistungen, ja sogar von geistlicher Seite gab sich dieselbe kund. Franz Barkóczy, damals noch Bischof von Erlau, sprach dieß ganz unverhohlen aus, und als Graf Karl Esterházy, Bischof von Waitzen, im Jahre 1770 ein Seminar für seine Diöcese errichtete, wählte er die Professoren nicht mehr aus den Jesuiten, sondern aus den Dominikanern.

Ganz besondere Anklage wurde gegen die Jesuiten wegen des immer zunehmenden Verfalles der einzigen Universität des Landes erhoben, welche sich zu Tyrnau befand. Eine medizinische Facultät gab es an derselben nicht: die theologische, die juridische und die philosophische befanden sich im übelsten Zustande. Die Professoren begnügten sich damit, ihre trockenen Vorträge den Zuhörern in die Feder zu dictiren: die Letzteren aber mußten dieselben von Wort zu Wort auswendig lernen. Die juridischen Vorlesungen beschränkten sich auf das Naturrecht, das römische Recht und einen mageren Auszug aus Werbőczy's Tripartitum. Von den Naturwissenschaften wurde einzig und allein die Physik gelehrt. Die Ferien aber waren so ausgedehnt, daß ein ganzes Jahr kaum sechzig Unterrichtstage zählte. So schlecht war es um die Tyrnauer Universität bestellt, daß einsichtsvolle Ungarn ihre Söhne nach Wien sandten, um sich an der dortigen Universität, welche

unter den Auspizien der Kaiserin und der Einwirkung van Swietens einen so glänzenden Aufschwung genommen, den Studien zu widmen. Männer, die später zu den hervorragendsten in Ungarn zählten, wie Joseph Mailáth, Joseph Uermenyi, Adam Skerlecz verdankten der Wiener Universität ihre Ausbildung [184]).

Nach dem Muster der Studienhofcommission in Wien errichtete Maria Theresia auch im Schoße der ungarischen Statthalterei eine eigene Studiencommission zur Leitung des Unterrichtswesens. Vor Allem handelte es sich um die Reorganisirung der Tyrnauer Universität; an den Projecten, welche hiefür entworfen wurden, gebührt van Swieten ein sehr wesentlicher Antheil. Der Mangel an den erforderlichen Geldmitteln veranlaßte die Kaiserin zu dem Entschlusse, daß die Universität auch künftighin nur aus den drei bisherigen Facultäten bestehen solle. Aber van Swieten drang so lange in sie, bis sie endlich zur Hinzufügung der medizinischen Facultät ihre Einwilligung gab. Denn er führte ihr zu Gemüthe, die Jesuiten könnten recht leicht zehntausend Gulden zur Erhaltung der Universität beitragen, so daß ihre jährliche Dotation, die ihr von der Kaiserin überwiesenen Einkünfte der Abtei Földvar mitgerechnet, den freilich noch immer sehr geringen Betrag von etwas mehr als achtzehntausend Gulden erreichte.

Am 30. August 1769 legte die Commission, welche unter dem Präsidium des ungarischen Hofkanzlers, Grafen Franz Esterházy, aus dem damaligen Vicekanzler Grafen Georg Fekete, aus van Swieten, dem Bischofe Joseph von Bajzáth, Hofrathe bei der ungarischen Hofkanzlei, und dem Hofsecretär bei dieser Behörde, Ferdinand von Scultety bestand, der Kaiserin einen Plan vor, der auch ihre Genehmigung erhielt. Ihm zufolge sollte die Universität, für welche schon damals der Gedanke ihrer Uebertragung nach Ofen aufgetaucht war, einstweilen noch in Tyrnau verbleiben. Am 1. November 1770 hatte der neue Lehrplan ins Leben zu treten; seine gewissenhafte Durchführung sollte ein Mitglied des ungarischen Statthaltereirathes überwachen. Die Lehrkanzeln aus den theologischen Fächern, der Philosophie, der Geschichte und der Beredsamkeit wurden den Jesuiten unter der

ausdrücklichen Bedingung überlassen, daß hiefür die Lehrmethode der Wiener Universität angenommen werde. An der theologischen Facultät sollten sieben, an der philosophischen acht, an der juridischen endlich sechs Professoren Vorlesungen halten. Ein Gutachten wurde verlangt, in welcher Weise die in den deutsch-österreichischen Ländern angenommenen Lehren über das Strafrecht den ungarischen Verhältnissen angepaßt werden könnten. Die Vorträge an der medizinischen Facultät wurden einstweilen auf Anatomie, Botanik, Chemie, praktische Arzneikunde und Chirurgie beschränkt. Die Lehrbücher für sämmtliche Fächer waren so ziemlich diejenigen, welche auch in Wien vorgeschrieben und großentheils von Professoren an der dortigen Hochschule, wie Riegger, Martini, Sonnenfels verfaßt waren. Und im Jahre 1777 wurde die Universität von Tyrnau in die leerstehende königliche Burg zu Ofen verlegt.

Nicht besser als um die ungarische Landesuniversität stand es um die Mittelschulen daselbst. An ihnen war das Lateinische fast der einzige Lehrgegenstand und zugleich das Idiom, in welchem auch die übrigen Gegenstände vorgetragen wurden. Die Sprachen des Landes und der Bevölkerung, die ungarische sowie die slavische waren gänzlich vernachlässigt. Durch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten wurde auch hier die Möglichkeit zur Durchführung mehrfacher Aenderungen gewährt. Allerdings blieb auch in Ungarn wenigstens für den Anfang die Mehrzahl der Lehrkanzeln an den Gymnasien einstweilen in den Händen der Jesuiten, da es an anderen geistlichen und an weltlichen Lehrern noch gebrach. Aber ein eigener Studienfond wurde gebildet, aus welchem die Lehrer von nun an ihre Besoldungen erhielten. Und auch sonst waren die Einrichtungen, die man dem Mittelschulwesen in Ungarn gab, denjenigen in Deutsch-Oesterreich nachgeformt; sie brachten daher für Ungarn einen sehr großen und heilsamen Fortschritt mit sich.

Hier wird der geeignete Platz sein zu der Erwähnung, daß Maria Theresia gerade so, wie sie in Wien es gethan, auch in Ungarn, und zwar im Jahre 1768 zu Waitzen eine Erziehungsanstalt gründete, die sie gleichfalls Theresianum nannte. Hundert und fünfzigtausend

Gulden ließ sie als Fond für dieselbe bei der ungarischen Kammer deponiren; die Interessen dieses Capitals hatten die Mittel zur Erziehung von zwanzig Jünglingen zu gewähren; außer ihnen sollten aber auch noch andere Zöglinge gegen Entrichtung von hundertdreißig Gulden jährlich in die neue Anstalt aufgenommen werden. Ihre Statuten glichen denen des Theresianums in Wien; nur wurde sie nicht mehr den Jesuiten, sondern den Piaristen übergeben. Außer dem Gymnasium umfaßte das Theresianum in Waitzen auch ein Lyceum und einen juridischen Curs. Ein solcher wurde endlich den von der Kaiserin in Preßburg, Raab, Kaschau, Großwardein und Agram neu errichteten Akademien gleichfalls hinzugefügt.

So wie die Einrichtungen für die Universität und die Mittelschulen, so glichen auch diejenigen für die ungarischen Volksschulen so ziemlich denjenigen in den deutsch-österreichischen Ländern. Ganz Ungarn wurde in zehn Schuldistricte getheilt; in jedem derselben sollten zwei Schulinspectoren, und zwar einer für die Gymnasien und ein zweiter für die Volksschulen fungiren. Und unermüdlich zeigte sich Maria Theresia, die Fürsorge für die letzteren den Bischöfen und dem höheren Adel aufs dringendste zu empfehlen. Ihre eigene wohlwollende Gesinnung aber bethätigte sie dadurch, daß sie im Jahre 1764 zu Tallós ein Waisenhaus errichtete, welches sie gleichfalls den Piaristen übergab.

Wie langsam und nur allmälig auch die Früchte all dieser wohlthätigen Maßregeln heranreiften, so trug der von der Kaiserin ausgehende Impuls nicht wenig bei zur Aneiferung hervorragender Leistungen auf dem Gebiete des geistigen Schaffens. Tauchte ja doch sogar der Plan auf, zu Preßburg eine wissenschaftliche Gesellschaft unter dem Protectorate der Kaiserin zu errichten. Und wenn auch dieselbe gleich der für Wien projectirten Akademie nicht zu Stande kam, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Geschichtschreiber wie Georg Pray und Stephan Katona wahre Zierden einer ungarischen Akademie der Wissenschaften gewesen sein würden [185]).

Ungleich bedeutsamer noch als all die Maßregeln zu Gunsten des Landes und der Bevölkerung Ungarns, von denen hier nur einige

gleichsam im Vorbeigehen erwähnt wurden, war der Schritt, zu welchem Maria Theresia sich entschloß, das Temeswarer Banat dem Königreiche Ungarn einzuverleiben. Schon im Landtage des Jahres 1741 war ein Gesetz zu Stande gekommen und von Maria Theresia sanctionirt worden, demzufolge nach dem Eintritte friedlicherer Zeiten die mitten in Ungarn gelegenen Militärdistricte wie diejenigen in Slavonien und endlich das Temeswarer Banat mit Ungarn vereinigt werden sollten. Mit den erwähnten Districten war dieß im Laufe der Zeit auch geschehen, und nur das Banat machte hievon noch fortan eine Ausnahme. Seit es der Wiener Stadtbank um die Summe von zehn Millionen verpfändet worden war, stand es unter der obersten Leitung der Ministerial-Banco Deputation [156]). Alles dasjenige aber, was sich auf die den Serben bei ihrer Einwanderung in das Banat ertheilten Privilegien bezog, ging die illyrische Hofdeputation in Wien an, welche Anfangs unter dem Präsidium des ehemaligen Staatssecretärs, Freiherrn von Bartenstein, und dann unter demjenigen des von Maria Theresia gleich seinen Vorgängern Grassalkovics und Fekete in den Grafenstand erhobenen früheren Personals Franz von Koller stand. Die militärischen Angelegenheiten des Banates hingen von dem Hofkriegsrathe ab, während an Ort und Stelle die sogenannte Landesadministration unter dem Grafen Perlas die Verwaltungsgeschäfte besorgte. Später wurde derselbe durch den Freiherrn von Brigido ersetzt.

Die Frage der Vereinigung des Banates mit Ungarn blieb lange Zeit hindurch offen; sie wurde jedoch inzwischen zu wiederholten Malen recht eifrig erörtert. Von ungarischer Seite drang man auf Erfüllung des im Jahre 1741 gegebenen und zehn Jahre später erneuerten Versprechens. Die Gegner aber verbreiteten sich darüber, daß Ungarns Besitzrecht auf das Banat durch dessen fast zweihundertjährige Occupation durch die Türkei als erloschen zu betrachten, und daß auch die Wiedereroberung des Banates weit weniger durch die militärische Macht Ungarns, als durch diejenige der ganzen österreichischen Monarchie vollbracht worden sei. Außerdem wolle die Bevölkerung des Banates die Vereinigung ihres Landes mit Ungarn nicht, welche noch überdieß den Interessen der österreichischen Monarchie widerstrebe.

Gewiß war es nicht leicht, eine entscheidende Wahl zu treffen zwischen zwei sich so schroff entgegengesetzten Standpunkten. Diese Schwierigkeit zu besiegen und sich im Lande selbst ein Urtheil zu bilden über die zweckmäßigste Art, in der eine so verwickelte Frage ihrer Lösung zugeführt werden könnte, in dieser Absicht lag ohne Zweifel einer der Beweggründe, durch welche Joseph im Jahre 1768 zur Reise nach dem Banate vermocht wurde.

Die umständlichen Aufzeichnungen des Kaisers über den Zustand, in welchem er das Banat gefunden, zeugen für die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Aufgabe erfaßte. Eine der ersten Wahrnehmungen, die sich ihm aufdrängte, war die Bestätigung dessen, was er über den zwischen den Bewohnern des Banates und den Ungarn bestehenden Nationalhaß gehört hatte [187]). War es dieser Umstand, der ja ohne Zweifel die höchste Beachtung verdiente, oder die Ueberzeugung des Kaisers, daß die Vereinigung des Banates mit Ungarn nicht im Interesse des österreichischen Gesammtstaates liege: gewiß ist nur, daß er eine solche Maßregel in den Vorschlägen, die er seiner Mutter gegenüber für die ihm dringend nothwendig erscheinende Verbesserung der Zustände des Banates machte, mit keinem Worte erwähnte.

Er rieth vor Allem zur Einführung eines Guberniums oder einer Landesstelle, welche aus einem tüchtigen Präsidenten und einigen Räthen bestehen und zur Leitung der Administrations- und Justizgeschäfte berufen sein sollte. Wie er es vier Jahre später hinsichtlich Galiziens that, so meinte jetzt der Kaiser, die Gesetze und die sonstigen Einrichtungen Mährens seien in das Banat zu verpflanzen, und es möge somit auch für die Zukunft der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei untergeordnet werden. Aller dem Staate gehörige Grund und Boden sei so rasch als möglich an Private ohne Unterschied des Standes, der Nationalität und des Glaubensbekenntnisses in einzelnen Partien, deren Werth sich auf höchstens fünfzigtausend Gulden belaufen dürfe, versteigerungsweise zu verkaufen. Die Bezahlung hätte entweder in Baargeld oder in vierprocentigen Staatspapieren zu geschehen. Sechs Jahre hindurch würden diese Güter von jedweder Abgabe

frei sein, nach Ablauf dieser Frist aber wäre eine mäßige Steuer von ihnen zu entrichten. In solcher Weise würde das Banat ohne Zuthun des Staates, und ohne ihm Ausgaben zu verursachen, binnen kürzester Frist ungleich besser bevölkert und bebaut sein als jetzt.

Wollte man jedoch, fährt Joseph fort, auf diesen Vorschlag eines Verkaufes der Staatsgüter im Banate nicht eingehen, so würden nur zwei Mittel übrig bleiben, von denen eines in der ganz militärischen Einrichtung dieses Landes bestünde. Man müßte sich hiebei die siebenbürgische Militärgrenze zum Muster dienen lassen. Der Ansiedlung deutscher Einwanderer wäre ein Ziel zu setzen, oder sie doch nur als untergeordnet zu betrachten. Dagegen müßte Alles geschehen, das Herüberkommen romanischer und serbischer Einwanderer aus den türkischen Grenzländern zu fördern und mit ihnen die neu zu errichtenden Regimenter zu completiren. Allerdings würden hiedurch die gegenwärtigen Einkünfte des Banates etwas geschmälert, aber der hieraus entstehende Nachtheil fände in der Verstärkung der Wehrkraft des Staates reichlichen Ersatz.

Das dritte Mittel bestünde endlich, meint der Kaiser, in nichts Anderem als in der Belassung der Einrichtungen des Banates auf ihrem bisherigen Fuße. In diesem Falle hätte man sich darauf zu beschränken, dessen völlige Unterordnung unter die Ministerial-Banco-Deputation wenigstens einiger Maßen zu lockern. Das Land müsse vermessen, die Vermehrung seiner Bevölkerung nach bestimmten Grundsätzen bewerkstelligt, ein passender und billiger Maßstab für die Abgaben angenommen, und endlich eine Verringerung der Anzahl der Beamten, sowie die Entfernung der untauglich gewordenen und die Anstellung tüchtiger Ersatzmänner vorgenommen werden.

Von einem anderen, etwa einem vierten Wege, welcher einzuschlagen wäre und der in einer Vereinigung des Banates mit Ungarn bestünde, spricht der Kaiser auch nicht ein Wort. Man sieht also, daß er diesen Gedanken gar nicht in den Bereich derjenigen zog, mit deren Verwirklichung man sich irgendwie ernstlich zu beschäftigen hätte. Und

es muß wenigstens erwähnt werden, daß Josephs vornehmster Reisebegleiter, sein Schwager Albert, der in seinen Memoiren den Zuständen des Temeswarer Banates gleichfalls eine ausführliche Erörterung widmet, von einer künftigen Vereinigung dieses Landes mit Ungarn auch seinerseits nicht redet.

Schon zwei Jahre später, im Jahre 1770 kam Joseph neuerdings, und auch dießmal wieder in Begleitung des Prinzen Albert in das Banat. Aber diese Reise schien weit ausschließlicher, als es das erste Mal der Fall war, den militärischen Zwecken, der Inspizirung der Truppen und der festen Plätze gewidmet zu sein. Mehr Aufmerksamkeit widmete der Kaiser dem Zustande des Banates, als er sich im Jahre 1773 wieder dorthin begab. Ein großer Theil der Vorschläge, die er bei seiner ersten Anwesenheit vor fünf Jahren gemacht hatte, war nun ins Werk gesetzt worden. Insbesondere trat dieß bei denjenigen hervor, welche auf eine zweckmäßigere Einrichtung der Administrativbehörde, auf Vermehrung der Anzahl der Bevölkerung und auf Verbesserung ihres Loses sich bezogen. Die etwaige Einverleibung des Banates in Ungarn wurde übrigens auch jetzt wieder mit keinem Worte erwähnt.

Dieser an und für sich vielleicht befremdende Umstand läßt sich ohne alle Schwierigkeit durch die Annahme erklären, daß der Kaiser einer solchen Maßregel durchaus nicht günstig gesinnt war. Seine ganze Anschauungsweise und seine unverhüllte Abneigung gegen die so sehr bevorzugte Sonderstellung Ungarns gestatten hierüber nicht den mindesten Zweifel. Auf Josephs Eingebungen wird es daher auch zurückzuführen sein, wenn im October 1775 Maria Theresia zur Ankündigung ihrer Absicht vermocht wurde, das Temeswarer Banat zu einem Fürstenthume zu erheben, und es dadurch für alle Zukunft zu einem selbstständigen Gliede des österreichischen Staatsganzen zu machen. Ungarns Anspruch auf das Banat würde hiedurch vernichtet worden sein.

Es verstand sich gewisser Maßen von selbst, daß der ungarische Hofkanzler Graf Franz Esterházy sich in lebhaften Vorstellungen gegen eine solche Maßregel erging. Aeußerst bedenklich nannte er sie, weil

durch sie den Rechten des Königreiches Ungarn Eintrag geschähe. Seine Beweisführung brachte einen tiefen Eindruck auf die Kaiserin hervor, und sie äußerte sich in ähnlichem Sinne. In dieser Meinung wurde sie noch durch Kaunitz bestärkt, den sie, wie in allen wichtigen Angelegenheiten, so auch in dieser um Rath frug. Auch er erklärte, daß die Zerstörung jeglicher Hoffnung auf eine dereinstige Einverleibung des Banates unvereinbar sei mit den Rechten des Königreiches Ungarn und mit den Zusagen, welche auf verschiedenen Landtagen ertheilt worden seien. Die Form, in der dieß geschah, gestatte sehr wohl ein noch längeres Verschieben der Erfüllung jener Zusagen: ein ihnen gerade entgegengesetztes Verfahren müßte jedoch den peinlichsten Eindruck hervorbringen. Nur wenn man durch einen solchen Schritt ganz außerordentliche Vortheile zu erreichen vermöchte, wäre derselbe nicht zu widerrathen, aber ein derartiger Gewinn werde nirgends ersichtlich. Denn auf die Verbesserung der öffentlichen Zustände des Banates, die man im Auge habe, werde dessen Erhebung zu einem Fürstenthume ganz ohne Einfluß bleiben, und sie ließe sich auch ohne eine solche Maßregel ins Werk setzen. Eine etwaige Analogie mit Siebenbürgen finde in gar keiner Weise statt, denn schon seit Leopold I. sei immer an dem Grundsatze festgehalten worden, daß Siebenbürgen keinem anderen Lande und keiner anderen Herrschaft untergeordnet sei und von dem Landesfürsten kraft seines obersten Herrscherrechtes regiert werde [illegible]. Auf das Banat aber könne das gleiche Prinzip durchaus keine Anwendung finden.

Kaunitz [illegible] der Kaiserin, an der Stellung des Banates keine Veränderung vornehmen und es ebensowenig zum Fürstenthume erheben, als Ungarn einverleiben zu lassen [illegible]. Maria Theresia stimmte dem Antrage des Staatskanzlers bei, und man hätte daher glauben können, diese Angelegenheit werde während der übrigen Lebenszeit der Kaiserin auf sich beruhen. Aber dem war keineswegs so; schon im folgenden Jahre machte sie neuerdings auf, um bald darauf in einem ganz entgegengesetzten Sinne entschieden zu werden.

Wir besitzen eine Eingabe des Grafen Koller an die Kaiserin vom [illegible] Dezember [illegible], durch welche er ihr vorstellt, daß Alles, was

sich auf die Privilegien der Serben und die mit ihnen in engster Verbindung stehenden Religionsangelegenheiten derselben beziehe, durch das Regulament, welches in den Synoden der Jahre 1774 und 1776 zu Stande gebracht worden sei, vollständig geordnet erscheine. Hiedurch sei jedoch auch der Fortbestand der illyrischen Hofdeputation überflüssig geworden, und sowohl zur Vereinfachung der Geschäfte als zur Verminderung der Kosten könne er nur deren Aufhebung anrathen. Er trage darauf an, die von ihr bisher besorgten Angelegenheiten, und zwar was die Administration betreffe, der böhmischen und österreichischen Hofkanzlei zu überweisen. Der ökonomische Theil der Geschäfte werde von der Hofkammer, der militärische aber nach wie vor von dem Hofkriegsrathe zu besorgen sein. Die genaue Befolgung des Regulamentes müsse ihnen hiebei als strenge Richtschnur vorgezeichnet werden. Endlich sollten die Recurse von dem erzbischöflichen Appellationsgerichte an die oberste Justizstelle in Wien als letzte Instanz gehen.

Beachtenswerth ist es ohne Zweifel, daß sogar Koller, der von ungarischer Nationalität und in den ungarischen Geschäften ergraut war [190]), sich durchaus nicht im Sinne der Vereinigung des Banates mit Ungarn erklärte. Dagegen scheint es, daß Prinz Albert es war, der diesen Gedanken neuerdings aufs Tapet brachte und ihn bei der Kaiserin angelegentlich unterstützte. „Sie können", schrieb sie ihm einmal, „noch diese ganze Woche hindurch die Papiere behalten, „welche auf das Banat sich beziehen, und Sie werden mich ver„pflichten, wenn Sie auf die Einzelnheiten eingehen wollen, wie Sie „für das Beste des Staates die größten Vortheile hieraus ziehen zu „können glauben. Ich bin ganz damit einverstanden, daß es einver„leibt werde, aber unter der Bedingung, daß man mehr Geld dar„aus erhalte, um unsere Schulden bezahlen und unsere inneren Ein„richtungen bestreiten zu können. Von Seite des Landes müßte uns „ein ansehnliches Anerbieten gemacht werden, um meine wohlwollenden „Absichten verwirklichen zu können; sonst würde ich unübersteiglichen „Schwierigkeiten begegnen. Ich sage dieß nicht in Bezug auf mich „selbst, denn ich habe nichts dabei zu verlieren oder zu gewinnen, aber „ich würde Ungarn Unglück bringen und ihm Nachtheil verursachen,

„wenn ich mir den Anschein geben wollte, es allein zu begünstigen „und ihm einen Vorzug zu gewähren. Darin besteht meine kritische „Lage, die mich so mit Zweifeln erfüllt, ja in Allem vollständig „lahmlegt" [191]).

In Ungarn wollte man jedoch von der Bezahlung einer Entschädigungssumme an den österreichischen Staatsschatz für die Einverleibung des Banates nichts hören. Man wies auf die Thatsache hin, daß in dem Banate sehr große und überaus werthvolle Güter sich befanden, welche vor langer Zeit das Eigenthum einzelner Familien gebildet hatten und seither an den Staatsschatz gefallen waren, der somit schon hiedurch den Besitz der gewünschten Vortheile erlangt hatte. In Anbetracht dieses Umstandes trat man in Wien von der gestellten Forderung zurück und die Vereinigung des Banates mit Ungarn wurde beschlossen. Heut zu Tage kann man wohl ernstlich sich fragen, ob dieser Schritt nicht im Interesse beider Theile, Ungarns und des Banates besser ungethan geblieben wäre; damals aber fällte wenigstens Maria Theresia ein ganz anderes Urtheil. „Heute ist ein großer Tag „für Ungarn", schrieb sie an Albert von Sachsen; „die Frage des „Banates ist entschieden und der Kanzler wird kommen, sich mit „Ihnen, mein theurer Sohn, über Alles einzuverstehen. Ich bin zu„frieden, daß unter Ihrer Statthalterschaft all diese Verbesserungen „geschehen, und daß wenigstens dieses Königreich sich glücklicher nennen „kann als es vordem war. Ich bin eine gute Ungarin; mein Herz „ist voll Erkenntlichkeit für diese Nation. Ich kann jetzt sagen, es „ist vollbracht, und mich vorbereiten zu meiner zeitlichen und ewigen „Ruhe" [192]).

Am 6. Juni 1778 geschah die Incorporirung des Banates durch den königlichen Commissär Grafen Christoph Niczky, durch den Cameralcommissär Grafen Franz Zichy und den Vicepalatin Anton Vörös, welcher als Commissär der königlichen Tafel fungirte. Die neuerworbene Provinz wurde in drei Comitate, das Temeswarer, das Torontaler und das Krassoer getheilt; jedes erhielt einen ungarischen [illegible]-ispan. Und weil in dem Banate während der

Türkenherrschaft der Adel vollständig verschwunden war, eine ungarische Administration ohne Adel aber nicht gedacht werden konnte, so wurden die Beamten der drei neuen Comitate aus dem Adel anderer Comitate berufen. Man trug übrigens Sorge, daß auch in dem Lande selbst ein Adel sich bilde. Zu diesem Ende brachte man die Kaiserin dazu, daß sie im Jahre 1780 verkündigen ließ, von den sehr ausgedehnten Cameralherrschaften würden größere und kleinere Strecken veräußert werden. Der Käufer solle, wenn noch nicht adelig, mit dem Gute auch einen Adelsbrief erhalten [193]).

Schon zwei Jahre vor der Einverleibung des Banates war Ungarn ein anderer, ihm hochwillkommener Gebietszuwachs zu Theil geworden, und es ist besonders beachtenswerth, daß dieß nicht gegen den Widerspruch, sondern auf Anrathen Josephs geschah. Im Jahre 1775 hatte er die österreichischen Küstenstädte am adriatischen Meere besucht und der Kaiserin gerathen, Buccari und Fiume mit Ungarn zu vereinigen. Jedoch solle dieß nur unter der ausdrücklichen Bedingung geschehen, daß in letzterer Stadt eine Gesellschaft zu besserem Handelsbetriebe sich bilde [194]).

So wie dieser Antrag des Kaisers, so ist auch der Entschluß seiner Mutter, ihm zu willfahren, und der Eifer schon erwähnt worden, der in Ungarn sich kundgab, den Seehandel Fiume's zu gedeihlicher Entfaltung zu bringen. Joseph von Mailáth wurde zum königlichen Commissär ernannt, um Fiume in den ungarischen Besitz zu übernehmen. Gleichzeitig beauftragte ihn Maria Theresia, einen Organisationsplan vorzulegen, durch dessen Verwirklichung eine vollständige Gleichheit zwischen Triest und Fiume herbeigeführt werden könnte.

Am 21. October 1776 übernahm Mailáth im Namen Ungarns Fiume. Er schlug der Kaiserin vor, die Leitung der Administrationsgeschäfte einem Gouverneur zu übertragen. Der Gerichtshof sollte nach altem Brauche aus fünfzig Patriziern gebildet werden; als zweite Instanz hätte entweder die Banaltafel oder die croatische Statthalterei zu dienen. Maria Theresia billigte die Vorschläge Mailáths und er

ſelbſt wurde zum erſten Gouverneur von Fiume ernannt. Streitigkeiten mit den croatiſchen Ständen gaben jedoch den Anlaß, daß Fiume im April 1779 zu einer freien Handelsſtadt erklärt wurde, welche mit dem ſie umgebenden Diſtricte als ein abgeſondertes und für ſich beſtehendes Gebiet zu Ungarn gehöre. Buccari hingegen und ſein Gebiet wurden auch noch fortan bei Croatien belaſſen [195]).

Fünftes Capitel.

Siebenbürgen.

Wie in sehr vielen Punkten, unterschied sich Maria Theresia auch dadurch in überaus vortheilhafter Weise von ihren unmittelbaren Vorfahren, daß sie dem weit entlegenen Grenzlande der Monarchie, daß sie Siebenbürgen ihre ganz besondere Sorgfalt zuwandte[196]). Allerdings geschah dieß, und die Kaiserin verdient hiefür gewiß keinen Tadel, nicht allein zum Besten des Landes, sondern sie suchte aus demselben doch wenigstens einige Beisteuer zur Bestreitung der Staatsausgaben, und größere Mithülfe, als ihr bisher zu Theil geworden, zur Verstärkung der Wehrkraft des Reiches zu ziehen.

Die Hindernisse, welche nach beiden Richtungen hin überwunden werden mußten, waren keineswegs gering, und schon ist des Widerstandes Erwähnung geschehen, den die Einführung der Militärgrenze in Siebenbürgen fand[197]). Ihn zu besiegen, war eine der Hauptaufgaben des commandirenden Generals Freiherrn von Buccow, welcher im Mai 1762, nachdem der bisherige Gouverneur Graf Ladislaus Kemény in den Ruhestand versetzt worden war, zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Die Veranlassung zu dieser Wahl lag offenbar in der Meinung, die beabsichtigten militärischen Maßregeln würden leichter und zweckmäßiger durch einen Fachmann als durch einen dem Civilstande angehörigen Gouverneur ausgeführt werden können. Um jedoch den Mangel an ausreichender Kenntniß der Landesverhältnisse, den man bei Buccow voraussetzen mußte, so gut als möglich zu ersetzen, erhielt er den Provinzialkanzler Samuel von Brukenthal als Gehülfen.

Brukenthal war ein in jeder Beziehung so ausgezeichneter Mann, er erfreute sich in so sehr hohem Grade des Vertrauens, ja man darf wohl sagen, der Vorliebe der Kaiserin, und endlich war sein Lebensgang so innig mit den Schicksalen seines Vaterlandes Siebenbürgen verknüpft, daß es unerläßlich erscheint, ihm besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Am 21. Juli 1721 kam Samuel von Brukenthal als das jüngste von sechs Geschwistern in Leschkirch zur Welt, wo fünfzehn Jahre später sein Vater Michael als Stuhl- und Königsrichter starb. Nachdem er im Lande selbst sich so viel Kenntnisse zu eigen gemacht hatte, als die dortigen Unterrichtsverhältnisse nur immer gestatteten, ging Brukenthal im Jahre 1743 nach Halle, wo er zwei Jahre hindurch den juridischen Studien mit sehr großem Fleiße oblag. Nach seiner Rückkehr heiratete er in Hermannstadt die Tochter des dortigen Provinzial-Bürgermeisters Daniel von Kloknern und erhielt eine Anstellung beim Stadtmagistrate. Im März 1753 kam er mit einer Deputation nach Wien, und damals wurde er zuerst der Kaiserin persönlich bekannt. Der günstige Eindruck, den er auf sie hervorbrachte, fand darin seinen Ausdruck, daß er, nach Siebenbürgen zurückgekehrt, im Jänner 1754 zum Gubernialsecretär ernannt wurde. Als solcher nahm er Antheil an der Einführung des von dem Grafen Bethlen entworfenen Steuersystems. Aber dasselbe entsprach den gehegten Erwartungen nicht, indem das Erträgniß zwar zur Bestreitung der Bedürfnisse des in Siebenbürgen befindlichen Militärs, nicht aber für diejenigen des Landes und der einzelnen Kreise ausreichend war. Um dieß Ziel zu erreichen, wurde eine beträchtliche Steuererhöhung beschlossen, durch welche sich jedoch die sächsische Nation allzuschwer bedrückt fand. Sie faßte den Beschluß, gegen ihre Ueberlastung mit Abgaben Beschwerde zu erheben und sich an die Kaiserin selbst mit der Bitte um Abhülfe zu wenden. Dieß that sie durch Brukenthals Vermittlung, der zu Beginn des Jahres 1759 in Privatangelegenheiten nach Wien gegangen war. Ihm vertraute die sächsische Nation ihre Vollmacht, und im Juni 1759 wurde Brukenthals Ernennung zu ihrem Deputirten von der Kaiserin ausdrücklich genehmigt. Im

Jahre 1760 ernannte ihn Maria Thereſia zum Gubernialrathe, und am 1. Dezember 1761 wurde er von der ſächſiſchen Nation zu ihrem Comes erwählt [198]).

Merkwürdiger Weiſe annullirte jedoch Maria Thereſia dieſe Wahl wegen verſchiedener Formfehler, die dabei unterlaufen ſein ſollten. Sie ernannte Brukenthal vielmehr, und zwar, wie das bezügliche Decret ſich ausdrückte, in Anbetracht „ſeines erprobten Eifers für das all„gemeine Beſte, ſeiner ausgezeichneten Geiſtesgaben, ſeiner Erfahrung, „großen Bildung und treuen Dienſte" zum Provinzialkanzler von Siebenbürgen. Außerdem wurde er wenige Wochen ſpäter in den Freiherrnſtand erhoben.

Gemeinſchaftlich mit Buccow betheiligte ſich nun Brukenthal an den Arbeiten zur Einführung der Grenzmiliz in Siebenbürgen und den Vorbereitungen zur Aufſtellung eines nach allen Richtungen hin befriedigenderen Steuerſyſtems. Heftige Anfeindung mußten Beide, da ſie keine geborenen Ungarn waren, von Seite des ungariſchen Adels in Siebenbürgen erdulden, und ſie wurden auch am Kaiſerhofe verdächtigt. Deßhalb nach Wien berufen, begaben ſie ſich im Mai 1763 dorthin, und leicht gelang es ihnen, die wider ſie vorgebrachten Beſchuldigungen zu entkräften. Im Spätherbſte 1763 kehrte Buccow nach Siebenbürgen zurück, Brukenthal aber erhielt den Auftrag, in Wien zu bleiben und an allen Berathungen der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei, welche auf die Contributions- und die Militärangelegenheiten dieſes Landes ſich bezogen, Antheil zu nehmen. Fruchtlos hatte man ihn davon auszuſchließen geſucht [199]).

Im Mai 1764 ſtarb Buccow, und der General der Cavallerie Andreas von Hadik wurde zum commandirenden General in Siebenbürgen und zum Vorſitzenden des dortigen Guberniums ernannt. Er erhielt den Auftrag, mit Brukenthal in vertrauten Briefwechſel zu treten. Denn in immer höherem Grade hatte ſich derſelbe das Vertrauen der Kaiſerin erworben, ſo daß er von ihr nicht nur in ſiebenbürgiſchen, ſondern auch in ungariſchen Geſchäften gebraucht wurde. So iſt ſchon an anderer Stelle erwähnt worden, daß ſie die berühmte

Schrift von Kollár über die gesetzgebende Gewalt der ungarischen Könige in geistlichen Dingen der Beurtheilung Brukenthals unterzog, und daß er sich ihr gegenüber sehr günstig über sie aussprach [200]).

Gleichwohl bildeten auch noch fortan die Angelegenheiten Siebenbürgens das eigentliche Gebiet der Wirksamkeit Brukenthals. Um so weiter dehnte er dasselbe aus, je weniger der siebenbürgische Hofkanzler Graf Gabriel Bethlen den Pflichten seines Amtes, dem er übrigens schon seit geraumer Zeit vorstand, gewachsen zu sein schien. Und gerade in einer Angelegenheit, in welche Bethlen persönlich verwickelt war, erwarb sich Brukenthal große Verdienste um Siebenbürgen.

Im Jahre 1758, also in einer Zeit, in der die Kosten der Fortführung des Krieges den österreichischen Staatsschatz in sehr große Bedrängniß versetzt hatten, brachte der Hofkanzler Bethlen weit ausgedehnte Fiscalgüter in Ungarn unter Bedingungen an sich, welche für ihn äußerst günstige genannt werden mußten. Zahlreiche Anstände, die bei der Abwicklung dieses Geschäftes sich ergaben, boten Veranlassung, daß die unter dem Präsidium des Grafen Esterházy zur Beurtheilung dieser Angelegenheit tagende Commission eine Reihe von Anträgen stellte. Die wichtigsten derselben bestanden darin, daß die dem Grafen Bethlen für immerwährende Zeiten zugesprochenen Güter ihm für einen Kaufschilling von einer halben Million Gulden überlassen werden sollten. Außerdem habe er noch den Zahlungsrest von 35.000 Gulden zu entrichten und die rückständigen Interessen zu tilgen. Und endlich sei der Fogaraser District wieder an das siebenbürgische Thesaurariat abzutreten und alles seit dem 1. April 1758 aus demselben bezogene Einkommen zurückzuerstatten.

Maria Theresia stimmte jedoch diesen Anträgen der Commission keineswegs vollständig bei. „ich mögte", antwortete sie eigenhändig auf dieselben, „dise sach wohl bald ausgemacht wissen. perenaliter „glaube selbsten, das der fogarasser district nicht solle weeggeben „werden, aber wohl vor seine person allein und so lang er lebt. all „anders aber wäre ihme perenaliter zu lassen und keine chicanen „zu machen. er ware in bona fide, warumen hat man so schlecht

„anfangs vorgesehen? er kan nicht die straff tragen. es stecken alle „cameralbeamte darunter, die holtz, hey, fouragefuhren, andere „naturalien alle gratis genossen. dem ærarium ist kein schaden in „einkünfften geschehen" [201]).

Der Wunsch der Kaiserin, diese Streitsache baldigst beigelegt zu sehen, ging jedoch nicht in Erfüllung, denn sie war hiezu viel zu verwickelt; erst durch das Zuthun Brukenthals kam man allmälig ans Ziel. Auf Bitten der sächsischen Nation vertrat er dieselbe bei den Verhandlungen, welche hierüber gepflogen wurden. Ihr Ausgang war der, daß am 15. Juli 1765 die Uebergabe des Fogaraser Districtes an die sächsische Nation auf neun und neunzig Jahre erfolgte. Sie zahlte dafür dem Grafen Bethlen 140.000 Gulden und trat dreizehn Dörfer zur Militärgrenze ab.

Wurde in solcher Weise die Vermögenssache Bethlens geordnet, so erlitt ungefähr gleichzeitig sein amtlicher Wirkungskreis eine neue Beschränkung. Blieb er auch noch dem Namen nach an der Spitze der Hofkanzlei, so wurde doch die Leitung der siebenbürgischen Geschäfte fast ganz in Brukenthals Hände gelegt [202]). Maria Theresia übertrug ihm den Vorsitz in einer von der Hofkanzlei abhängigen Commission, zu deren Mitgliedern sie die Hofräthe Alexander von Horvath und Joseph Freiherrn von der Marck ernannte. Der Erstere sollte die laufenden Geschäfte, der Zweite das Militär- und Contributionswesen besorgen [203]). Und als endlich Bethlen trotz aller Rücksicht der Kaiserin für seine langjährigen Dienste, für seine vornehme Geburt und für seine hochadeligen Verwandtschaften doch in seiner bisherigen Stellung als siebenbürgischer Hofkanzler unhaltbar geworden war, erhielt Brukenthal den Vorsitz bei der Hofkanzlei, ohne jedoch zu deren Präsidenten ernannt zu werden, welcher Posten einstweilen unbesetzt blieb.

Von dem Augenblicke angefangen, in welchem er den maßgebenden Einfluß auf die Angelegenheiten Siebenbürgens erhielt, entwickelte Brukenthal die eifrigste Thätigkeit zum Besten dieses Landes. Allerdings brachte es demselben keinen materiellen Gewinn, als Brukenthal

der Kaiserin vorschlug, das Fürstenthum Siebenbürgen zum Range eines Großherzogthums zu erheben, aber in jener titelsüchtigen Zeit wurde großes Gewicht hierauf gelegt. Maria Thersia vernahm den Fürsten Kaunitz über Brukenthals Antrag und der Staatskanzler billigte diesen Gedanken. Aber er war nicht dafür, daß Siebenbürgen künftighin ein Großherzogthum sei, sondern er meinte, es solle mit Rücksicht auf dessen bisherige Bezeichnung von nun an ein Großfürstenthum genannt werden. Mit Handbillet vom 8. November 1765 genehmigte die Kaiserin diesen Vorschlag [204]).

Nicht Brukenthal, wohl aber Bethlen, der damals wenigstens noch dem Namen nach in seiner früheren amtlichen Stellung sich befand, hatte gemeint, daß bei diesem Anlasse auch das ungarische doppelte Kreuz wieder in das siebenbürgische Wappen aufgenommen werden sollte; Kaunitz erklärte jedoch, er müsse diesen Vorschlag theils als überflüssig, theils als nicht rathsam betrachten. Denn dessen Annahme könnte leicht zu der irrigen Meinung verleiten, Siebenbürgen sei eine von Ungarn abhängige Provinz [205]). Hingegen rieth Kaunitz, zur Erhöhung der Bedeutung des gefaßten Beschlusses das auszufertigende Diplom statt mit einem gewöhnlichen Siegel, mit einer goldenen Bulle zu versehen. Die Kaiserin billigte diesen Antrag des Staatskanzlers; die Verfertigung der Bulle nahm jedoch so lange Zeit in Anspruch, daß man mit ihr und deßhalb auch mit dem Diplome erst im Juli 1767 zu Stande kam [206]).

Bedeutsamer war, wenigstens vom Standpunkte der Jetztzeit betrachtet, Brukenthals Vorschlag zur Errichtung einer Universität in Siebenbürgen; inmitten der gebildetsten unter den drei gleichberechtigten Nationen, und zwar der sächsischen, somit in Hermannstadt sollte sie ihren Sitz haben. Die Kosten derselben schlug er auf eine Million an, und zur Aufbringung dieser Summe entwarf er ein Project, welches die Zustimmung der Kaiserin erhielt. Aber nun erhob sich im Lande selbst gegen Brukenthals Antrag ein Mann, der gleich ihm in sehr hoher Gunst bei Maria Thersia stand, dessen eifriger Widerspruch daher schwer in die Wagschale fiel. Es war dieß Josephs

ehemaliger Lehrer der ungarischen Geschichte, der Bischof von Siebenbürgen, Joseph Anton von Bajtay[207]).

Wir befinden uns im Besitze einer Reihe vertraulicher Briefe Bajtay's an den Cabinetssecretär der Kaiserin, Cornelius von Neny. Aus ihnen läßt sich nicht nur die ungewöhnliche geistige Bildung des Schreibers dieser Briefe, sondern auch seine tief empfundene Anhänglichkeit an die Person der Kaiserin, und sein Eifer entnehmen, ihr in dem weit entfernten und in Wien so wenig gekannten Lande, in welchem er einen so wichtigen Posten bekleidete, nutzbringend zu dienen. Aber freilich hielt er es nicht minder für seine Pflicht, die Interessen der katholischen Religion dort wahrzunehmen, wo nach seiner Auffassung sein bischöfliches Amt ihm dieß gebot. Obgleich selbst ein Mann der Wissenschaft und nichts weniger als ein unduldsamer Zelot, bot Bajtay doch Alles auf, was er nur immer vermochte, um das Project der Errichtung einer Universität in Hermannstadt zum Falle zu bringen. Mit nicht gewöhnlicher Schlauheit wußte er die Kaiserin bei ihrer schwachen Seite zu fassen. Kein gefährlicherer Schlag, stellte er ihr vor, könne gegen die katholische Religion in Siebenbürgen geführt werden als die Verwirklichung jenes Projectes. Er sehe schon im Geiste vorher, wie durch die neu anzustellenden Lehrer dem sogenannten Freigeiste der Eingang in ein von ihm noch kaum berührtes Land gebahnt werden würde. Eine solche Begünstigung werde die Akatholiken mit noch größerer Halsstarrigkeit erfüllen, als von der sie ohnedieß schon beherrscht seien. Unbegreiflich erscheine es ihm, wie man einer Monarchin, die sich durch ihren Eifer für den katholischen Glauben und durch ihre Gottseligkeit die Bewunderung der ganzen katholischen Welt erwarb, zu rathen sich unterfange, einer falschen und von der katholischen Kirche verworfenen Lehre derartige Begünstigungen angedeihen zu lassen. Allerdings kenne er die Beweggründe, welche man zur Unterstützung dieses Vorschlages anführen zu dürfen glaube. Man behaupte, daß alljährlich durch die jungen Leute, welche sich in das Ausland begäben, um dort zu studiren, sehr viel Geld aus dem Lande geführt werde, und daß man denselben noch überdieß in der Fremde verwerfliche Gesinnungen beibringe. Obwohl sich die Wahrheit dieser Behauptungen

nicht völlig in Abrede stellen lasse, so seien doch solche Uebelstände mit den verderblichen Folgen, welche sich von der Errichtung einer Universität in Hermannstadt vorhersagen ließen, durchaus nicht zu vergleichen. Denn selten komme es vor, daß Mitglieder angesehener und reicher Familien sich nach der Fremde verfügten; die Leute geringeren Standes hätten jedoch nur wenig Geld dorthin mitzunehmen; die in solcher Weise jährlich verausgabte Summe werde nicht viel mehr als zweitausend Gulden betragen. Und wenn man auch von den ausländischen Schulen manchmal recht üble Gesinnungen heimbringe, so gleiche doch solches gewisser Maßen dem Schmuggel und lasse das allgemeine Wesen, den Geist der Nation unverletzt.

Statt zur Errichtung einer Hochschule in Hermannstadt, welche unfehlbar eine protestantische sein müßte, meint Bajtay hingegen zu einer katholischen Universität in Klausenburg rathen zu sollen. Die Beihülfe der Jesuiten, welche dort ohnedieß schon ansehnliche Schulen besäßen, würde die Ausführung eines solchen Projectes ungemein fördern und wäre gewiß nicht schwer zu erlangen. An dieser Universität könnten dann auch die Akatholiken in all den Fächern, welche mit der Confession nichts gemein hätten, ihre Studien zurücklegen [208]).

Bajtay's eifervoller Widerspruch genügte, um Brukenthals Project wegen Errichtung einer Universität in Hermannstadt zu untergraben, aber freilich erreichte er es auch nicht, daß nach seinem Vorschlage eine Hochschule in Klausenburg erstand. Glücklicher war Brukenthal mit seinem Antrage, daß auch der sächsischen Nation die Bezeichnung inclyta verliehen werde, wie die Ungarn und die Szekler sie führten; früher hatte die sächsische Nation nur alma geheißen. Von ungleich größerer Wichtigkeit aber war sein Einfluß auf all dasjenige, was sich auf die Contributionsangelegenheiten Siebenbürgens bezog. Schon während Buccow noch lebte, waren mit Brukenthals und Bajtay's Hülfe die ersten Umgestaltungen des noch von Bethlen herrührenden Steuersystems in Siebenbürgen ins Werk gesetzt worden. Unter seinem Nachfolger Hadik scheint nichts Neues in dieser Sache geschehen zu sein. Aber sie wurde wieder in Angriff genommen, als im Beginne

des Jahres 1768 der General der Cavallerie Graf Karl O'Donell zum commandirenden General in Siebenbürgen und zum Präsidenten des dortigen Guberniums ernannt wurde.

Gleich Brukenthal und Bajtay gehörte auch O'Donell zu den Personen, welche sich der ganz besonderen Gunst der Kaiserin erfreuten. Zu ihrem verstorbenen Gemal, dem Kaiser Franz hatte er in sehr vertraulichen Beziehungen gestanden, und Maria Theresia meinte ohne Zweifel in dem Ueberlebenden auch noch den Dahingegangenen zu ehren, wenn sie O'Donell ungewöhnlich bevorzugte. Mit Bestimmtheit zählte sie daher auch auf seine Dienste wie auf diejenigen Bajtay's, als es um Einführung des neuen Steuersystems sich handelte, welches Brukenthal auf Grundlage der schon von Buccow aufgestellten Prinzipien zu entwerfen im Begriffe stand. Zur Durchführung desselben wollte ihn Maria Theresia nach Siebenbürgen absenden, und schon Anfangs Februar 1768 schrieb sie an Brukenthal folgende Zeilen:

„obwohlen die sachen einige verspättung leiden werden, so erwarte „mich doch zu seinen eyffer vor meinen dienst und dessen einsicht, das „er das angefangene so grosse werck des bucofs in seine consistentz „bringen werde zum nutzen und sicherheit des lands sowohl als meinen „dienst, nachdeme ihme am besten die grundsätze des plans und des „lands bekant sind, weillen er an meisten und schier allein selben mit „bucof ausgearbeitet habe" [209]).

Dem Wunsche der Kaiserin zufolge begab sich Brukenthal wirklich nach Siebenbürgen, um dort die noch nöthigen Vorarbeiten zu treffen. Im August 1768 war er wieder in Wien, und im Mai 1769 überreichte er der Kaiserin die von ihm vollendeten Entwürfe.

Es sind Andeutungen vorhanden, daß man sich, ehe dieß geschah, von Siebenbürgen her und aus Kreisen, welche der sächsischen Nation mißgünstig waren, sehr große Mühe gab, die Stellung Brukenthals bei der Kaiserin zu erschüttern. Graf O'Donell, offenbar in enger Verbindung mit dem ungarischen Adel des Landes, gab sich zum Sprachrohr für diese Anklagen gegen Brukenthal her; durch Lacy's Vermittlung

brachte er sie an Maria Theresia. Die Antwort, welche sie hierauf ertheilte, war jedoch der Kaiserin würdig.

„Ich kenne meine Leute", so lautete sie, „und die Hetzereien ver-
„abscheue ich. Sehr oft setzt man Dinge auf meine Rechnung, welche
„Andere sagen. Ich schätze Brukenthal und bin ihm zu Dank ver-
„pflichtet. Es würde mir leid thun, wenn er schuldig befunden würde;
„wäre er es jedoch, dann würde ich ihm mein Vertrauen und die
„Leitung der Geschäfte entziehen, aber ich würde ihn nicht bloßstellen,
„denn seine früheren Dienste fordern dieß von mir und darin liegt der
„Grund, warum ich den Kaiser noch nicht davon unterrichte, sondern
„mich bloß Blümegens bediene" [210]).

Daß er nicht so rasch, als er es wohl gewünscht, sein Ziel zu erreichen vermochte, hielt O'Donell nicht davon ab, es noch weiter zu verfolgen. Er setzte seine geheime Berichterstattung fort und empfahl nur dringend, ihn ja nicht zu verrathen. Daß er Maria Theresia insgeheim von Allem, was vorkam, in Kenntniß setzen wollte, nahm sie ihm nicht übel, ja sie erblickte hierin nur die Erfüllung einer ihm obliegenden Pflicht. Daß er sie aber der Preisgebung seines Geheimnisses für fähig hielt, wurmte sie sehr, und ihre Antwort an Lacy ist offenbar in dieser Stimmung verfaßt. „Niemals habe ich", schrieb sie dem Feldmarschall, „an Jemand gefehlt, der mir irgend etwas
„vertraute; ich betrachte ein solches Verfahren als infam. Wenn ich
„mein eigenes Geheimniß preisgeben will, ist es etwas anderes; ich
„muß dann den Schaden und den Tadel davon tragen. Sie können
„also O'Donell versichern, und mögen dieß zugleich auch für alle
„künftigen Fälle thun, daß Niemand seine Briefe sieht, sogar nicht
„mein getreuer Pichler, für den ich doch noch mehr gutstehe als für
„mich selbst. Aber man wird sehr leicht errathen, daß er es ist, der
„uns vertrauliche Berichte abstatten muß; so haben es ja auch Hadik,
„Buccow, Wallis und alle Anderen gehalten" [211]).

Wie dem übrigens auch sein mochte, glänzend ging Brukenthal aus den wider ihn erhobenen Verdächtigungen hervor. „Finde", schrieb Maria Theresia auf den zustimmenden Bericht des Staatsrathes [212])

über Brukenthals Entwurf eines neuen Steuersystems, „wie der Staats-
„rath die Ausarbeitung des Brukenthal klar, schön, eifrig, billig; er
„wird aber eine sehr große Unterstützung brauchen, es auszuführen.
„Bin in allem verstanden, wie auch in beyden diesen letzteren Punkten,
„wie der Staatsrath einrathet. Das Protocoll ist unvergleichlich ver-
„faßt, kurtz, klar, bündig; Koller hat sich Ehre damit gemacht. Seit
„langer Zeit habe nichts besseres und mit mehr Satisfaction als dieses
„wichtige Werk gelesen und approbirt."

Die volle Genehmigung des von Brukenthal entworfenen neuen Steuersystems war wohl der beste Beweis, daß die Anklagen gegen ihn auf Maria Theresia gar keinen Eindruck gemacht hatten. Mit Handbillet vom 9. August 1769 gab sie ihm selbst ihre besondere Zufriedenheit über das mit so vielem Eifer und so wohlbedachter Ueberlegung zu Stande gebrachte Werk zu erkennen. Sie erklärte ihm weiter, daß sie entschlossen sei, ihn zur Durchführung seines Systems nächstens nach Siebenbürgen zu senden, und sie beauftragte ihn, ihr seine Gedanken zu eröffnen, wie er hiebei zu Werke gehen werde. Sie ernannte ihn zu diesem Ende zu ihrem königlichen Commissär, und sie befahl dem Gubernium, ihm nach jeder Richtung hin bereitwilligsten Beistand zu leisten[213]).

So unzweideutig nun auch dieser Beweis des Vertrauens war, den Maria Theresia dem Freiherrn von Brukenthal gab, so dauerten doch die Anfeindungen wider ihn aus den Kreisen des siebenbürgischen Adels ungeschwächt fort, und nach wie vor lieh ihnen O'Donell seine Unterstützung. Um nur einen einzigen Fall zu erwähnen, sei der Beschwerde des Assessors der königlichen Tafel, Grafen Ladislaus Toldalagy über angebliche Gehässigkeiten Brukenthals gedacht. Um Beförderung und Gehaltsvermehrung bat er, und gleich O'Donell hielt auch Lacy diese Begehren für berücksichtigungswürdig. Maria Theresia aber entgegnete hierauf mit eigener Hand:

„mir ist leyd, das solche leute die eyffrige machen und sich suchen
„durch solche nebencommissionen zu recomendiren, weillen sie durch
„den geraden weeg nichts zu hoffen haben. diser man hat mich auch

„eine zeit eingenohmen, ich habe aber nur gar zu klar erkant seinen „gefährlichen caracterre; er kan keines von beeden begern hoffen“ [214]).

Wichtiger war es für Maria Thereſia zu ſehen, daß O'Donells Abneigung gegen Brukenthal ihn bis zu der Bitte trieb, ſich während Brukenthals Anweſenheit in Siebenbürgen von dort entfernen und nach Wien kommen zu dürfen. Obwohl er Geſundheitsrückſichten vorſchützte, wußte doch Jedermann um den wahren Beweggrund ſeines Anliegens, und Lacy ſprach ihn auch der Kaiſerin gegenüber ganz unverhohlen aus. Eben ſo rückhaltslos antwortete hierauf Maria Thereſia:

„O'Donell läßt meiner Denkungsweiſe nicht Gerechtigkeit wider„fahren. Es iſt mir vollſtändig gleichgültig, ob er dort bleibt oder „hieher kommt, und ich verſichere Sie, daß Brukenthal ſich um deßwillen „nicht zurückhalten läßt, indem er immer darauf rechnet, daß er ihm „alle Ehren erweiſen und alle Erleichterungen angedeihen laſſen wird, „welche einem königlichen Commiſſär gebühren, und wie dieß immer „gebräuchlich war, zuletzt aber auch bei Bethlen angeordnet wurde. Wenn „er es vorzieht, hieherzukommen, will ich es gerne geſtatten und würde „es in Anbetracht des Gegenſatzes ihrer Anſchauungen faſt für zweck„mäßiger halten. Sie können ihm hierüber dasjenige ſchreiben, was „Sie ſelbſt als das Beſte betrachten“ [215]).

Trotz dieſer Schlußworte der Kaiſerin glauben wir doch verſichern zu können, daß ſie vorgezogen hätte, wenn O'Donell in Siebenbürgen geblieben und dort im Vereine mit Bajtay den Freiherrn von Brukenthal bei der Durchführung ſeiner ſchwierigen Aufgabe eifrig unterſtützt hätte. Durch einen Brief, den ſie in jenen Tagen an Bajtay ſchrieb, wird dieß ziemlich deutlich bewieſen. Dringend bat ſie ihn, Brukenthal zur Vollziehung des Auftrages, den ſie ihm gegeben, behülflich zu ſein. Und eigenhändig fügte ſie ihrem Briefe einige Zeilen hinzu, welche für ſie ſelbſt, ihre Beziehungen zu Bajtay und die Stellung des Letzteren in Siebenbürgen ſehr bezeichnend genannt werden müſſen. Sie lauten:

„Die Religion ist unsere erste Pflicht und unser einziges Ziel;
„Sie können darauf zählen, daß ich es mir zum Ruhme anrechnen
„werde, Sie zu unterstützen, aber man muß sich auch die einmal ob-
„waltenden Umstände gegenwärtig halten. Ich verspreche mir sehr viel
„Gutes von dieser Commission. Drei so eifrige Männer, so voll von
„Talenten, die Freunde der Maria Theresia, werden zusammenwirken,
„ohne irgend welche Eifersucht, Jeder den Anderen in dessen Wirkungs-
„kreise schätzend und ohne ihn im geringsten verkürzen zu wollen“[216]).

Noch ehe dieses Schreiben der Kaiserin in Bajtay's Hände gelangt sein konnte, hatte O'Donell sich neuerdings an Lacy, und zwar mit einem Briefe gewendet, hinsichtlich dessen der Feldmarschall einen Augenblick unschlüssig gewesen zu sein scheint, ob er ihn der Kaiserin vorlegen solle oder nicht. Als er dieß dennoch that, geschah es nicht ohne der Besorgniß Ausdruck zu verleihen, daß er hiedurch vielleicht über O'Donells wirkliche Absichten hinausgehe. Uebrigens richtete der Brief nicht so sehr gegen Brukenthal seine Spitze, als er von den benachbarten Grenzländern sprach und darauf hinwies, daß deren Zustände von Tag zu Tag eine für Oesterreich drohendere Gestalt annähmen. „Es ist schon lange her“, antwortete hierauf Maria Theresia, „daß ich mit den Angelegenheiten jener Völkerschaften mich beschäftige,
„auf welche man niemals zu zählen vermag, indem all das Gute, das
„man für sie thut, nur für den Augenblick nützt und sie noch schwie-
„riger, aber keineswegs treuer für die Zukunft macht. Um Vortheil
„aus ihnen zu ziehen, müßte man despotisch sein und statt des Szepters
„die Knute führen, um sie zu lenken; das ist das einzige Mittel, sie
„sich nutzbar zu machen; ich gestehe daß ich mich nicht so sehr zu
„ändern vermag. Ich glaube daß es nothwendig sein wird, Truppen
„marschiren zu lassen, aber erst gegen Ende des Jänner oder Februar
„und ganz mit Bequemlichkeit, deßgleichen Cavallerie. Und unter uns
„gesagt, ich würde es lieber sehen, wenn der Kaiser nach Siebenbürgen
„gienge, als die Besuche in den Quartieren der Regimenter. Dort
„könnten Sie und er sehr viel Gutes wirken, während ich die hiesige
„Reise als nutzlos betrachte. Aber ich schlage nichts vor und ich wünsche
„sogar nicht, daß Sie sich damit beladen. Hinsichtlich O'Donells

„wissen Sie, daß er mein Freund ist, somit haben Sie mir gegenüber „nichts zu befürchten. Die Gewohnheit, mit der Welt zu verkehren, „hat mich genug biegsam gemacht, die Menschen mit ihren Fehlern „zu ertragen, wenn dieselben nur nicht wesentlich und dem öffentlichen „Wohle entgegengesetzt sind. Nie wird O'Donell von mir erfahren, „was einzig und allein für Sie bestimmt war. Das Vertrauen, „welches er in Sie setzt, ist so gerecht, daß es ihm ein Verdienst mehr „in meinen Augen verleiht, und Ihr Zutrauen, indem Sie mir das „mittheilen, was man Ihnen anvertraut, schmeichelt mir, und niemals „werde ich es mißbrauchen. Denn ich bin nicht im Stande, das „Geheimniß eines Anderen zu verrathen, selbst wenn ich auch fähig „wäre, dieß hinsichtlich des meinigen zu thun" [217]).

Die Besorgniß der Kaiserin, daß es trotz ihrer eindringlichen Ermahnungen zu einem gedeihlichen Zusammenwirken zwischen O'Donell und Brukenthal nicht kommen werde, ging nur zu bald in Erfüllung. Am Weihnachtsabende des Jahres 1769 traf Brukenthal an der siebenbürgischen Landesgrenze ein und mit großem Pompe wurde er nach Hermannstadt geleitet. Aber schon in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthaltes brachen Zwistigkeiten zwischen ihm und O'Donell aus. „Ich bin der Meinung", schrieb Maria Theresia am 26. Jänner 1770 an Lacy, „daß die Sache zwischen den beiden Commissären nicht „gehen wird. Das war der Grund, weßhalb ich vorgezogen hätte, sie „hier unter meinen Augen zu haben. Sie werden O'Donell anrathen, „sich zu entfernen, wenn Brukenthal an einem dritten Orte erscheint. „Wenn Commissionen abgehalten werden, soll derjenige, bei dem sie „stattfinden, den letzten Platz einnehmen; das will heißen, wenn sie „bei O'Donell sind, soll er Brukenthal den Vorrang einräumen und „umgekehrt" [218]).

Lacy hatte offenbar, von der ihm durch die Kaiserin ertheilten Ermächtigung Gebrauch machend, dem Grafen O'Donell gerathen, auch während Brukenthals Anwesenheit in Siebenbürgen zu bleiben, aber man konnte immer weniger daran zweifeln, daß die Wirkungen hievon keine günstigen waren. Am 22. Februar 1770 fand der feierliche

Empfang des königlichen Commissärs von Seite des Landesguberniums unter dem Vorsitze Bajtay's statt; nach den gegenseitigen Anreden wurde das Rescript über das neu einzuführende Steuersystem verlesen. Brukenthal erstattete der Kaiserin über diesen Vorgang Bericht; er führte die Namen der Anwesenden auf und Maria Theresia entnahm hieraus, daß Niemand vom Militär der Feierlichkeit beigewohnt habe und auch die Thesaurariatsräthe Fritz und Heiter ihr ferngeblieben seien. Als jedoch die Kaiserin ihre Verwunderung hierüber aussprach und dieß O'Donell zu Ohren kam, verantwortete er sich in einem an Lacy gerichteten Schreiben, das von den leidenschaftlichsten Anklagen gegen Brukenthal erfüllt war. Von der Frechheit und der nichtswürdigen Handlungsweise dieses Mannes sprach er, der es wage, die Kaiserin mit wahrer Unverschämtheit zu belügen. Maria Theresia aber schrieb an Lacy, nachdem er ihr den Brief O'Donells vorgelegt hatte, die folgenden Worte:

„Ich bedauere sehr, daß eine von mir gestellte Frage diesen „ganzen Zwist hervorrief. Die Gemüther sind viel zu erregt, das „kann nicht so bleiben. Aus Liebe zur Wahrheit muß ich sagen, daß „der arme Brukenthal nur die Namen der Anwesenden anführte, ohne „einen der Räthe vom Thesaurariat, und das ist sehr Unrecht. Seit „langer Zeit wußte man von dieser feierlichen Handlung, welche bevor„stand, und hat auch das Militär nur spärlich sich dabei betheiligt. Das „ist Alles; ich weiß mir wenig Dank dafür, die Ursache dieser ganzen „Gereiztheit zu sein, indem ich den ersten Fehler aufklären wollte, den „ich vorfand; es soll nicht wieder geschehen" [219]).

Inzwischen glimmte in Siebenbürgen das Feuer der Zwietracht zwischen O'Donell und Brukenthal noch fort, ja es brach aus Anlaß des Austrittes des Gubernialrathes Grafen Johann Nemes aus der dortigen Militärcommission in neue Flammen aus. „es wäre einer „der capablesten, wan man einen neüen hieher ziehen wurde", hatte Maria Theresia vor ungefähr zwei Jahren an Lacy geschrieben [220]), als Nemes sich um die schon seit längerer Zeit erledigte erste Hofraths-stelle bei der siebenbürgischen Hofkanzlei bewarb. Es mag leicht sein,

daß Brukenthal es war, der diese Berufung hintertrieb, und daß er sich in Nemes hiedurch einen erbitterten Gegner erweckte. Wie O'Donell, nahm auch Lacy für Letzteren Partei, doch that er dieß, insofern es Brukenthal anging, wenigstens in maßvoller Weise. Er versicherte die Kaiserin, daß er gewiß nicht aus Abneigung wider ihn sich so ausspreche. Er kenne vielmehr seine Fähigkeiten, seine sonstigen guten Eigenschaften, seinen Eifer für den Dienst. Aber er glaube, daß die sämmtlichen Verrichtungen, die er auf sich genommen habe, in seiner Person unvereinbar seien. Er sei in Siebenbürgen zugleich Richter und Partei, und daher komme es, daß er gegen Solche, deren Amtshandlungen vielleicht eine strenge Beaufsichtigung nöthig machen würden, nachsichtig sein, und um die Gunst derjenigen, welche im Lande die hervorragendsten Stellungen einnähmen, sich bewerben müsse. Nemes würde vielleicht zu dem Posten eines siebenbürgischen Hofkanzlers passen, wenn die Finanzangelegenheiten des Landes gleichzeitig an die Hofkammer kämen. Dann würden die Zwistigkeiten in Siebenbürgen, welche in der That schon aufs Aeußerste gediehen wären, allmälig wieder abnehmen, die hiedurch hervorgerufenen Unordnungen aufhören, die dort zu treffenden nützlichen Einrichtungen einen rascheren Fortgang nehmen und sowohl dem Wohle des Landes als auch demjenigen Brukenthals größerer Vorschub geleistet werden [221]).

„das schreiben an bruckenthall ist zu ergehen", antwortete Maria Theresia dem Grafen Lacy, als er zwei Tage später neuerdings auf die Sache zurückkam. „ich liebe alzeit, das man khlar denen leuten „rede; er wird sich wohl wissen zu verantworten. leyder sehe die „animositætten täglich zunehmen."

Während derlei Klagen wider ihn einliefen und solche Intriguen gegen ihn gespielt wurden, schritt Brukenthal, ohne sich hiedurch irgendwie beirren zu lassen, auf der Bahn fort, die er zum Heile seines Landes einschlagen zu sollen geglaubt hatte, und er wurde hierin von der Kaiserin nur noch bestärkt. „Sein bisheriger Fürgang in Ansehung des Contributionswesens", schrieb sie ihm am 22. Februar 1770, „wie solchen aus seiner eingeschickten Aeußerung vom 17. elapsi

„entnommen, gereichet zu meiner Zufriedenheit, und gewärtige ich von „seinen Dienst-Eiffer die weitere Ausarbeitung nach dem entworffenen „Systeme seiner Zeit zu erhalten, wie Mir dann auch über die sich „etwa ergeben mögende Anstände jedesmahl die Anzeige zu erstatten „seyn wird" [222]).

Von der Kaiserin in solcher Weise unterstützt, führte Brukenthal mit kraftvoller Hand das von ihm entworfene Steuersystem durch. Von jenem Zeitpunkte an ist es während einer sehr langen Reihe von Jahren für Siebenbürgen in unbestrittener Geltung geblieben.

Da gleichzeitig auch, wie schon an anderer Stelle erwähnt worden, in einem Theile Siebenbürgens das Militärgrenzsystem eingeführt wurde, erschienen beide Hauptaufgaben erfüllt, welche sich Maria Theresia hinsichtlich Siebenbürgens, insofern es dessen Nutzbarmachung zu Gunsten des Gesammtstaates Oesterreich betraf, gestellt hatte. Darüber vernachlässigte sie jedoch auch die speziellen Landesinteressen in gar keiner Weise. Und der beste Beweis ihrer Fürsorge für sie wird wohl in den Schritten gefunden werden können, welche die Kaiserin unternahm, um auch in Siebenbürgen die Urbarialverhältnisse in zweckentsprechender Weise zu regeln.

Die Vorfälle, die während der Anwesenheit Brukenthals in Siebenbürgen zwischen ihm und O'Donell sich zutrugen, hatten allmälig zu der gewiß berechtigten Ansicht geführt, daß es nicht gut sei, das Präsidium des dortigen Guberniums mit dem Obercommando über die Truppen in einer und derselben Hand vereinigt zu lassen. O'Donell selbst mochte dieß einsehen, denn gegen Ende des Jahres 1770 legte er seine Stelle nieder. Er kam nach Wien, wo ihn schon im März 1771 ganz plötzlich der Tod ereilte. Schon ehe dieses Ereigniß eingetreten war, hatte man die künftige Trennung der beiden Aemter, die in seiner Person vereinigt gewesen, dem Grundsatze nach genehmigt. Es handelte sich nur noch um die Auswahl des Mannes, der an die Spitze des Guberniums gestellt werden sollte, und Brukenthal gab sich unsägliche Mühe, die Wahl auf einen Siebenbürger fallen zu machen. Da es nach den damals beobachteten Prinzipien feststand,

der neue Gubernator könne nur dem höheren Adel entnommen werden, derselbe jedoch durchgängig der ungarischen Nationalität angehörte, so lieferte Brukenthal durch sein Verfahren wohl den Beweis, daß er sich keineswegs feindselig gegen sie verhielt. Und wie wenig er bei seinen Vorschlägen Rücksicht auf sich selbst nahm, zeigte er wohl auch dadurch, daß unter den Candidaten, die er als geeignet für jenen Posten bezeichnete, Graf Johann Nemes sich befand. Die Grafen Nicolaus und Paul Bethlen, Dionys und Wolfgang Banffy, Karl und Ladislaus Teleki wurden von Brukenthal gleichfalls genannt.

Dießmal stimmte jedoch Maria Theresia den Anschauungen Brukenthals ausnahmsweise nicht bei. Sie gab wohl zu, daß er im Allgemeinen Recht habe, wenn er hervorhob, wie wünschenswerth es wäre, daß ein Mann an die Spitze des Landesguberniums trete, der mit den so überaus eigenthümlichen und verwickelten Zuständen Siebenbürgens vertraut, oder ihnen wenigstens nicht vollständig fremd wäre. Außerdem schilderte ihr Brukenthal den ungünstigen Eindruck, den eine solche Wahl im Lande unfehlbar hervorbringen würde, ja er sagte ihr, dieselbe sei unvereinbar mit den Gesetzen Siebenbürgens, durch welche ein Fremder von einem solchen Posten ausdrücklich ausgeschlossen sei. Maria Theresia aber erwiederte, gerade die vornehmsten Männer in Siebenbürgen hätten sich durch gegenseitige Anfeindungen und Verläumdungen aller Art, die sie oft in ganz unglaublicher Weise vor sie brachten, ihres Vertrauens so sehr verlustig gemacht, daß es ihr noch immer als das geringere Uebel erscheine, den künftigen Gubernator Siebenbürgens einem anderen Kreise zu entnehmen. Sie schwankte zwischen dem Appellationspräsidenten in Böhmen, Grafen Franz Xaver Wieschnik, dem Grafen Johann Caspar Lanthieri, Vicestatthalter in Niederösterreich, und dem geheimen Rathe Grafen Joseph Maria von Auersperg, bisher Beisitzer bei der Obersten Justizstelle. Auf den Letzteren fiel endlich ihre Wahl, und Brukenthal erreichte nur so viel, daß zur Vermeidung des Vorwurfes der Gesetzwidrigkeit Auersperg gleichzeitig das siebenbürgische Indigenat erhielt.

Schon sein erstes Zusammentreffen mit Auersperg und die Art, in welcher derselbe sich hiebei aussprach, mußten Brukenthal mit

ungünstigen Erwartungen erfüllen. Dieselben wurden noch gesteigert, als Auersperg es durchsetzte, daß Joseph von Izdenczy, bisher Hofsecretär bei der ungarischen, zum Hofrathe bei der siebenbürgischen Hofkanzlei ernannt und zu seinem Gehülfen bestimmt wurde. Brukenthal kannte zwar Izdenczy nicht persönlich; nach dem aber, was er bisher über ihn gehört, hegte er die ungünstigste Meinung von ihm, und er versprach sich von seinem bevorstehenden Auftreten in Siebenbürgen nichts Gutes[223]). Gleichwohl beharrte Maria Theresia, Brukenthals Gegenvorstellung und sogar sein Entlassungsgesuch zurückweisend, auf dem einmal gefaßten Beschlusse.

Die Kaiserin ging von dem an und für sich gewiß richtigen Grundsatze aus, den Männern, deren Händen sie die Leitung wichtiger Provinzen vertraute, insbesondere im Beginne ihrer Thätigkeit möglichste Freiheit des Handelns zu lassen, um vorerst ihre geistige Kraft zu erproben. Ein Gleiches war auch bei Auersperg der Fall, und er machte hievon schon bald nach seiner Ankunft in Siebenbürgen den umfassendsten Gebrauch. Wie wenigstens Brukenthal behauptet, war ihm Alles vollständig neu; es glich nicht dem, was er bisher gewohnt war, und sollte deßhalb geändert, fremden Einrichtungen angepaßt werden. Seine Vorschläge trugen daher den Stempel der Einseitigkeit an sich; sie widerstritten nicht selten den bestehenden Gesetzen und Gebräuchen; ihre Gutheißung und Einführung würden somit alles bisher Bestehende aus den Fugen gerissen und vollständig neue, darum aber noch keineswegs bessere Einrichtungen nothwendig gemacht haben. Brukenthal hielt es daher für seine Pflicht, ihnen zu widerstreben, aber im Anfange wenigstens geschah dieß erfolglos, denn Maria Theresia wollte den Grafen Auersperg nicht jetzt schon in seiner Wirksamkeit beirren. Allmälig sah sie jedoch ein, daß dieselbe dem Lande keineswegs zum Heile gereiche. Während sie in letzterer Zeit bei den häufigen Meinungsverschiedenheiten zwischen Auersperg und der siebenbürgischen Hofkanzlei fast regelmäßig der Anschauung des Ersteren beigetreten war, geschah von nun an sehr oft das Entgegengesetzte, und sie ertheilte Auersperg den Befehl, sich strenger an die Anordnungen der Hofkanzlei zu halten als bisher. Und in ihrer herzgewinnenden Weise

sagte Maria Thereſia zu Brukenthal, ſie habe ihm Unrecht gethan und werde in Zukunft ſeine Meinung genauer befolgen [224]).

Die veränderte Haltung der Kaiſerin und das an das ſiebenbürgiſche Landesgubernium abgehende Reſcript brachten jedoch auf den Grafen Auerſperg nicht die beabſichtigte Wirkung hervor. Er verharrte in ſeinem feindſeligen Benehmen gegen den Freiherrn von Brukenthal, und wirthſchaftete in Siebenbürgen ganz nach eigenem Gutdünken. Unter dieſen Umſtänden war es ein doppelter Verluſt für das Land, daß der wohlwollende und einſichtsvolle Bajtay die Kaiſerin in Anbetracht ſeiner zerrütteten Geſundheit um die Erlaubniß bat, auf ſein Bisthum verzichten und ſich auf die ihm gleichfalls gehörige Propſtei in Preßburg zurückziehen zu dürfen. Mit ſchwerem Herzen, aber mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken für Bajtay gewährte Maria Thereſia dieſe Bitte, und als Kennzeichen ihrer Anerkennung verlieh ſie ihm eine Penſion von viertauſend Gulden aus den Einkünften ſeines bisherigen Bisthums [225]). Aber durch Krankheit, wie es ſcheint, wurde Bajtay an der Ausführung ſeines Vorſatzes gehindert. Er erreichte Preßburg nicht mehr, ſondern ſtarb im Jänner 1773 zu Arad.

„biſchoff batay", ſchrieb Maria Thereſia, als ſie dieſes Ereigniß erfuhr, an Lacy, „iſt geſtorben den 15ten in arrath, nach carlsburg „begraben worden. an ſein ſchrifften ligt mir vill daran zu haben. „hat ſie, die wichtigſte, in ein cofre bey ſich gehabt, einige mit ſeiner „bagage nach presburg geſchickt. alles obsignirn laſſen, gerad an mich „zu adressirn" [226]).

Inzwiſchen hatte Auerſperg die von ihm angeſuchte Erlaubniß, nach Wien zu kommen, auch wirklich erhalten. Er benützte ſie dazu, nunmehr an Ort und Stelle die Feindſeligkeiten gegen Brukenthal zu eröffnen, und er brachte verſchiedene, zum Theil ſogar ehrenrührige Anklagen gegen ihn vor. Da die letzteren ſich auf Geldſachen bezogen, drang Brukenthal auf ſtrenge Unterſuchung, und ſie wurde ihm auch zu Theil. Eine Zuſammentretung fand ſtatt, welcher der ganze Staatsrath, dann die Präſidenten der Hofkammer und der Rechnungskammer mit einigen ihrer Räthe beiwohnten. Die Beſchuldigungen, welche

Auersperg gegen Brukenthal erhoben, wurden ganz unbegründet befunden; der Letztere erhielt die ihm gebührende Ehrenerklärung, Ersterer aber einen Verweis [227]).

Jedoch auch durch diese Erfahrung wurde Auersperg noch keines Besseren belehrt. Neue Anklagen brachte er gegen Brukenthal vor, und auch sie erwiesen sich als grundlos. Endlich war das Maß voll; er verlor den Posten eines Gouverneurs von Siebenbürgen und erhielt den viel weniger wichtigen eines Landeshauptmannes in Krain. Auch sein Genosse Izdenczy mußte aus der Reihe der Hofräthe bei der siebenbürgischen Hofkanzlei scheiden. Brukenthal erlangte nun wieder ganz freie Hand, und Maria Theresia schrieb ihm zu jener Zeit: „von meiner seiths hat er gewis das billige Vertrauen durch seine „rechtschaffene dienste erworben" [228]).

Etwas mehr als drei Jahre waren verflossen, seit Maria Theresia an Lacy geschrieben, sie würde es weit lieber sehen, wenn Joseph sich einmal nach Siebenbürgen begeben wollte, als daß er fortwährend die Regimenter in ihren Quartieren besuche; dort wäre es ihm wohl beschieden, wahrhaft Gutes zu leisten. Inzwischen war sie freilich wieder zurückgekommen von diesem Wunsche, und schon sind die Aeußerungen erwähnt worden, durch welche sie Josephs Reise nach Siebenbürgen, als er sie wirklich antrat, lebhaft mißbilligte [229]). Aber sie erreichte damit nichts; am 21. Mai 1773 überschritt Joseph, vom Banate durch den Paß des Eisernen Thores her kommend, bei Zaikány die Grenze Siebenbürgens. Am 24. traf er in Carlsburg, am 28. in Hermannstadt ein, das ihm äußerst mißfiel; eine Hauptstadt nannte er es im Geschmacke der kleinen böhmischen Stadt Czaslau [230]). Fast zwei Monate hindurch verweilte er im Lande, das er nach allen Richtungen hin durchstreifte. Ueberall war er ein aufmerksamer Beobachter der vorhandenen Zustände, überall forschte er mit unermüdlichem Eifer nach den Mitteln, die in Anwendung zu bringen wären, den Flor des Landes und das Wohlsein der Bevölkerung zu fördern.

„Meine Beschäftigungen", schrieb er am 26. Juni aus Klausenburg an Lacy, „gleichen wahrhaftig nicht denen des Hercules, er mochte

eine Penſion von vierte
herigen Bisthums [225]).
Bajtay an der Ausfüh
Preßburg nicht mehr,

„biſchoff batay"
erfuhr, an Lacy, „iſt
„begraben worden.
„hat ſie, die wichtigſte
„bagage nach presburg ge
„zu adressirn" [226]).

Inzwiſchen hatte Au
nach Wien zu kommen, a
nunmehr an Ort und St
eröffnen, und er brachte
Anklagen gegen ihn vor.
drang Brukenthal auf ſt
zu Theil. Eine Zuſammen
rath, dann die Präſidente
mit einigen ihrer Räthe

„Ungeheuer zerschmettern oder für Omphale spinnen. Ich reise umher, „ich lerne, ich sehe, ich unterrichte mich und mache mir Aufzeichnungen; „all dieß deutet mehr auf einen Schüler hin als auf einen Sieger. „Vielleicht wird mir das jetzt schon, gewiß aber für die Zukunft dienen, „und vielleicht auch nicht. Das hängt Alles von den Fügungen der „Vorsehung ab, und nie werde ich die Mühe, die ich mir gebe, und „die schönen und guten Jahre bedauern, die ich damit zubringen werde, „mich zu unterrichten und nützliche Kenntnisse, selbst für jene so un„gewisse Zukunft zu sammeln, und während deren ich auf das Verzicht „leiste, was die Welt Vergnügungen nennt" [231]).

In einem umfassenden Berichte an seine Mutter legte Joseph das Ergebniß seiner Beobachtungen und die hierauf gegründeten Vorschläge nieder. Wie sie es in derlei Fällen immer zu thun gewohnt war, theilte Maria Theresia die Aufzeichnungen ihres Sohnes den Männern ihres besonderen Vertrauens und solchen, bei denen sie eine spezielle Sachkenntniß voraussetzte, zur Begutachtung mit; unter den letzteren stand in dem gegebenen Falle natürlich Brukenthal in vorderster Reihe.

Es würde zu weit führen, wenn man hier auch nur den Versuch machen wollte, näher auf dasjenige einzugehen, was der Kaiser seiner Mutter über Siebenbürgen berichtete und was nach seiner Meinung zu Gunsten dieses Landes verfügt werden sollte. Nur das mag gesagt werden, daß er auch hier wieder mit dem Lose des niederen Volkes sich am meisten beschäftigte. Er klagte darüber, daß die Schritte, welche von Seite der Kaiserin geschehen seien, um auch in Siebenbürgen die Urbarialverhältnisse zu regeln, so gut wie fruchtlos geblieben wären. Und er hob die argen Bedrückungen hervor, welche die Bevölkerung, und zwar in den ungarischen Landestheilen von den Grundherren, in den sächsischen aber von den Magistraten erdulde. Die Untersuchungen hierüber sollten, so meinte er, in den Districten ungarischer Nationalität von Sachsen, in den sächsischen aber von Ungarn geführt werden. Nur wenn man in solcher Weise vorgehe, sei zu erwarten, daß Recht und Billigkeit Platz greife.

Auf noch größere Bedeutung wird Anspruch erheben dürfen, was er über die Ursachen der Feindschaft zwischen den Ungarn und den Sachsen, über die politische Verfassung des Landes, über die Handhabung der Justiz und Aehnliches sagt. In ersterer Beziehung gibt er beiden streitenden Theilen gleichmäßig Unrecht, und er kann die nachtheiligen Folgen dieser unablässigen Anfeindungen nicht düster genug schildern. „Mißtrauen, Argwohn, Intriguengeist und einseitige Absichten", so lauten die Worte des Kaisers, „herrschen durchaus. Man kann nicht „mit Jemand reden, ohne daß man dieß nur gar zu sehr beobachtet, „und die kleinsten Mittel sind beiden Theilen nicht unbekannt, um „nach und nach zu ihrem Zwecke zu gelangen." Am meisten bedauerte jedoch der Kaiser das Schicksal der Walachen, welche nach seiner Behauptung von den beiden herrschenden Nationen, den Ungarn und den Sachsen wetteifernd bedrückt wurden.

Von der Verfassung des Landes redend, hebt Joseph die Aehnlichkeit derselben mit derjenigen Ungarns hervor, deren Mängel sie gleichfalls besitze. Aber noch viel schlechter als in Ungarn stehe es in Siebenbürgen um die Handhabung der Justiz, „da solche Aus„flüchten und remedia juris vorhanden sind", sagt Joseph wörtlich, „daß Einem das Herz blutet, wenn man selbe höret und die Unbillig„keit, ja die Unmöglichkeit einsieht, wie einigen Armen Gerechtigkeit „zu Theil werden könne."

Den von ihm aufgezählten Uebelständen ein Ende zu machen, gebe es, meint Joseph, zwei Wege, von denen der Eine kürzer und sicherer, der Andere aber länger und ungewisser sei. Der Erstere bestehe darin, daß man den Theil Siebenbürgens, der nicht zur Militärgrenze geschlagen werde, mit dem gleichfalls unter der Civilverwaltung stehenden Theile des Banates, mit der Marmaros und den am linken Ufer der Theiß liegenden Comitaten zu einem einzigen Lande vereinige, das zu Ungarn in einem ähnlichen Verhältnisse wie Croatien stehen solle. Großwardein wäre zur Hauptstadt des Landes und zum Sitze des neu zu schaffenden Guberniums zu machen. In Wien aber sollte die selbstständige siebenbürgische Hofkanzlei aufgehoben und mit der ungarischen vereinigt werden.

„Ungeheuer zerschmettern oder für Omphale spinnen. Ich reise umher, „ich lerne, ich sehe, ich unterrichte mich und mache mir Aufzeichnungen; „all dieß deutet mehr auf einen Schüler hin als auf einen Sieger. „Vielleicht wird mir das jetzt schon, gewiß aber für die Zukunft dienen, „und vielleicht auch nicht. Das hängt Alles von den Fügungen der „Vorsehung ab, und nie werde ich die Mühe, die ich mir gebe, und „die schönen und guten Jahre bedauern, die ich damit zubringen werde, „mich zu unterrichten und nützliche Kenntnisse, selbst für jene so un„gewisse Zukunft zu sammeln, und während deren ich auf das Verzicht „leiste, was die Welt Vergnügungen nennt" [231]).

In einem umfassenden Berichte an seine Mutter legte Joseph das Ergebniß seiner Beobachtungen und die hierauf gegründeten Vorschläge nieder. Wie sie es in derlei Fällen immer zu thun gewohnt war, theilte Maria Theresia die Aufzeichnungen ihres Sohnes den Männern ihres besonderen Vertrauens und solchen, bei denen sie eine spezielle Sachkenntniß voraussetzte, zur Begutachtung mit; unter den letzteren stand in dem gegebenen Falle natürlich Brukenthal in vorderster Reihe.

Es würde zu weit führen, wenn man hier auch nur den Versuch machen wollte, näher auf dasjenige einzugehen, was der Kaiser seiner Mutter über Siebenbürgen berichtete und was nach seiner Meinung zu Gunsten dieses Landes verfügt werden sollte. Nur das mag gesagt werden, daß er auch hier wieder mit dem Lose des niederen Volkes sich am meisten beschäftigte. Er klagte darüber, daß die Schritte, welche von Seite der Kaiserin geschehen seien, um auch in Siebenbürgen die Urbarialverhältnisse zu regeln, so gut wie fruchtlos geblieben wären. Und er hob die argen Bedrückungen hervor, welche die Bevölkerung, und zwar in den ungarischen Landestheilen von den Grundherren, in den sächsischen aber von den Magistraten erdulde. Die Untersuchungen hierüber sollten, so meinte er, in den Districten ungarischer Nationalität von Sachsen, in den sächsischen aber von Ungarn geführt werden. Nur wenn man in solcher Weise vorgehe, sei zu erwarten, daß Recht und Billigkeit Platz greife.

Auf noch größere Bedeutung wird Anspruch erheben dürfen, was er über die Ursachen der Feindschaft zwischen den Ungarn und den Sachsen, über die politische Verfassung des Landes, über die Handhabung der Justiz und Aehnliches sagt. In ersterer Beziehung gibt er beiden streitenden Theilen gleichmäßig Unrecht, und er kann die nachtheiligen Folgen dieser unabläßigen Anfeindungen nicht düster genug schildern. „Mißtrauen, Argwohn, Intriguengeist und einseitige Absichten", so lauten die Worte des Kaisers, „herrschen durchaus. Man kann nicht „mit Jemand reden, ohne daß man dieß nur gar zu sehr beobachtet, „und die kleinsten Mittel sind beiden Theilen nicht unbekannt, um „nach und nach zu ihrem Zwecke zu gelangen." Am meisten bedauerte jedoch der Kaiser das Schicksal der Walachen, welche nach seiner Behauptung von den beiden herrschenden Nationen, den Ungarn und den Sachsen wetteifernd bedrückt wurden.

Von der Verfassung des Landes redend, hebt Joseph die Aehnlichkeit derselben mit derjenigen Ungarns hervor, deren Mängel sie gleichfalls besitze. Aber noch viel schlechter als in Ungarn stehe es in Siebenbürgen um die Handhabung der Justiz, „da solche Aus„flüchten und remedia juris vorhanden sind", sagt Joseph wörtlich, „daß Einem das Herz blutet, wenn man selbe höret und die Unbillig„keit, ja die Unmöglichkeit einsieht, wie einigen Armen Gerechtigkeit „zu Theil werden könne."

Den von ihm aufgezählten Uebelständen ein Ende zu machen, gebe es, meint Joseph, zwei Wege, von denen der Eine kürzer und sicherer, der Andere aber länger und ungewisser sei. Der Erstere bestehe darin, daß man den Theil Siebenbürgens, der nicht zur Militärgrenze geschlagen werde, mit dem gleichfalls unter der Civilverwaltung stehenden Theile des Banates, mit der Marmaros und den am linken Ufer der Theiß liegenden Comitaten zu einem einzigen Lande vereinige, das zu Ungarn in einem ähnlichen Verhältnisse wie Croatien stehen solle. Großwardein wäre zur Hauptstadt des Landes und zum Sitze des neu zu schaffenden Guberniums zu machen. In Wien aber sollte die selbstständige siebenbürgische Hofkanzlei aufgehoben und mit der ungarischen vereinigt werden.

Um den Feindseligkeiten zwischen den Sachsen und den Ungarn in Siebenbürgen für die Zukunft ein Ende zu machen, rieth Joseph, den Ersteren das Recht des immerwährenden Besitzes und den Anspruch auf den Adelstand, wenn sie sich ankaufen würden, zuzugestehen, während dem ungarischen Adel die Befugniß, sich auch in den sächsischen Städten und Districten ankaufen zu dürfen, zu Theil werden sollte. Hiedurch würden sie Alle zu Siebenbürgern gemacht und die Unterschiede zwischen den einzelnen Nationen allmälig verwischt werden.

Den längeren und ungewisseren Weg erblickt Joseph in der Fortbelassung der bisherigen Einrichtungen mit gleichzeitiger Besetzung der wichtigeren Stellen durch taugliche und tüchtige Individuen. Denn jetzt gebe es eine Hofkanzlei ohne einen Kanzler ungarischer Nationalität, ein Gubernium ohne einen Gouverneur, ein Thesaurariat mit einem Chef, der so gut als gar nicht vorhanden sei und dessen Stelle ein Secretär versehe, eine sächsische Nation endlich mit einem Comes, der eines üblen Leumundes genieße und überdieß kränklich und untauglich sei. Hier Abhülfe zu schaffen und gleichzeitig ein besseres Contributionssystem einzuführen, zweckmäßigere Justizeinrichtungen zu treffen, den confessionellen Zwistigkeiten ein Ende zu machen und viele andere heilsame Maßregeln durchzuführen, wäre gleichfalls eine nützliche, ja nothwendige Aufgabe.

Allerdings nannte der Kaiser diese letzteren Vorschläge nur subsidiarisch, und er für seine Person hätte dem Wege, den er für den kürzeren und sichereren ansah, bei weitem den Vorzug gegeben. Gerade des entgegengesetzten Sinnes war jedoch Maria Theresia, und man wird wohl annehmen dürfen, daß sie in ihren Anschauungen auch durch Brukenthal bestärkt wurde. Denn nimmermehr hätte derselbe Verfügungen zustimmen können, durch welche die politische Selbstständigkeit Siebenbürgens, die vor weniger als einem Decennium durch Erhebung dieses Landes zu einem Großfürstenthum einen so markanten Ausdruck gefunden hatte, vernichtet worden wäre [232]). Die Kaiserin gab daher dem zweiten Wege den Vorzug; ihn zu betreten, konnte ihr jedoch Niemand geeigneter als Brukenthal erscheinen. Im

Juli 1774 wurde er neuerdings zum bevollmächtigten königlichen Commissär und dießmal auch zum Präsidenten des Landesguberniums ernannt. Als solcher kam Brukenthal in den ersten Tagen des August wieder nach Hermannstadt, wo er von nun an, einzelne Reisen nach Wien abgerechnet, während der ganzen noch übrigen Lebenszeit der Kaiserin blieb.

Die Hauptaufgabe, welche jetzt Brukenthal gestellt wurde, bestand in den Vorbereitungen zu der neuen Contributionsperiode, da die frühere ihrem Ablaufe entgegenging. Nicht das von ihm selbst ausgearbeitete und eingeführte System sollte er ändern, wohl aber die Verbesserungen durchführen, welche im Laufe der Zeit sich als wünschenswerth dargestellt hatten. Außerdem war die Urbarialregulirung energisch in Angriff zu nehmen, und endlich Ordnung in die Angelegenheiten der sächsischen Nation zu bringen, welche unter dem Comes Samuel von Baußnern arg vernachläßigt worden waren. Brukenthal wurde von der Kaiserin ermächtigt, ihr in besonderen Fällen unmittelbar zu schreiben und sogar ihre ihm von Wien aus zukommenden Befehle, wenn er sie nicht für zweckentsprechend ansähe, zu sistiren; bleibe jedoch seine Gegenvorstellung ohne Berücksichtigung, dann sei der ihm ertheilte Auftrag ohne ferneren Aufschub zu befolgen. Insbesondere empfehle sie ihm die Religion als vornehmste Stütze des Staates, die Handhabung der guten Sitten und eine unparteiische Verwaltung der Justiz. Mit den Militär- und den übrigen Behörden möge er in befriedigendem Einvernehmen stehen, die verschiedenen Nationen aber gleichmäßig behandeln[233]).

Auch in seiner neuen Stellung entsprach Brukenthal den keineswegs geringen Erwartungen, welche Maria Theresia in ihn setzte. Zu wiederholten Malen gab sie ihm ihre vollste Zufriedenheit zu erkennen, aber sie konnte es hiedurch nicht hindern, daß noch fortan von Seite des siebenbürgischen Adels Brukenthals Bestrebungen entgegengearbeitet und hiezu auch das Mittel einer Verdächtigung seiner Person und seiner Absichten keineswegs verschmäht wurde. Als Hauptwerkzeug hiezu ließ Graf Michael Kornis sich gebrauchen, der auf Brukenthals Bitte[234]) zum ersten Hofrath bei der siebenbürgischen

Hofkanzlei ernannt worden war und seit Brukenthals Abwesenheit den Vorsitz bei derselben einnahm. So weit kam es, daß Brukenthal eigens nach Wien ging, vor der Kaiserin seine Rechtfertigung zu führen. Dieselbe gelang ihm denn auch jetzt wieder in glänzendster Weise, und als äußeres Kennzeichen hievon erhielt er — der erste Sachse — den Posten eines wirklichen Gubernators von Siebenbürgen. Kornis wurde von der siebenbürgischen Hofkanzlei entfernt, ein Mann aber, der durch seine Abstammung Siebenbürgen nicht angehörte, der böhmische und österreichische Hofkanzler Freiherr Thomas von Reischach, indem er seinen bisherigen Posten beibehielt, gleichzeitig zum siebenbürgischen Hofkanzler ernannt.

Mit eigener Hand gab Maria Theresia dem Freiherrn von Brukenthal von diesen Verfügungen Kenntniß. „disen abend werden", so schrieb sie ihm, „die billiets ergehen an dem obristhoffmeister und „reischach. ich will doch die erste dem neüen gubernator begrüssen „und ihme meine erkantlichkeit bezeigen vor alle dienste und plag, die „er so lang vor mich ertragen. Gott gebe ihme weitere stärcke und „erleichtung, die gewis mit eyffer vor ihme gott bitten werde" [235]).

Sechs Punkte waren es, welche Maria Theresia, ihre ihm schon früher gegebenen Aufträge zum Theil wiederholend, dem Freiherrn von Brukenthal bei diesem Anlasse nochmals dringend empfahl. Trotz seines protestantischen Glaubensbekenntnisses möge er die katholische Religion im Lande aufrecht erhalten. Auf Verbesserung der Gesetze solle er hinarbeiten, alle Unterthanen ohne Rücksicht auf ihre Nationalität gleichmäßig behandeln, die Urbarialregulirung sowie die Militärconscription durchführen und ihr schließlich die Art und Weise angeben, in der sie zu besserer Kenntniß der Gubernialberichte gelangen könne [236]).

Nur gegen einen einzigen dieser Punkte meinte Brukenthal Einwendungen erheben zu sollen. Er zweifle nicht, schrieb er der Kaiserin am 2. Mai 1777, an ihrem Rechte, auch ohne Zustimmung des Adels die Militärconscription vornehmen zu lassen. Aber unter den obwaltenden Umständen könne er sich doch auch die dagegen sprechenden Bedenken keineswegs verhehlen. Nachdem er sie der Kaiserin

ausführlich dargestellt, bat er sie, für jetzt wenigstens von der Durchführung dieser Maßregel noch abstehen zu wollen. Und Maria Theresia, welche Brukenthals Rathschlägen ein sehr großes Gewicht beilegte, genehmigte seinen Antrag mit den Worten: „die modalitaeten „wären auszuarbeiten; die execution ist noch zu sistirn“ [237]).

Maria Theresia stand übrigens mit der sehr hohen Meinung, die sie von Brukenthal hegte, keineswegs allein. Um nur ein einziges Beispiel zu erwähnen, durch welches bewiesen wird, daß diese Ansicht auch von Anderen getheilt wurde, wird eine Aeußerung angeführt werden dürfen, welche wir von Greiner besitzen. Als es um die Urbarialregulirung in Böhmen und Mähren und um die Beschwichtigung der aufständischen Bewegungen sich handelte, welche sich dort aus diesem Anlasse gezeigt hatten, schrieb Greiner an Maria Theresia:

„Ueber diese ganze Anliegenheit wünschte ich, daß Eure Majestät „den Baron Brukenthal zu vernehmen geruheten. Er hat Länder und „Hofstellen dirigirt und ist eines der größten Genie's, die ich kenne. „Auf sein Gutachten können Eure Majestät gewiß vertrauen, wenn er „schon kein böhmischer Insaß ist.“

„ich bin recht vergnügt“, antwortete hierauf Maria Theresia mit eigener Hand, „das er bruckenthall wie ich kenne; er wird ver„folgt, weil ihme distinguire“ [238]).

Brukenthal rechtfertigte aber auch das Vertrauen, welches die Kaiserin ihm bewies. Noch war kein Jahr seit seiner Einsetzung als Gubernator Siebenbürgens vergangen, und Maria Theresia sah sich schon veranlaßt, ihm durch ein Handbillet vom 27. September 1778 ihre volle Zufriedenheit mit dem dortigen Stande der Dinge zu erkennen zu geben.

Zur Vermehrung dieser Befriedigung trug ohne Zweifel auch das durch Brukenthal veranlaßte Anerbieten der sächsischen Nation, zwei Divisionen leichter Reiter in einer Gesammtzahl von sechshundert Mann mit Montur, Waffen und Pferden zum Dienste der Kaiserin zu stellen, nicht wenig bei. Indem sie ihn anwies, der Nation ihr

Wohlgefallen hierüber zu erkennen zu geben, fügte Maria Theresia jedoch hinzu, daß sie deren Wunsche, aus dieser Mannschaft ein eigenes Corps gebildet zu sehen, in Anbetracht der Einrichtungen der österreichischen Armee nicht zu willfahren im Stande sei. Die beiden Divisionen müßten vielmehr dem ohnedieß fast nur aus Siebenbürgern bestehenden Husarenregimente Kalnoky eingereiht werden. Um jedoch der sächsischen Nation einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu geben, ermächtigte sie dieselbe, ihr einige Individuen zur Verleihung von Offiziersstellen vorzuschlagen; sie werde dann die ihr vorzugsweise geeignet Erscheinenden auswählen [239]).

Bis zum Tode der Kaiserin und noch sechs Jahre über denselben hinaus stand Brukenthal als Gubernator an der Spitze Siebenbürgens. Im Februar 1787 wurde er auf seine Bitte von Joseph II. unter gleichzeitiger Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens in den Ruhestand versetzt. Aber dadurch wurde sein Wirken zum Wohle seines Vaterlandes noch keineswegs beendigt. Insbesondere machte er sich durch Anlegung ansehnlicher Sammlungen von Büchern, Bildern, Münzen und Naturalien hochverdient um Wissenschaft und Kunst. In seinem Testamente widmete er diese Sammlungen zu allgemeiner Benützung, und er bestimmte zu ihrer Erhaltung und Vermehrung ein Legat von 36.000 Gulden. Für den Fall des Aussterbens der Familie Brukenthal sollten die Sammlungen dem evangelischen Gymnasium in Hermannstadt als Eigenthum zufallen [240]).

Am 9. April 1803, in seinem zwei und achtzigsten Lebensjahre starb Brukenthal, unstreitig der bedeutendste Mann, den Siebenbürgen in der neueren Zeit hervorbrachte. Von ihm rühren die Worte her, die er vor etwas mehr als einem Jahrhunderte niederschrieb, und die auch heut zu Tage noch von der sächsischen Nation in Siebenbürgen, auf die er sie anwandte, zu beherzigen sein werden. Sie lauten:

„Ein Volk, das immer zu fürchten hat, ist nicht glücklich. Wenn „es aber dazu gebracht wird, daß es sich selbst verachtet, wegwirft „und keinen Werth mehr auf sich legt, ist es wahrhaft unglücklich“ [241]).

Sechstes Capitel.

Die Lombardie.

So wie sich die Geschichte Siebenbürgens während der zwei letzten Jahrzehnte der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia um die Person Brukenthals gruppirt, so ist ein Gleiches in der Lombardie mit dem Grafen Karl Gotthard Firmian der Fall. Im Jahre 1716 zu Deutschmetz im Gebiete des Bisthums Trient geboren, studirte Firmian zuerst in Innsbruck und in Salzburg. Auf der Universität von Leyden, dann auf Reisen in Italien und in Frankreich vollendete er seine Ausbildung. Vorerst beim Reichshofrathe angestellt, wurde er im November 1753 zum Gesandten in Neapel ernannt. Auf diesem Posten und bei verschiedenen wichtigen Missionen, insbesondere nach Rom, erwarb er sich in so hohem Maße das Vertrauen der Kaiserin, daß sie ihn nach dem Tode des Grafen Beltrame Cristiani, der ihr als Großkanzler von Mailand so hervorragende Dienste geleistet hatte [242]), im Jahre 1759 zum dortigen bevollmächtigten Minister ernannte. Als solcher sollte er dem Herzoge Franz von Modena zur Seite stehen, der bekanntlich in Folge des Vertrages, welcher im Jahre 1753 wegen Vermälung seiner Enkelin Beatrix mit einem österreichischen Erzherzoge abgeschlossen worden war, den Posten eines Generalstatthalters der Lombardie einnahm. Da jedoch der Herzog sich damit begnügte, sich des Glanzes dieser Stellung und des Genusses der mit ihr verbundenen reichen Einkünfte zu erfreuen, während er sich um die Regierungsgeschäfte nicht im mindesten kümmerte, lag die Last derselben, sowie früher auf den Schultern Cristiani's, jetzt ausschließlich auf denjenigen Firmians.

Der Scharfblick und die glückliche Hand, welche Maria Thereſia bei der Auswahl der Perſonen, denen ſie wichtige Aufgaben übertrug, ſo oft, und insbeſondere in Dingen der inneren Verwaltung bewährte, ließen ſie auch dießmal nicht im Stiche. Sowie Haugwitz im Centralpunkte des Reiches, wie Graſſalkovics in Ungarn, Brukenthal in Siebenbürgen, leiſtete ihr auch Firmian in der Lombardie die bedeutſamſten Dienſte. Und auch perſönlich wußte er ſich die Hochachtung und das Zutrauen der Kaiſerin ſo ſehr zu erwerben, daß ſie — und darin lag bei ihr jederzeit das charakteriſtiſche Kennzeichen ihrer Gunſt — mit Vorliebe an ihn dachte, wenn es um Aufträge ſich handelte, welche auf die Angelegenheiten ihrer Kinder ſich bezogen. So erhielt Firmian, und zwar noch vor ſeiner Anſtellung in Mailand den Befehl, auf der Rückkehr von Neapel nach Wien ſich nach Parma zu verfügen, ſich dort der Prinzeſſin Iſabella zu nähern und dann ein Gutachten abzugeben, ob ſie ihm als Gemalin für den damaligen Kronprinzen Joſeph wünſchenswerth erſcheine. Die überaus günſtige Schilderung, welche Firmian von der Prinzeſſin entwarf, trug nicht wenig dazu bei, daß Joſeph ſie durchaus zur Frau haben wollte und die Wahl der Kaiſerin auch ſchließlich auf ſie fiel [243]).

Im September 1765 war der Großherzog Leopold von Toscana nach Florenz gekommen, um die Regierung des ihm zugewieſenen Landes zu übernehmen. Die erſten Maßregeln, die er dort traf, hatten ſich bekanntlich nicht des Beifalls der Kaiſerin zu erfreuen. Bei der Jugend und der Unerfahrenheit des Großherzogs ſchob jedoch Maria Thereſia das Verſchulden hievon auf ſeine vornehmſten Rathgeber, den Feldmarſchall Marcheſe Botta, welcher bisher an der Spitze der toscaniſchen Regierung geſtanden war, und auf den Oberſtkämmerer Grafen Thurn, der den Erzherzog als Vorſteher ſeines Hofſtaates nach Florenz begleitet hatte [244]). Nach einem anderen Manne ſah Maria Thereſia ſich um, von deſſen Einſicht und Vertrautheit mit den italieniſchen Verhältniſſen ſie ſich beſſere Rathſchläge für ihren Sohn erwarten durfte, und Firmian war es, auf den zunächſt ihre Wahl fiel. Aber dringend bat er die Kaiſerin, ihn nicht nach Florenz zu ſenden, ſondern ihn in Mailand zu belaſſen. Auch Kaunitz, mit der oberſten Leitung

der lombardischen Angelegenheiten betraut, theilte diesen Wunsch und legte ihn der Kaiserin ans Herz. Maria Theresia entsagte ihrer Absicht[245]), und an Stelle Firmians wurde Rosenberg nach Florenz geschickt.

Ein dritter Auftrag an Firmian, der eines der Kinder der Kaiserin anging, bestand darin, daß er sich in den ersten Tagen des Jahres 1771 von Mailand nach Parma begeben mußte, um der Erzherzogin Amalie, Herzogin von Parma, die am 22. November 1770 eine Tochter geboren hatte, die bei derlei Ereignissen üblichen Geschenke des Kaiserhofes zu überbringen. Aber nicht darin bestand eigentlich die ihm gewordene Aufgabe. Er hatte der Kaiserin ausführlichen und verläßlichen Bericht zu erstatten über seine Wahrnehmungen an dem Hofe von Parma, und insbesondere über die Haltung, welche die Infantin beobachtete. Man weiß daß die Nachrichten, welche Firmian hierüber ertheilte, nichts weniger als befriedigender Art waren[246]).

Zweimal noch trat Firmian, wenigstens so viel wir wissen, sei es in bloß vorübergehende, sei es in dauernde Berührung mit Kindern der Kaiserin. Ersteres geschah, und zwar schon im Jahre 1769, als Joseph den größten Theil Italiens und auch die Lombardie bereiste, in Mailand aber sich längere Zeit hindurch aufhielt. Das Zweite war der Fall, als im Herbste 1771 Erzherzog Ferdinand sich mit der modenesischen Erbtochter Beatrix vermälte und von dem Herzoge Franz von Modena die Generalstatthalterschaft der Lombardie übernahm.

Am Abende des 29. Mai 1769 traf Joseph, von Florenz kommend, in Mantua mit dem Grafen Firmian zusammen. „Hier „beginnt", so schrieb er am folgenden Tage seiner Mutter, „mein „Werk, und mit Vergnügen will ich es durchführen, wenn ich Ihrem „Dienste irgendwie nützlich sein kann. Aber nach dem Wenigen, was „ich bisher gesehen, benachrichtige ich Sie im voraus, daß man hier „von einer ganz unglaublichen Furcht und Zurückhaltung im Reden „ist, und daß es sehr viel Mühe kosten wird, zur Erforschung der „Wahrheit zu gelangen. Auch Graf Firmian ist seinerseits befangen, „obgleich ich mich bemühe, ihm so viel Zuversicht einzuflößen, als ich

„nur immer kann. Man muß endlich sehen, wie viel ich in so wenig „Tagen aufzuklären vermag. Schon heute begann ich Allen, die nur „immer wollten, Audienzen zu geben, aber es kam Niemand als ganz „gewöhnliche Leute und nicht ein einziger Beamter“ [247]).

Der Ertheilung dieser Audienzen, der Besichtigung der Festungswerke, der Kasernen und der Truppen, der wichtigsten Wohlthätigkeitsanstalten, wissenschaftlichen Institute und industriellen Etablissements, endlich dem Besuche des Theaters widmete Joseph die drei Tage seines Aufenthaltes in Mantua. Er selbst sagt, er sei dort durch Audienzen und Ueberreichung von Bittschriften hart mitgenommen worden; die Zahl der letzteren schlägt er auf mehr als achthundert an. In drei Classen theilte er sie: in Beschwerden, welche Firmian zur Untersuchung und Beantwortung übergeben, in Betteleien, welche verbrannt wurden, und endlich in solche, die sich auf militärische Dinge, meistens Beförderungssachen bezogen; sie wurden den betreffenden Commandanten zur Begutachtung zugewiesen.

Sonst waren die Nachrichten, welche Joseph der Kaiserin über seinen Aufenthalt in Mantua ertheilte, nicht gerade tröstlicher Art. Sie werde dort schlecht bedient, schrieb er ihr; an der Spitze der militärischen und der Civilbehörden stünden altersschwache Männer, und allgemein sei das Geschrei gegen die Generalpächter; wenn nicht ungerecht, seien sie doch unbestreitbar von einer erschreckenden Härte [248]).

Aehnliche Wahrnehmungen wie in Mantua machte der Kaiser auch in Cremona, in Lodi und in Pavia, welche Städte er der Reihe nach besuchte. Neben den Klagen über die Härte der Generalpächter wurden hier ähnliche über die Hindernisse, welche die Zwischenzölle dem Verkehre von einer Provinz nach der anderen in den Weg legten, über die Höhe der Salz- und der Tabakpreise, über die arge Gefährdung der öffentlichen Sicherheit, endlich über die Langsamkeit der Justizpflege und die allzulange Anhaltung der Inquisiten in den Gefängnissen erhoben. Dagegen zollte der Kaiser dem kunstreichen Bewässerungssysteme volle Bewunderung.

Unter den Aufzeichnungen Josephs über seinen Aufenthalt in Pavia verdient wohl die über den bedauerungswürdigen Zustand der dortigen Universität die meiste Beachtung. Sie besitze, sagt der Kaiser von ihr, kein einziges Buch und kein einziges Instrument[249]). Und bemerkenswerth ist auch, was er in Pavia über Firmian niederschreibt, von dem er aus Cremona der Kaiserin berichtet hatte, daß er allmälig doch etwas zutraulicher werde. Man klage, sagte er jetzt, daß Firmian, obgleich redlich, doch wegen der Unhöflichkeit seines Betragens, seiner Voreingenommenheit und seiner Unzugänglichkeit wenig beliebt sei. Und der Hochachtung für ihn thue die Schwäche, mit der er die eigentliche Geschäftsführung seinen Secretären Castelli und Salvador überlasse, welche an die Generalpächter verkauft seien und von denen der Letztere wegen seiner Bestechlichkeit in sehr üblem Rufe stehe, gewaltigen Eintrag. Außerdem werfe man Firmian vor, daß er auch die geringfügigsten Dinge sich selbst vorbehalten wolle, dabei nicht arbeitslustig und ungemein langsam sei. Fortwährend gebe er sich mit dem Studium der schönen Wissenschaften ab, widme sich seinen Büchern und wolle stundenlang in Gesellschaft sein; alles dieß raube ihm die Zeit zur Arbeit[250]).

Schwer ist es, sich ein vollkommen zutreffendes Urtheil zu bilden, ob diese Anklagen gegen Firmian der Wahrheit vollständig entsprachen. Die Versuchung liegt nicht fern, sie für übertrieben zu halten. Die bekannte Tadelsucht des Kaisers und sein geringer wissenschaftlicher Sinn, der die Beschäftigung mit Büchern und Studien für werthlosen Zeitvertreib hielt, mögen hierauf nicht ohne allen Einfluß geblieben sein.

Nach einem Ausfluge nach Turin, welchen Joseph bis auf den Col d'Assiette ausdehnte, begab er sich an den Lago maggiore, den er ungemein schön fand und hinsichtlich dessen er nur bedauerte, daß die werthvollere Uferstrecke, sowohl was die Lage als die Bevölkerung angehe, nicht zu Oesterreich, sondern zu Sardinien gehöre. Ueber Varese verfügte er sich nach Como, und es ist charakteristisch für ihn, daß er in lebhaften Unwillen gerieth, als er die Bemerkung machen zu sollen glaubte, die Straßen, die er befuhr, seien neu, und noch dazu in einer Art angelegt worden, welche den Eigenthümern der benachbarten

Grundstücke zum Schaden gereiche. Denn unnöthiger Weise habe man Bäume gefällt und sehr große Steine von der Straße auf die Felder gewälzt. Hiedurch sei noch überdieß seinem Befehle, an dem gewöhnlichen Zustande der Dinge gar nichts zu ändern, zuwider gehandelt worden.

Von Seite der Betheiligten wurde jedoch entgegnet, sie hätten sich streng an die Anordnungen des Kaisers gehalten. Nichts als die alljährliche Ausbesserung der Straßen sei vorgenommen worden, die Tragfähigkeit der Brücken habe man verstärken müssen, um Unglück zu verhüten, und nach den bestehenden Landesgesetzen müßten die Bäume, welche sich zu nah an der Straße befänden, nothwendiger Weise entfernt werden.

Nachdem er in Como zwei Tage verweilt und einen großen Theil des Sees beschifft, von dessen Ufern ihm insbesondere die Bucht von Tremezzo, die Tramezzina außerordentlich wohlgefiel, nachdem er sich außerdem über die Verhältnisse jener Gegend und ihrer Bevölkerung möglichst genau unterrichtet hatte, begab sich Joseph nach Mailand, wo er am Vormittage des 23. Juni eintraf. Er stieg bei Firmian ab und widmete nun die Zeit von zwanzig Tagen, während deren er sich ununterbrochen in Mailand aufhielt, dem eifrigsten Studium der öffentlichen Zustände dieser Stadt und des zu ihr gehörigen Landes, der Erforschung der Maßregeln zur Verbesserung derselben, und endlich den Vorbereitungen zur Uebertragung der Geschäfte des Generalstatthalters an den Erzherzog Ferdinand, der sie in etwa zwei Jahren zu übernehmen bestimmt war.

Bei dem Interesse, das auch anscheinend geringfügigen Dingen innewohnt, wenn sie sich auf die Person Josephs beziehen, wird es nicht unwillkommen sein, Einiges über die Tageseintheilung zu erfahren, welche er während seines Aufenthaltes in Mailand beobachtete. Jeden Morgen, und zwar um halb neun Uhr begab sich der Kaiser in die Pfarrkirche San Bartolomeo, die Messe zu hören. Unglaublich groß war die Menschenmenge, welche herbeiströmte, den Kaiser auf dem Wege nach und von der Kirche zu sehen. Von dort zurückgekehrt,

wohnte er regelmäßig einer der Sitzungen bei, welche die Landesbehörden über die wichtigsten Gegenstände der Verwaltung vor ihm abhalten mußten. Drei, auch vier Stunden dauerten diese Sitzungen, nach deren Beendigung Joseph ungefähr eben so lange Zeit hindurch Audienzen ertheilte; etwa fünftausend Bittschriften nahm er während derselben entgegen. Nach dem Mittagessen besichtigte er, jederzeit in Firmians Begleitung und in dessen Wagen, die wichtigsten öffentlichen Anstalten so wie verschiedene Klöster und Fabriken. Des Abends besuchte er, meistens mit seiner zukünftigen Schwägerin, der Prinzessin von Modena, den öffentlichen Spaziergang auf dem Walle, und später die Oper, wo er sich zu den Damen, welche nach ihrer Lebensstellung hierauf Anspruch machen durften, in ihre Logen begab. Obgleich er fast gar keine Ausnahmen machte, so waren doch die weiblichen Mitglieder der Familien Litta, Castelbarco, Sommaglia, Erba und Biglia diejenigen, bei denen er sich am häufigsten einfand.

Von dieser Tagesordnung, von welcher der Kaiser sich nur hie und da durch den Besuch militärischer Gebäude und Anstalten oder die Besichtigung der Truppen abbringen ließ, verdienen ohne Zweifel die Sitzungen der Landesbehörden, denen er beiwohnte, die meiste Beachtung. Noch sind die Aufzeichnungen des Kaisers, und zwar eben sowohl über die Personen, aus denen die Versammlung jedesmal bestand, als über die Verhandlungsgegenstände vorhanden. Mit den Finanzsachen wurde, und zwar schon an dem Tage nach der Ankunft des Kaisers begonnen, und es lag in der Natur der Sache, daß diese Berathungen sich vorzugsweise mit den drei großen Maßregeln beschäftigten, welche während der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia in der Lombardie durchgeführt worden waren. Sie bestanden in der Vollendung des sogenannten Censimento, das ist der Einschätzung der Grundsteuer, welche unter Karl VI. begonnen worden, seit 1733 aber ins Stocken gerathen war, in der Vereinigung der früheren verschiedenen Pachtungen, welche nur sehr wenig eingetragen hatten, in einen einzigen Generalpacht, und endlich in der Errichtung einer Centralcasse, des Monte di Santa Teresa, für die Schulden des Staates.

Grundstücke zum Schaden gereiche. Denn unnöthiger Weise habe ma
Bäume gefällt und sehr große Steine von der Straße auf die Felde
gewälzt. Hiedurch sei noch überdieß seinem Befehle, an dem gewöhr
lichen Zustande der Dinge gar nichts zu ändern, zuwider gehande
worden.

Von Seite der Betheiligten wurde jedoch entgegnet, sie hätte
sich streng an die Anordnungen des Kaisers gehalten. Nichts als d
alljährliche Ausbesserung der Straßen sei vorgenommen worden, d
Tragfähigkeit der Brücken habe man verstärken müssen, um Unglü
zu verhüten, und nach den bestehenden Landesgesetzen müßten d
Bäume, welche sich zu nah an der Straße befänden, nothwendig
Weise entfernt werden.

Nachdem er in Como zwei Tage verweilt und einen groß
Theil des Sees beschifft, von dessen Ufern ihm insbesondere d
Bucht von Tremezzo, die Tramezzina außerordentlich wohlgefi
nachdem er sich außerdem über die Verhältnisse jener Geg
und ihrer Bevölkerung möglichst genau unterrichtet hatte, begab
Joseph nach Mailand, wo er am Vormittage des 23. Juni ei
Er stieg bei Firmian ab und widmete nun die Zeit von 3
Tagen, während deren er sich ununterbrochen in Mailand
dem eifrigsten Studium der öffentlichen Zustände dieser St
des zu ihr gehörigen Landes, der Erforschung der Maßregeln
besserung derselben, und endlich en Vorbereitungen zur U
der Geschäfte des Generalstatth ers an den Erzherzog Fe
sie in etwa zwei Jahren zu nehmen bestimmt war

Bei dem Interesse, auch anschei
innewohnt, wenn sie sich die Per
nicht unwillkommen
fahren, welche er
Jeden Morgen,
in die Pfarrkird
groß war die
dem Wege nac

Nicht weniger als sechs Sitzungen wurden diesen Gegenständen gewidmet, und in den Aufzeichnungen des Kaisers fehlt es nicht an charakteristischen Aeußerungen über die Theilnehmer an den Berathungen. Während er Einen der Beisitzer, dessen Namen wir füglich verschweigen können, albern und blödsinnig nennt[251]), sagte er von Firmian, daß derselbe nicht spreche, aber sich übermäßig ereifere[252]). Den Präsidenten des Obersten Rathes Grafen Carli nennt er geistvoll, weise und schlau[253]), den Quästor Grafen Arconati aber kenntnißreich, gut und gemäßigt[254]). Von dem so berühmt gewordenen Pietro Verri sagt der Kaiser ebenfalls, daß er gut, und außerdem, daß er discret sei[255]). Auch Pellegrini bezeichnet er als gut und überdieß als freimüthig, den Senator Pecci aber als weise, jedoch schweigsam[256]), während er von dem letzten Beisitzer Namens Lottinghер sagt, daß er unterrichtet und wohlredend sei[257]). Freilich wurden diese in den ersten Sitzungen gefällten Urtheile von Seite des Kaisers während seines dreiwochentlichen Aufenthaltes in Mailand mehrfach wieder verändert.

Was die Art der Abhaltung dieser Sitzungen betrifft, so wurden sie jedesmal durch Firmian mit der Bezeichnung des Gegenstandes eröffnet, über welchen nach dem ihm Tags vorher kundgegebenen Willen des Kaisers gesprochen werden sollte. Der Reihe nach gab Jeder, sobald er befragt wurde, mit vollster Rückhaltslosigkeit seine Meinung ab. Der Kaiser belebte und erweiterte die Discussion durch die Fragen, die er stellte, und wie wenigstens Firmian an Maria Theresia berichtete, waren Alle erstaunt über die Klarheit seiner Gedanken, die Richtigkeit seines Urtheils, seinen geistigen Scharfblick und die Leichtigkeit seiner Auffassung. Immer sprach er mit der größten Ehrfurcht von seiner Mutter, und er wurde nicht müde zu wiederholen: nicht um zu entscheiden, sondern nur um sich zu unterrichten und der Kaiserin getreuen Bericht abzustatten über den Zustand der Lombardie, sei er nach Mailand gekommen.

Wir können kein bestimmtes Urtheil darüber fällen, ob Firmian nicht den Eindruck, welchen diese Berathungen auf Joseph hervor-

brachten, etwas zu günstig beurtheilte. Aber er schmeichelte sich, der Kaiser werde gefunden haben, daß der Zustand der Finanzen des Herzogthums Mailand nie besser als unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia gewesen sei. Was ferner die Generalpachtungen angehe, so werde er überzeugt worden sein, daß wenn man deren überhaupt bedürfe, die in der Lombardie bestehenden die einträglichsten für den Staat und die mindest drückenden für die Unterthanen seien. Die Beschwerden der letzteren über die Handhabung des Salzmonopols habe man, obgleich sie im Allgemeinen nicht ausreichend begründet erschienen, doch zum Gegenstande eingehender Untersuchungen gemacht. Ein Gleiches sei hinsichtlich ihrer Klagen über die Maßregeln geschehen, die man zur Hintanhaltung des Schmuggels ergriffen habe, obwohl sie weit milder genannt werden müßten als die der benachbarten Staaten. Das Ergebniß dieser Untersuchungen liege jedoch selbstverständlich noch nicht vor.

Eine Lieblingsgewohnheit des Kaisers war es, von den Personen, von denen er sich die verläßlichsten Aufschlüsse über gewisse Einrichtungen und Verhältnisse, die ihn besonders interessirten, versprechen durfte, möglichst ausführliche Denkschriften ausarbeiten zu lassen und entgegen zu nehmen. So gaben Verri und Arconati ihm solche über die Generalpachtungen, Pellegrini über den Censimento, Carli über das Münzwesen, Lottingher über die Finanzen im Allgemeinen und über die Banken, Baron Montani endlich über den Monte Sant' Ambrogio, jene Leihbank, über welche ihm die Kaiserin die Oberaufsicht anvertraut hatte.

Nach den Finanzen kamen die kirchlichen Angelegenheiten an die Reihe, über welche Joseph zwei Berathungen abhielt. Die Senatoren Pecci und Biondi, so wie der Abbate Daverio, welch' Letzterem die Ueberwachung der fromm Stiftungen im Mailändischen oblag, wohnten ihnen bei. Der K zeigte sich in hohem Grade zufrieden mit der Haltung, die in diesen Dingen beobachtete. Eine ergriffen hatte, wurden zur Sprache dung neuer Klöster und der Stiftung

Zuständen des Landes, auf dessen Schicksale ihm so viel Einfluß gegönnt war, innigst vertraut zu machen. Insbesondere zollte er Allem, was mit den geistigen Interessen Italiens und speziell der Lombardie in irgendwelchem Zusammenhange stand, ganz besondere Aufmerksamkeit, und mit den hervorragendsten Schriftstellern jenes Landes befand er sich in eifriger Correspondenz. So widmete ihm Bettinelli sein Buch über die schönen Künste in Mantua, Filippo Frisi aber sandte ihm ein Manuscript über die Rechtspflege mit der Anfrage, ob es wohl von der mailändischen Censur zur Drucklegung werde zugelassen werden? Sperges entgegnete, er kenne die Anschauungsweise der mailändischen Censoren nicht; in Wien aber denke man nicht daran, Leuten von Begabung Hindernisse zu bereiten, wenn sie nur gegen die Religion, die Sitten und den Staat nichts vorbrächten. Darum sei hier jede Erörterung über philosophische und Rechtsfragen, und daher auch die über die Tortur und die Nutzlosigkeit der Todesstrafe gestattet. Giorgio Giulini verdankte ihm eine Unterstützung in Geld zur Fortsetzung seiner mailändischen Geschichtsbücher. Mit dem ausgezeichneten Rechtslehrer Cremani in Pavia ließ Sperges sich in eine Erörterung über die Gleichheit aller Staatsbürger ein. Und insbesondere fand Alles, was sich auf Verbesserung der Rechtspflege bezog, bei ihm die höchste Beachtung.

Es verstand sich also gewisser Maßen von selbst, daß die glänzendste Erscheinung auf diesem Gebiete, daß die Schrift Beccaria's von Sperges mit größtem Interesse begrüßt wurde. Er habe, so schrieb er ihm, einen Freund aufgefordert, dieselbe ins Deutsche zu übersetzen, um dieses neue Licht über die Rechtswissenschaft in Criminalsachen zu verbreiten und das Reich der Philosophie zu erweitern, welches ja ein und dasselbe mit dem der Menschlichkeit und der gesunden Vernunft sei. Und einen anderen Rechtsgelehrten, Franchino Rusca, munterte Sperges auf, seine Gedanken über die Folter der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. „Ich beglückwünsche die Lombardie", schrieb er ihm, „wo Cesare Beccaria als der Erste das Banner erhob, um „den Uebrigen Muth zu machen, hierüber freimüthig ihre Gedanken „zu eröffnen und sie der Erörterung zu unterziehen. Von dem, was

„er mit Offenheit und philosophischem Geiste über die Verbrechen und „ihre Bestrafung schrieb, war die Kaiserin so wenig verletzt, daß sie „ihn zuerst zum Professor der Staatswissenschaft bestimmte, ihm Aemter „verlieh und ihn sodann zum Rathe bei der Finanzstelle ernannte. „Dieß war die Bedingung, unter der er auf meinen Antrieb, nachdem „er, von d'Alembert der Kaiserin von Rußland empfohlen, sich nach „Petersburg verfügen wollte und hiezu schon die Erlaubniß nachgesucht „hatte, seinem Vaterlande gleichsam zurückgegeben und in die Lage „versetzt wurde, demselben zu dienen" [271]).

Und in der That, wieder waren es dieselben drei Männer, Firmian, Kaunitz und Sperges, welche gemeinschaftlich für sich das Verdienst in Anspruch nehmen durften, Beccaria der Lombardie erhalten zu haben. Nachdem Firmian dem Staatskanzler Beccaria's Berufung nach Rußland gemeldet und ihm vorgestellt hatte, man dürfe sich einen solchen Mann nicht entgehen lassen, verlangte Kaunitz vorerst noch nähere Aufklärung. Wären in Beccaria, schrieb er nach Mailand, die guten Eigenschaften vorwiegend, dann dürfe das Land einen Mann nicht verlieren, der in seinem Buche als ein scharfer Denker sich zeige. Die Achtung, die man vor den Talenten der im Lande Gebornen an den Tag lege, erwecke die Uebrigen aus ihrem Stumpfsinne, und müsse ihnen zur Aufmunterung gereichen.

Mit ganz ungewöhnlicher Wärme führt nun Firmian in seiner Entgegnung für Beccaria das Wort. Derselbe sei einer adeligen und wohlhabenden Familie entsprossen, und Einer der Wenigen, der ernsten Studien mit Vorliebe sich widme. Sein Fleiß habe ihn von leichtem Zeitvertreib abgehalten, aber so rühmenswerth eine solche Lebensweise auch an und für sich sei, so trage sie doch nicht dazu bei, sich beliebt zu machen bei den Mitbürgern. Insbesondere habe der Clerus an dem Buche über die Verbrechen und deren Bestrafung Anstoß genommen, und man habe dasselbe mit Schärfe zu widerlegen gesucht. Voll Mäßigung sei jedoch die Antwort des Verfassers gewesen, und sie habe ihm ebenso zur Ehre gereicht, als sein Buch sich des Beifalls aller Urtheilsfähigen, insbesondere im Auslande erfreue. Und da man in

die Erziehung der Waisen geschehe. Und bei diesem Anlasse auf die Strafhäuser übergehend, tadelte er es scharf, daß das zu Mailand bei weitem zu schön und zu bequem, die Arbeit der Sträflinge aber viel zu gering sei. Er beruhigte sich nur mit der Zusage, daß dem schleunigst abgeholfen und den Sträflingen eine Arbeit werde auferlegt werden, die zu ihren Verbrechen in richtigem Verhältnisse stehe.

Ueber die Berathung in Militärangelegenheiten kurz hinweggehend, wollen wir hier nur noch die letzte erwähnen, von der wir überhaupt Kenntniß besitzen. Am 12. Juli fand sie im Beisein des Marchese d'Adda und des Senators Muttoni statt. Die Angelegenheiten des Grenzzuges gegen die benachbarten Staaten so wie der Communicationen zu Land und zu Wasser kamen dabei zur Sprache. Was den Straßenbau anging, wurde auf Verringerung der Auslagen hiefür gedrungen. Und neuerdings kam man auf das Bewässerungssystem und die für dasselbe erforderliche Sorgfalt zurück, denn es bilde ja die Quelle und die Grundlage des Reichthums der Lombardie[258]).

Wenn von den Sitzungen die Rede ist, denen Joseph während seiner Anwesenheit in Mailand beiwohnte, so mag gleichfalls erwähnt werden, daß er auch die des dortigen obersten Cameralrathes[259]), des Cameralmagistrates, endlich des Criminal-[260]) und des Civilsenates[261]) besuchte. Bei Letzterem verlangte der Kaiser, daß der Präsident seinen erhöhten Platz in der Mitte behalte, und er setzte sich zu seiner Rechten, während Firmian den Platz zur Linken einnahm. Seine Aufzeichnungen über all diese Sitzungen beweisen die Aufmerksamkeit, mit der er die hiebei intervenirenden Personen beobachtete und ihren Verhandlungen folgte.

Wir müssen der Versuchung widerstehen, der zahlreichen Bemerkungen hier nähere Erwähnung zu thun, welche Joseph über die öffentlichen Anstalten Mailands, die er der Reihe nach besichtigte, in sein Tagebuch schrieb. Auch sie geben Zeugniß von der Sorgfalt, mit der er Alles prüfte, von der Billigkeit, mit welcher er das, was er gut fand, als solches auch anerkannte, und von dem Eifer, mit dem er auf Beseitigung unleugbarer Uebelstände drang[262]).

Durch sein ganzes Verfahren erwarb sich Joseph, wie nicht nur Firmian behauptete, sondern auch von einem Oesterreich nicht gerade günstig gesinnten Gewährsmanne, von Pietro Verri bestätigt wurde, die Liebe des Adels und des Volkes von Mailand. „Ich „bin entzückt", schrieb Verri an seinen Bruder Alexander, „von diesem „jungen Monarchen, und allgemein ist der Enthusiasmus für ihn. „Seine Hauptabsicht geht dahin, so viel Leute als nur immer möglich „glücklich zu machen und das Glück nicht auf wenige Menschen zu „beschränken" [263]). Da Jedermann diese Ansicht über den Kaiser theilte, war es insbesondere das niedere Volk, das sich voll Begeisterung für ihn zeigte. Daß es massenhaft zusammenströmte, den Kaiser zu sehen, ist schon erwähnt worden, und Joseph ließ sich dieß ruhig gefallen. Als aber das Volk seinem Wagen nacheilen wollte, als es ihn mit Beifallsgeschrei zu begrüßen sich anschickte, wurde solches von dem Kaiser ernstlich untersagt. Firmian erzählt, nur bei dieser Gelegenheit habe es sich ereignet, daß Joseph mit Strenge zu der Bevölkerung sprach [264]).

Hocherfreut und dankbar äußerte sich Firmian über das Benehmen des Kaisers gegen ihn. Ueberallhin durfte er ihn begleiten, jederzeit habe er aufs freundlichste mit ihm geredet und wiederholt längere Gespräche mit ihm gepflogen. Er selbst habe immer, sagt Firmian von sich, zwar voll Ehrfurcht, aber nur mit strengster Wahrheitsliebe geantwortet, und nie habe der Kaiser irgendwelches Mißvergnügen hierüber gezeigt. So sehr sei er mit den Dingen, die er sah, beschäftigt gewesen, daß er bei der Rückfahrt nicht selten mit sich selbst sprach und mit den Händen gesticulirte. Plötzlich habe er sich besonnen, voll Güte mit Firmian gesprochen und es sogar geduldet, daß derselbe ihn manchmal um Verschiedenes befrug [265]).

Von dem Berichte Firmians über Joseph und dessen Aufenthalt in Mailand wollen wir auf denjenigen übergehen, welchen der Kaiser selbst seiner Mutter erstattete. Das Ergebniß der Wahrnehmungen, die er daselbst gemacht, faßt er vorerst dahin zusammen, daß Jedermann ohne irgend eine Ausnahme von lebhafter Anhänglichkeit

an die Person der Kaiserin durchdrungen sei. Auch der Umstand, daß man sehe, wie in einigen Nachbarländern die Unterthanen weniger mit Steuern belastet seien als in der Lombardie, ändere hieran nichts, und Jeder empfinde Abscheu vor einer etwaigen Unterordnung unter eine fremde Regierung. Diese persönliche Verehrung für Maria Theresia gehe so weit, daß all das Gute, was dem Lande widerfahre, nur ihr selbst und ihrem mütterlichen Herzen, jede unwillkommene Anordnung aber dem Ministerium oder einer irrigen Vorstellung, die man der Kaiserin beigebracht habe, zugeschrieben werde. Denn Niemand wolle glauben, daß sie, wenn recht unterrichtet, irgend eine Verfügung treffen könne oder wolle, die dem Lande nicht wohl thue.

Die Veranlassung zu dieser, der Kaiserin so ungemein günstigen Stimmung der Bevölkerung erblickt Joseph in den heilsamen Reformen, welche während ihrer Regierung in der Lombardie durchgeführt worden seien. Die tief eingewurzelten Mißbräuche, welche sich während der spanischen Herrschaft eingeschlichen hätten, habe sie beseitigt, und er könne sie versichern, daß Jedermann die von ihr getroffenen Maßregeln als gerecht, als gut und als zweckmäßig erkenne und nach ihrem vollen Werthe zu würdigen wisse. Die Finanzen hätten sich früher in dem erbärmlichsten Zustande befunden, Handel und Industrie seien vollkommen vernachlässigt, die Rechtspflege aber willkürlich und von unerträglicher Langsamkeit gewesen. Der Clerus habe sich fortwährend in die weltlichen Dinge gemischt und keinen anderen Zweck verfolgt, als sich in Rom Beliebtheit zu erwerben. Die Hälfte der liegenden Güter sei in der todten Hand, welche diesen Besitz noch unablässig vermehrte, und die Anzahl der Priester eine ganz übermäßige gewesen. Hiezu sei noch die wahrhaft unglaubliche Trägheit aller Behörden, die Bestechlichkeit ihrer Mitglieder, insbesondere aber ein geheimnißvolles Dunkel gekommen, das über die öffentlichen Geschäfte verbreitet und für Jedermann undurchdringlich war. Endlich habe es eine Menge Unzufriedener gegeben, welche fortwährend die Kaiserin mit ihren Anliegen behelligten und ihr Ziel mit allen Mitteln zu erreichen bestrebt waren. Maria Theresia aber habe den Muth besessen, „diese „Hydra" anzugreifen und sie offen zu bekämpfen.

Als die Maßregeln, durch welche dieß am ausgiebigsten geschah, bezeichnet Joseph vorerst die Vollendung des noch unter Karl VI. begonnenen Steuerkatasters, durch welchen dem Souverän und dem Staate die ihnen entfremdeten Rechte zurückgegeben worden seien. Der Generalpacht habe allen Ausnahmen und Mißbräuchen ein Ende gemacht, welche zu Gunsten einzelner Genossenschaften oder Personen bestanden hatten. Die gemischte Pachtung gewähre einen klaren Einblick in die Sache und mache einen Theil der eingehenden Gelder in die Staatscassen zurückströmen. Die Vermehrung des Senates um zwei Mitglieder und das neu vorgeschriebene Verfahren würden den Gang der Justiz wesentlich beschleunigen. Die Errichtung des obersten Cameralrathes und die Art seiner Zusammensetzung habe auch diesem Zweige der Verwaltung, um den es in den Händen des Cameralmagistrates recht übel bestellt war, wesentlich genützt. Die Nachtheile der früheren kirchlichen Verhältnisse habe das Concordat mit Rom wenigstens verringert; fernerer Gewinn werde durch die Verordnungen gegen die Anhäufung unbeweglicher Güter in der todten Hand und ähnliche Maßregeln erreicht werden. Der Langsamkeit der Regierung habe man durch die Einführung der verschiedenen Berathungskörper und durch die neue Einrichtung der Behörden gesteuert. Und das Gesetz, welches den Letzteren verbot, ohne besondere Erlaubniß der Regierung nach Wien sich zu wenden, habe den in so großer Anzahl dort einlangenden Behelligungen plötzlich ein Ende gemacht.

So lebhaft nun auch Joseph all das Ersprießliche anerkennt, was unter der Regierung seiner Mutter für Mailand und die Lombardie geschehen war, so wenig bestreitet er doch, daß das Ausmaß des Guten hiedurch noch keineswegs erschöpft sei, und daß manche an und für sich gewiß heilsame Maßregel durch die Art ihrer Ausführung in ihr Gegentheil verkehrt werde.

Um dieß zu beweisen, hält der Kaiser sich bei weitem am längsten bei den Finanzzuständen auf, welche er noch wesentlicher Verbesserungen bedürftig glaubt. Auf die einzelnen Punkte, die er zu diesem Ende erörtert, und auf die Vorschläge, die er ihrethalben macht, kann hier

daß zwei Hofpfarrer, ein deutscher und ein italienischer angestellt werden sollten. Er fügte hinzu, dem Hofkaplan Rolleman möge gleichzeitig, bis für ihn ein wirkliches Canonicat in Mailand in Erledigung komme, der Titel einer ungarischen Abtei verliehen werden [275]).

Die Entscheidung der Kaiserin entsprach jedoch nicht ganz dem Vorschlage des Staatskanzlers. „rollmann, der teütsch und wällisch „kan", so lautete ihre eigenhändig niedergeschriebene Antwort, „solle „der pfarrer sein, nicht perego, deme lieber eine a parte gnad thun „will, dan es sich nicht schickt, zwey zu haben. die vier caplän von „der burg will alda lassen, und solle alles wie vorhin alda verbleiben, „damit der herzog keine änderung in nichts verspüre, welches sein alter „und gedenckensarth vor mein haus wohl verdient. die zwey, die in „der cathedral Kirchen seynd, sollen jetzund zu St. Gotthard [276]) „lesen und ohne denen beichtvättern die tägliche messen also eingetheilt „werden: 7 uhr die erste, 8, 9, 10, 11, halbe 12 uhr, also noch vier „geistliche zu bestimen, die von denen nächsten mönichen oder capu- „cinern allein mit bezahlung der meessen ohne Titl genohmen werden „können. alle sontag ein ambt, wan mein sohne nicht in die Kirchen „öffentlich ausgehet. ich preferirte vor meine andacht alezeit die „gesungene ämbter ohne music umb so mehr, das alezeit rathsam ist, „sich nach dem gebrauch eines lands zu confirmirn, keine neüigkeiten „introducirn, also glaubte das es auch zu bleiben hätte; wegen „stellato [277]) falt es ganz weeg. Gott hat mit ihm disponirt und „komt kein anderer. wegen titl vor rolleman finde besser selben von „hier einen zu geben".

Zu den auf den Gottesdienst bezüglichen Anfragen gehörte auch eine andere, welche die Beischaffung der in der Mailänder Burgkapelle fehlenden Meßgewänder und Paramente betraf. Man zweifelte, ob man berechtigt sei, sie von dem Capitel der Scala, dessen Mitglieder den Gottesdienst abhalten sollten, oder von der Bruderschaft der Barmherzigkeit, von der die Hofkapelle abhing, in Anspruch zu nehmen [278]). Maria Theresia aber erwiederte: „Es wird sehr leicht sein, jene Kirche „mit den erforderlichen Gegenständen zu versehen. Ich belade mich

„damit, denn ich will, daß weder der Scala noch der Bruderschaft „auch nur die geringste Auslage verursacht werde" [279]).

Von weit größerer Bedeutung war es, daß im Mai 1771 Kaunitz der Kaiserin anzeigen konnte, einer Erklärung der lombardischen Generalcongregation zufolge denke die Stadt und die Provinz Mailand ihr ein freiwilliges Geschenk von einer Million und fünfmalhunderttausend Lire anzubieten; eine eigene Deputation, bestehend aus Tosi's Nachfolger als Vicario di Provvisione, dem Marchese Matteo Ordogno de Rosales, und aus dem Orator von Cremona, Marchese Freganeschi werde sie nach Wien bringen. Aber Kaunitz rieth gleichzeitig der Kaiserin, dieses Geschenk in keiner anderen Weise als wieder zum Besten der Provinz Mailand zu verwenden, denn sonst würde man dort den Abfluß so vielen Geldes sehr empfindlich verspüren. Der Generalcongregation möge daher geantwortet werden, die Kaiserin wolle, daß das Geld nicht auf einmal, sondern nur in einzelnen Raten aufgebracht, daß es im Lande belassen und dort einstweilen im Staatsschatze hinterlegt werde [280]). Maria Theresia aber billigte diesen Antrag des Fürsten mit den folgenden, eigenhändig niedergeschriebenen Worten:

„Mit Wohlgefallen genehmige ich die Anerbietungen und den „Eifer der Staatscongregation und stimme all dem zu, was in dem „Berichte vorgeschlagen wird. Nie war es die Absicht, diese Summen „außerhalb des Staates von Mailand zu verwenden" [281]).

Am 15. October 1771 fand die Vermälung des Erzherzogs Ferdinand mit der Prinzessin von Modena im Mailänder Dome statt. Glanzvolle Feste wurden auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserin bei diesem Anlasse gegeben. Gleichzeitig vergaß jedoch auch Maria Theresia der Hülfsbedürftigen nicht. Fünfhundert arme Mädchen wurden, jede mit einer Aussteuer von hundertfünfzig Lire bedacht.

Da Ferdinand in dem Augenblicke seiner Verheiratung erst siebzehn Lebensjahre zählte, ist es nicht zu verwundern, daß sein Amtsantritt keine erwähnenswerthe Veränderung in der Leitung der öffentlichen Geschäfte hervorbrachte. Und es kann wohl gesagt werden, daß,

so lang wenigstens die Kaiserin lebte und Firmian sich an der Seite des Erzherzogs befand, Alles in dem früheren Geleise verblieb. Der Erzherzog las zwar mit anerkennenswerthem Fleiße alle Geschäftsstücke, welche Firmian ihm vorlegte, aber auf die eigentliche Entscheidung nahm er nur sehr wenig Einfluß, und auch sonst war er durchaus kein Freund einer ernsten Beschäftigung. Unmöglich sei es, sagt ein Vertrauensmann der Kaiserin, Graf Rosenberg, über den Erzherzog, ihn ein Buch zur Hand nehmen zu machen.

Ueber das eheliche Leben des Erzherzogs und seiner Gemalin spricht derselbe Gewährsmann sich sehr günstig aus. Aber er leugnet gleichzeitig nicht, daß von seiner wie von ihrer Seite zu wenig geschehe, um in Mailand mehr Popularität zu erwerben. Doch könne man wenigstens von ihm nicht behaupten, daß er unbeliebt sei, und da er sich weder unhöflich noch hochmüthig zeige, dürfe man bei dem für günstige Eindrücke so empfänglichen Wesen des lombardischen Volkes das Beste erwarten [282]).

Wenn des Erzherzogs Eintritt in die Statthalterschaft der Lombardie sich in dem Gange der öffentlichen Geschäfte kaum bemerkbar machte, wird es auch überflüssig sein, bei der Erwähnung einiger derselben Gewicht darauf zu legen, ob die Anordnungen, die man traf, in die Zeit vor oder nach seiner Ankunft in Mailand fielen. Das Entscheidende lag ja darin, daß sie immer von gewissenhafter Fürsorge für die Lombardie und von richtigem Verständnisse ihrer Bedürfnisse eingegeben waren. Um dieß darzuthun, seien hier nur wenige Fälle erwähnt, welche beweisen, daß man mit kundigem Sinne und mit kräftiger Hand die Ausrottung der vorhandenen Mißbräuche und Uebelstände unternahm. So hatten frühere Päpste dem Mailänder Dome und der dortigen Kirche des großen Hospitals zu dem Feste der Verkündigung Mariä einen zwischen diesen beiden Kirchen jährlich wechselnden Ablaß verliehen. So viel Zulauf veranlaßte derselbe, und so groß war der Nutzen, den Mailand hieraus zog, daß Karl V., um ihn noch zu vermehren, den Befehl gab, daß Jeder, der ein noch so schweres Verbrechen begangen habe, Majestätsverbrechen allein

ausgenommen, vier Tage vor und ebensoviele Tage nach diesem Kirchenfeste sich zum Heile seiner Seele, ohne von den Behörden behelligt zu werden, in Mailand aufhalten dürfe.

Es begreift sich leicht, daß eine solche Anordnung im Laufe der Zeit sehr viel Mißliches nach sich zog. Denn in jenen Tagen strömten Banditen nnd Uebelthäter aller Art ungehindert nach Mailand, wo sie sich freilich nicht für das Heil ihrer Seele besorgt, aber desto eifriger zeigten, die straflose Zeit recht ausgiebig zu Angriffen auf das Leben und das Eigenthum Anderer zu benützen. Firmian schlug vor, einem der öffentlichen Sicherheit so nachtheiligen Privilegium ein für alle Mal ein Ende zu machen. Maria Theresia aber genehmigte diesen Antrag, dem auch Kaunitz sich anschloß, mit der Bemerkung, daß eine solche Verfügung ihr dringend nöthig erscheine [283]).

Mehr noch als diese Anordnung gehörten die Maßregeln, welche ergriffen werden mußten, um in der wegen ihrer Kunstschätze so berühmt gewordenen Karthause von Pavia die arg gelockerte klösterliche Disciplin wieder herzustellen, dem Gebiete der geistlichen Angelegenheiten an. Am 18. Mai 1769 legte Kaunitz der Kaiserin einen Bericht vor, in welchem die über diese Sache verbreiteten Zeitungsnachrichten als falsch, die getroffenen Verfügungen aber als gerecht und zweckmäßig dargestellt wurden. „Ich war auf dem Punkte", antwortete hierauf Maria Theresia, „einige Aufklärung über diese Angelegenheit „zu begehren. Wenn es auch Anfangs nothwendig erschien, bessere „Ordnung zu machen, so sollte man doch die Oeffentlichkeit und den „Scandal vermeiden. Ich erwarte daher nähere Nachrichten und die „in dieser Sache zuletzt eingegangenen Recurse" [284]).

Schon binnen wenig Tagen war Kaunitz im Stande, dem Begehren der Kaiserin Folge zu leisten. Nicht nur einen neuerlichen Bericht Firmians, sondern auch einen solchen von Seite des Cardinals Durini, Bischofs von Pavia, konnte er ihr vorlegen. Letzterer setzte darin die Maßregeln, die er zur Wiederherstellung der klösterlichen Disciplin in der Karthause ergriffen hatte, noch näher auseinander. „Zu wahrem Troste gereichen mir", bemerkte hierauf Maria Theresia,

„dieſe Nachrichten. Ich wünſchte nur noch von der gerechten Ver-
„theilung der anderen Einkünfte des Conventes zum allgemeinen
„Beſten der Religion und nach der Abſicht der Stifter unterrichtet
„zu werden" [285]).

Es möge noch erwähnt werden, daß Kaunitz gleichfalls im Jahre 1769 auf Erneuerung des Erlöſerordens in Mantua antrug, um einen Fond aufzubringen, aus welchem die Wiederherſtellung der dortigen Andreaskirche beſtritten werden könnte [286]). Maria Thereſia entgegnete jedoch: „ich ſtehe noch ſehr an, ob dieſer Orden zu er-
„neuern iſt. wan er was eintragen ſolle, müſſen vielle ſelben erhalten;
„ſeynd vielle in ſelben, wird er ſehr gemein werden. Das heil. Blut
„in der Monſtranz mögte auch nicht gerne haben, weilen wir ſelbes
„zwar täglich auf unſern Altärn beſitzen, juſt aber ſelbes zu Mantua
„kein Glaubensarticle ſey, wohl aber wegen einigen Scandal, welches
„es bey dem Publico machet, nur tollerirt oder dissimulirt wird."

Mit den Entſcheidungen der Kaiſerin über Anträge des Staats-kanzlers uns noch ferner beſchäftigend, wollen wir die Worte erwähnen, mit denen Maria Thereſia einen ihr von Kaunitz vorgelegten Plan zur Einführung eines beſſeren Staatsrechnungsweſens in der Lombardie aufnahm. „Mir gefällt", ſo lauten ſie, „der Gedanke einer Verein-
„fachung des Rechnungsweſens in Italien. Um jedoch bei der Aus-
„führung keinen Schwierigkeiten zu begegnen, iſt es zweckmäßig, daß
„Criſtiani ſich zuvor über dieſen Plan mit Firmian und irgend-
„welchen anderen Miniſtern einverſtehe, und daß ſie ihre Gedanken
„über die Durchführung des Planes hieherſenden" [287]).

Endlich ſei noch eines im April 1771 geſtellten Antrages der Congregazione civica in Mantua gedacht, dort ein Denkmal zur Er-innerung an die von der Kaiſerin dem Herzogthume Mantua erwieſenen Wohlthaten, und eine Bronzeſtatue des Kaiſers zum Andenken an ſeine Anweſenheit in Mantua zu errichten.

Joſeph gab zuerſt ſein Gutachten über dieſes Anerbieten ab. „Ich
„wäre der ergebenſten Meinung", ſo lautete es, „daß der Congregazione

„civica aus Mantua für ihre gute Absicht gedankt, gleichzeitig aber an die „Hand gegeben werden könnte, diese kostspielige und nichts bedeutende „Errichtung einer Statue nicht zu unternehmen. Wollen sie die Frei„gebigkeit Eurer Majestät und die Seltenheit meiner Anwesenheit ehren, „so mögen sie ihr Geld zur Gründung und Erweiterung des dortigen „Waisenhauses verwenden und es nicht auf Errichtung eines so nichts„sagenden Werkes hinauswerfen, wie dieses Monument wäre" [288]).

„Die hier beigefügte Entschließung des Kaisers", schrieb Maria Theresia auf des Staatskanzlers Bericht, „hat mir so viel Vergnügen „gemacht und ist seiner so würdig, daß ich mich ihr nur in Allem „anschließen kann" [289]).

Fielen diese Kundgebungen der Kaiserin noch in die Zeit vor der Ankunft des Erzherzogs Ferdinand in Mailand, so war es natürlich, daß in Folge dieses Ereignisses und der Uebernahme des Postens eines Generalstatthalters durch ihn verschiedene Fragen zur Sprache kamen, welche mit der nunmehrigen Stellung seines Vorgängers, des Herzogs von Modena zusammenhingen. So oft dieß geschah, zeigte Maria Theresia immer wieder die größte Rücksicht auf den Herzog und ihre Dankbarkeit für ihn. So war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, während seiner Statthalterschaft in Mailand der dortigen Regierung ein Betrag von monatlich tausend Gulden bewilligt worden, um damit, ohne Rechnung legen zu müssen, nicht selten vorkommende außerordentliche Auslagen bestreiten zu können. Der Herzog aber zog diesen Betrag für sich selbst ein und wollte eine solche Zubuße auch nach seinem Austritte aus der Statthalterschaft noch fortgesetzt sehen. Firmian und Kaunitz waren dagegen, Maria Theresia aber fällte die Entscheidung in einem für ihn günstigeren Sinne. „Man lasse", so lauteten ihre Worte, „dem Herzoge diese Kleinigkeit passiren und stelle „ihn damit zufrieden" [290]).

Eine andere Angelegenheit, bei welcher der Herzog von Modena ins Spiel kam, bezog sich auf die Güter in Ungarn, welche Kaiser Karl VI. dessen Hause geschenkt hatte. Als dieß geschah, war das Erträgniß derselben auf weniger als 20.000 Gulden veranschlagt

Mailand ohnedieß eine Lehrkanzel für öffentliches Recht errichten wolle, könne sie keinem Geeigneteren als Beccaria verliehen werden. Auch seine Familienverhältnisse würden dazu beitragen, daß er eine ehrenvolle Beschäftigung in seinem Vaterlande, wenn sie ihm auch nur mäßigen Gewinn bringe, einer reicher dotirten Stelle in einem weit entfernten Staate vorziehe.

Kaunitz stimmte den Anschauungen Firmians mit Lebhaftigkeit bei. So kam es, daß eine Lehrkanzel für die Cameralwissenschaften, welche dann nach dem von Sperges ertheilten Rathe in eine solche für Nationalökonomie umgetauft wurde, in Mailand zu Stande kam, und daß Beccaria sie erhielt. Gleichzeitig wurde ihm die Aussicht auf einen höheren Posten eröffnet, der ihm auch fast drei Jahre später, im April 1771 als Rath am Mailänder Cameralmagistrate verliehen wurde[272]). Und man wird wohl nicht irren, wenn man diese Verfügungen, obgleich sie dem Namen nach von der Kaiserin und von Kaunitz getroffen wurden, außer dem Fürworte Firmians zunächst der wohlwollenden Aufnahme und der eifrigen Unterstützung zuschreibt, welche den Anträgen Firmians durch Sperges zu Theil wurde.

Da Letzterer, des Staatskanzlers vornehmster Rathgeber in allen auf die Lombardie bezüglichen Angelegenheiten, die wichtigeren Schriftstücke verfaßte, welche aus dem italienischen Departement der Staatskanzlei hervorgingen, so entstammten seiner Feder auch die sogenannten Vorträge, durch welche Kaunitz gerade so wie in den eigentlich politischen und in den Geschäften, die sich auf die österreichischen Niederlande bezogen, die Dinge der Kaiserin darstellte und ihre Entscheidungen einholte. Diese Vorträge sind größtentheils in italienischer Sprache verfaßt und wurden, wenn dieß der Fall war, von der Kaiserin jederzeit in derselben beantwortet; man kann daraus die Fertigkeit erkennen, mit der sie das Italienische sprach und schrieb[273]).

Wenn auch nicht die Wichtigkeit, so doch die Zahl solcher Vorträge nahm beträchtlich zu, als der Augenblick herannahte, in welchem Erzherzog Ferdinand gleichzeitig mit seiner Vermälung die Statthalterschaft der Lombardie antreten sollte. Beides beschäftigte und interessirte

die Kaiserin aufs höchste, und insbesondere war es die der künftigen Stellung ihres Sohnes entsprechende Einrichtung seines Hofstaates, die ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nahm.

Zum ersten Male kommt diese Angelegenheit in der amtlichen Correspondenz zwischen Maria Theresia und Kaunitz, so weit wir sie zu übersehen vermögen, in Folge des Wunsches zur Sprache, den sie dem Staatskanzler zu erkennen gab, das Tafelsilber des bekannten Sängers Farinelli, der seiner Zeit eine so einflußreiche Rolle an dem Hofe von Madrid gespielt hatte und jetzt in Bologna in Zurückgezogenheit, aber mit allem Luxus eines sehr reichen Mannes lebte, zu kaufen; es war ihr zu diesem Ende angeboten worden. Firmian vertrat jedoch die Meinung, daß es sich aus verschiedenen Gründen weit mehr empfehle, das Silbergeschirr für den Erzherzog in Mailand neu anfertigen zu lassen, als dasjenige Farinelli's zu übernehmen. Kaunitz unterstützte diesen Antrag, und Maria Theresia genehmigte ihn mit den folgenden Worten: „bin in allen verstanden, das ein „neües zu mailand selbst verfertigt werde, dan nur farinelli wollen „dise gnad thun, die zu hoch kommen wäre".

Selbstverständlich können wir nicht all die Anordnungen hier aufzählen, die sich auf den zukünftigen Hofstaat des Erzherzogs bezogen. Nur solche Entscheidungen der Kaiserin sollen erwähnt werden, welche für ihre eigene Charakteristik nicht ganz bedeutungslos sind. Und da ist es denn nur ihrer Denkungsart angemessen, daß sie auf dasjenige besonderes Gewicht legte, was sich auf die Abhaltung des Gottesdienstes bezog. Firmian schlug vor, daß der Canonicus Perego, Beichtvater der Prinzessin Beatrix, den er bei dieser Gelegenheit glänzend belobte, zum Hofpfarrer ernannt werde. Kaunitz wendete dagegen ein, daß Perego des Deutschen nicht mächtig, und daß dieß im Hinblicke auf die große Anzahl deutscher Hofleute, die sich im Gefolge des Erzherzogs nach Mailand begeben würden, ein großer Uebelstand sei. Er meinte daher, jene Stelle wäre besser dem auch des Italienischen kundigen Hofkaplan Rollemann, Beichtvater des Erzherzogs zu verleihen. Doch schloß er zuletzt dem von Firmian erdachten Auskunftsmittel sich an,

über die letzteren einige für sie günstige Auskünfte an die Kaiserin gelangen zu lassen, antwortete sie: „Lieber Seminarien als diese ab„getrennten Lehrkanzeln, durch welche in einem Jahre nur wenig „geleistet wird" [295]).

Es liegt nur in der Natur der Sache, und doch ist es gut, anders lautenden Behauptungen gegenüber daran zu mahnen, daß Maria Theresia bei der Regierung der Lombardie von den gleichen Grundsätzen ausging, denen sie in ihren übrigen Ländern folgte. Nicht nur auf rein kirchlichem, auch auf kirchenpolizeilichem und auf allen anderen Gebieten der öffentlichen Verwaltung war dieß der Fall. Als die Statthalterschaft die Erlaubniß gegeben hatte, daß während der Fastenzeit des Jahres 1772 im Theater nicht nur musikalische Akademien und Oratorien, sondern auch sogenannte Commerzspiele abgehalten werden dürften, der Cardinal-Erzbischof aber hiegegen Schwierigkeiten erhob, entschied Maria Theresia: „Man kann sie er„lauben, also daß sie nicht eher anfangen, die theatre nicht eröffnet „werden vor 7 uhr oder 8 uhr, wann alle Andachten, Predigten „u. s. w. geendigt sind, nicht länger dauren sollen als zwey Stund, „bis 10 uhr; keine reciten in eigenen Kleidern sizend sollen gehalten „werden, und kein Freitag noch Sambstag bis inclusive Donnerstag „vor dem Schwartzen Sonntag. Das Spill wäre zu erlauben, aber „wie namen es haben kann, keine rinfreschi noch ciocolade, gefrorne „Wässer herumzutragen, noch in Logen selber zu nehmen. mit diesen „conditionen will es erlauben, doch Firmian zu verstehen zu geben, „daß vor dismal es passirn will; künfftig mehr als nie eher meine „Befehl über alles einhollen solle" [296]).

Die letztere Anordnung der Kaiserin stand in einem gewissen Widerspruche mit ihrer steten Klage, daß allzu unbedeutende Angelegenheiten, über welche am besten an Ort und Stelle eine Entscheidung gefällt werden könnte, zur Einholung einer solchen ihr vorgelegt würden; allerdings mochte sie das, was sich auf öffentliche Belustigungen zur

geringfügig halten. „Ich finde", schrieb sie

zu klein und belanglos, um selbst nur

„vor die Mailänder Junten gebracht, und daher noch weniger hieher „geschickt zu werden" [297]). Und etwa drei Monate später kam sie mit den folgenden Worten neuerdings hierauf zurück: „Auch unter diesen „Angelegenheiten sind viele bei weitem zu geringfügig, als daß die Statt- „halterei-Conferenz sich mit ihnen beschäftige. Ich habe in den zwei „Listen einige bezeichnet, welche zur Polizei und zur Sicherheit einer „Residenz gehören sollten. Die letztere Commission könnte jeden Monat „ihr Protokoll dem Minister geben, der es, wenn es dieß verdient, „dem Statthalter einhändigen könnte, ohne daß während der Sitzung „die Zeit damit verloren würde. Noch andere Dinge könnten weg- „bleiben, über welche man bloß Auskünfte einzuholen braucht" [298]).

Wurden derlei geringfügige Angelegenheiten von der Kaiserin mit Recht als solche bezeichnet, deren allzu umständliche Behandlung wahre Zeitverschwendung genannt werden müsse, so zog dieß wenigstens nicht den Nachtheil nach sich, daß man ihretwegen den wichtigeren Dingen nicht die nöthige Beachtung geschenkt hätte. Unter ihnen wird wohl dem, was den Generalpacht betraf, die größte Bedeutung zuzuerkennen sein. Und ohne Zweifel war es Joseph, der es durchsetzte, daß schon in dem Jahre, welches auf seine Anwesenheit in Mailand folgte, trotz der Sympathie Firmians für die Generalpachtung, dieselbe von der Kaiserin aufgehoben wurde [299]). Auch Kaunitz, obwohl dereinst der Protector der Pächter, unter denen Giacomo Mellerio und Antonio Greppi die vordersten Plätze einnahmen, billigte oder wiederholte wenigstens den Ausspruch des Kaisers: „die Generalpächter „hätten den Mailändern und den Mantuanern das Blut aus den „Adern gesogen" [300]). Aber ihr Schicksal war darum doch nichts weniger als ein trauriges zu nennen. Mit ungeheuren Reichthümern beladen, zogen sie sich vom öffentlichen Schauplatze zurück, und sie wurden noch überdieß mit Adelstiteln und anderen Auszeichnungen überhäuft. Auch der so stolze Mailänder Adel bewahrte, wie dieß ja auch anderwärts zu geschehen pflegt, vom gleißenden Scheine des Goldes geblendet, ihnen gegenüber jene Ausschließlichkeit nicht, die er sonst gegen bürgerliche Geburt, sie mochte mit noch so großem Verdienste gepaart sein, an den Tag legte. Von Eigennutz getrieben, gab

er sich das Ansehen, als ob er des Ursprunges dieser Reichthümer nicht mehr gedenke. Durch Heiraten trat er mit den Familien der Generalpächter in engere Verbindung, und schon nach wenig Jahrzehnten wurden sie widerspruchslos zu ihm gezählt.

Glücklicher als in der Angelegenheit der Generalpächter war Firmian in anderen, welche ebenfalls sehr große Wichtigkeit für die lombardischen Provinzen besaßen. Als eine solche mag vor Allem die Anlegung des Canals von Paderno bezeichnet werden, durch welchen mittelst der hiedurch schiffbar gemachten Adda die Wasserverbindung zwischen dem Comer See und Mailand hergestellt wurde.

Ein wo möglich noch größeres, weil allgemeineres Verdienst erwarb sich die Regierung der Kaiserin Maria Theresia um die Lombardie durch dauernde Feststellung des Münzfußes, wodurch der gräulichen Verwirrung, die bis dahin geherrscht hatte, und der hieraus hervorgehenden, ganz unberechenbaren Benachtheiligung der Bevölkerung ein Ende gemacht wurde. Endlich muß die Einführung besseren Unterrichtes an der Hochschule zu Pavia, insbesondere aber die ausgiebige Förderung des Volksschulwesens in der ganzen Lombardie zu den glänzendsten Seiten des Wirkens der Kaiserin gezählt werden.

So wie an diesen Maßregeln, so nahm Firmian auch an der im Jahre 1778 erfolgten Errichtung der patriotischen Gesellschaft sehr großen Antheil. Zur Hebung des Ackerbaues und der Industrie so wie zur Entfaltung der schönen Künste sollte sie mitwirken. Und da Firmian für die letzteren eine ausgesprochene Neigung besaß, so bot das, was unter seiner Aegide zu Gunsten der darstellenden Kunst in Mailand geschah, gewiß ganz besonderes Interesse für ihn dar.

Am Schlusse des Carnevals des Jahres 1776 wurde das Theater, welches einen Bestandtheil des von dem Erzherzoge und seiner Gemalin bewohnten Schlosses bildete, ein Raub der Flammen. Maria Theresia war der Ansicht, daß sich das neue Theater nicht mehr im Schlosse befinden sollte, und sie kam damit nur einem in Mailand allgemein gehegten Wunsche entgegen. An dem Platze wurde es erbaut, auf

dem früher die Kirche der heiligen Jungfrau della Scala gestanden hatte. Nachdem der von dem Architekten Giuseppe Piermarini aus Foligno hiefür entworfene Plan von der Kaiserin genehmigt worden war, sprach Kaunitz die Ansicht aus, daß in Folge einer überaus glücklichen Verbindung der Pracht mit dem guten Geschmacke dieser Bau gewiß eine der schönsten Zierden Mailands sein würde[301]). Die Vorhersagung des Fürsten erfüllte sich auch wirklich; das binnen weniger als zwei Jahren vollendete Theater della Scala galt viele Jahrzehnte hindurch nächst dem von San Carlo in Neapel als das größte und schönste Italiens, ja vielleicht ganz Europa's. Und noch ein zweites Theater, das der Canobbiana wurde errichtet, welches, wenn gleich mit der Scala nicht zu vergleichen, doch immerhin für Mailand ein großer Gewinn war.

Dem durch Erbauung der Scala gegebenen Beispiele folgten nicht wenige der vornehmsten und reichsten Familien des Landes: eine Wirkung des Emporblühens der Lombardie und des Wohlstandes, der sich überallhin verbreitete, war die Entstehung einer Reihe prachtvoller Paläste, die heut zu Tage noch Mailand zur Zierde gereichen. Und wo von derlei Prachtbauten die Rede ist, darf auch der Palast der Brera nicht unerwähnt bleiben. Bis zum Jahre 1773 ein Besitz der Jesuiten, wurde er von nun an den Wissenschaften und den Künsten geweiht. Die daselbst befindliche Bibliothek stellte Maria Theresia der allgemeinen Benützung anheim; sie wurde durch Ankauf der Büchersammlungen des Grafen Carlo Pertusati und des berühmten Berner Arztes Albrecht von Haller noch beträchtlich vermehrt. Von der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien wurden zu dem gleichen Zwecke zahlreiche Duplicate nach Mailand gesendet. Im Jahre 1776 aber wurde in der Brera die neu gegründete Akademie der schönen Künste eröffnet. Nicht in Mailand allein, in ganz Italien machte ihr anregender und fördernder Einfluß sich geltend.

Auch auf einem ganz anderen Gebiete trat eine gleiche Erscheinung, nur noch in weit höherem Maße zu Tage. Schon ist erwähnt worden, daß Beccaria durch seine weltberühmte Schrift zum

„dieſe Nachrichten. Ich wünſchte nur noch von der gerechten Ver-
„theilung der anderen Einkünfte des Conventes zum allgemeinen
„Beſten der Religion und nach der Abſicht der Stifter unterrichtet
„zu werden" [285]).

Es möge noch erwähnt werden, daß Kaunitz gleichfalls im Jahre 1769 auf Erneuerung des Erlöſerordens in Mantua antrug, um einen Fond aufzubringen, aus welchem die Wiederherſtellung der dortigen Andreaskirche beſtritten werden könnte [286]). Maria Thereſia entgegnete jedoch: „ich ſtehe noch ſehr an, ob dieſer Orden zu er-
„neuern iſt. wan er was eintragen ſolle, müſſen vielle ſelben erhalten;
„ſeynd vielle in ſelben, wird er ſehr gemein werden. Das heil. Blut
„in der Monſtranz mögte auch nicht gerne haben, weilen wir ſelbes
„zwar täglich auf unſern Altärn beſitzen, juſt aber ſelbes zu Mantua
„kein Glaubensarticle ſey, wohl aber wegen einigen Scandal, welches
„es bey dem Publico machet, nur tollerirt oder dissimulirt wird."

Mit den Entſcheidungen der Kaiſerin über Anträge des Staats-kanzlers uns noch ferner beſchäftigend, wollen wir die Worte erwähnen, mit denen Maria Thereſia einen ihr von Kaunitz vorgelegten Plan zur Einführung eines beſſeren Staatsrechnungsweſens in der Lombardie aufnahm. „Mir gefällt", ſo lauten ſie, „der Gedanke einer Verein-
„fachung des Rechnungsweſens in Italien. Um jedoch bei der Aus-
„führung keinen Schwierigkeiten zu begegnen, iſt es zweckmäßig, daß
„Criſtiani ſich zuvor über dieſen Plan mit Firmian und irgend-
„welchen anderen Miniſtern einverſtehe, und daß ſie ihre Gedanken
„über die Durchführung des Planes hieherſenden" [287]).

Endlich ſei noch eines im April 1771 geſtellten Antrages der Congregazione civica in Mantua gedacht, dort ein Denkmal zur Er-innerung an die von der Kaiſerin dem Herzogthume Mantua erwieſenen Wohlthaten, und eine Bronzeſtatue des Kaiſers zum Andenken an ſeine Anweſenheit in Mantua zu errichten.

Joſeph gab zuerſt ſein Gutachten über dieſes Anerbieten ab. „Ich
„wäre der ergebenſten Meinung", ſo lautete es, „daß der Congregazione

„civica aus Mantua für ihre gute Absicht gedankt, gleichzeitig aber an die „Hand gegeben werden könnte, diese kostspielige und nichts bedeutende „Errichtung einer Statue nicht zu unternehmen. Wollen sie die Frei„gebigkeit Eurer Majestät und die Seltenheit meiner Anwesenheit ehren, „so mögen sie ihr Geld zur Gründung und Erweiterung des dortigen „Waisenhauses verwenden und es nicht auf Errichtung eines so nichts„sagenden Werkes hinauswerfen, wie dieses Monument wäre" [288]).

„Die hier beigefügte Entschließung des Kaisers", schrieb Maria Theresia auf des Staatskanzlers Bericht, „hat mir so viel Vergnügen „gemacht und ist seiner so würdig, daß ich mich ihr nur in Allem „anschließen kann" [289]).

Fielen diese Kundgebungen der Kaiserin noch in die Zeit vor der Ankunft des Erzherzogs Ferdinand in Mailand, so war es natürlich, daß in Folge dieses Ereignisses und der Uebernahme des Postens eines Generalstatthalters durch ihn verschiedene Fragen zur Sprache kamen, welche mit der nunmehrigen Stellung seines Vorgängers, des Herzogs von Modena zusammenhingen. So oft dieß geschah, zeigte Maria Theresia immer wieder die größte Rücksicht auf den Herzog und ihre Dankbarkeit für ihn. So war, um nur ein Beispiel zu erwähnen, während seiner Statthalterschaft in Mailand der dortigen Regierung ein Betrag von monatlich tausend Gulden bewilligt worden, um damit, ohne Rechnung legen zu müssen, nicht selten vorkommende außerordentliche Auslagen bestreiten zu können. Der Herzog aber zog diesen Betrag für sich selbst ein und wollte eine solche Zubuße auch nach seinem Austritte aus der Statthalterschaft noch fortgesetzt sehen. Firmian und Kaunitz waren dagegen, Maria Theresia aber fällte die Entscheidung in einem für ihn günstigeren Sinne. „Man lasse", so lauteten ihre Worte, „dem Herzoge diese Kleinigkeit passiren und stelle „ihn damit zufrieden" [290]).

Eine andere Angelegenheit, bei welcher der Herzog von Modena ins Spiel kam, bezog sich auf die Güter in Ungarn, welche Kaiser Karl VI. dessen Hause geschenkt hatte. Als dieß geschah, war das Erträgniß derselben auf weniger als 20.000 Gulden veranschlagt

worden. Im Jahre 1753, zur Zeit des Abschlusses des Heirats- und Erbfolgevertrages schätzte man es schon auf 53.000 Gulden. Zehn Jahre später wurden diese Güter um 83.000 Gulden verpachtet, und im Jahre 1772 wurde sogar ein Pachtschilling von 100.000 Gulden erzielt.

Im folgenden Jahre wurde der Antrag gestellt, die ungarische Hofkammer möge den Pacht der modenesischen Güter um einen festzusetzenden Preis auf sich nehmen. Kaunitz nannte das abzuschließende Uebereinkommen ein vortheilhaftes für den Herzog[291]); Maria Theresia aber erwiederte hierauf mit eigener Hand:

„der printz dencket sehr diferent von Vatter, also wohl auch „das beste findete, einmahl vor allemahl die sache auszumachen, und „kunte niemand in der welt ein solches pachtquantum geben als wir, „weillen wir selben in allen processen vertretten müssen, würcklich „einen verlohren, der über 100000 f. ausmachet, und noch einer „anhängig, der wohl auch wird verlohren gehen, und wir alezeit dem „ersatz dem herzog von modena machen müssen auf die nächste Baczer „gütter, welches sehr vill nachtheil verursacht."

Von ungleich größerer Bedeutung waren natürlich die Angelegenheiten, die nicht bloß eine einzelne Person, wie die des Herzogs von Modena, sondern welche die Stadt und den Staat von Mailand angingen. Auch hier waren es vor Allem die kirchlichen Fragen, denen Maria Theresia ganz besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Und auch hier trat sie zwar dem reformatorischen Eifer ihrer Minister nicht gerade hemmend entgegen, aber sie suchte ihn doch vielfach zu mildern, und immer wieder mahnte sie zur Mäßigung und zur Vorsicht. Um so nothwendiger schienen ihr solche Warnungen zu sein, als ja Alle, welche Einfluß auf die lombardischen Angelegenheiten nahmen, wie Kaunitz, Firmian und Sperges gleichmäßig zur Partei der Freidenker gehörten, während in den österreichischen Erbländern bekanntlich viele der obersten Staatsbeamten der entgegengesetzten Anschauung huldigten.

Im Dezember 1771 schlug Kaunitz der Kaiserin Maßregeln vor, durch welche man, ohne sich vorerst um die Zustimmung des Papstes

zu bewerben, dem Mailänder Clerus eine bleibende Abgabe von jährlich zweimalhunderttausend Lire auferlegen wollte. Diese Summe sollte jedoch nicht zur Vermehrung des Staatseinkommens, sondern zur Erleichterung der mit Steuern überbürdeten Bevölkerung dienen. Maria Theresia genehmigte zwar den Antrag, „aber", fügte sie hinzu, „nicht „nach dem Beispiele Venedigs, welches in Allem einen zu gefährlichen „Weg einschlägt, sondern nach dem, was in meinen deutschen Staaten „geübt wird" [292]).

Etwa drei Monate später legte Kaunitz der Kaiserin eine Bitte der lombardischen Statthalterei um Beseitigung der zahlreichen Säulen vor, welche, mit einem Kreuze geschmückt und einem steinernen Altar versehen, auf den Plätzen und in den Straßen Mailands sich vorfanden. Man wollte hiedurch ebensowohl den vielen kirchlichen Functionen, welche an diesen Säulen, somit unter freiem Himmel vorgenommen wurden, als den Verkehrshindernissen ein Ende machen, die sie bereiteten. Schon Kaunitz war der Meinung, daß nur unter Beobachtung gewisser Vorsichten an die Durchführung einer solchen Maßregel geschritten werden könnte; Maria Theresia aber zeigte sich noch ängstlicher in dieser Sache als er. „Vor Beginn dieser Reform", entgegnete sie, „möchte ich noch erfahren, wie zahlreich, und in Zeich„nungen sehen, welcher Art diese Monumente seien, die sie beseitigen „wollen; dann erst werde ich meine Entscheidung fällen. Sie gehen „zu rasch in einer Angelegenheit vor, welche großen Scandal ver„anlassen kann" [293]).

Bezeichnend für Maria Theresia ist ein Ausspruch, den sie that, als ihr ein Plan vorgelegt wurde, verfügbare Kirchengelder zur Vermehrung des Einkommens verschiedener Pfarrer zu widmen. Kaunitz trat diesem Antrage nicht entgegen, aber er deutete doch darauf hin, daß derlei Beträge früher von der Kaiserin selbst zur Dotirung theologischer Lehrkanzeln an der Universität zu Pavia bestimmt worden seien. Maria Theresia hingegen erwiederte hierauf: „Bei Kirchengütern „muß der besseren Dotirung der Pfarrer immer der Vorzug vor „allen Lehrkanzeln gegeben werden" [294]). Und als Kaunitz sich beeilte,

über die letzteren einige für sie günstige Auskünfte an die Kaiserin gelangen zu lassen, antwortete sie: „Lieber Seminarien als diese ab„getrennten Lehrkanzeln, durch welche in einem Jahre nur wenig „geleistet wird" [295]).

Es liegt nur in der Natur der Sache, und doch ist es gut, anders lautenden Behauptungen gegenüber daran zu mahnen, daß Maria Theresia bei der Regierung der Lombardie von den gleichen Grundsätzen ausging, denen sie in ihren übrigen Ländern folgte. Nicht nur auf rein kirchlichem, auch auf kirchenpolizeilichem und auf allen anderen Gebieten der öffentlichen Verwaltung war dieß der Fall. Als die Statthalterschaft die Erlaubniß gegeben hatte, daß während der Fastenzeit des Jahres 1772 im Theater nicht nur musikalische Akademien und Oratorien, sondern auch sogenannte Commerzspiele abgehalten werden dürften, der Cardinal-Erzbischof aber hiegegen Schwierigkeiten erhob, entschied Maria Theresia: „Man kann sie er„lauben, also daß sie nicht eher anfangen, die theatre nicht eröffnet „werden vor 7 uhr oder 8 uhr, wann alle Andachten, Predigten „u. s. w. geendigt sind, nicht länger dauren sollen als zwey Stund, „bis 10 uhr; keine reciten in eigenen Kleidern sizend sollen gehalten „werden, und kein Freitag noch Sambstag bis inclusive Donnerstag „vor dem Schwartzen Sonntag. Das Spill wäre zu erlauben, aber „wie namen es haben kann, keine rinfreschi noch ciocolade, gefrorne „Wässer herumzutragen, noch in Logen selber zu nehmen. mit diesen „conditionen will es erlauben, doch Firmian zu verstehen zu geben, „daß vor dismal es passirn will; künfftig mehr als nie eher meine „Befehl über alles einhollen solle" [296]).

Die letztere Anordnung der Kaiserin stand in einem gewissen Widerspruche mit ihrer steten Klage, daß allzu unbedeutende Angelegenheiten, über welche am besten an Ort und Stelle eine Entscheidung gefällt werden könnte, zur Einholung einer solchen ihr vorgelegt würden; allerdings mochte sie das, was sich auf öffentliche Belustigungen zur Fastenzeit bezog, nicht für geringfügig halten. „Ich finde", schrieb sie einmal an Kaunitz, „viele Dinge zu klein und belanglos, um selbst nur

„vor die Mailänder Junten gebracht, und daher noch weniger hieher „geschickt zu werden" [297]). Und etwa drei Monate später kam sie mit den folgenden Worten neuerdings hierauf zurück: „Auch unter diesen „Angelegenheiten sind viele bei weitem zu geringfügig, als daß die Statt„halterei-Conferenz sich mit ihnen beschäftige. Ich habe in den zwei „Listen einige bezeichnet, welche zur Polizei und zur Sicherheit einer „Residenz gehören sollten. Die letztere Commission könnte jeden Monat „ihr Protokoll dem Minister geben, der es, wenn es dieß verdient, „dem Statthalter einhändigen könnte, ohne daß während der Sitzung „die Zeit damit verloren würde. Noch andere Dinge könnten weg„bleiben, über welche man bloß Auskünfte einzuholen braucht" [298]).

Wurden derlei geringfügige Angelegenheiten von der Kaiserin mit Recht als solche bezeichnet, deren allzu umständliche Behandlung wahre Zeitverschwendung genannt werden müsse, so zog dieß wenigstens nicht den Nachtheil nach sich, daß man ihretwegen den wichtigeren Dingen nicht die nöthige Beachtung geschenkt hätte. Unter ihnen wird wohl dem, was den Generalpacht betraf, die größte Bedeutung zuzuerkennen sein. Und ohne Zweifel war es Joseph, der es durchsetzte, daß schon in dem Jahre, welches auf seine Anwesenheit in Mailand folgte, trotz der Sympathie Firmians für die Generalpachtung, dieselbe von der Kaiserin aufgehoben wurde [299]). Auch Kaunitz, obwohl dereinst der Protector der Pächter, unter denen Giacomo Mellerio und Antonio Greppi die vordersten Plätze einnahmen, billigte oder wiederholte wenigstens den Ausspruch des Kaisers: „die Generalpächter „hätten den Mailändern und den Mantuanern das Blut aus den „Adern gesogen" [300]). Aber ihr Schicksal war darum doch nichts weniger als ein trauriges zu nennen. Mit ungeheuren Reichthümern beladen, zogen sie sich vom öffentlichen Schauplatze zurück, und sie wurden noch überdieß mit Adelstiteln und anderen Auszeichnungen überhäuft. Auch der so stolze Mailänder Adel bewahrte, wie dieß ja auch anderwärts zu geschehen pflegt, vom gleißenden Scheine des Goldes geblendet, ihnen gegenüber jene Ausschließlichkeit nicht, die er sonst gegen bürgerliche Geburt, sie mochte mit noch so großem Verdienste gepaart sein, an den Tag legte. Von Eigennutz getrieben, gab

er sich das Ansehen, als ob er des Ursprunges dieser Reichthümer nicht mehr gedenke. Durch Heiraten trat er mit den Familien der Generalpächter in engere Verbindung, und schon nach wenig Jahrzehnten wurden sie widerspruchslos zu ihm gezählt.

Glücklicher als in der Angelegenheit der Generalpächter war Firmian in anderen, welche ebenfalls sehr große Wichtigkeit für die lombardischen Provinzen besaßen. Als eine solche mag vor Allem die Anlegung des Canals von Paderno bezeichnet werden, durch welchen mittelst der hiedurch schiffbar gemachten Adda die Wasserverbindung zwischen dem Comer See und Mailand hergestellt wurde.

Ein wo möglich noch größeres, weil allgemeineres Verdienst erwarb sich die Regierung der Kaiserin Maria Theresia um die Lombardie durch dauernde Feststellung des Münzfußes, wodurch der gräulichen Verwirrung, die bis dahin geherrscht hatte, und der hieraus hervorgehenden, ganz unberechenbaren Benachtheiligung der Bevölkerung ein Ende gemacht wurde. Endlich muß die Einführung besseren Unterrichtes an der Hochschule zu Pavia, insbesondere aber die ausgiebige Förderung des Volksschulwesens in der ganzen Lombardie zu den glänzendsten Seiten des Wirkens der Kaiserin gezählt werden.

So wie an diesen Maßregeln, so nahm Firmian auch an der im Jahre 1778 erfolgten Errichtung der patriotischen Gesellschaft sehr großen Antheil. Zur Hebung des Ackerbaues und der Industrie so wie zur Entfaltung der schönen Künste sollte sie mitwirken. Und da Firmian für die letzteren eine ausgesprochene Neigung besaß, so bot das, was unter seiner Aegide zu Gunsten der darstellenden Kunst in Mailand geschah, gewiß ganz besonderes Interesse für ihn dar.

Am Schlusse des Carnevals des Jahres 1776 wurde das Theater, welches einen Bestandtheil des von dem Erzherzoge und seiner Gemalin bewohnten Schlosses bildete, ein Raub der Flammen. Maria Theresia war der Ansicht, daß sich das neue Theater nicht mehr im Schlosse befinden sollte, und sie kam damit nur einem in Mailand allgemein gehegten Wunsche entgegen. An dem Platze wurde es erbaut, auf

dem früher die Kirche der heiligen Jungfrau della Scala gestanden hatte. Nachdem der von dem Architekten Giuseppe Piermarini aus Foligno hiefür entworfene Plan von der Kaiserin genehmigt worden war, sprach Kaunitz die Ansicht aus, daß in Folge einer überaus glücklichen Verbindung der Pracht mit dem guten Geschmacke dieser Bau gewiß eine der schönsten Zierden Mailands sein würde[301]). Die Vorhersagung des Fürsten erfüllte sich auch wirklich; das binnen weniger als zwei Jahren vollendete Theater della Scala galt viele Jahrzehnte hindurch nächst dem von San Carlo in Neapel als das größte und schönste Italiens, ja vielleicht ganz Europa's. Und noch ein zweites Theater, das der Canobbiana wurde errichtet, welches, wenn gleich mit der Scala nicht zu vergleichen, doch immerhin für Mailand ein großer Gewinn war.

Dem durch Erbauung der Scala gegebenen Beispiele folgten nicht wenige der vornehmsten und reichsten Familien des Landes: eine Wirkung des Emporblühens der Lombardie und des Wohlstandes, der sich überallhin verbreitete, war die Entstehung einer Reihe prachtvoller Paläste, die heut zu Tage noch Mailand zur Zierde gereichen. Und wo von derlei Prachtbauten die Rede ist, darf auch der Palast der Brera nicht unerwähnt bleiben. Bis zum Jahre 1773 ein Besitz der Jesuiten, wurde er von nun an den Wissenschaften und den Künsten geweiht. Die daselbst befindliche Bibliothek stellte Maria Theresia der allgemeinen Benützung anheim; sie wurde durch Ankauf der Bücherssammlungen des Grafen Carlo Pertusati und des berühmten Berner Arztes Albrecht von Haller noch beträchtlich vermehrt. Von der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien wurden zu dem gleichen Zwecke zahlreiche Duplicate nach Mailand gesendet. Im Jahre 1776 aber wurde in der Brera die neu gegründete Akademie der schönen Künste eröffnet. Nicht in Mailand allein, in ganz Italien machte ihr anregender und fördernder Einfluß sich geltend.

Auch auf einem ganz anderen Gebiete trat eine gleiche Erscheinung, nur noch in weit höherem Maße zu Tage. Schon ist erwähnt worden, daß Beccaria durch seine weltberühmte Schrift zum

Bahnbrecher für mildere Anschauungen in der Strafrechtspflege wurde. Die Brüder Pietro und Alessandro Verri standen ihm hiebei mit noch anderen Gesinnungsgenossen mannhaft zur Seite, und wenn die Ideen, die sie zu verbreiten bestrebt waren, auch nur recht langsam Wurzel schlugen in den maßgebenden Kreisen, so war doch an ihrem endlichen Siege zuletzt nicht mehr zu zweifeln. Der Mailänder Senat und der dortige Justizrath waren die Behörden, denen im Jahre 1772 auf kaiserlichen Befehl die Frage, ob die Tortur aufzuheben oder nur für bestimmte Verbrechen beizubehalten sei, zur Begutachtung vorgelegt wurde. Am 9. October 1772 fand die Senatssitzung statt, in der wenigstens anerkannt wurde, daß die Tortur mit den Geboten der Menschlichkeit im Widerspruche stehe. Aber bis zu entschiedenem Antrage auf ihre Abschaffung erhob man sich doch nicht; man beschloß einstweilen die Meinung der Unterbehörden zu vernehmen. Wie anderwärts lautete sie auch hier sehr verschieden; ja sogar der Vater zweier Vorkämpfer für die Beseitigung der Folter, der Senator Gabriel Verri sprach sich für ihre Beibehaltung aus[302]). Aber immer weniger wurde auf derlei Stimmen gehört, und es kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß gerade die von Mailand ausgegangene Anregung zur schließlichen Aufhebung der Tortur in allen österreichischen Ländern sehr ausgiebig beitrug.

Da hier von Rechtssachen die Rede ist, mag noch eines langdauernden und für die Betheiligten sehr wichtigen Rechtsstreites zwischen den beiden vornehmen Mailänder Familien Trivulzi und Belgiojoso Erwähnung geschehen. Im Juni 1778 bestätigte der Mailänder Senat den schon im Jahre 1697, also mehr als achtzig Jahre früher gefällten Spruch zu Gunsten des Hauses Trivulzi, das sich auch seither im Besitze des sehr beträchtlichen Fideicommisses befunden hatte, um das es sich handelte. Aber die Familie Belgiojoso unterwarf dieser Entscheidung sich nicht, sondern sie bat in Wien um Delegirung einer oberen Instanz zu erneuerter Revision des Prozesses. Wir wissen nicht, ob sie dabei irgendwie auf die persönliche Gunst zählte, in der eines ihrer Mitglieder, der Generalmajor Graf Ludwig Belgiojoso, österreichischer Gesandter in England, bei dem Kaiser und dem Staats-

kanzler stand. Ob es aus Wohlwollen für ihn geschah, wenn Kaunitz die Sache nach Mailand zu erschöpfender Berichterstattung sandte, kann weder mit Bestimmtheit bejaht noch verneint, aber es muß zugegeben werden, daß Kaunitz in dieser Sache durchaus nicht parteiisch zu Werke ging. Die aus Mailand einlangenden Auskünfte ergaben, daß sowohl die beiden Consultoren der Regierung, Paolo de la Sylva und Pecci, als der Senator Fenaroli der Entscheidung des Senates nicht beistimmten, sondern die Ansprüche des Hauses Belgiojoso für begründet erklärten. Gleichwohl fügten die Consultoren hinzu, daß nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften bei zwei gleichlautenden Entscheidungen des Senates eine erneuerte Revision wenigstens im Rechtswege nicht mehr zulässig sei. Aber sie deuteten doch an, daß solches vielleicht aus besonderer Gnade des Staatsoberhauptes dennoch geschehen könnte. Und Sylva meinte sogar, durch den Umstand, daß von zwei gleichlautenden Aussprüchen der unteren Instanzen der Recurs an den Mailänder Senat gestattet sei, biete ein Anhaltspunkt sich dar, die gleiche Zuflucht auch von zwei analogen Entscheidungen des Senates an das Staatsoberhaupt zu nehmen.

Auch dem Fürsten Kaunitz schien diese Ansicht begründet; von ihr ausgehend schlug er der Kaiserin vor, der Präsident der obersten Justizstelle in Wien, Graf Seilern möge vier oder fünf Räthen derselben den Auftrag ertheilen, sich mit dieser Angelegenheit näher zu befassen. Auf das Ergebniß der von ihnen anzustellenden Prüfung gestützt, möge Seilern ein Gutachten abgeben, ob der Familie Belgiojoso die nachgesuchte Superrevision ihres Prozesses zu bewilligen sei oder nicht? [303])

Maria Theresia genehmigte den Antrag des Staatskanzlers, und in Folge dessen erhielten nicht weniger als sechs Beisitzer der obersten Justizstelle den Befehl, die Angelegenheit in reiflichste Erwägung zu ziehen. Aber das Resultat derselben ergab eine große Meinungsverschiedenheit; nur darin stimmten alle sechs Votanten überein, daß wenn der Spruch eines obersten Gerichtshofes, wie ja doch der Mailänder Senat für die Lombardie zweifellos sei, keine offenbare

Ungerechtigkeit enthalte, eine Superrevision des Prozesses nicht stattfinden könne.

Drei Theilnehmer an der Berathung, unter ihnen der als Spezialreferent fungirende Hofrath von Goldegg, eine besondere Vertrauensperson der Kaiserin, der berühmte Rechtslehrer Martini und Hofrath von Keeß waren der Meinung, das Urtheil des Mailänder Senates sei wirklich nicht gerecht; ihrer Ansicht schloß auch der Präsident Graf Seilern sich an. Die drei anderen Hofräthe, Graf Cavriani, von Holger und von Haan aber sprachen im entgegengesetzten Sinne sich aus und stimmten dem zweimaligen Erkenntnisse des Mailänder Senates vollkommen bei.

Durch den letzteren Umstand sah sich Kaunitz zu der Bitte an die Kaiserin veranlaßt, sie möge eine Superrevision des Prozesses nicht zulassen. Denn wenn drei Hofräthe der obersten Justizstelle zu der Erklärung gelangt seien, sie würden ein gleiches Urtheil wie der Mailänder Senat gefällt haben, dann könne man nicht mehr behaupten, ein offenbares Unrecht sei darin enthalten. Aber sogar zwei Hofräthe, denen der gefällte Spruch ein ungerechter zu sein scheine, Martini und Keeß hätten sich gegen die Superrevision ausgesprochen, weil darin eine Verletzung der gesetzlichen Gerechtsame des Mailänder Senates gelegen wäre. Ja selbst wenn Jemand, habe Martini erklärt, wie es nach seiner Ansicht wirklich der Fall sei, dabei Unrecht widerfahre, so sei dieß ein für die Aufrechthaltung der einmal vorgeschriebenen Gerichtsordnung nothwendiges Opfer. Denn sonst könnte die Prozeßführung und die damit verbundene Ungewißheit des Eigenthums gleichsam verewigt werden.

Allerdings habe dagegen Seilern, fuhr Kaunitz fort, die Meinung geäußert, bei dem Vorhandensein wichtiger und ganz eigenthümlicher Umstände sei der Landesfürst an die rechtliche Ordnung nicht gebunden. Seilern halte den vorliegenden Fall für einen solchen, und darum rathe er dazu, der Familie Belgiojoso die gewünschte Superrevision ihres Prozesses zuzugestehen. Und könne man sich nicht hiezu entschließen, so

möge man wenigſtens zwiſchen den ſtreitenden Parteien einen Vergleich anzubahnen trachten.

Letzteres ſei, bemerkte dagegen Kaunitz, bereits verſucht und von den Belgiojoſo's auch gewünſcht, von den im Beſitze des ſtreitigen Gutes befindlichen Trivulzi's jedoch unbedingt abgelehnt worden. Unter dieſen Umſtänden könne er der Kaiſerin, meinte der Staatskanzler, nichts anderes vorſchlagen, als ſich um Recht oder Unrecht des einmal gefällten Urtheilsſpruches nicht weiter zu kümmern, ſondern nach der Meinung der Mehrheit der zu Rathe gezogenen Mitglieder der oberſten Juſtizſtelle eine neuerliche Reviſion des Prozeſſes nicht zu erlauben [304]).

„ich bin", erwiederte hierauf Maria Thereſia mit eigener Hand, „mit diser khlaren zergliderung diser ſo verwirrten ſache mit dem „fürſten und majoribus verſtanden, das keine reviſion und kein ver„gleich mehr ſtaat haben kan."

Siebentes Capitel.

Die Niederlande.

Sowohl von dem Herzoge Franz von Modena als von dem Erzherzoge Ferdinand mußte, von Letzterem wenigstens für die Lebenszeit seiner Mutter gesagt werden, daß sie die Statthalterschaft der Lombardie mehr dem Namen und dem äußeren Ansehen als der Wirklichkeit nach bekleideten, indem der ihnen beigegebene bevollmächtigte Minister die Leitung der Geschäfte fast ausschließlich besorgte. Ein Gleiches oder auch nur ein Aehnliches läßt sich aber in Bezug auf die österreichischen Niederlande keineswegs behaupten, obwohl auch dort ein dem Kaiserhause nahestehender Prinz als Generalstatthalter fungirte, und ein hochgestellter Staatsbeamter zur eigentlichen Geschäftsführung an seiner Seite sich befand. Der Erstere war der Schwager der Kaiserin, Prinz Karl von Lothringen, der Letztere aber Graf Karl Philipp von Cobenzl.

In Oesterreich wie in Deutschland ist Prinz Karl fast nur als unglücklicher Heerführer gegen den König von Preußen bekannt, und in diesen Ländern wurde und wird daher von ihm nur geringschätzig gesprochen. Ganz anders beurtheilte und beurtheilt man ihn auch heut zu Tage noch in den belgischen Provinzen; dort theilt Prinz Karl mit Maria Theresia, mit Cobenzl und mit Starhemberg das ehrenvolle und gesegnete Andenken, welches die Regierung der Kaiserin daselbst hinterließ. Seinen gewinnenden persönlichen Eigenschaften, insbesondere der unvergleichlichen Güte seines Herzens verdankte er dieß. Die Anspruchslosigkeit seines Auftretens, die Leutseligkeit seines Wesens,

die niemals getrübte Heiterkeit, die er selbst empfand und mit einer sich immerdar gleichbleibenden guten Laune um sich her zu verbreiten verstand, seine stete Bereitwilligkeit, mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit Wohlthaten zu spenden, die in ihm zu Tage tretende Verkörperung der Devise: „Leben und leben lassen", all dieß zusammengenommen bewirkte, daß der Prinz sich die Anhänglichkeit der Niederländer in wirklich seltenem Maße erwarb.

Hiezu kam noch, daß man in den Niederlanden den Prinzen als den Beschützer der althergebrachten Privilegien und Freiheiten der belgischen Provinzen betrachtete. Seiner gewiß wohlwollenden, aber darum doch nicht weniger nachdrucksvollen Vermittlung maß man es bei, wenn das Verfahren, das man unter der Führung des Grafen Haugwitz in den altösterreichischen Ländern gegen die ständischen Einrichtungen beobachtete, nicht auch auf die Niederlande Anwendung fand. Nicht umsonst schrieb der Prinz, als Kaunitz die Kaiserin hiezu antrieb und auch Cobenzl zur Durchführung solcher Entwürfe die Hand bot, nach Wien, es sei wahr, daß die belgischen Provinzen mit einer an Unzurechnungsfähigkeit grenzenden Hartnäckigkeit festhielten an ihren Privilegien. Ihre Bevölkerung sei jedoch aufgewachsen in diesem Vorurtheile, und äußerst gefährlich müsse es genannt werden, Hand anlegen zu wollen an Vorrechte, die nun einmal von allen Landesfürsten ausnahmslos bestätigt und beschworen worden seien [305]).

In diesen Worten liegt der beste Beweis, wie richtig Prinz Karl die obwaltenden Verhältnisse zu beurtheilen verstand. Der Hauptunterschied zwischen den belgischen Provinzen und den österreichischen Erbländern lag eben darin, daß in den ersteren alle Welt, reich oder arm, den privilegirten oder den niederen Volksclassen angehörig, mit Recht oder mit Unrecht, aber in seltenster Uebereinstimmung in jenen Einrichtungen das einzige Heil und die alleinige Gewähr für das zukünftige Glück der belgischen Provinzen erblickte. In den altösterreichischen Ländern aber nahm, die Stände selbst ausgenommen, an der Erhaltung ihrer Gerechtsame Niemand irgendwelchen Antheil; ja man darf wohl sagen, daß die vorzugsweise gebildeten Classen den

wichtigeren Begebenheiten zu erstatten gewohnt war. Als er in der ersten Hälfte des Jänner 1760 sich bei ihr entschuldigte, daß er ihr den Bericht für 1759 noch nicht vorzulegen vermochte, und hinzufügte, er werde dieß binnen kurzem thun, antwortete sie ihm: „Ich erwarte „ihn mit Vergnügen und wollte Sie schon darnach fragen" [357]). Und als auch im Februar 1761 der Staatskanzler ihr meldete, er habe die Angaben noch nicht völlig beisammen, auf deren Grundlage er ihr eine Darlegung des Zustandes der belgischen Finanzen zu erstatten vermöchte, erwiederte Maria Theresia: „Ich begreife sehr wohl, daß „das Finanztableau noch nicht fertig sein kann. Aber wenigstens die „Schilderung der anderen Zweige der politischen Verwaltung wäre zu „betreiben, um sie ebenso wie diejenige Italiens an mich gelangen „zu lassen" [358]). Und als Kaunitz, um sie zufrieden zu stellen, ihr binnen wenig Tagen das, was sich auf die Niederlande bezog, mit Ausschluß der dortigen Finanzverhältnisse vorlegte, sandte sie ihm diese Arbeit mit den Worten zurück: „Ich habe mit sehr viel Vergnügen „die ganze Denkschrift gelesen und mit großer Genugthuung die be„friedigende und tröstliche Wirkung all Ihrer Arbeiten gesehen. Ich „erwarte", wiederholte sie auch jetzt, „diejenige über die Finanzen und „die über Italien" [359]).

Glänzender noch war das Lob, welches Kaunitz von der Kaiserin bei der Zurücksendung seines Schlußberichtes für das Jahr 1762 erhielt. „Erstaunlich ist", so schrieb sie ihm, „was in dieser Provinz „und diesem einzigen Geschäftszweige, ganz abgesehen von den aus„wärtigen, den Staats- und den italienischen Angelegenheiten geleistet „wurde" [360]).

In dem Berichte, von welchem so eben die Rede war, führt Kaunitz die bitterste Beschwerde über die „fast unglaubliche Halsstarrig„keit", mit der die Stände von Brabant in einem Augenblicke, in welchem sie die ihnen abverlangten ordentlichen und außerordentlichen Subsidien bereitwilligst zugeständen, sich zu „den verwegensten Be„gehren" hinreißen ließen. „Der Geist der Nation ist gut", fährt Kaunitz fort, „und es gibt nur einige Mitglieder der Stände, welche

„sich, die Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre Privilegien benützend „und nur nach der Steigerung ihres eigenen Einflusses strebend, bis „zu Angriffen auf die Vorrechte der Krone verirren, um unter der „Maske von Vätern des Volkes sich in der fast unbeschränkten Ver„waltung der öffentlichen Fonde zu erhalten und ihre Amtsführung „der Ueberwachung und den Nachforschungen der Regierung zu ent„ziehen" [361]).

Der Unmuth des Staatskanzlers wurde nicht wenig vermehrt, als Prinz Karl von Lothringen, statt zur Durchführung der gegen die Stände von Brabant angeordneten Maßregeln Beistand zu leisten, Vorstellungen gegen das beabsichtigte Verfahren erhob. Um so unwilliger wurde Kaunitz hierüber, als er meinte, man habe nur dasjenige befohlen, was von dem Prinzen selbst vorgeschlagen worden sei. Um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, bedürfe man durchaus der werkthätigen Hülfe des Statthalters; entschiedenes Auftreten desselben sei hiezu ganz unerläßlich. Müsse man seiner Mitwirkung entbehren, dann möge man auch gleich von vorneherein auf alle Erfolge verzichten [362]).

Aus der Antwort der Kaiserin geht unzweideutig hervor, daß sie dem Staatskanzler Recht gab. „Ich behalte", entgegnete sie ihm, „den Auszug zurück, um hierüber an den Prinzen schreiben zu können. „Wenn wir diesen Anlaß versäumen, wird für lange Zeit, fürchte ich, „nichts mehr zu thun sein" [363]).

Wie lebhaft Maria Theresia in dieser Angelegenheit mit den Anschauungen des Staatskanzlers sympathisirte, wird durch die Worte, mit denen sie ihm seinen Bericht vom 14. April 1764 zurücksandte, noch deutlicher bewiesen. Die von Cobenzl erstatteten Vorschläge hatte er zu ihrer Kenntniß gebracht, welche genehmigt und ins Werk gesetzt werden sollten, um die ständische Finanzverwaltung in Brabant, Flandern, Hennegau und Luxemburg besser zu ordnen. Eifrigst trat Kaunitz für sie ein, aber er meinte doch selbst, daß jene Maßregeln in Brabant erfolglos bleiben würden, ja er besorgte sogar, das Beispiel dieser Provinz werde auch auf die übrigen eine ungünstige Wirkung

hervorbringen. Zu dem, was er hinsichtlich der letzteren vorschlug, gab Maria Theresia mit den Worten ihre Zustimmung: „placet, aber ich „glaube daß man die Stände von Brabant nicht aus dem Auge „verlieren darf. Da der Prinz bis Ende Juli des künftigen Jahres „hier bleibt und noch diesen Monat von dort abreiset, besäße Cobenzl „Zeit genug, diese Provinz in Ordnung zu bringen" [364]).

Eine andere Angelegenheit, der man zwar damals bei weitem nicht die gleiche Wichtigkeit beimaß wie den Streitigkeiten mit den Ständen von Brabant, welche jedoch wenigstens für die Nachwelt viel größere Bedeutung als jene besitzt, war die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Brüssel. Es muß auffallen, daß Maria Theresia hiezu für die Niederlande ihre Einwilligung gab, während sie dieselbe für Wien und ihre österreichischen Erbländer fortwährend verweigerte. Die Erklärung hiefür wird wohl in dem Umstande zu finden sein, daß ihre österreichischen Minister selbst nicht sehr hohen Werth auf diese Schöpfung legten und daher ihretwegen nichts weniger als eifrig in die Kaiserin drangen, während sich Cobenzl mit großer Wärme für sie verwendete.

Das Verdienst, die Sache in Anregung gebracht zu haben, gebührt dem ausgezeichneten Geschichts- und Alterthumsforscher Johann Daniel Schöpflin, Professor zu Straßburg. Schon in hohem Greisenalter stehend, händigte er bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Brüssel dem Grafen Cobenzl eine Denkschrift ein, in der er zur Hebung der Studien in den Niederlanden die Gründung einer Akademie der Wissenschaften vorschlug. Auf Rechts- und historische Fächer wurde von seiner Seite der Nachdruck gelegt.

Bevor er in dieser Sache einen Schritt that, wartete Cobenzl die Rückkehr des Präsidenten des geheimen Rathes, Grafen Neny ab, der sich damals gerade in Wien befand. Nachdem er sich mit Neny besprochen, ging Cobenzl den Canonicus Nelis in Tournay, der sich eines bedeutenden literarischen Rufes erfreute, um ein Gutachten an. Nelis war jedoch der Meinung, daß man wenigstens vor der Hand an eine so anspruchsvolle Unternehmung wie die Gründung einer

Akademie noch nicht denken solle. Ohne irgend welches Aufsehen zu erregen, ohne ein Patent, ja ohne sogar eine öffentliche Ankündigung zu erlassen, möge man eine gelehrte Gesellschaft einsetzen, aber auch ihr keine bestimmte Form, keine feststehenden Vorschriften geben. Nur wäre Einer aus ihrer Mitte gleichsam als der Centralpunkt, somit als derjenige zu bezeichnen, der die Correspondenz führen und die Drucklegung der eingelangten Abhandlungen veranlassen sollte.

Neny ließ zwar dem weiter ausgreifenden Projecte des Professors Schöpflin alle Gerechtigkeit widerfahren, aber auch er meinte wenigstens vor der Hand dem Antrage des Canonicus Nelis den Vorzug geben zu sollen. Cobenzl stimmte ebenfalls bei, und er erklärte sich bereit, die Jahresversammlungen der neu zu errichtenden gelehrten Gesellschaft in seiner Behausung abhalten zu lassen. Auch Prinz Karl von Lothringen, der Anfangs größere Sympathie für das Project Schöpflins gezeigt hatte, ließ sich schließlich für den Plan des Canonicus Nelis gewinnen. Kaunitz gab gleichfalls, aber sowie der Prinz nur mit dem Hintergedanken seine Zustimmung, die gelehrte Gesellschaft möge nichts als die Vorläuferin einer glanzvolleren Vereinigung wissenschaftlicher Männer sein. Im October 1768 legte er das Project der Kaiserin vor[365]), welche hierauf die folgenden Worte erwiederte: „In Allem „genehmige ich den Plan, wie Fürst Kaunitz ihn vorschlägt. Darin, „daß ich ihn van Swieten mittheilte und auch selbst lesen wollte, liegt „die Ursache, weßhalb sich die Sache so lange verzögerte. Ich habe „diese ganze Einrichtung mit Vergnügen gelesen".

Am 5. Mai 1769 fand die erste Sitzung der gelehrten Gesellschaft statt; sie wurde von Neny, die zweite aber von Cobenzl präsidirt; bald darauf verlor sie durch den Tod des Letzteren ihren eifrigsten Gönner. Die Entmuthigung aber, die sich in Folge dessen ihrer Mitglieder bemächtigte, wich bald wieder dem freudigen Gefühle zuversichtlicher Hoffnung auf noch ausgiebigere Förderung, denn Cobenzls Nachfolger Starhemberg nahm den Gedanken der Gründung einer Akademie der Wissenschaften neuerdings auf. Und er ließ sich die Verwirklichung desselben in hohem Maße angelegen sein. Da er auch bei dem Prinzen

wichtigeren Begebenheiten zu erstatten gewohnt war. Als er in der ersten Hälfte des Jänner 1760 sich bei ihr entschuldigte, daß er ihr den Bericht für 1759 noch nicht vorzulegen vermochte, und hinzufügte, er werde dieß binnen kurzem thun, antwortete sie ihm: „Ich erwarte „ihn mit Vergnügen und wollte Sie schon darnach fragen“ [357]). Und als auch im Februar 1761 der Staatskanzler ihr meldete, er habe die Angaben noch nicht völlig beisammen, auf deren Grundlage er ihr eine Darlegung des Zustandes der belgischen Finanzen zu erstatten vermöchte, erwiederte Maria Theresia: „Ich begreife sehr wohl, daß „das Finanztableau noch nicht fertig sein kann. Aber wenigstens die „Schilderung der anderen Zweige der politischen Verwaltung wäre zu „betreiben, um sie ebenso wie diejenige Italiens an mich gelangen „zu lassen“ [358]). Und als Kaunitz, um sie zufrieden zu stellen, ihr binnen wenig Tagen das, was sich auf die Niederlande bezog, mit Ausschluß der dortigen Finanzverhältnisse vorlegte, sandte sie ihm diese Arbeit mit den Worten zurück: „Ich habe mit sehr viel Vergnügen „die ganze Denkschrift gelesen und mit großer Genugthuung die be„friedigende und tröstliche Wirkung all Ihrer Arbeiten gesehen. Ich „erwarte“, wiederholte sie auch jetzt, „diejenige über die Finanzen und „die über Italien“ [359]).

Glänzender noch war das Lob, welches Kaunitz von der Kaiserin bei der Zurücksendung seines Schlußberichtes für das Jahr 1762 erhielt. „Erstaunlich ist“, so schrieb sie ihm, „was in dieser Provinz „und diesem einzigen Geschäftszweige, ganz abgesehen von den aus„wärtigen, den Staats- und den italienischen Angelegenheiten geleistet „wurde“ [360]).

In dem Berichte, von welch[em] so [...]
Kaunitz die bitterste Beschwerde üb[er]
„keit“, mit der die Stände vo[n]
welchem sie die ihnen abverla[ngten]
Subsidien bereitwilligst zug[estanden]
„gehren“ hinreißen ließen
Kaunitz fort, „und es [...]

„sich, die Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre Privilegien benützend „und nur nach der Steigerung ihres eigenen Einflusses strebend, bis „zu Angriffen auf die Vorrechte der Krone verirren, um unter der „Maske von Vätern des Volkes sich in der fast unbeschränkten Ver„waltung der öffentlichen Fonde zu erhalten und ihre Amtsführung „der Ueberwachung und den Nachforschungen der Regierung zu ent„ziehen“ [361]).

Der Unmuth des Staatskanzlers wurde nicht wenig vermehrt, als Prinz Karl von Lothringen, statt zur Durchführung der gegen die Stände von Brabant angeordneten Maßregeln Beistand zu leisten, Vorstellungen gegen das beabsichtigte Verfahren erhob. Um so unwilliger wurde Kaunitz hierüber, als er meinte, man habe nur dasjenige befohlen, was von dem Prinzen selbst vorgeschlagen worden sei. Um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, bedürfe man durchaus der werkthätigen Hülfe des Statthalters; entschiedenes Auftreten desselben sei hiezu ganz unerläßlich. Müsse man seiner Mitwirkung entbehren, dann möge man auch gleich von vorneherein auf alle Erfolge verzichten [362]).

Aus der Antwort der Kaiserin geht unzweideutig hervor, daß sie dem Staatskanzler Recht gab. „Ich behalte“, entgegnete sie ihm, „den Auszug zurück, um hierüber an den Prinzen schreiben zu können. „Wenn wir diesen Anlaß versäumen, wird für lange Zeit, fürchte ich, „nichts mehr zu thun sein“ [363]).

Wie [illegible] sia in dieser Angelegenheit mit den Ansch[illegible] pathisirte, wird durch die Worte, [illegible] April 1764 zurücksandte, [illegible] Vorschläge hatte [illegible] rk gesetzt [illegible] Brabant, [illegible] frigst trat [illegible] do[illegible] ß jene Maßregeln [illegible], ja er [illegible] sogar, das Beispiel [illegible] übrigen eine ungünstige Wirkung

hervorbringen. Zu dem, was er hinsichtlich der letzteren vorschlug, gab Maria Theresia mit den Worten ihre Zustimmung: „placet, aber ich „glaube daß man die Stände von Brabant nicht aus dem Auge „verlieren darf. Da der Prinz bis Ende Juli des künftigen Jahres „hier bleibt und noch diesen Monat von dort abreiset, besäße Cobenzl „Zeit genug, diese Provinz in Ordnung zu bringen" [364]).

Eine andere Angelegenheit, der man zwar damals bei weitem nicht die gleiche Wichtigkeit beimaß wie den Streitigkeiten mit den Ständen von Brabant, welche jedoch wenigstens für die Nachwelt viel größere Bedeutung als jene besitzt, war die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Brüssel. Es muß auffallen, daß Maria Theresia hiezu für die Niederlande ihre Einwilligung gab, während sie dieselbe für Wien und ihre österreichischen Erbländer fortwährend verweigerte. Die Erklärung hiefür wird wohl in dem Umstande zu finden sein, daß ihre österreichischen Minister selbst nicht sehr hohen Werth auf diese Schöpfung legten und daher ihretwegen nichts weniger als eifrig in die Kaiserin drangen, während sich Cobenzl mit großer Wärme für sie verwendete.

Das Verdienst, die Sache in Anregung gebracht zu haben, gebührt dem ausgezeichneten Geschichts und Alterthumsforscher Johann Daniel Schöpflin, Professor zu Straßburg. Schon in hohem Greisenalter stehend, händigte er bei einem vorübergehenden Aufenthalte in Brüssel dem Grafen Cobenzl eine Denkschrift ein, in der er zur Hebung der Studien in den Niederlanden die Gründung einer Akademie der Wissenschaften vorschlug. Auf Rechts und historische Fächer wurde von seiner Seite der Nachdruck gelegt.

Bevor er in dieser Sache einen Schritt that, wartete Cobenzl die Rückkehr des Präsidenten des geheimen Rathes, Grafen Neny ab, der sich damals gerade in Wien befand. Nachdem er sich mit Neny besprochen, ging Cobenzl den Canonicus Reiis in Tournay, der sich eines bedeutenden literarischen Rufes erfreute, um ein Gutachten an. Reiis war jedoch der Meinung, daß man wenigstens vor der Hand an eine so anspruchsvolle Unternehmung wie die Gründung einer

Akademie noch nicht denken solle. Ohne irgend welches Aufsehen zu erregen, ohne ein Patent, ja ohne sogar eine öffentliche Ankündigung zu erlassen, möge man eine gelehrte Gesellschaft einsetzen, aber auch ihr keine bestimmte Form, keine feststehenden Vorschriften geben. Nur wäre Einer aus ihrer Mitte gleichsam als der Centralpunkt, somit als derjenige zu bezeichnen, der die Correspondenz führen und die Drucklegung der eingelangten Abhandlungen veranlassen sollte.

Neny ließ zwar dem weiter ausgreifenden Projecte des Professors Schöpflin alle Gerechtigkeit widerfahren, aber auch er meinte wenigstens vor der Hand dem Antrage des Canonicus Nelis den Vorzug geben zu sollen. Cobenzl stimmte ebenfalls bei, und er erklärte sich bereit, die Jahresversammlungen der neu zu errichtenden gelehrten Gesellschaft in seiner Behausung abhalten zu lassen. Auch Prinz Karl von Lothringen, der Anfangs größere Sympathie für das Project Schöpflins gezeigt hatte, ließ sich schließlich für den Plan des Canonicus Nelis gewinnen. Kaunitz gab gleichfalls, aber sowie der Prinz nur mit dem Hintergedanken seine Zustimmung, die gelehrte Gesellschaft möge nichts als die Vorläuferin einer glanzvolleren Vereinigung wissenschaftlicher Männer sein. Im October 1768 legte er das Project der Kaiserin vor[365]), welche hierauf die folgenden Worte erwiederte: „In Allem „genehmige ich den Plan, wie Fürst Kaunitz ihn vorschlägt. Darin, „daß ich ihn van Swieten mittheilte und auch selbst lesen wollte, liegt „die Ursache, weßhalb sich die Sache so lange verzögerte. Ich habe „diese ganze Einrichtung mit Vergnügen gelesen".

Am 5. Mai 1769 fand die erste Sitzung der gelehrten Gesellschaft statt; sie wurde von Neny, die zweite aber von Cobenzl präsidirt; bald darauf verlor sie durch den Tod des Letzteren ihren eifrigsten Gönner. Die Entmuthigung aber, die sich in Folge dessen ihrer Mitglieder bemächtigte, wich bald wieder dem freudigen Gefühle zuversichtlicher Hoffnung auf noch ausgiebigere Förderung, denn Cobenzls Nachfolger Starhemberg nahm den Gedanken der Gründung einer Akademie der Wissenschaften neuerdings auf. Und er ließ sich die Verwirklichung desselben in hohem Maße angelegen sein. Da er auch bei dem Prinzen

von Lothringen die gleiche Anschauung vorfand, so kam das hiezu erforderliche Project ohne allzu große Schwierigkeit zu Stande. Am 7. April 1772 wurde es von dem Generalgouvernement der Kaiserin übersendet[366]), und von ihr, da auch Kaunitz es unterstützte, am 26. Juni 1772 genehmigt[367]). Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, und ist jedenfalls ein Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher Maria Theresia die Sache prüfte, daß sie in Anbetracht der Nachlässigkeit des Styls, mit der das zu erlassende Patent und die Statuten der neuen Akademie abgefaßt waren, keine großen Erwartungen von derselben hegte. Auf ihren Befehl mußten beide Schriftstücke umgearbeitet werden[368]), und ihre wirkliche Ausfertigung wurde daher auch nicht früher als am 16. Dezember 1772 vollzogen[369]).

Wenn andere und gewiß wichtige Maßregeln, welche während der zweiten Hälfte der Regierungszeit der Kaiserin Maria Theresia in den Niederlanden getroffen wurden, hier gar nicht erwähnt werden, so liegt die Ursache hievon darin, daß wir nichts besitzen, woraus wir entnehmen könnten, wie Maria Theresia selbst sie beurtheilte. Scheinbar geringfügige Dinge aber gewinnen dadurch einigen Werth, wenn sie zu charakteristischen Aeußerungen der Kaiserin die Veranlassung bieten. So mag erzählt werden, daß die flandrischen Stände, um einen Beweis ihrer Anhänglichkeit an Maria Theresia zu geben, ihrem jüngsten Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, als er die Niederlande besuchte, ein freiwilliges Geschenk anbieten wollten. Auf die Meldung, welche der Vicomte Vilain XIV. hievon erstattete und Kaunitz der Kaiserin vorlegte, antwortete sie: „Da mein Sohn als ein Privat„mann reiset, kann er keine öffentliche Demonstration annehmen. Ich „bin aber darum für die Idee allein nicht weniger dankbar. Er „könnte das, was sie ihm zudachten, auf den Anfang jener kleinen „Militärakademie verwenden“ [370]).

Bekanntlich sind es nicht immer die wichtigsten Angelegenheiten, über welche am meisten geschrieben wird, sondern dieß ist gewöhnlich hinsichtlich der verwickeltsten der Fall. Zu den letzteren zählten ohne Zweifel diejenigen der Abtei Saint-Hubert, welche in den Ardennen

an der Grenzscheidung zwischen Frankreich und den österreichischen Niederlanden lag. Ununterbrochen dauerten die Differenzen fort, die aus diesen Verhältnissen entstanden, und sie wurden dadurch noch vermehrt, daß der Bischof von Lüttich die Unterordnung des Abtes von Saint-Hubert in geistlichen Dingen verlangte, dort aber nur geringe Willfährigkeit fand. Er sandte seinen Kanzler, den Grafen Hoensbroeck nach Wien, um eine ihm günstig lautende Entscheidung der Kaiserin zu erwirken. Kaunitz war jedoch der Meinung, daß eine solche nicht in Wien, sondern in den Niederlanden selbst gefällt werden sollte, weil letzteres allein den verfassungsmäßigen Rechten des Landes entspreche. Er bat Maria Theresia, sich in diesem Sinne gegen Hoensbroeck in der Audienz, welche derselbe begehrt hatte, aussprechen zu wollen [371]), und erhielt hierauf die folgende Entgegnung:

„Es ist mir sehr angenehm, daß Sie mich über diese Angelegen-
„heit aufklärten, so daß ich antworten kann, ohne etwas zu verderben.
„Im Grunde aber finde ich zwei große Uebelstände dabei. Gewiß
„ist, daß diese Mönche von St. Hubert mit uns wie mit Frankreich,
„mit Lüttich und mit Holland ihr Spiel treiben. Was mir jedoch
„am meisten am Herzen liegt, ist ihre unregelmäßige Aufführung; man
„sollte ein Einverständniß herbeiführen, um hierin Ordnung zu machen.
„Und daß die niederländische Regierung seit neun Monaten keine
„Antwort gab, ist gleichfalls unschicklich; in Lüttich hat man Recht,
„sich darüber zu beklagen" [372]).

Da gerade von Dingen die Rede ist, welche das Gebiet der geistlichen Angelegenheiten wenigstens berührten, mag der Antwort der Kaiserin auf einen Antrag des Fürsten Kaunitz wegen Bestellung eines Priesters für die neu zu errichtende Capelle des niederländischen Departements in Wien Erwähnung geschehen. „Ich habe getrachtet", erwiederte hierauf Maria Theresia, „die Privatcapellen so viel als
„möglich zu beseitigen, denn es gibt in der Stadt so viele Kirchen,
„und es ist weit geziemender, die letzteren, als Privathäuser zu be-
„suchen, wo man meistens in einem Winkel des Hauses, in einem
„Speisesaale oder gar in einem Wohnzimmer die Capelle errichtet,

„können, immer werden Sie mich verpflichten, wenn Sie mir dieselben „allsogleich übersenden [377]).

So wie dem Herzoge von Arenberg, so legte Maria Theresia auch dem Fürsten Starhemberg gegenüber stets lebhaftes Wohlwollen an den Tag. „Ich bin", schrieb sie kurz vor ihrem eigenen Tode an Lederer, als er ihr von einer Erkrankung Starhembergs Mittheilung machte, „recht beunruhigt; Sie müssen mir jeden Tag Nach„richt von ihm geben" [378]).

Aber freilich, unter all den Personen, welche damals in den Niederlanden lebten, stand der Schwager der Kaiserin, Prinz Karl von Lothringen ihr bei weitem am nächsten; immer hat sie ihm die treueste schwesterliche Zuneigung, die wärmste Freundschaft unverbrüchlich bewahrt, und auch das, was sie an ihm mißbilligte und beklagte, brachte hierin nicht die geringste Aenderung hervor. Die ungeregelte Wirthschaft des Prinzen, die ihn oft in Geldverlegenheiten brachte, bei denen Maria Theresia mit sehr großen Summen für ihn eintreten mußte, und vielleicht noch mehr seine Verhältnisse zu Frauen sind hiebei in erster Linie zu nennen. Insbesondere muß die Gräfin Choiseul-Meuse als diejenige bezeichnet werden, die den Prinzen in dessen letzten Lebensjahren so ziemlich beherrschte. Und sie mißbrauchte ihn nicht selten, um durch seinen Einfluß die Erfüllung von Wünschen und Begehren zu erreichen, die an und für sich nichts weniger als gerechtfertigt erschienen. „Der Prinz selbst ist es", schrieb Maria Theresia einmal an Lederer, „der mir in seinem Briefe diese Bitt„schrift übersandte. Ich werde ihm deutlich antworten, daß dabei gar „nichts zu thun ist. Man sieht die Gewalt, welche diese Frau über „ihn ausübt" [379]).

Wie wenig jedoch diese Schwäche des Prinzen den liebevollen Antheil beeinträchtigte, welchen Maria Theresia fortwährend an dem Wohlergehen ihres Schwagers nahm, wird durch ein zweites Billet, das sie fast gleichzeitig an Lederer richtete, deutlich bewiesen. Er hatte ihr eine Meldung Starhembergs vorgelegt, worin von einer leichten

Erkrankung des Prinzen die Rede war; eine Mahnung an Gicht meinte man in ihr erblicken zu sollen. „Gott sei Dank", antwortete sie hierauf, „der Prinz schreibt mir selbst von der Gicht, doch glaubt „er nicht an sie. Es ist so, wie es mit van Swieten begann und sich „fast ein Jahr lang hinzog" [380]).

Wenn Maria Theresia durch diese Worte vielleicht ihre Besorgniß andeuten wollte, der Prinz werde höchstens noch ein Jahr leben, so täuschte sie sich hierin. Aber drei Jahre später, im Sommer 1780 ging es mit ihm wirklich zu Ende. Am 4. Juli starb er in dem Schlosse zu Tervueren, wo er so glückliche Tage verlebt hatte, selbst zufrieden und Zufriedenheit um sich her verbreitend. Sein Tod wurde von der Kaiserin aufs tiefste beklagt.

„Der Verlust meines lieben Schwagers", schrieb sie einige Wochen später an die Gräfin von Enzenberg, „war mir äußerst empfindlich; „nie werde ich seiner vergessen. Ich weiß wie sehr Sie darüber betrübt waren, und das gereicht mir zum Troste. Ich habe mit seinem „Beichtvater, Pater Hallerstein gesprochen, den er durch drei und vierzig „Jahre besessen. Er hat mich versichert, daß er mit seinem Tode, „seiner Ergebung und seinem Vertrauen auf den Willen Gottes äußerst „zufrieden war. Ich meinte Ihnen dieß zu Ihrem Troste mittheilen „zu sollen" [381]).

Aber nicht nur im vertraulichen Verkehre mit befreundeten Personen, auch nach Außen hin wollte Maria Theresia ihrem Schmerze um ihren Schwager einen überallhin erkennbaren Ausdruck verleihen und sein Andenken ehren. So gerechtfertigt ein derartiges Gefühl auch zweifelsohne war, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Kaiserin keinen glücklichen Griff that bei der Wahl des Mittels, durch welches sie dasselbe an den Tag legen wollte. Immer hatte sie den Prinzen für einen weit größeren Feldherrn gehalten, als er jemals war, und daher dachte sie ihm auch jetzt die höchste militärische Auszeichnung zu Theil werden zu lassen, die es überhaupt gab; sein Regiment sollte für alle Zukunft den Namen des Prinzen behalten.

Bei der Durchführung dieser Maßregel stieß jedoch Maria Theresia auf den entschiedensten Widerspruch von Seite des Kaisers. „Was das Regiment angeht", antwortete er ihr auf die Mittheilung ihrer Absicht, „so erscheint es mir als meine Pflicht, Eurer Majestät „diese Gegenvorstellung zu machen. Die Auszeichnung, den Namen „seines Inhabers auf immerwährende Zeiten zu behalten, wurde nie „einem Anderen zugestanden als dem Prinzen Eugen. Ich lasse Sie „selbst urtheilen, welcher Lächerlichkeit es in den Augen der ganzen „Welt den Verstorbenen preisgeben wird, wenn man ihn mit jenem „großen Manne vergleicht, welcher der Monarchie sieben Schlachten „gewann, während Prinz Karl ihr deren sieben verlor; darin liegt „der Unterschied. Und würden Sie wünschen, daß es fortan den Namen „Lothringen behalte? Auch da muß ich es neuerdings Ihrer Be„urtheilung anheimstellen, ob Sie, nachdem Sie selbst unzweifelhaft „der Führung dieses Titels entsagten, es als angemessen betrachten, „daß eines Ihrer Regimenter mit demselben bezeichnet werde? Das „sind meine Gründe, sie scheinen mir klar, und was Eure Majestät „auch thun mögen, so werden Sie doch niemals in den Augen des „Publicums und der Armee die ungünstige Meinung austilgen können, „welche vielfaches Mißgeschick — und von was für einer Art — das er „während der ganzen Zeit erlitt, als er Ihre Armeen befehligte, der „Person des Prinzen zuzog." Alles was dem Regimente des Prinzen zu Theil werden könnte, bestünde darin, meinte der Kaiser, es dem Erzherzoge Ferdinand, zweitgebornem Sohne des Großherzogs Leopold von Toscana zu verleihen. „Noch mehr thun zu wollen", so schloß er diesen Absatz seines Schreibens, „würde dem Verstorbenen mehr „schaden als ihm zur Ehre gereichen. Denn es gibt Dinge, die man „nicht mehr ins Gedächtniß zurückrufen soll. Und verlorene Schlachten „gehören ohne Zweifel zu ihnen" [352]).

Es mag sein, daß die Worte des Kaisers den Vorwurf der Schonungslosigkeit verdienen, und daß Maria Theresia aus diesem Grunde von ihnen recht peinlich berührt wurde. Aber sie konnte sich doch nicht verhehlen, daß sie der Wahrheit entsprachen, und darum blieb auch ihr Vorsatz unausgeführt.

Achtes Capitel.

Die äußeren Verhältnisse.

Was auch, und gewiß nicht ganz mit Unrecht, dagegen einzuwenden war, daß die Leitung der inneren Angelegenheiten zwei ungemein wichtiger österreichischer Länder, der Lombardie und der Niederlande nicht in den Händen der obersten Verwaltungsbehörde des Staates, sondern in denen des Chefs des auswärtigen Amtes lag, so kann doch nicht gesagt werden, daß bei dieser Einrichtung, so eigenthümlich sie auch sein mochte, jene beiden Provinzen irgendwie zu Schaden gekommen wären. Es wurde vielmehr gezeigt, daß sowohl die Kaiserin als Kaunitz ihnen rege Aufmerksamkeit und eifrige Fürsorge zuwandten. Aber die Hauptaufgabe des Letzteren bestand darum doch nicht minder in der Besorgung der äußeren Geschäfte; sie nahmen den Staatskanzler in noch weit höherem Maße als die lombardischen und die niederländischen Angelegenheiten, sie nahmen ihn auch viel mehr als die sonstigen zahlreichen und wichtigen Fragen in Anspruch, in denen er — obgleich sie nicht eigentlich seinem amtlichen Wirkungskreise angehörten — von Maria Theresia fortwährend um seine Meinung und seinen Rath angegangen wurde.

Wie man auch über die von dem Fürsten Kaunitz befolgte Politik urtheilen mag, das wird Niemand bestreiten können, daß sie das Ergebniß eines reiflich überdachten und folgerichtig durchgeführten politischen Systems war, wie ein solches seither in Oesterreich nie wieder mit gleicher Consequenz festgehalten wurde. Die Allianz mit Frankreich bildete die Grundlage dieses Systems, und mehr als zwanzig

Jahre, nachdem sie abgeschlossen worden, war Kaunitz gerade so, ja wahrscheinlich in noch viel höherem Grade von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt, als an dem ersten Tage ihres Bestandes. Durch dieses Bündniß habe sich, so ließ er sich noch im Jahre 1777 vernehmen [383]), die politische Lage der österreichischen Monarchie mit einem Schlage verändert. Sowohl die Niederlande als die österreichischen Besitzungen in Italien seien sichergestellt worden gegen jegliche Gefährdung. Die unabläßigen Aufhetzungen Frankreichs bei der Pforte gegen Oesterreich, früher in Constantinopel systematisch betrieben, seien vollständig verstummt. Ebenso habe die stete Schürung des Zwiespaltes im deutschen Reiche ein Ende gefunden. Des ganzen Schwarmes der bezahlten oder sonst gewonnenen Verbündeten Frankreichs, die man früher gegen sich gehabt, sei man entledigt, dadurch aber in den Stand gesetzt worden, das Herz der Monarchie gegen ihren gefährlichsten Nachbar mit ungetheilter Kraft zu vertheidigen.

Es lasse sich daher auch nicht leugnen, meint Kaunitz weiter, daß die Allianz mit Frankreich viel mehr zum Vortheile Oesterreichs als zu demjenigen Frankreichs gereiche. Letzteres habe früher von Oesterreichs Nachbarschaft wenig zu besorgen gehabt, und dürfe sich auch jetzt von ihm, da es der Gefahr eines Landkrieges nicht so leicht ausgesetzt sei, keine wesentliche Unterstützung versprechen, wogegen sich der Fall einer von Frankreich an Oesterreich zu leistenden Hülfe weit eher ergeben könne. Ueberdieß sei Frankreich durch sein Bündniß mit Oesterreich die Gelegenheit benommen worden, von seiner Hauptstärke, nämlich seiner Landmacht den rechten Nutzen zu ziehen, sich durch etwaige Eroberung und spätere Zurückstellung der Niederlande, wie es zur Zeit des Aachener Friedens geschehen, für Verluste zur See schadlos zu halten, und England zu billigeren Friedensbedingungen zu bringen.

Wären nun auch die größeren Vortheile des Bündnisses von Versailles ohne Zweifel auf österreichischer Seite, so finde doch auch Frankreich, so lang es nicht von Eroberungsgedanken beherrscht werde und die Aufrechthaltung des Friedens beabsichtige, dabei seine Rechnung. Denn ohne Besorgniß vor einer Gefährdung durch einen Landkrieg könne

es seine ganze Aufmerksamkeit der Verstärkung seiner Seemacht und seinen gegen England gerichteten Bestrebungen zuwenden.

Hiezu komme noch die Betrachtung, daß seit der Auflösung der Allianz zwischen Frankreich und Preußen alle protestantischen Mächte mit einziger Ausnahme von Schweden gegen Frankreich Partei nähmen, so daß der frühere Anlaß, sich mit den protestantischen Staaten gegen die katholischen zu verbünden, für Frankreich völlig hinwegfalle. Sein wesentliches Interesse weise es vielmehr jetzt auf Unterstützung der Katholiken, und daher auch auf die Allianz mit Oesterreich an.

Besitze nun auch Frankreich großes Interesse daran, dieselbe aufrecht zu erhalten, so sei dieß für Oesterreich in noch weit höherem Maße der Fall. Doch habe man sich, indem man eifrigst hierauf hinwirke, fortwährend die Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters gegenwärtig zu halten. Man müsse daher der französischen Regierung zwar eine wahre und vollkommene Freundschaft, nie aber ein allzu drängendes Verlangen nach Beibehaltung der Allianz zeigen. Allzuleicht käme sie in die Versuchung, eine gebieterische und herrschsüchtige Haltung anzunehmen, die auf die Länge nicht nur nachtheilig, sondern geradezu unerträglich werden könnte.

Wenn irgendwo, so mußte in Frankreich zwischen dem Staatsoberhaupte, dem Könige Ludwig XVI., und der Regierung, d. i. dessen Ministern, streng unterschieden werden. Nicht den Ersteren, wohl aber die Letzteren hatte Kaunitz im Auge, wenn er die von dorther zu besorgende Anmaßung hervorhob. In seinem schlichten und einfachen Sinne war der König von einer solchen sehr weit entfernt. Gerade das Gegentheil aber war bei seinen Ministern der Fall, und man kann außerdem wohl sagen, daß wenigstens das Haupt des Ministeriums, Graf Maurepas, und der Minister des Aeußern, Graf Vergennes, kaum zu den aufrichtigen Anhängern der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich gezählt werden durften. Der Umstand, daß dieses System seit mehr als zwanzig Jahren als die Basis der politischen Stellung Frankreichs angenommen war, der freilich nur sehr schwache Wille des Königs, und weit mehr noch der Einfluß der Königin wirkten

jedoch bestimmend darauf ein, daß auch die französischen Minister die Bahnen nicht verließen, in denen das Staatsschiff zu der Zeit sich bewegt hatte, in der sie an dessen Ruder gelangt waren.

Auf den ersten Blick wird man somit den Unterschied gewahr, der hinsichtlich des Festhaltens an der beiderseitigen Allianz in Oesterreich und in Frankreich bestand. Am Wiener Hofe waren sowohl Maria Theresia als Kaunitz diesem Bündnisse, man kann wohl sagen mit Herz und mit Sinn ergeben, denn bei der Kaiserin wenigstens spielte hiebei auch das Herz eine sehr bedeutsame Rolle. In Frankreich aber war der König selbst, wenngleich an und für sich der Allianz mit Oesterreich geneigt, doch unthätig und apathisch, wenn es darum sich handelte, die Wirkungen derselben zur Geltung zu bringen. Und man wird wohl annehmen dürfen, daß es in den maßgebenden französischen Kreisen nur eine einzige Person gab, welche mit aller Kraft ihrer Seele an dem Bündnisse mit Oesterreich hing: die Königin Marie Antoinette.

Es läßt sich gewiß nicht behaupten, Maria Theresia habe ihre jüngste Tochter nur aus dem Grunde dem dereinstigen Erben der Königskrone Frankreichs vermält, um an ihr einen unlösbaren Kitt für das Bündniß zwischen den beiden Staaten zu besitzen. In ihrer mütterlichen Liebe und ihrer Sorgfalt für ihre Kinder würde sie wohl unter allen Umständen lebhaft gewünscht haben, für eines derselben eine Stellung zu erlangen, welche in ihrer Art wohl die beneidetste und glanzvollste in ganz Europa genannt werden mußte. Als ihr dieß aber gelungen war, trachtete Maria Theresia mit einem Eifer, der manchmal sogar ein zu weit getriebener sein mochte, ihre Tochter anzuregen zu Allem, was zur Befestigung der Allianz nur irgendwie beitragen konnte.

Schon in dem ersten Briefe, den sie nach Empfang der Nachricht von der Thronbesteigung ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter der Letzteren schrieb, brachte Maria Theresia die Allianz mit Frankreich zur Sprache. „Das Interesse unserer beiden Staaten verlangt",

sagte sie zu ihr, „daß wir uns durch dasselbe ebenso eng wie durch „das unserer Familie aneinander gebunden erachten. Euer Ruhm, „Euer Wohlsein liegt mir gerade so am Herzen wie das unsere. Jene „unglücklichen Zeiten der Eifersucht zwischen unseren Staaten und „Interessen existiren nicht mehr. Aber unsere heilige Religion und „das Wohl unserer Länder begehren, daß wir sowohl durch unsere „Herzen als unseren Vortheil eng mit einander verknüpft seien, und „daß alle Welt die Festigkeit dieses Bandes erkenne" [384]).

Mit noch eindringlicheren Worten kam Maria Theresia hierauf in ihrem nächsten Briefe an ihre Tochter zurück. „Glücklicher Weise", so lauten sie, „sind unsere Interessen, und zwar nicht allein die unserer „Herzen, sondern auch die unserer Staaten so innig mit einander „verbunden, daß um sie gut zu besorgen, wir dieß mit jenem gegen„seitigen Zutrauen, zu welchem der verstorbene König die erste Grund„lage legte, thun, und solches trotz der verschiedenen seither eingetretenen „Veränderungen immer gleichmäßig fortsetzen müssen. Von meinen „geliebten Kindern erwarte ich dieß auch; eine Verringerung würde „mir den Tod geben. Unsere beiderseitigen Monarchien bedürfen ohne„hin nur der Ruhe, um unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. „Wenn wir stets in engster Vereinigung handeln, wird Niemand uns „stören bei unserer Arbeit, und Europa wird sich des Glückes der „Ruhe erfreuen. Nicht nur unsere Völker allein werden glücklich sein, „sondern auch alle diejenigen, welche nicht darnach trachten, zu Gunsten „ihrer besonderen Interessen diese Ruhe zu stören. Die ersten zwanzig „Jahre meiner Regierung geben davon Zeugniß, und seit unserer „glücklichen Allianz, welche durch so viele der zartesten Bande befestigt „ist, beginnt sich die Ruhe zu verbreiten, deren Erhaltung durch eine „Reihe von Jahren gewünscht werden muß. Mercy wird Dich über „Alles aufklären können, was auf die allgemeinen Angelegenheiten nur „immer Bezug hat." Und schon früher wurde Mercy der Königin von ihrer Mutter als derjenige bezeichnet, der ihr nicht nur unbedingt ergeben, sondern von Allem unterrichtet und würdig sei, daß sie ihm ein unbegränztes Zutrauen schenke. „Er ist eben so gut", sagte sie von ihm, „Dein Minister wie der meine" [385]).

An ihre drängenden Mahnungen zu unverbrüchlichem Festhalten an der Allianz knüpfte Maria Theresia Aeußerungen der lebhaftesten Freude über die Nachrichten, die sie von den ersten Regierungshandlungen des Königs empfing. „Alle Welt ist darüber", schrieb sie am 1. Juni, „in Extase". „Und genug Ursache", fuhr sie fort, „ist dazu „vorhanden. Ein König von zwanzig und eine Königin von neunzehn „Jahren; alle ihre Handlungen aber erfüllt von Menschlichkeit, von „Großmuth, von Klugheit und sehr großer Urtheilskraft. Die Religion, „die Sitten, welche so nothwendig sind, um des göttlichen Segens „theilhaft zu werden und die Völker im Zaume zu halten, werden „dabei nicht vergessen. Ich bin in der Freude meines Herzens und „bitte Gott, daß er Euch so für Eure Völker, für die ganze Welt, „für Eure Familie und für Eure alte Mutter erhalte, die Ihr wieder „aufleben macht" [356]).

Sechs Wochen vergehen, und der Ton der Freude, der in den ersten Briefen der Kaiserin herrschte, ist zwar noch nicht herabgestimmt, aber schon finden sich Bemerkungen, welche darthun, daß auch Nachrichten nach Wien kamen, deren Inhalt Maria Theresia nicht mehr rückhaltslos billigen konnte. „Alles ist von Begeisterung ergriffen", schrieb sie am 16. Juli ihrer Tochter, „ist ganz närrisch über Euch. „Man verspricht sich das höchste Glück, und neues Leben gebt Ihr „einem Volke, welches auf dem Punkte war zu Grunde zu gehen, und „das seine Anhänglichkeit an sein Königshaus allein noch aufrecht „erhielt. Zu seinem Lobe muß man das sagen, aber es ist lebhaft, „und je mehr es des Königs bedarf und von ihm Alles erwartet, „desto größer wird die Schwierigkeit sein, es zufrieden zu stellen; hiezu „gibt es nur ein Mittel: feste Grundsätze anzunehmen und sich von „ihnen nicht mehr zu entfernen. Es ist besser, für genau und wirthschaftlich, für gerecht und religiös, wie man erwartete, daß Ludwig XVI. „sein werde, zu gelten, als von ihm zu glauben, er werde sich gutmüthig und schwach zeigen und nicht der ersten Idee entsprechen, „die man sich von ihm gebildet und von der Du die wunderbaren „Wirkungen selbst nach Außen hin gesehen hast." Die Verabfolgung sehr beträchtlicher Geldsummen an einzelne Personen habe, fährt die

Kaiserin fort, viel Eindruck auf die Bevölkerung gemacht. Aber man habe nicht etwa die Großmuth des Königs bewundert, sondern nach den Gründen geforscht, die ihn zu solchen Schritten veranlaßt haben konnten. Und da habe man sich gesagt, er werde keine Festigkeit zeigen und sich von Günstlingen leiten lassen.

In dem gleichen Briefe kommt die Kaiserin noch einmal auf die ungeheuren Ausgaben zurück, von denen man behaupte, daß sie bevorstünden. Und von der Königin sei ihr gesagt worden, daß sie den Mitgliedern ihrer Familie mit allzu viel Vertraulichkeit begegne. Marie Antoinette möge das mit Sorgfalt vermeiden und sich insbesondere vor dem Grafen Artois hüten, den man großer Keckheit beschuldige. So wie hinsichtlich dieses Punktes, so möge sie sich auch vor Verschwendung in Acht nehmen und sich mit ernsten Dingen beschäftigen; letzteres könne ihr höchst nützlich werden, wenn der König sie um Rath frage oder freundschaftlich mit ihr rede [387]).

Die Antwort, welche Marie Antoinette hierauf ihrer Mutter ertheilte, war ganz dazu geeignet, die Kaiserin mit den besten Erwartungen zu erfüllen. Nicht nur die Kindlichkeit des Tones, den ihre Tochter ihr gegenüber annahm, mußte sie wohlthuend berühren, auch die guten Vorsätze, die sie aussprach, konnten nur die gleiche Wirkung hervorbringen. Nie werde sie, ließ die Königin sich vernehmen, ihren Gemal zu größeren Ausgaben verleiten; sie weise sogar die Bitten derer zurück, welche durch ihre Vermittlung Geld von ihm haben wollten. Sie könne zwar nicht Richterin über sich selbst sein, aber sie glaube sagen zu dürfen, daß in der königlichen Familie nur der Ton der Freundschaft und der jugendlichen Heiterkeit herrsche. Allerdings sei der Graf von Artois sehr lebhaft und unbesonnen, aber sie lasse ihn auch sein Unrecht fühlen. Sie müsse wohl gestehen, daß sie in zu großer Zerstreuung lebe und der Beschäftigung mit ernsten Dingen eine gewisse Trägheit entgegenbringe. Aber sie wünsche und hoffe sich allmälig zu bessern, und ohne sich je in Intriguen zu mengen, in den Stand zu setzen, dem Vertrauen des Königs zu entsprechen, der fortwährend in guter Freundschaft mit ihr lebe [388]).

Maria Thereſia war gewiß hocherfreut über dieſe und ähnliche Aeußerungen und Vorſätze ihrer Tochter. Eine Weile mochte ſie auch glauben und erwarten, daß ſie dem Verfahren derſelben zur Richtſchnur dienen würden. Aber allmälig wurde die Beſorgniß immer ſtärker in ihr, die Wahrnehmung immer gewiſſer, daß dem keineswegs ſo ſei. Stets weniger günſtig lauteten die Nachrichten, die ſie aus Frankreich über das Benehmen ihrer Tochter erhielt, und von Tag zu Tag nahm daher auch die Unruhe der Kaiſerin zu. Dem Grafen Mercy gegenüber verhehlte ſie ihre Befürchtung nicht, die Königin werde durch ihre Vergnügungsſucht und ihre Saumſeligkeit den geeigneten Augenblick, ſich einigen Einfluß auf die Geſchäfte zu ſichern, ungenützt vorübergehen laſſen; dann werde es zu ſpät hiefür ſein [389]).

Allerdings kamen auch wieder Zeiten, in denen Maria Thereſia neue Hoffnungen ſchöpfte und das Benehmen der Königin milder beurtheilte. „Es iſt nur zu wahr", ſchrieb ſie in den erſten Tagen des Jahres 1775 an Mercy [390]), „daß die glanzvolle Stellung, in der „meine Tochter ſich befindet, von ihrer Seite etwas mehr Aufmerkſam„keit und Anſtrengung, insbeſondere hinſichtlich der Lectüre erfordern „würde. Aber theils ihre Jugend, theils ihr Abſcheu vor dem Leſen, „welcher leider, ich muß es geſtehen, faſt all meinen Kindern eigen iſt, „verlangen Zeit, um ſie dieſe Fehler verbeſſern zu machen." Außerdem ſei ſie, fügte Maria Thereſia hinzu, mit der Haltung ihrer Tochter doch ziemlich zufrieden. Und dem Kaiſer gegenüber, welcher ſeine Schweſter manchmal in einem Tone zurecht weiſen wollte, der ſelbſt dem älteren Bruder nicht wohl anſtand, trat Maria Thereſia rückhaltslos für ſie ein. Er könne wohl, ſagte ſie ihm, ſeinen Briefwechſel mit ihr vollſtändig abbrechen, aber er beſitze kein Recht, ſich einer ſo verletzenden Sprache gegen die Königin von Frankreich zu bedienen [391]).

Nicht lang dauerte die Freude der Kaiſerin, dazu beigetragen zu haben, daß die Beziehungen Joſephs zu ſeiner Schweſter Marie Antoinette, gegen welche ihn vornehmlich der franzöſiſche Botſchafter in Wien, Louis von Rohan einzunehmen geſucht hatte [392]), ſich wieder beſſer geſtalteten. Im Februar 1775 war der Erzherzog Maximilian,

von Rosenberg begleitet, nach Versailles gekommen, und dieser Besuch gab Veranlassung, daß die Königin, welche Rosenberg seit ihrer Kindheit kannte, ihm vertrauliche Briefe schrieb, in die sie spottende Bemerkungen über ihren Gemal, den König mit einfließen ließ. Insbesondere berührte es peinlich, daß sie ihn einen „pauvre homme" nannte, und dadurch seine Schwäche und Beschränktheit der Lächerlichkeit preisgab [393]). Joseph war erbittert über dieses unziemliche Benehmen seiner Schwester, und in den stärksten Ausdrücken wollte er es ihr vorhalten.

Eifrig war jedoch Maria Theresia bemüht, den Kaiser wieder abzubringen von diesem Vorhaben. Freilich war sie über das tadelnswerthe Verfahren der Königin nicht weniger betrübt als er, ja ihr Mutterherz mochte dasselbe wohl noch weit schmerzlicher empfinden. „Ich gestehe", schrieb sie an Mercy, „bis auf den tiefsten Grund „meines Herzens bin ich von diesem Gefühle durchdrungen. Welch „ein Styl, welche Denkungsart! Ich werde dadurch nur allzusehr in „meinen Befürchtungen bestärkt: mit großen Schritten läuft sie in ihr „Verderben, und sie wird noch glücklich sein, wenn sie, indem sie sich „selbst zu Grunde richtet, sich wenigstens die Tugenden erhält, die „ihrem Range gebühren" [394]). Aber die Kaiserin meinte doch, nicht Sache des Bruders, sondern der Mutter sei es, das auf Irrwege gerathene Mitglied der Familie durch ernste Vorstellungen wieder zurückzuleiten in die richtige Bahn. Darum nahm sie diese Aufgabe auf sich selbst, ihren Sohn aber bewog sie, seinem ersten Gedanken wieder zu entsagen und in viel milderem Tone, als es seine Absicht gewesen, seiner Schwester zu schreiben [395]).

Leider mußte Maria Theresia sich mehr und mehr mit der Ueberzeugung durchdringen, daß bei ihrer Tochter mit Güte ebensowenig als mit strengen Worten sich ausrichten lasse. Immer lauter und lebhafter wurden die Klagen, die ihr aus Frankreich über das Benehmen der Königin zukamen. Ohne ihr irgend ein wirkliches Vergehen zur Last legen zu können, war man doch einstimmig in dem Tadel der Vernachlässigung ihres Gemals, die sie sich zu Schulden

kommen ließ, ihrer Mißachtung des äußeren Scheines, der Günstlingswirthschaft, der sie immer freieren Spielraum gewährte, ihres rastlosen Jagens nach Vergnügungen der glänzendsten und daher auch der kostspieligsten Art, ihrer Verschwendungssucht, ihres ausgesprochenen Widerwillens endlich gegen jegliche Beschäftigung ernsterer Art. Immer mehr mußte sich Maria Theresia von der Fruchtlosigkeit der Warnungen überzeugen, die sie bisher in ihre Briefe an die Königin hatte einfließen lassen, und sie hielt es für ihre Pflicht, allmälig wieder zu ernsteren Ermahnungen zu schreiten.

„Nichts fürchte ich für Dich", schrieb sie ihr am 30. Mai 1776, „da Du noch so jung bist, als allzuviele Zerstreuungen. Nie hast Du „die Lectüre, noch irgend eine Anstrengung geliebt; das hat mich oft „in Unruhe versetzt. Ich war so zufrieden, als ich Dich mit der „Musik beschäftigt sah, und aus dem gleichen Grunde habe ich Dich „so oft nach der Lectüre gefragt. Seit mehr als einem Jahre ist „weder von der einen noch der anderen die Rede, und ich höre von „nichts als von Pferderennen, von eben solchen Jagden, in Gesellschaft „wenig ausgewählter Jugend, und immer ohne den König; das be„unruhigt mich sehr, da ich Dich zärtlich liebe. Deine Schwägerinnen „handeln anders, und ich gestehe: all diese lärmenden Vergnügungen, „bei denen der König nicht anwesend ist, geziemen sich nicht. Du „wirst mir sagen: er weiß von ihnen und er gestattet sie. Ich aber „antworte darauf: gerade darum mußt Du vorsichtiger sein und Deine „Vergnügungen mit den seinigen verbinden. Auf die Länge kannst „Du doch nur durch eine zärtliche und aufrichtige Vereinigung und „Freundschaft mit ihm glücklich sein" [396]).

Man kann der Königin das Zeugniß nicht versagen, daß sie sich zwar ihrer Mutter gegenüber zu entschuldigen suchte, daß sie dieß jedoch allzeit nur in dem Tone kindlichster Unterwürfigkeit that. „Deine „Rechtfertigung finde ich", schrieb ihr Maria Theresia am 30. Juni 1776, „keineswegs zu lebhaft; ich bin vielmehr hocherfreut über sie, „denn mein Herz ist immer in Uebereinstimmung mit Dir, und nur „mit Schmerz glaubt es an das, was gegen Dich sein könnte. Aber

„als Mutter und als Freundin meine ich Dich von dem unterrichten „zu müssen, was man von Dir spricht, auf daß Du in der Mitte „einer so leichtfertigen und so schmeichlerischen Nation auf Deiner „Hut seiest“ [397]).

Mit so großer Befriedigung jedoch auch Maria Theresia Kenntniß nahm von der Rechtfertigung ihrer Tochter, mit so bitterem Schmerze mußte sie sich davon überzeugen, wie unbegründet dieselbe doch eigentlich war. Denn binnen kürzester Frist hatte ihr Mercy von einer neuen Verschwendung der Königin zu berichten, welche dießmal in dem Ankaufe äußerst kostspieliger Juwelen bestand [398]).

Nicht so sehr der Königin, als Mercy gegenüber gab Maria Theresia dem Gefühle der Erbitterung über dieses Ereigniß unverholenen Ausdruck. „So jung als meine Tochter in dem Augenblicke „ihrer Abreise von hier auch war“, schrieb sie ihm am 31. Juli [399]), „so habe ich doch in ihrem Charakter sehr viel Leichtfertigkeit, Unfleiß, „hartnäckiges Festhalten an ihrem eigenen Willen, mit ebensoviel „Geschicklichkeit erkannt, den Vorstellungen auszuweichen, die man ihr „machen könnte. Der Erfolg beweiset, daß ich mich in meinem „Urtheile nicht täuschte, und er wird zeigen, ob Alter und Nachdenken „diese Fehler zu bessern vermögen. Ich werde es übrigens nur will„kommen heißen, künftighin von der Last befreit zu sein, mit meiner „Tochter über die einzelnen Punkte ihres Benehmens Erörterungen „zu pflegen. Nur auf Ihre Bitten ließ ich mich bisher von Zeit zu „Zeit hiezu herbei, und ich theilte Ihnen sogar meine Briefe mit. „Von nun an werde ich mich nur mehr so weit darein mengen, als „Sie selbst es mir vorschlagen, und Sie müssen mir hiezu den Inhalt „meiner Briefe andeuten, welche sich außerdem nur auf Guten Morgen „und Guten Tag, auf das schöne Wetter und den Regen erstrecken „sollen, da die Correspondenz meiner Tochter keinen anderen Anhalts„punkt darbietet. Gerade jetzt finde ich mich in dem Falle, Sie zu „fragen, ob ich ihr nicht durch den nächsten Courier über den neuen „Ankauf von Diamanten, den sie gemacht, schreiben und sie fühlen „lassen soll, daß dieses Ereigniß, welches allgemein bekannt und von

„verschiedenen Seiten hieher gemeldet wurde, mir eben so wenig als „die Großmuth des Königs entgehen konnte, der sie bei der Bestreitung „jener, freilich höchst überflüssigen Ausgabe unterstützte. Im Vertrauen „sage ich Ihnen, daß ich hiezu nichts mehr beizutragen gedenke."

Mercy gab Alles, was Maria Theresia über die Königin schrieb, bereitwillig zu; insbesondere fand er das, was sie von ihrem Eigensinn und ihrer Geschicklichkeit sagte, mit allerlei Ausflüchten jede Gegenvorstellung zu entkräften, leider nur zu wahr. Aber er rieth doch dringend, die Kaiserin möge ihre Ermahnungen nicht einstellen; ja er meinte, dieselben sollten, um nicht ganz wirkungslos zu bleiben, der ernstlichsten Art sein [100].

Bereitwillig erfüllte Maria Theresia das Begehren Mercy's, und sie schrieb in dem von ihm angedeuteten Sinne an ihre Tochter. Sie fuhr auch — und Marie Antoinette gab häufig genug Veranlassung hiezu — mit ihren Warnungen und Ermahnungen fort. Aber sie versprach sich doch keinerlei Wirkung mehr von denselben, und die Ueberzeugung von ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit schlug immer tiefere Wurzeln in ihr. Darum wußte sie auch nicht, ob sie auf die Reise, welche der Kaiser in der ersten Hälfte des Jahres 1777 nach Frankreich zu unternehmen gedachte, irgendwelche Hoffnungen bauen dürfe. Sie wünsche mehr als sie erwarte, schrieb sie an Mercy, daß Alles nach Wunsch gehe, und daher erkläre sie sich weder für noch gegen die beabsichtigte Reise [101].

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1774 hatte Joseph diesen Plan ausführen wollen, und er war froh, daß es nicht geschehen war, denn er wäre gerade recht gekommen zu dem schrecklichen Ende König Ludwigs XV. Dann hatte ihn seine Schwester, und zwar um die Zeit der Königskrönung ihres Gemals, dringend nach Frankreich geladen, von ihrem Bruder aber, der gerade damals in Folge ihrer Briefe an Rosenberg höchst unzufrieden mit ihr war, eine ausweichende Antwort erhalten. Nun kam der Kaiser aus eigenem Antriebe auf sein früheres Reiseproject zurück. Wohl mochte seine Sehnsucht, fremde Länder, und insbesondere dasjenige zu sehen, welches

nicht mit Unrecht als das in der Civilisation am weitesten vorgeschrittene galt, der Hauptbeweggrund des Kaisers hiebei sein. Aber ganz ohne allen Einfluß blieb auch die Absicht nicht auf ihn, mit eigenen Augen das Benehmen seiner Schwester zu prüfen, und wenn er es wirklich so tadelnswerth fände, als die unablässig nach Wien gelangenden Nachrichten es darstellten, den Versuch zu machen, die Königin durch mündliche Rathschläge und Vorstellungen in bessere Bahnen zu lenken.

Ungleich ihrem Sohne, legte Maria Theresia natürlicher Weise gerade auf den letzteren Theil seiner Absichten den überwiegenden Werth. Sie pflichtete der Anschauung Mercy's bei, welcher die Meinung aussprach, über das Resultat der Reise des Kaisers nach Frankreich könne man nichts Bestimmtes vorhersagen. Wenn jedoch Mercy besorgte, der Kaiser werde die Königin vielleicht mit allzu harten Vorwürfen überhäufen und dadurch eine gewisse Erkaltung ihrer gegenseitigen Beziehungen herbeiführen [402]), so stimmte ihm Maria Theresia hierin doch nicht unbedingt zu. Er liebe es zu glänzen und zu gefallen, erwiederte sie, er werde daher nichts weniger als unempfänglich für die Freundschaftsbeweise seiner Schwester, und insbesondere dann sein, wenn sie von einem vortheilhaften Aeußeren unterstützt würden [403]).

In demselben Briefe, in welchem Maria Theresia in solchem Sinne gegen Mercy sich aussprach, kam sie seit langer Zeit wieder zum ersten Male auf den vermeintlichen Einfluß der Königin auf die öffentlichen Geschäfte zu sprechen. Sie glaubte verläßliche Nachricht zu haben, daß ihn der König von Preußen für mächtig genug ansehe, um jede Annäherung zwischen Frankreich und Preußen zu hintertreiben. Zweckmäßig wäre es daher, so meinte sie, diese Vermuthung zu erhalten und zu bestärken. Darum möge Mercy seine Bemühungen bei der Königin, selbst wenn sie die gewünschte Wirkung nicht nach sich zögen, unablässig fortsetzen.

Wie dem übrigens auch sein mochte, einstweilen zog die beabsichtigte Reise des Kaisers alle Aufmerksamkeit auf sich, und n

war äußerst gespannt, ob er sie wirklich unternehmen werde oder nicht. Denn wider seine sonstige Gewohnheit zeigte Joseph sich schwankend, und er schien sogar einen Augenblick seiner Mutter die Entscheidung anheimstellen zu wollen. Maria Theresia aber hütete sich wohl, sich in seine Projecte zu mengen; bei diesem Anlasse that sie jedoch den bemerkenswerthen Ausspruch, sie wäre ruhiger, wenn er die Reise nicht unternähme [404]).

Auch Marie Antoinette schien gleich ihrer Mutter und ihrem Bruder in der Beurtheilung der Reise des Letzteren nach Frankreich zu schwanken. Einerseits wünschte sie lebhaft, den Kaiser wieder zu sehen, denn sie war ihm wirklich anhänglich gesinnt. Andererseits aber hegte sie nicht ungegründete Besorgniß, er würde allzuviele Ausstellungen an ihrem Betragen zu machen finden [405]), und solche waren ihr natürlicher Weise nichts weniger als willkommen.

In diesem Widerstreite der Meinungen gereichte es der Kaiserin zu einigem Troste, daß Joseph allmälig auch auf die politische Seite seiner Reise etwas mehr Werth legen zu wollen schien als dieß früher der Fall war. In seinem Briefe an sie, in welchem er sie von seinen Absichten unterrichtet, äußert er sich über diesen Punkt allerdings ziemlich zurückhaltend. Ueber die politischen Angelegenheiten werde er sich, schrieb Joseph seiner Mutter, so wenig als möglich in Erörterungen einlassen. Werde er jedoch zu solchen gedrängt, so kenne er das von der Kaiserin adoptirte System und die von dem Staatskanzler an die Repräsentanten Oesterreichs im Auslande erlassenen Instructionen in hinreichendem Maße, um sich, wenn auch nur mit lakonischer Kürze, in ihrem Sinne zu erklären [406]).

Es scheint fast, als ob Joseph diese Aeußerungen mündlich in einer der Kaiserin willkommenen Weise noch vervollständigt hätte. „Er hebt", schrieb sie von ihm am 30. November 1776 an Mercy, „den Vortheil des gegenwärtigen Systems und die Nothwendigkeit „hervor, es möglichst zu stärken" [407]). Und ihrer Tochter gegenüber sprach sie an dem gleichen Tage die Hoffnung aus, sie werde sich der Anwesenheit des Kaisers erfreuen und von seiner Gegenwart wie von

ſeinen Rathſchlägen Nutzen zu ziehen ſuchen[408]). Marie Antoinette aber erwiederte, ſie lege darum auf dieſe Reiſe ihres Bruders den höchſten Werth, weil ſie dazu dienen werde, der Kaiſerin die vorgefaßten Meinungen zu benehmen, die man ihr gegen ſie beizubringen gewußt habe und die ihr zu ſo großer Betrübniß gereichten[409]).

In ſolchem Sinne wurde nun zwiſchen Mutter und Tochter die Reiſe Joſephs nach Frankreich fortwährend beſprochen. „Dieſes Jahr", ſchrieb ihr Maria Thereſia am 2. Jänner 1777, „beginnt ſo glücklich „für Dich, daß ich hoffe, Du wirſt die günſtigen Wirkungen hievon „durch lange Zeit verſpüren. In einem Monate wirſt Du den Kaiſer „ſehen, und das iſt ein Zeitabſchnitt von großem Intereſſe für Dich. „Du kennſt ſein Herz und ſeinen Scharfſinn. Von dem erſteren darfſt „Du die höchſten Erwartungen hegen; er wird ſie nicht täuſchen, denn „es bereitet ihm wirkliche Freude, Dich zu ſehen; der letztere aber „kann Dir zu größtem Nutzen gereichen. Ich hoffe daß Du zu ihm „mit jenem Vertrauen und jener Zärtlichkeit ſprechen wirſt, die er „verdient, und welche für alle Zukunft die Bande, durch die unſere „beiden Häuſer verknüpft ſind, und die innigſte Freundſchaft zwiſchen „den Monarchen befeſtigen ſollen. Darin liegt ja das einzige Mittel, „unſere Staaten wie unſere Familien glücklich zu machen. Ich hoffe „daß er dem Könige gefalle, und daß, nachdem die erſte Verlegenheit „vorüber, Freundſchaft und Vertrauen Wurzel ſchlagen werden"[410]).

„Ich bin entzückt über die Ausſicht", antwortete hierauf Marie Antoinette[411]), „meinen Bruder recht bald hier zu beſitzen; ihn zu „ſehen und zu ſprechen, wird ein ſehr großes Glück für mich ſein. „Ich rechne auf ſeine Freundſchaft und er darf der meinigen gewiß „ſein; gleichen ſie einander, dann habe ich noch den Vortheil voraus, „daß er von meiner theuren Mutter mit mir ſprechen wird, von der „ich ſo weit entfernt bin. Ich bin überzeugt, daß die Reiſe des Kaiſers „nach allen Richtungen hin gute Wirkungen hervorbringen wird; ich „kenne ſeine Verſchwiegenheit und werde vertrauensvoll mit ihm reden. „Iſt nur einmal der erſte Augenblick vorüber, in welchem es wohl „nicht ganz ohne Verlegenheit abgehen wird, dann wird der König

„froh sein, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen; sowohl für die „Staatsangelegenheiten als für mich kann nur Gutes hieraus her„vorgehen."

Man sieht wohl daß die Königin ihrer Mutter die geheimen Besorgnisse verschwieg, mit welchen die bevorstehende Ankunft ihres Bruders sie noch immer erfüllte[412]). Und auch Maria Theresia hielt es nicht für klug, ihrer Tochter offen zu gestehen, daß sie sich kein günstiges Ergebniß von dieser Reise verspreche. „Wenn ich mich nicht „täusche", schrieb sie an Mercy[413]), „so wird von zwei Dingen eines „hieraus hervorgehen. Entweder gewinnt meine Tochter den Kaiser „durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Schönheit, oder er wird sie „durch allzuviel Belehrungen ungeduldig machen. Das erstere scheint „mir wahrscheinlicher, aber in dem einen und dem anderen Falle darf „man nicht erwarten, daß die Anwesenheit des Kaisers eine günstige „Krise herbeiführen werde".

Die freundschaftlichen Briefe, welche Joseph seiner Schwester über seine bevorstehende Reise nach Frankreich schrieb, beschwichtigten allmälig deren Besorgnisse, und einen Aufschub, den die Ausführung seiner Absicht erfuhr, beklagte sie um so mehr, als sie befürchtete, es werde zu derselben nun gar nicht mehr kommen[414]). Aber dem war keineswegs so, und Maria Theresia besprach ihrer Tochter gegenüber neuerdings die politische Seite der Reise. „Da ich nichts mehr wünsche „auf dieser Welt", schrieb sie ihr[415]), „als das Heil unserer Religion, „das Glück meiner lieben und mehr als geliebten Kinder, das Wohl „unserer Staaten und unserer Völker, die ich gleichfalls aufs innigste „liebe, so wünsche ich nichts so sehr, als unsere Häuser und Interessen „so eng, ja unauflöslich verknüpft, und ebenso unsere Personen mit „einer jede Probe bestehenden Freundschaft und Herzlichkeit aneinander „gekettet zu sehen, daß weder ein Minister, noch irgend ein Anderer, „der uns um diese Verbindung beneidet, dieselbe lockern oder auflösen „kann. Der Kaiser und der König sind noch so jung, Beide besitzen „so edle und gute Herzen, daß wenn sie sich nur einmal persönlich „kennen, sie jenes gegenseitige Zutrauen fassen werden, das ihnen in

„ihrer politischen Laufbahn so nützlich und nothwendig sein wird, um „selbst glücklich zu werden und ihre Staaten, ja ganz Europa glücklich „zu machen".

Ausschließlicher als Maria Theresia selbst beschäftigte sich natürlicher Weise Kaunitz mit den politischen Wirkungen, die er von des Kaisers Reise nach Frankreich erwarten zu dürfen glaubte. Die Vorliebe der Kaiserin für die Allianz mit Frankreich, die ja sein eigenstes Werk war, wo möglich noch überbietend, mußte es der Staatskanzler um so mehr als seine Hauptaufgabe ansehen, den Kaiser mit den gleichen Ideen zu erfüllen, als ihm jene allgemein lautenden Aeußerungen Josephs keine ausreichende Bürgschaft darzubieten schienen, daß derselbe für sie völlig gewonnen sei. Darum entwarf jetzt Kaunitz für den Kaiser eine ausführliche Denkschrift über das ganze System, auf welchem die äußere Politik Oesterreichs beruhte, und über die vielfachen und sehr großen Vortheile, die nach seiner Ueberzeugung aus dem Bündnisse mit Frankreich hervorgingen. Es ergab sich daraus gewisser Maßen von selbst, daß Joseph, wenn er die gleiche Ansicht in sich aufnähme, bei seiner Anwesenheit in Frankreich nichts verabsäumen werde, um für die Stärkung und die Befestigung dieser Allianz thätig zu sein.

„habe alles mit vergnügen gelesen", schrieb Maria Theresia auf den Bericht, mit welchem Kaunitz diese Denkschrift[416]), ehe er sie an den Kaiser gelangen ließ, ihr vorlegte. „finde nichts zu vill, nichts „beyzusetzen."

Wichtiger wäre es, da wir über die Ansicht der Kaiserin ohnedieß keinen Augenblick im Zweifel sein können, die des Kaisers über die ihm von Kaunitz auseinandergesetzten Vortheile des Bündnisses mit Frankreich zu kennen. Aber Joseph schwieg hierüber still; ja er schien auch jetzt wieder die Erreichung politischer Zwecke bei seiner Reise ganz in den Hintergrund stellen zu wollen. Und je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem er sie antreten sollte, desto schwankender schien er in seinem Entschlusse zu werden. Fast an dem Tage, an welchem Maria Theresia voll Genugthuung dem Grafen Mercy

„verschiedenen Seiten hieher gemeldet wurde, mir eben so wenig als „die Großmuth des Königs entgehen konnte, der sie bei der Bestreitung „jener, freilich höchst überflüssigen Ausgabe unterstützte. Im Vertrauen „sage ich Ihnen, daß ich hiezu nichts mehr beizutragen gedenke."

Mercy gab Alles, was Maria Theresia über die Königin schrieb, bereitwillig zu; insbesondere fand er das, was sie von ihrem Eigensinn und ihrer Geschicklichkeit sagte, mit allerlei Ausflüchten jede Gegenvorstellung zu entkräften, leider nur zu wahr. Aber er rieth doch dringend, die Kaiserin möge ihre Ermahnungen nicht einstellen; ja er meinte, dieselben sollten, um nicht ganz wirkungslos zu bleiben, der ernstlichsten Art sein [100].

Bereitwillig erfüllte Maria Theresia das Begehren Mercy's, und sie schrieb in dem von ihm angedeuteten Sinne an ihre Tochter. Sie fuhr auch — und Marie Antoinette gab häufig genug Veranlassung hiezu — mit ihren Warnungen und Ermahnungen fort. Aber sie versprach sich doch keinerlei Wirkung mehr von denselben, und die Ueberzeugung von ihrer gänzlichen Erfolglosigkeit schlug immer tiefere Wurzeln in ihr. Darum wußte sie auch nicht, ob sie auf die Reise, welche der Kaiser in der ersten Hälfte des Jahres 1777 nach Frankreich zu unternehmen gedachte, irgendwelche Hoffnungen bauen dürfe. Sie wünsche mehr als sie erwarte, schrieb sie an Mercy, daß Alles nach Wunsch gehe, und daher erkläre sie sich weder für noch gegen die beabsichtigte Reise [101].

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1774 hatte Joseph diesen Plan ausführen wollen, und er war froh, daß es nicht geschehen war, denn er wäre gerade recht gekommen zu dem schrecklichen Ende König Ludwigs XV. Dann hatte ihn seine Schwester, und zwar um die Zeit der Königskrönung ihres Gemals, dringend nach Frankreich geladen, von ihrem Bruder aber, der gerade damals in Folge ihrer Briefe an Rosenberg höchst unzufrieden mit ihr war, eine ausweichende Antwort erhalten. Nun kam der Kaiser aus eigenem Antriebe auf sein früheres Reiseproject zurück. Wohl mochte seine Sehnsucht fremde Länder, und insbesondere dasjenige zu sehen, welches

nicht mit Unrecht als das in der Civilisation am weitesten vorgeschrittene galt, der Hauptbeweggrund des Kaisers hiebei sein. Aber ganz ohne allen Einfluß blieb auch die Absicht nicht auf ihn, mit eigenen Augen das Benehmen seiner Schwester zu prüfen, und wenn er es wirklich so tadelnswerth fände, als die unablässig nach Wien gelangenden Nachrichten es darstellten, den Versuch zu machen, die Königin durch mündliche Rathschläge und Vorstellungen in bessere Bahnen zu lenken.

Ungleich ihrem Sohne, legte Maria Theresia natürlicher Weise gerade auf den letzteren Theil seiner Absichten den überwiegenden Werth. Sie pflichtete der Anschauung Mercy's bei, welcher die Meinung aussprach, über das Resultat der Reise des Kaisers nach Frankreich könne man nichts Bestimmtes vorhersagen. Wenn jedoch Mercy besorgte, der Kaiser werde die Königin vielleicht mit allzu harten Vorwürfen überhäufen und dadurch eine gewisse Erkaltung ihrer gegenseitigen Beziehungen herbeiführen [102]), so stimmte ihm Maria Theresia hierin doch nicht unbedingt zu. Er liebe es zu glänzen und zu gefallen, erwiederte sie, er werde daher nichts weniger als unempfänglich für die Freundschaftsbeweise seiner Schwester, und insbesondere dann sein, wenn sie von einem vortheilhaften Aeußeren unterstützt würden [103]).

In demselben Briefe, in welchem Maria Theresia in solchem Sinne gegen Mercy sich aussprach, kam sie seit langer Zeit wieder zum ersten Male auf den vermeintlichen Einfluß der Königin auf die öffentlichen Geschäfte zu sprechen. Sie glaubte verläßliche Nachricht zu haben, daß ihn der König von Preußen für mächtig genug ansehe, um jede Annäherung zwischen Frankreich und Preußen zu hintertreiben. Zweckmäßig wäre es daher, so meinte sie, diese Vermuthung zu erhalten und zu bestärken. Darum möge Mercy seine Bemühungen bei der Königin, selbst wenn sie die gewünschte Wirkung nicht nach sich zögen, unablässig fortsetzen.

Wie dem übrigens auch sein mochte, einstweilen zog die beabsichtigte Reise des Kaisers alle Aufmerksamkeit auf sich, und man

war äußerst gespannt, ob er sie wirklich unternehmen werde oder nicht. Denn wider seine sonstige Gewohnheit zeigte Joseph sich schwankend, und er schien sogar einen Augenblick seiner Mutter die Entscheidung anheimstellen zu wollen. Maria Theresia aber hütete sich wohl, sich in seine Projecte zu mengen; bei diesem Anlasse that sie jedoch den bemerkenswerthen Ausspruch, sie wäre ruhiger, wenn er die Reise nicht unternähme [404]).

Auch Marie Antoinette schien gleich ihrer Mutter und ihrem Bruder in der Beurtheilung der Reise des Letzteren nach Frankreich zu schwanken. Einerseits wünschte sie lebhaft, den Kaiser wieder zu sehen, denn sie war ihm wirklich anhänglich gesinnt. Andererseits aber hegte sie nicht ungegründete Besorgniß, er würde allzuviele Ausstellungen an ihrem Betragen zu machen finden [405]), und solche waren ihr natürlicher Weise nichts weniger als willkommen.

In diesem Widerstreite der Meinungen gereichte es der Kaiserin zu einigem Troste, daß Joseph allmälig auch auf die politische Seite seiner Reise etwas mehr Werth legen zu wollen schien als dieß früher der Fall war. In seinem Briefe an sie, in welchem er sie von seinen Absichten unterrichtet, äußert er sich über diesen Punkt allerdings ziemlich zurückhaltend. Ueber die politischen Angelegenheiten werde er sich, schrieb Joseph seiner Mutter, so wenig als möglich in Erörterungen einlassen. Werde er jedoch zu solchen gedrängt, so kenne er das von der Kaiserin adoptirte System und die von dem Staatskanzler an die Repräsentanten Oesterreichs im Auslande erlassenen Instructionen in hinreichendem Maße, um sich, wenn auch nur mit lakonischer Kürze, in ihrem Sinne zu erklären [406]).

Es scheint fast, als ob Joseph diese Aeußerungen mündlich in einer der Kaiserin willkommenen Weise noch vervollständigt hätte. „Er hebt", schrieb sie von ihm am 30. November 1776 an Mercy, „den Vortheil des gegenwärtigen Systems und die Nothwendigkeit „hervor, es möglichst zu stärken" [407]). Und ihrer Tochter gegenüber sprach sie an dem gleichen Tage die Hoffnung aus, sie werde sich der Anwesenheit des Kaisers erfreuen und von seiner Gegenwart wie von

ſeinen Rathſchlägen Nutzen zu ziehen ſuchen[408]). Marie Antoinette aber erwiederte, ſie lege darum auf dieſe Reiſe ihres Bruders den höchſten Werth, weil ſie dazu dienen werde, der Kaiſerin die vorgefaßten Meinungen zu benehmen, die man ihr gegen ſie beizubringen gewußt habe und die ihr zu ſo großer Betrübniß gereichten[409]).

In ſolchem Sinne wurde nun zwiſchen Mutter und Tochter die Reiſe Joſephs nach Frankreich fortwährend beſprochen. „Dieſes Jahr", ſchrieb ihr Maria Thereſia am 2. Jänner 1777, „beginnt ſo glücklich „für Dich, daß ich hoffe, Du wirſt die günſtigen Wirkungen hievon „durch lange Zeit verſpüren. In einem Monate wirſt Du den Kaiſer „ſehen, und das iſt ein Zeitabſchnitt von großem Intereſſe für Dich. „Du kennſt ſein Herz und ſeinen Scharfſinn. Von dem erſteren darfſt „Du die höchſten Erwartungen hegen; er wird ſie nicht täuſchen, denn „es bereitet ihm wirkliche Freude, Dich zu ſehen; der letztere aber „kann Dir zu größtem Nutzen gereichen. Ich hoffe daß Du zu ihm „mit jenem Vertrauen und jener Zärtlichkeit ſprechen wirſt, die er „verdient, und welche für alle Zukunft die Bande, durch die unſere „beiden Häuſer verknüpft ſind, und die innigſte Freundſchaft zwiſchen „den Monarchen befeſtigen ſollen. Darin liegt ja das einzige Mittel, „unſere Staaten wie unſere Familien glücklich zu machen. Ich hoffe „daß er dem Könige gefalle, und daß, nachdem die erſte Verlegenheit „vorüber, Freundſchaft und Vertrauen Wurzel ſchlagen werden"[410]).

„Ich bin entzückt über die Ausſicht", antwortete hierauf Marie Antoinette[411]), „meinen Bruder recht bald hier zu beſitzen; ihn zu „ſehen und zu ſprechen, wird ein ſehr großes Glück für mich ſein. „Ich rechne auf ſeine Freundſchaft und er darf der meinigen gewiß „ſein; gleichen ſie einander, dann habe ich noch den Vortheil voraus, „daß er von meiner theuren Mutter mit mir ſprechen wird, von der „ich ſo weit entfernt bin. Ich bin überzeugt, daß die Reiſe des Kaiſers „nach allen Richtungen hin gute Wirkungen hervorbringen wird; ich „kenne ſeine Verſchwiegenheit und werde vertrauensvoll mit ihm reden. „Iſt nur einmal der erſte Augenblick vorüber, in welchem es wohl „nicht ganz ohne Verlegenheit abgehen wird, dann wird der König

„froh sein, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen; sowohl für die „Staatsangelegenheiten als für mich kann nur Gutes hieraus her„vorgehen."

Man sieht wohl daß die Königin ihrer Mutter die geheimen Besorgnisse verschwieg, mit welchen die bevorstehende Ankunft ihres Bruders sie noch immer erfüllte[412]). Und auch Maria Thersia hielt es nicht für klug, ihrer Tochter offen zu gestehen, daß sie sich kein günstiges Ergebniß von dieser Reise verspreche. „Wenn ich mich nicht „täusche", schrieb sie an Mercy[413]), „so wird von zwei Dingen eines „hieraus hervorgehen. Entweder gewinnt meine Tochter den Kaiser „durch ihre Liebenswürdigkeit und ihre Schönheit, oder er wird sie „durch allzuviel Belehrungen ungeduldig machen. Das erstere scheint „mir wahrscheinlicher, aber in dem einen und dem anderen Falle darf „man nicht erwarten, daß die Anwesenheit des Kaisers eine günstige „Krise herbeiführen werde".

Die freundschaftlichen Briefe, welche Joseph seiner Schwester über seine bevorstehende Reise nach Frankreich schrieb, beschwichtigten allmälig deren Besorgnisse, und einen Aufschub, den die Ausführung seiner Absicht erfuhr, beklagte sie um so mehr, als sie befürchtete, es werde zu derselben nun gar nicht mehr kommen[414]). Aber dem war keineswegs so, und Maria Thersia besprach ihrer Tochter gegenüber neuerdings die politische Seite der Reise. „Da ich nichts mehr wünsche „auf dieser Welt", schrieb sie ihr[415]), „als das Heil unserer Religion, „das Glück meiner lieben und mehr als geliebten Kinder, das Wohl „unserer Staaten und unserer Völker, die ich gleichfalls aufs innigste „liebe, so wünsche ich nichts so sehr, als unsere Häuser und Interessen „so eng, ja unauflöslich verknüpft, und ebenso unsere Personen mit „einer jede Probe bestehenden Freundschaft und Herzlichkeit aneinander „gekettet zu sehen, daß weder ein Minister, noch irgend ein Anderer, „der uns um diese Verbindung beneidet, dieselbe lockern oder auflösen „kann. Der Kaiser und der König sind noch so jung, Beide besitzen „so edle und gute Herzen, daß wenn sie sich nur einmal persönlich „kennen, sie jenes gegenseitige Zutrauen fassen werden, das ihnen in

„ihrer politischen Laufbahn so nützlich und nothwendig sein wird, um „selbst glücklich zu werden und ihre Staaten, ja ganz Europa glücklich „zu machen".

Ausschließlicher als Maria Theresia selbst beschäftigte sich natürlicher Weise Kaunitz mit den politischen Wirkungen, die er von des Kaisers Reise nach Frankreich erwarten zu dürfen glaubte. Die Vorliebe der Kaiserin für die Allianz mit Frankreich, die ja sein eigenstes Werk war, wo möglich noch überbietend, mußte es der Staatskanzler um so mehr als seine Hauptaufgabe ansehen, den Kaiser mit den gleichen Ideen zu erfüllen, als ihm jene allgemein lautenden Aeußerungen Josephs keine ausreichende Bürgschaft darzubieten schienen, daß derselbe für sie völlig gewonnen sei. Darum entwarf jetzt Kaunitz für den Kaiser eine ausführliche Denkschrift über das ganze System, auf welchem die äußere Politik Oesterreichs beruhte, und über die vielfachen und sehr großen Vortheile, die nach seiner Ueberzeugung aus dem Bündnisse mit Frankreich hervorgingen. Es ergab sich daraus gewisser Maßen von selbst, daß Joseph, wenn er die gleiche Ansicht in sich aufnähme, bei seiner Anwesenheit in Frankreich nichts verabsäumen werde, um für die Stärkung und die Befestigung dieser Allianz thätig zu sein.

„habe alles mit vergnügen gelesen", schrieb Maria Theresia auf den Bericht, mit welchem Kaunitz diese Denkschrift[416]), ehe er sie an den Kaiser gelangen ließ, ihr vorlegte. „finde nichts zu vill, nichts „beyzusetzen."

Wichtiger wäre es, da wir über die Ansicht der Kaiserin ohnedieß keinen Augenblick im Zweifel sein können, die des Kaisers über die ihm von Kaunitz auseinandergesetzten Vortheile des Bündnisses mit Frankreich zu kennen. Aber Joseph schwieg hierüber still; ja er schien auch jetzt wieder die Erreichung politischer Zwecke bei seiner Reise ganz in den Hintergrund stellen zu wollen. Und je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem er sie antreten sollte, desto schwankender schien er in seinem Entschlusse zu werden. Fast an dem Tage, an welchem Maria Theresia voll Genugthuung dem Grafen Mercy

schrieb, sie finde den Kaiser sowohl für die Königin als für die Allianz mit Frankreich recht günstig gestimmt[417]), sprach Joseph gegen den Großherzog von Toscana sich zweifelnd aus, ob er überhaupt noch zur Durchführung seines Projectes gelange. Der Entschluß hiezu, meinte der Kaiser, falle ihm schwer. An ein gleichförmiges Leben gewöhnt, schrecke er davor zurück, sich in rauschende Geselligkeit zu stürzen, in der er weder so ruhig noch so zufrieden sein werde wie in Wien, wo er sich ganz den Geschäften und der Gesellschaft seiner Freundinnen widme[418]).

Später als es anfänglich erwartet worden war, am 1. April trat endlich der Kaiser, nur von den Grafen Joseph Colloredo und Philipp Cobenzl begleitet, die Reise nach Frankreich an. Ueber München, Stuttgart, Straßburg, Nancy und Metz ging die Fahrt nach Paris; da er sich unterwegs überall aufhielt, traf Joseph erst am 18. April daselbst ein. Am folgenden Morgen begab er sich nach Versailles, die Königin zu sehen. Ihr vertrauter Beichtvater, der Abbé Vermond führte ihn über eine Nebenstiege zu ihr, und bald nach der ersten, sehr herzlichen Begrüßung geleitete sie ihn zu ihrem Gemal.

Unmöglich ist es, auf den Aufenthalt Josephs in Paris und in Versailles, der bis zum 31. Mai, somit etwas über sechs Wochen dauerte, hier irgendwie einzugehen. Nur das darf hervorgehoben werden, daß sein längeres Zusammensein mit seiner Schwester doch nicht ganz so erfolglos blieb als die Kaiserin in ihrer düsteren Weltanschauung es vorhergesagt hatte. Und da ist denn natürlicher Weise das Urtheil, welches Joseph in fortgesetztem persönlichem Verkehre mit seiner Schwester und seinem Schwager über Beide sich bildete, vorwiegend von Interesse. „Der König ist schlecht erzogen", schrieb der Kaiser seinem Bruder[419]), „und sein Aeußeres spricht nicht für ihn. „Aber er ist rechtschaffen und nicht ohne alle Kenntnisse, jedoch denen „gegenüber, die ihn einzuschüchtern wissen, schwach und daher sehr „leicht zu lenken. Ohne irgend welchen Aufschwung, ja sogar ohne „Neugierde, befindet er sich in fortwährender Apathie und führt ein „höchst einförmiges Leben."

„Die Königin ist eine sehr hübsche und sehr liebenswürdige Frau, „aber sie denkt an nichts Anderes als an ihre Unterhaltung. Sie „fühlt nichts für den König und ist ganz und gar ergriffen von der „Zerstreuungssucht dieses Landes. Mit einem Worte, sowohl die „Pflichten einer Frau als die einer Königin erfüllt sie nicht wie sie „es sollte. Denn als Frau vernachlässigt sie den König gänzlich und „sie bedient sich mehr ihres Ansehens als anderer Mittel, um ihn „nach ihrem Willen zu lenken. Sie legt keinen Werth auf seine „Gesellschaft; sie wandelt daher auf einer äußerst gefährlichen, von „ganz falschen Grundsätzen ausgehenden Bahn. Als Königin hält sie „sich an gar keine Etikette; allein geht sie aus und treibt sich umher, „in kleiner Gesellschaft, ohne irgend welches Kennzeichen ihrer Würde. „Ihre Bewegungen sind etwas rasch, und für eine Privatfrau wäre „das ganz gut; sie aber erfüllt nicht die Aufgaben ihrer Stellung, „und dieß könnte für die Zukunft verhängnißvolle Folgen nach sich „ziehen. Ihre Tugend ist unbefleckt; sie ist sogar streng, und zwar „noch mehr aus Charakter als aus Ueberlegung, und daher geht bis „jetzt Alles gut; aber sie bereitet sich für die Zukunft keinerlei Hülfs- „quellen vor, und das könnte eine ungünstige Wendung nehmen. In „diesem Sinne predige ich ihr, aber obwohl ich mit ihrer Offenheit „und ihrer Freundschaft für mich nur zufrieden sein kann, so hört sie „mich zwar an und gibt mir sogar Recht, läßt sich aber von dem „Strudel der Zerstreuungen, der sie umgibt, daran verhindern, irgend „etwas Anderes ins Auge zu fassen oder daran zu denken, als von „Vergnügungen zu Vergnügungen zu taumeln. Alles was um sie ist, „bestärkt sie in dieser Tollheit, und wie willst Du, daß ich allein mich „ihr widersetze? Gleichwohl habe ich schon Einiges, insbesondere in „Bezug auf das Hazardspiel erreicht, welches schrecklich war."

Etwas günstiger lautete das Urtheil, das Joseph nach noch längerem Verkehre mit seiner Schwester und erst nach seiner Abreise von Versailles über sie fällte. Schwer sei ihm der Abschied von ihr gewesen, schrieb er seinem Bruder, denn er sei ihr wirklich anhänglich geworden, und er habe ihr Leidwesen über die Trennung gesehen, wodurch das seinige nur vermehrt wurde. „Sie ist", sagt Joseph

jetzt von Marie Antoinette, „eine liebenswürdige und rechtschaffene „Frau, etwas jung, wenig besonnen, aber im Besitze einer Rechtlichkeit „und einer Tugend, die in ihrer Lage wahrhaft bewunderungswürdig „sind. Dazu kommt eine Schärfe des Verstandes und eine Richtigkeit „des Urtheils, die mich oft in Erstaunen versetzten. Ihre erste Bewegung „ist immer die richtige; wenn sie sich ihr überließe, etwas mehr nach- „denken und weniger auf die Einflüsterungen der Leute hören wollte, „deren es eine Unzahl und der verschiedensten Art gibt, dann würde „sie vollkommen sein. Die Sucht, sich zu unterhalten, ist sehr mächtig „in ihr, und da man diesen Geschmack kennt, so weiß man sie bei ihrer „schwachen Seite zu fassen. Diejenigen aber, die ihr die meisten und „die abwechselndsten Vergnügungen verschaffen, werden von ihr auch am „liebsten gehört und bevorzugt. Dabei ist ihre Stellung dem Könige „gegenüber sehr sonderbar, denn gleichsam durch Zwang bringt sie ihn „zu Dingen, die er selbst eigentlich nicht will. Dieser Mann ist etwas „schwach, aber keineswegs einfältig, er besitzt gute Begriffe und ein „gesundes Urtheil, ist aber in eine ganz eigenthümliche körperliche und „geistige Apathie versunken. Er flieht jedes vernünftige Gespräch, und „er empfindet weder Neugierde noch Lust, sich zu unterrichten“ [120]).

Aus diesen Worten des Kaisers wird man wohl folgern dürfen, daß weder die eine noch die andere Besorgniß seiner Mutter in Erfüllung gegangen war: er hatte sich weder durch Schmeicheleien der Königin berücken lassen in seinem Urtheile über sie, noch sich durch allzu scharfe Ermahnungen, die er ihr ertheilte, mit ihr verfeindet. Im Gegentheile, um den Vorstellungen, die er ihr machen zu müssen glaubte, einen bleibenderen Eindruck zu sichern, als er dem bloß gesprochenen Worte eigen zu sein pflegt, übergab er ihr im Augenblicke des Abschiedes einen von ihm selbst verfaßten Aufsatz, den er „Betrachtungen“ [121]) nannte. Im liebevollsten, brüderlichsten Tone führte er ihr darin die Pflichten vor Augen, die ihr als Gattin, als Königin oblägen. Er liefert ihr den unwiderleglichen Beweis, daß sie dieselben durchaus nicht so erfülle, wie sie sollte; ja daß sie sie fast gänzlich vernachlässige. Die wohlmeinendsten nicht nur, sondern auch die bestbegründeten Rathschläge, die ernstlichsten Warnungen ertheilt er ihr,

und in wahrhaft prophetischem Tone ruft er die Worte ihr zu: „So „kann es auf die Länge nicht weiter gehen, und die Revolution wird „grausam sein, wenn Ihr derselben nicht vorbaut".

Die wahrhaft bewunderungswürdige Arbeit des Kaisers konnte denn auch für den Anfang wenigstens nicht allen Eindruck auf das an und für sich so gut geartete Gemüth seiner Schwester verfehlen. „Es ist wahr", schrieb sie ihrer Mutter, „daß die Abreise des Kaisers „mir eine Leere hinterließ, von der ich gar nicht zurückkommen kann. „So glücklich war ich während dieser kurzen Zeit, daß mir jetzt Alles „wie ein Traum erscheint. Aber was niemals ein solcher für mich sein „wird, das sind die guten Rathschläge und Winke, die er mir gab und „die auf immer in mein Herz eingegraben sind." Auf ihre Bitte habe sie der Kaiser, fährt die Königin fort, zu Papier gebracht und ihr übergeben. Dieser Aufsatz bilde jetzt ihre hauptsächlichste Lectüre, und wenn sie je, was sie nicht glaube, seiner Worte uneingedenk sein könnte, so habe sie immer seine Schrift vor sich, die sie bald wieder zu ihrer Pflicht zurückrufen würde.

Marie Antoinette fügte noch hinzu, daß auch der König die Abreise des Kaisers lebhaft bedauert habe. Aufrichtige Zuneigung und wahre Freundschaft habe er für ihn gefaßt, ihr selbst aber im Augenblicke der Abreise so viele Beweise der Aufmerksamkeit und der Zärtlichkeit gegeben, daß sie ihm ihr Herz gewonnen haben würden, wenn er es nicht schon besäße [422]).

Schon zwei Tage später schrieb die Königin neuerdings und in ganz gleichem Sinne an ihre Mutter [423]). „Die Trennung von meinem „Bruder", sagte sie ihr jetzt, „gab mir einen sehr argen Stoß; ich „litt peinlich unter ihr und ich finde nur Trost in dem Gedanken, „daß er meinen Schmerz theilte; unsere ganze Familie war davon „gerührt und ergriffen. Gegen Jedermann hat mein Bruder ein so „vollendetes Benehmen beobachtet, daß er das Bedauern und die Be„wunderung aller Stände mit sich fortnimmt; nie wird man ihn „vergessen. Sehr ungerecht würde ich sein, wenn mein Schmerz und „die Leere, die ich empfinde, nur Klagen in mir aufkommen lassen

„würden. Unschätzbar ist das Glück, das ich genoß, und unbezahlbar „sind die Beweise der Freundschaft, die er mir gab. Ich wußte es „ja, daß er nur mein Glück wolle, und alle seine Rathschläge beweisen „mir das; nie werden sie meinem Gedächtnisse entschwinden."

Um so glücklicher war Maria Theresia über diese Aeußerungen ihrer Tochter, als sie in dem, was Joseph ihr schrieb, volle Bestätigung fanden. „Nur mit Schmerz verließ ich Versailles", so lauteten seine Worte, „denn ich habe zu meiner Schwester wahre Zuneigung gefaßt. „Ich fand bei ihr eine gewisse Süßigkeit des Lebens, welcher ich längst „entsagte, hinsichtlich deren ich aber sehe, daß der Geschmack an ihr „mich keineswegs verlassen hatte. Sie ist liebenswürdig und reizend; „Stunden und Stunden habe ich mit ihr verlebt, ohne gewahr zu „werden, wie sie verflossen. Ihr Schmerz bei der Abreise war groß, „aber ihre Haltung gut. Ich bedurfte all meiner Kraft, um mich „von ihr zu trennen und sie zu verlassen."

Der Freude über diese Mittheilungen gab denn auch Maria Theresia in ihrem nächsten Briefe lebhaften Ausdruck. „Wie schmeichelhaft „und trostreich ist doch für mich", schrieb sie der Königin, „der allge„meine Beifall, den mein lieber Sohn sich erwarb. Ich war etwas in „Sorge, seine starre Philosophie und Einfachheit würden nicht gefallen „und auch er werde diese Nation nicht nach seinem Geschmacke finden, „aber ich genieße den Trost, das Gegentheil zu sehen. Das ist Alles, „was ich nur immer wünschen konnte, und ich bin daher zufrieden; was „aber meine Freude aufs höchste steigert, ist das, was Du mir über „die Freundschaft und das gegenseitige Vertrauen der beiden Schwäger „mittheilst. Gott gebe, daß dem für ihre ganze Regierungszeit so sei, „zum Wohle unserer Staaten und unserer Familien, die ich schon seit „langer Zeit als eine und dieselbe betrachte. Du kannst am meisten „beitragen zu diesem glücklichen Beginne, indem Du den Rathschlägen „Deines Bruders folgst, von denen Du so eingenommen und überzeugt „zu sein scheinst. Alles was Du mir über sie und über die Schrift „schreibst, die er Dir hinterließ, hat mich zu Thränen gerührt. Erhalte „Dir diesen guten Willen und laß ihn nur ja nicht erlahmen" [124]).

Mit besonderer Zufriedenheit betonte Maria Theresia am Schlusse dieses Briefes, daß so wie der Kaiser der französischen Nation, so auch diese ihm sehr gefallen habe; von manchen Vorurtheilen gegen sie sei er zurückgekommen. Und kein Geringerer als Kaunitz ist es, der diese Seite des Gewinnes, welcher aus der Reise des Kaisers nach Frankreich sich ergebe, mit so enthusiastischen Worten hervorhob, wie man deren bei ihm, und insbesondere dem Kaiser gegenüber gar nicht gewohnt ist. „Allzugewiß war ich", schrieb er ihm, „der Wirkung, welche mein „Held auf eine Nation, die beobachten und würdigen kann, hervor„bringen mußte, um über all das erstaunt zu sein, was der Ruf über „den Aufenthalt Eurer Majestät in Paris uns kundgab. Aber ich „war dagegen um so lebhafter und so köstlicher hiedurch angeregt, als „ich Sie zärtlich liebe und ein unbeschreibliches Vergnügen empfinde, „durch meine Meinung von Eurer Majestät der des ganzen Menschen„geschlechtes zuvorgekommen zu sein. Tragen Sie eifrige Sorge für „Ihre Erhaltung, mein theurer Herr und Meister, verzeihen Sie mir „diesen Herzenserguß, den ich bis zu Ihrer Rückkehr nicht zurückdrängen „konnte, und bewahren Sie mir Ihre Gnade" [125]).

Auch während Josephs fernerer Reise durch Frankreich, die er in westlicher Richtung bis Brest und Rochefort, in südlicher bis Toulouse, Marseille und Toulon ausdehnte, fuhr Joseph fort, sich die Sympathien der Bevölkerung zu erwerben. Allerdings darf sein Geständniß, er sei froh, daß die Rolle zu Ende sei, die er in Frankreich gespielt habe, nicht völlig verschwiegen werden, denn er gab dadurch zu erkennen, daß er sich einen gewissen Zwang auferlegt habe. „Du bist bei weitem mehr werth als ich", schrieb er aus Lyon seinem Bruder, „aber ich bin mehr Charlatan und in diesem Lande muß „man es sein. Ich bin es in Bezug auf Vernunft und Bescheiden„heit, und ich übertreibe darin ein wenig, indem ich einfach, natürlich „und sogar bis zum Uebermaß besonnen erscheinen will. Das aber „hat mir Ansehen verschafft und einen Enthusiasmus für mich erregt, „der mich wahrhaft in Verlegenheit bringt. Während meiner ganzen „Reise durch die Provinzen habe ich keinem einzigen Schauspiel, keiner „einzigen Unterhaltung beigewohnt. Statt mich sehen zu lassen, habe

„ich mich vielmehr zu verbergen gesucht; überall habe ich mit den „unterrichtetsten Leuten, und zwar durch Stunden gesprochen, aber an „einem Orte nur mit drei oder vier. Diese aber brachte ich zum „Reden, ich ging in ihre Sinnesweise ein und habe sie dadurch zu„frieden gestellt. Sie erzählten es dann weiter, alle Welt hätte mich „gerne reden gehört, und da dieß nicht sein konnte, passirte ich für „ein Orakel, ohne es zu sein, denn die Seltenheit ist eine gar kost„bare Sache."

„Morgen endlich reise ich nach Genf ab, und sehr zufrieden, „aber doch ohne Bedauern verlasse ich dieses Land, denn ich hatte an „meiner Rolle schon genug. Höchst interessante Sachen habe ich ge„sehen und beobachtet, und eine Bereitwilligkeit gefunden, mit mir „von den geheimsten Dingen zu reden, die mir ebenso sehr genützt als „mich in Erstaunen versetzt hat" [426]).

Darin, daß Joseph in Frankreich ungetheilte Bewunderung fand, und daß auch er gute Eindrücke von dort heimbrachte, wird wohl der politische Vortheil seiner Reise, insofern er in der Befestigung des Bündnisses mit Oesterreich bestehen sollte, erblickt werden dürfen. Denn mit der Person des Monarchen mußte gleichsam von selbst auch sein Staat beliebter werden in Frankreich, und wie Joseph manchem Vorurtheile gegen die Franzosen, so mochte man auch dort manch vorgefaßter Meinung gegen Oesterreich und die Oesterreicher entsagen. Aber sehr eingreifend gestalteten diese Wirkungen sich doch nicht. Schon binnen kürzester Frist konnte man dieß gewahr werden, und ebenso mußte Maria Theresia gar bald die traurige Genugthuung erleben, daß die Befürchtung, die sie nach der Abreise ihres Sohnes von Paris neuerdings aussprach, sein dortiger Aufenthalt werde in dem Benehmen der Königin keine nachhaltige Veränderung hervorbringen [427]), eine begründete war. Noch gingen drei Monate nicht vorüber, und schon sah Mercy sich gezwungen, der Kaiserin zu melden, daß ihre Tochter allmälig zu ihren früheren verschwenderischen Gewohnheiten zurückkehre [428]). Und im October desselben Jahres mußte er berichten, die Rathschläge des Kaisers würden nicht im geringsten mehr

beachtet, ja er glaube, die Königin habe die ihr eingehändigte Schrift ihres Bruders ins Feuer geworfen. Sie kümmere sich nicht mehr um das ihm gegebene Wort, und zeige sich gleichgültig für seine Meinung von ihr [429]).

Nur mit tiefem Schmerze fügte sich Maria Theresia in das, wofür sie kein Heilmittel besaß, und doch war sie einer, wenn auch nicht gerade durchgreifenden Veränderung zum Besseren näher, als sie selbst es glaubte. Denn mit Beginn des Jahres 1778 traten politische Verhältnisse ein, durch welche die Königin in die Lage versetzt wurde, ihrer Mutter zu beweisen, daß der Kern ihres Wesens noch unverdorben und sie nach wie vor dem edlen Gefühle der Liebe zu ihrer Familie und ihrem Vaterlande zugänglich war. Und das Mutterglück, das ihr endlich in den letzten Tagen dieses Jahres zu Theil wurde, brachte auch in ihrer Lebensweise wenigstens einige Veränderung zum Besseren hervor.

Nachdem Maria Theresia und Kaunitz das Bündniß mit Frankreich als die Grundlage des von österreichischer Seite zu beobachtenden politischen Systems ansahen, konnte die Rückwirkung nicht fehlen, welche hieraus auf die Beziehungen Oesterreichs zu den übrigen Mächten hervorging. Wer unter ihnen ein inniges Freundschaftsverhältniß mit Frankreich unterhielt, und dieß war in Folge des Familientractates vor Allem mit Spanien der Fall, mußte in gewissem Sinne auch mit Oesterreich befreundet sein. Und wer — wie z. B. England — in gespannten oder gar in feindseligen Beziehungen zu Frankreich stand, konnte wenigstens nicht als Alliirter Oesterreichs gelten.

So klar man sich in Wien hierüber war, so suchte man doch mit dem Hofe von St. James nicht gerade in schlechtes Einvernehmen zu kommen. Man war ihm dankbar dafür, daß England seit mehreren Dezennien nicht mehr gemeinschaftliche Sache mit Holland gemacht hatte, der Entfaltung des niederländischen Handels Hemmnisse zu bereiten. Als unklug hätte man es daher betrachtet, der britischen Regierung alle Hoffnung auf dereinstige Wiederherstellung der alten Allianz mit Oesterreich zu benehmen. Aber man verhehlte ihr auch nicht, daß dieß

so lang unmöglich sein werde, als Oesterreich an Preußen einen gleich mächtigen und deßhalb nicht wenig zu fürchtenden Nachbar und Nebenbuhler besitze, während der Gedanke eines dauernden Bündnisses zwischen Oesterreich, England und Preußen jederzeit eine politische Chimäre sein müsse. Eine solche Allianz mit Ausschluß des Königs von Preußen aber würde ihn veranlassen, sich in Frankreichs Arme zu werfen, und das müsse Oesterreich um jeden Preis hintanhalten.

Wie aufrichtig es dem Wiener Hofe darum zu thun war, sich mit England nicht offen zu verfeinden, dafür gab er im Laufe des Jahres 1778 einen überzeugenden Beweis. Bekanntlich nahm Frankreich bei dem Aufstande der britischen Colonien in Nordamerika gegen England werkthätig Partei, und es kam darüber zwischen beiden Mächten zum Kriege. Nordamerikanische Agenten erschienen auf dem europäischen Festlande und suchten, von Frankreich eifrig unterstützt, die übrigen Mächte günstig für die Colonien zu stimmen. Durften sie auch natürlicher Weise nicht auf gewaffneten Beistand für sie hoffen, so trachteten sie doch Schritte zu veranlassen, aus denen die Anerkennung ihrer Berechtigung zum Aufstande und eine gewisse Sympathie mit ihren Bestrebungen gefolgert werden konnte.

Auch in Wien fand sich, und zwar im Mai 1778 ein solcher Agent, Namens Lee[430]) ein. Obwohl Kaunitz dem französischen Botschafter schon vorläufig den Wunsch aussprach, in keinen Verkehr mit Lee zu gerathen, stellte ihm Breteuil, auf einen ausdrücklichen Befehl seiner Regierung gestützt, denselben doch vor. Kaunitz erblickte darin einen Versuch Frankreichs, Oesterreich mit England zu verfeinden, und er rächte sich dafür, indem er mit Lee auch nicht ein Wort sprach. Außerdem nahm er sich vor, ihm bei seinem etwaigen Wiedererscheinen nur mit äußerster Kälte zu begegnen. Und dringend bat er die Kaiserin, Lee nur ja keine Audienz zu gewähren, um welche, wie er durch Rosenberg erfuhr, Breteuil sich durch dessen Vermittlung bei ihr zu bewerben versucht hatte[431]).

Bei Maria Theresia war es vielleicht weniger die Rücksicht auf England, als das rein monarchische Gefühl des Widerwillens gegen

jegliche Auflehnung wider die legitime Regierung, wodurch sie schon von vorneherein zu strengster Mißbilligung des Aufstandes der englischen Colonien in Nordamerika veranlaßt wurde. Auch Joseph stimmte in diesem Punkte der Anschauung seiner Mutter unbedingt zu [432]). Die Antwort der Kaiserin an Kaunitz entsprach daher ganz dem Begehren des Fürsten.

„Rosenberg theilte mir heute", so lautete sie, „Ihre Entscheidung „über diesen Gegenstand mit, der ich vollständig beipflichte. Wären „Sie einer anderen Meinung gewesen, so hätte ich unter dem Vor„wande der kirchlichen Feierlichkeiten und meiner Zurückgezogenheit „während derselben es wenigstens für einen Monat hinausgeschoben, „ihn zu sehen. Daß man hievon noch gar nichts zu Mercy sagte, „ist ein neuer Beweis, wie schlecht man ihn dort behandelt; ich bin „darüber entrüstet" [433]).

In gleichem Sinne sprach sich Maria Theresia hierüber auch gegen Mercy aus. „Die Ankunft des Herrn Lee", schrieb sie ihm mit eigener Hand [434]), „ohne daß wir durch Sie hievon im voraus „verständigt worden wären, zog üble Folgen nach sich, und ich besorge, „Breteuil werde hierüber einen giftigen Bericht erstatten, da er sich „verletzt fühlt. Ueberall wollte er im Triumphe ihn vorstellen; sein „Name ist ja durch alle Zeitungen und durch den Aufenthalt bekannt, „den er während des vergangenen Winters in Berlin machte. Für „uns ist es nicht passend, in dem jetzigen Augenblicke nach dem Bei„spiele Frankreichs diese Unabhängigkeit anzuerkennen. Hätte man „noch hierüber freundschaftlich mit uns verhandelt, aber daß man gleich„sam durch Ueberrumplung uns zu etwas verpflichten will, können wir „uns unmöglich gefallen lassen, und am wenigsten jetzt, wo wir wahr„haftig keine Ursache haben, uns Frankreichs zu beloben. Die Dinge „gingen wohl etwas zu weit; Sie kennen ja die Wiener Bevölkerung. „Die Angelegenheit wurde zur Parteisache, und sogar Unhöflichkeit trat „hiebei zu Tage. Ich bedaure das sehr, aber ich konnte mir ihn „wirklich nicht durch den Botschafter, und sogar nicht als einfachen „Reisenden vorstellen lassen."

Allerdings meinte Maria Theresia die ihr unwillkommene
nehmung machen zu müssen, daß während man in Frankre
Zurückweisung Lee's sehr übel aufnahm, man in England de
nur wenig Werth beizulegen schien [435]). Aber sie wurde hiedurch
wegs in dem Glauben erschüttert, daß dieses Verfahren das
und allein richtige gewesen sei. In solchem Sinne sprach sie sic
als der Großherzog von Toscana die Mittheilung machte [436]),
rikanische Agenten hätten um die Erlaubniß, für die Colonie
Anleihe in Toscana aufnehmen zu dürfen, und um Zulassun
Handelsschiffen unter amerikanischer Flagge in den Hafen von
gebeten. Daß er beide Begehren ablehnend beantwortet hatte,
von Seite des Kaiserhofes lebhaft gebilligt [437]).

Schon zu wiederholten Malen bot der Anlaß sich da
freundschaftlichen Gesinnungen Erwähnung zu thun, welche
Theresia für Karl III. von Spanien hegte. An keinen
Europa's war sie in gleichem Maße wie an ihn durch die
jederzeit so hochgehaltenen Bande der Verwandtschaft geknüpft.
fach waren sie zu nennen, denn König Karl hatte seine Toch
Infantin Louise, mit dem Großherzoge von Toscana, seinen
König Ferdinand von Neapel aber mit der Erzherzogin Carol
mält. Hiezu kam noch die Ehe Josephs mit der Nichte des
der Infantin Isabella, und die seines Neffen, des Herzogs Fe
von Parma mit der Erzherzogin Amalie. Die überaus verb
Zuvorkommenheit, welche ihr der König bei all diesen, der
so sehr am Herzen liegenden Verheiratungen jederzeit bewiese
nahm sie in sehr hohem Grade für ihn ein, und seine Hal
den verschiedenen Angelegenheiten, welche hieraus hervorging
besondere in den Differenzen mit dem Herzoge von Parma un
Gemalin bestärkte sie in dieser Empfindung nur noch mehr.
war auch der König von Spanien unter allen Monarchen,
damals an der Spitze der größeren Staaten Europa's stand
jenige, für dessen Charakter Maria Theresia die meiste Hoc
hegte; ja leider müssen wir ihn fast den Einzigen nennen, der
auch wirklich verdiente.

Zu diesen persönlichen Gründen gesellten sich andere und vielleicht noch bedeutungsvollere politischer Natur. Denn für Spanien seien, so meinte wenigstens Kaunitz, die wichtigsten Ursachen vorhanden, die Fortdauer der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich angelegentlich zu wünschen. Die größte Bedrohung, welcher Spanien ausgesetzt sei, komme von England und bestehe in dem Verluste seiner überseeischen Besitzungen. Dieser Gefahr mit ungetheilter Kraft begegnen zu können, bedürfe Spanien ungestörter Ruhe in Italien, sowie der ansehnlichen Stärkung seiner eigenen und der französischen Seemacht. Zur Erhaltung der Ruhe in Italien trage nichts wirksamer bei, als die Freundschaft Oesterreichs mit den bourbonischen Höfen. Durch sie werde außerdem Frankreich die Möglichkeit geboten, dasjenige, was es an Landtruppen erspare, auf kräftigere Entfaltung seiner Marine zu verwenden. Und wenn endlich Spanien, wie es schon im vergangenen Kriege geschehen, in einem zukünftigen Kampfe mit England Portugal besetze, um sich in solcher Weise einer Schadloshaltung für anderwärts etwa zu erleidende Verluste zu versichern, oder wenigstens günstigere Friedensbedingungen zu erlangen, dann bedürfe es hiezu der französischen Landmacht. Um ihres Beistandes theilhaft zu werden, habe es sorgfältig zu verhüten, daß dieselbe nicht in den österreichischen Niederlanden und in Holland verwendet werden müsse. Solches könne jedoch nur durch das Bündniß Frankreichs mit Oesterreich erzielt werden.

Der einzige Gegendienst, welchen Oesterreich für all diese Vortheile von Spanien erwarten durfte, bestand nach der Ansicht des Staatskanzlers darin, daß es seinen guten Willen und Einfluß geltend mache, Frankreich bei dem Bündnisse mit Oesterreich zu erhalten, und es gleichzeitig ermahne, an seinen Alliirten keine anderen als gemäßigte Forderungen zu stellen. Für eine förmliche Allianz mit Spanien sei jedoch kein Anlaß geboten, meinte Kaunitz, weil beide Staaten sich wegen ihrer großen geographischen Entfernung von einander nicht mit Truppen unterstützen, und weil sie sich wegen des ungenügenden Zustandes der beiderseitigen Finanzen auch nicht mit Geld aushelfen könnten. Darum habe man dem vor einigen Jahren aufgetauchten

Vorschlage des Abschlusses einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Frankreich und Spanien auszuweichen, und den Beitritt zu dem zwischen den bourbonischen Höfen bestehenden Familienpacte zu vermeiden gesucht.

Als Richtschnur für das Benehmen des Wiener Hofes gegen Spanien stellte daher Kaunitz den Grundsatz auf, man dürfe nichts verabsäumen, um das bestehende Freundschaftsverhältniß auch für die Zukunft zu erhalten. Aber man möge darin niemals so weit gehen, daß es den Anschein gewinne, Oesterreich wolle Frankreich von der ersten Stelle verdrängen, die es in dem Vertrauen der spanischen Regierung einnehme. Denn hieraus müßte gerade das Entgegengesetzte von dem entstehen, was man beabsichtige. Die Freundschaft mit Spanien habe für Oesterreich nur in ihrer Rückwirkung auf das Bündniß mit Frankreich eigentlichen Werth. Es würde ihn verlieren und in sein Gegentheil verkehren, wenn Frankreich durch allzu innige Beziehungen Oesterreichs zu Spanien zur Eifersucht gereizt und dadurch seine Erkaltung gegen den Wiener Hof herbeigeführt würde [438]).

Wie hoch man nun auch in Oesterreich, wie man sieht, die günstigen Wirkungen der Allianz mit Frankreich anschlug, wohl nirgends waren sie entscheidendere als in Italien zu nennen. Das Freundschaftsverhältniß des Wiener Hofes zu Frankreich und zu Spanien zog von selbst ein gleiches zu Neapel und zu Parma nach sich. Und überdieß waren beide bourbonische Fürsten, welche daselbst regierten, mit österreichischen Erzherzoginnen vermält; aus all dem gingen so freundschaftliche Beziehungen zu ihren Ländern hervor, daß man gegen jede ernstere Mißhelligkeit nach dieser Seite hin durchaus gesichert erschien.

Am ehesten wäre eine solche noch von Sardinien zu befahren gewesen, und man weiß, daß dieser Staat und sein Herrscherhaus nur durch die Geschicklichkeit emporkamen, mit der letzteres, wenngleich ohne alle Vertragstreue, aber darum nur mit um so größerem Erfolge zwischen Frankreich und Oesterreich fortwährend Partei wechselte, je nachdem es von dem einen oder dem anderen Staate auf reichlicheren Lohn zählen durfte. Ihre Allianz aber machte die Fortdauer dieses

Schaukelsystems für Sardinien unmöglich. Doch muß gesagt werden, daß schon vier Jahre vor deren Abschluß, und zwar durch den zwischen Oesterreich und Spanien im Jahre 1752 zu Stande gekommenen Vertrag von Aranjuez, Sardinien in ein tractatmäßiges Freundschaftsverhältniß zu Oesterreich getreten war. Ja es hatte dem Wiener Hofe sogar für den Fall eines Angriffes auf dessen italienische Besitzungen Truppenhülfe versprochen.

Ergab sich auch während des siebenjährigen Krieges für Sardinien kein Anlaß, dieselbe wirklich zu leisten, so blieb es doch während desselben seiner friedlichen Haltung gegen Oesterreich unverbrüchlich treu, und alle Bemühungen Englands, es durch Versprechungen aller Art zu feindseligem Auftreten zu verlocken, erwiesen sich als erfolglos. Wohl mag es hiezu nicht so sehr durch redlichen Willen und durch die Rücksicht auf sein gegebenes Wort, als durch die Besorgniß veranlaßt worden sein, zwischen den beiden übermächtigen Staaten, Oesterreich und Frankreich erdrückt zu werden. Aber wenn Kaunitz sich nicht täuschte, so empfand man es am Turiner Hofe doch bitter, dießmal um die Gelegenheit gekommen zu sein, durch Befolgung des alten Systems neuen Gewinn zu erlangen. Er hatte daher Sardinien im Verdachte, daß es insgeheim an der Untergrabung der freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs zu den bourbonischen Höfen arbeite; ja er zweifelte nicht daran, im Falle eines Bruches zwischen ihnen würde man in Turin zu der früheren Politik zurückkehren. Er sah jedoch auch hierin nur einen Grund mehr, einen solchen Bruch sorgfältig zu vermeiden. Inzwischen aber war er dafür, Sardinien von österreichischer Seite durchaus keine Veranlassung zu gegründeter Beschwerde zu geben[439]).

Daß die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich auf die ihnen so nahe liegenden italienischen Länder von entscheidendem Einflusse war, ist nicht zu verwundern. Aber Kaunitz versicherte, und gewiß mit Recht, daß auch in der weit entfernten Hauptstadt des türkischen Reiches, in Constantinopel die Wirkungen hievon ausgiebig verspürt wurden.

Durch den zwischen Rußland und der Pforte im Juli 1774 zu Kainardsche geschlossenen Frieden war zwar der Kriegführung zwischen beiden Staaten vorläufig ein Ziel gesetzt, die Lage der Türkei aber nur wenig verbessert worden. Die größte Gefahr für dieselbe bestand darin, daß Rußland mit dem östlichen Theile der Krim noch Jenikale und den guten Hafen von Kertsch erhielt, und daß es außerdem durch den Besitz von Kinburn in den der beiden Ufer und der Mündung des Dnieper gelangt war. Da ihm die Wiederherstellung von Asow und Taganrog nicht schwer fallen konnte und jene Gegenden reich an den zum Schiffsbau nöthigen Materialien waren, so lag es in der Macht Rußlands, sich diese günstigen Umstände zu Nutze zu machen, um binnen kürzester Frist eine Flotte mit ausreichender Bemannung vor Constantinopel zu senden.

Hiezu kam noch der Einfluß, den sich Rußland im Frieden von Kainardsche auf die Tartaren, auf die Donaufürstenthümer und endlich auf seine, einen so großen Theil der Bevölkerung der europäischen Türkei bildenden Glaubensgenossen gesichert hatte. Er mußte ihm jederzeit nicht nur einen Anlaß, sondern auch ausgiebige Mittel gewähren, durch Wiedereröffnung der Feindseligkeiten gegen die Pforte an die Verwirklichung seiner weitaussehenden Plane zu schreiten.

Da wenigstens Maria Theresia und Kaunitz in der Durchführung der letzteren eine arge Gefährdung des österreichischen Staatsinteresses erblickten, wünschten sie lebhaft, daß die Pforte das Drohende ihrer Lage vollkommen begreife und sowohl im Innern ihres Reiches als nach Außen hin die geeigneten Maßregeln treffe, dem neuerdings zu befürchtenden Angriffe nachdrücklich Widerstand leisten zu können. Ihr diese Nothwendigkeit unablässig vor Augen zu führen und sie zu überzeugen, daß sie in Rußland ihren einzigen wahrhaft gefährlichen Feind zu erkennen habe, war der Gegenstand unausgesetzter Bemühung der österreichischen Regierung. Gleichwohl hielt Kaunitz es für nöthig, daß Oesterreich sich Rußland gegenüber nicht allzusehr bloßstelle und nicht in St. Petersburg die Meinung erwecke, schon für alle Fälle stehe in Wien der unumstößliche Entschluß fest, bei etwaiger Erneuerung

des Krieges gemeinschaftliche Sache mit der Pforte zu machen. Denn wenn auch der Zielpunkt der österreichischen Politik im Oriente darin bestehen müsse, das türkische Reich in Europa so lang als nur immer möglich aufrecht zu erhalten, so fordere doch die Klugheit, sich für alle Fälle freie Hände zu sichern. Käme es, wie leicht geschehen könnte, in Anbetracht der überwiegenden Vortheile, welche Rußland im letzten Frieden erworben, und der lethargischen Unthätigkeit der Pforte auf Anstiften Rußlands zu einer Revolution im Innern der Türkei, dann wäre ihr Fortbestand vielleicht sogar mit großen Opfern nicht länger aufrecht zu halten. Für diesen Fall dürfe Oesterreich sich die Möglichkeit nicht verschließen, auch seinerseits einen Antheil an dem Länderbesitze zu erlangen, in welchem die Pforte sich ohnedieß nicht mehr zu behaupten im Stande sein würde[440]).

Darin lag denn überhaupt der Kernpunkt der ganzen Frage, und in Bezug auf ihn gingen auch die Meinungen der maßgebenden Personen am Wiener Hofe ziemlich weit auseinander. Auf der einen Seite standen bekanntlich Joseph und Lacy, welche Beide einer Aneignung türkischer Provinzen durch Oesterreich geneigt waren. Joseph ging, insbesondere seit seiner Rückkehr aus Frankreich, eifriger als je auf Maßregeln aus, welche die ausgiebige Entfaltung des österreichischen Handels zur Folge haben sollten; hiezu schien ihm nichts geeigneter zu sein, als die Donau ihrem ganzen Laufe entlang in den Besitz Oesterreichs zu bringen. Lacy aber, ein eifriger Anhänger eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Rußland, drang mit Nachdruck darauf, man möge gemeinschaftlich mit diesem Staate die Türken aus ihren europäischen Ländern vertreiben und dieselben dann miteinander theilen.

Der gerade entgegengesetzten Anschauung war jedoch Maria Theresia, und zu keiner Zeit wollte sie von einer Erwerbung türkischer Provinzen etwas hören. Am entschiedensten sprach sie ihre Meinung in einem Briefe an Mercy aus[441]); die hierauf bezügliche Stelle lautet folgender Maßen:

„Von allen Unternehmungen wäre in Anbetracht der Folgen, „die man hievon zu befürchten hätte, eine Theilung der Türkei die

„gewagteste und die gefährlichste. Was würden wir sogar durch Aus-
„dehnung unserer Eroberungen bis vor die Thore von Constantinopel
„gewinnen? Ungesunde Provinzen, ohne Cultur, entweder entvölkert
„oder von treulosen oder schlechtgesinnten Griechen bewohnt, und daher
„weit geeigneter, die Kräfte der österreichischen Monarchie zu erschöpfen
„als sie zu vermehren. Außerdem würde der Credit meines Hauses,
„den es sich durch seine Worttreue zu erhalten immer so sorgsam be-
„müht war, für alle Zukunft verloren gehen, und das wäre auch ein
„unersetzlicher Verlust. Eine solche Theilung wäre ein noch gefährlicheres
„Ereigniß als diejenige Polens, die mir noch immer so sehr am
„Herzen liegt, und sie wäre weit vortheilhafter für meine furchtbaren
„Nachbarn als für unsere Monarchie. Ich kann nicht aufhören es zu
„bedauern, daß ich in jene hineingezogen wurde, und wenn es mir
„nicht durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen unglücklicher Um-
„stände ganz unvermeidlich gemacht wird, bin ich weit davon entfernt,
„mich jemals herbeizulassen zu einer Theilung des türkischen Reiches.
„Ja ich hoffe, daß auch meine Nachkommen die Türken nicht außer-
„halb Europa's sehen werden".

Nicht viel anders, aber doch bei weitem weniger schroff als der Standpunkt der Kaiserin war der des Fürsten Kaunitz, an welchem man überhaupt zu jener Zeit viel größere Nachgiebigkeit für die Ansichten des Kaisers bemerken zu sollen glaubte, als er je zuvor an den Tag gelegt hatte. Wegen ihrer Schwäche und ihrer gespannten Beziehungen zu Rußland sei die Pforte, ließ der Staatskanzler sich vernehmen, nicht mehr wie ehedem ein gefährlicher, sondern ein guter und sicherer Nachbar, dessen frühere Feindschaft gegen das Haus Oesterreich sich in ein wahres Verlangen verkehrt habe, ihm alle nur immer denkbare Willfährigkeit zu bezeigen. In Folge dieses so überaus günstigen Umstandes seien nur sehr wenige reguläre Truppen ausreichend, die ganze langgestreckte Grenze gegen die Türkei hin zu decken. Ganz anders würde die Sache sich stellen, wenn sich dereinst Rußland der besten türkischen Provinzen bemächtigen sollte. An Stelle des harmlosen Nachbars würde ein um so gefährlicherer treten, als er sich jetzt noch durch die Rücksicht auf die Pforte zu einiger Mäßigung

veranlaßt sehe. Wären die Türken nur einmal aus Europa vertrieben, dann könnte dem überwältigenden Anwachsen der russischen Macht kaum mehr eine Schranke gezogen werden. Oesterreich wäre um so mehr von ihr bedroht, als es von keiner Seite her Unterstützung, von Preußen aber nur eine Verschärfung dieser Gefährdung zu gewärtigen hätte. Und wenn auch Oesterreich sich zu seiner eigenen Sicherstellung genöthigt sehen sollte, sich die benachbarten türkischen Provinzen anzueignen, so würde ihm doch hiedurch nur geringer Nutzen zu Theil werden. Denn die türkischen Einwohner würden diese Gegenden verlassen, die Zurückbleibenden aber fast ausschließlich aus fanatischen, Rußland blindlings ergebenen Griechen bestehen[442]).

Man sieht wohl, daß nicht nur Maria Theresia, sondern auch Kaunitz sich nur widerwillig mit dem Gedanken einer gezwungenen Erwerbung türkischer Provinzen beschäftigte, und daß er eine solche für nichts anderes hielt als für ein Uebel, freilich für ein geringeres, als er darin erblickt hätte, wenn diese Länder ausschließlich an Rußland gefallen wären. Der Türkei ihren Besitzstand in Europa zu erhalten und eine fernere Schmälerung desselben durch Rußland zu verhindern, darauf waren deßhalb Oesterreichs eifrige Bemühungen gerichtet. Aber Rußlands offene Feindschaft wollte es sich gleichwohl nicht zuziehen und auch nicht zu den Waffen wider dasselbe greifen, weil es in einem solchen Falle eines Krieges mit Preußen hätte gewärtig sein müssen.

Leicht könnte man glauben, daß was hier von der Politik Oesterreichs im Oriente gesagt wurde, auch den Maßstab abgeben könne für die Gesinnungen Oesterreichs gegen Rußland und für die Haltung, die der Wiener Hof gegen den von St. Petersburg einnahm. Wir kennen noch überdieß die persönliche Mißachtung, in welcher die Kaiserin Katharina wegen ihres sittenlosen Lebenswandels bei Maria Theresia stand, und man könnte sich zu der Annahme versucht fühlen, daß hiedurch auch der politische Gegensatz zwischen den beiden so hochbegabten und doch so grundverschiedenen Frauen noch verschärft worden wäre. Aber dem war doch keineswegs so. Zu lebhaft erinnerte man

sich in Wien noch des langdauernden Bündnisses mit Rußland und der vielfachen Vortheile, die man hieraus gezogen, zu bitter empfand man noch immer den unberechenbaren Schaden, der Oesterreich gegen Ende des siebenjährigen Krieges aus der plötzlichen Beseitigung dieser Allianz erwuchs, als daß man nicht eine Erneuerung derselben eifrig gewünscht hätte. Daß sie, wenn auch nicht gerade nahe bevorstehend, doch nicht für alle Zukunft ganz unwiederherstellbar erscheine, glaubte man daraus folgern zu dürfen, daß seit dem dereinstigen Ausspruche der Kaiserin Katharina, der König von Preußen sei als der gefährlichste Feind Rußlands zu betrachten [443]), gar nichts vorgefallen war, wodurch er seine Berechtigung eingebüßt hätte. Man war wirklich der Meinung, Rußland würde aus einem Bündnisse mit Oesterreich weit größeren Gewinn ziehen als aus seiner bisherigen Allianz mit Preußen. So sei der Vortheil, den ihm letztere in dem Kriege gegen die Pforte gewährte, höchstens ein negativer gewesen. Denn während es von Oesterreich hiebei vielleicht werkthätige Hülfe zu erlangen vermocht hätte, half ihm das Bündniß mit Preußen zu nichts Anderem, als in seinen Unternehmungen nicht gehindert zu werden. Für diesen bloß passiven Dienst habe sich jedoch der König von Preußen eine für Rußland höchst schädliche Machterweiterung in Polen verschafft. Danzig befinde sich so gut als in seinen Händen. Er sei Meister des polnischen Handels und dadurch im Besitze der Quelle des Reichthums jenes Landes. Der früher so überwiegende Einfluß Rußlands auf die polnischen Angelegenheiten sei dahin und demjenigen Preußens gewichen. In so unbegreiflicher Weise arbeite Rußland selbst an der Vergrößerung seines Nachbars, und es werde dadurch zum Förderer dessen, was es in seinem eigenen Interesse um jeden Preis zu hintertreiben suchen sollte.

Nur zwei Zielpunkte könne es für eine aufgeklärte Politik Rußlands geben: die Befestigung seines Uebergewichtes im Norden und die fernere Ausdehnung seiner Macht über einen Theil der Türkei. In ersterer Beziehung müsse Preußen ihm nothgedrungen im Wege stehen, in letzterer aber könne es ihm nicht hülfreiche Hand leisten. Oesterreich hingegen würde Rußland im Norden schalten und walten

lassen, ja eine Schwächung Preußens wäre in seinem eigenen Interesse nicht weniger als in dem Rußlands gelegen. Und was die Türkei angehe, so könnten beide Staaten, ohne auf anderer Seite wesentlichen Hemmnissen zu begegnen, dasjenige ausführen, worüber sie sich einmal geeinigt haben würden.

War man nun auch in Wien der Ueberzeugung, daß Rußland bei einem Bündnisse mit Oesterreich in höherem Maße seine Rechnung finden würde als bei seiner bisherigen Allianz mit Preußen, so schmeichelte man sich doch keineswegs mit der Hoffnung, dieser Anschauung bei der Kaiserin Katharina leicht und rasch Eingang verschaffen zu können. Man beschränkte sich daher Rußland gegenüber einstweilen auf die Bemühung, seine Freundschaft mit Preußen allmälig zu lockern und ihm, wie es schon bei der Skizzirung der orientalischen Politik Oesterreichs gesagt wurde, die Hoffnung nicht vollständig zu rauben, daß es bei dereinstigen Unternehmungen gegen die Türkei Oesterreich nicht auf der entgegengesetzten, sondern vielleicht an seiner Seite sehen könnte [444]).

Zwei Hauptgrundsätze waren es, wie man sieht, auf denen die damalige Politik Oesterreichs ausschließlich beruhte, die Freundschaft mit Frankreich und der Gegensatz zu Preußen. Je nachdem das wichtigste Interesse jeden Staates, erklärte Kaunitz zu jener Zeit, mit dem des Königs von Preußen übereinstimme oder nicht, und in dem Verhältnisse, in welchem ein Staat Oesterreich gegen Preußen nützlich oder nachtheilig sein könne, habe man sich um dessen Freundschaft zu bewerben. So lange Zeit müsse diese Maxime die Richtschnur der Politik Oesterreichs sein, als der König von Preußen dessen gefährlichster Nachbar bleibe. Bei Allem, was man gegen Außen hin unternehme, müsse man daher auf ihn ganz besonders das Augenmerk richten. Und an der ihm eigenen methodischen Weise auch dießmal festhaltend, stellte Kaunitz in der Instruction, welche er im September 1777 dem damals zum österreichischen Gesandten in Berlin ernannten Grafen Ludwig Cobenzl ertheilte [445]), nicht weniger als dreizehn Grundsätze auf, die man in dieser Beziehung fortwährend beobachten müsse.

Das österreichische und das preußische Staatsinteresse stünden, so lauten diese Grundsätze, in einer „sich so widersprechenden Collision", daß sie unmöglich dauernd vereinigt werden könnten. Daher sei die „Hauptpolitik" des Königs unablässig dahin gerichtet, Oesterreich so viel als nur immer möglich zu schaden. Ein anderes Einverständniß mit ihm als ein bloß vorübergehendes und dadurch herbeigeführtes, daß er ohne Oesterreich den von ihm gerade angestrebten Vortheil nicht zu erreichen im Stande sei, müsse daher als unmöglich gelten. Man dürfe dabei nicht übersehen, daß jede Vergrößerung Oesterreichs, wenn Preußen eine gleiche erhielte, für Oesterreich kein Gewinn, und wenn der Zuwachs Preußens ein noch größerer sein sollte, sogar eine Benachtheiligung wäre. Der König von Preußen sei im höchsten Grade mißtrauisch, leichtgläubig und wetterwendisch in seiner politischen Haltung. In der Wahl der Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, sei er niemals verlegen, und alle ohne Unterschied seien ihm hiezu recht. Sein böses Gewissen und die ihm fortwährend vor Augen schwebende Möglichkeit, es könnte einmal Vergeltung an ihm geübt werden, hielten ihn stets in Verdacht und Argwohn gegen Oesterreich fest, und sogar durch offenbar falsche Nachrichten, welche über vermeintliche Maßregeln Oesterreichs ihm zukämen, fühle er sich beunruhigt. Seine Hauptabsicht bestehe darin, sich den Rücken frei zu erhalten, und da er dieß am besten durch das Bündniß mit Rußland erreichen könne, arbeite er fortwährend an dessen Befestigung. So weit treibe ihn seine Begierde, in Rußland überwiegenden Einfluß zu behalten, daß er nicht das geringste Bedenken trage, eine von Rußland und von jedem Winke der Kaiserin Katharina abhängige, ihrem Willen gehorsame Rolle zu spielen. Der zuverlässigste Weg, den König von Preußen in Schranken zu halten, führe daher durch Rußland, und aus diesem Grunde müsse Oesterreich dem Hofe von St. Petersburg jede mit den Pflichten gegen sich selbst nur immer vereinbarliche Rücksicht bezeigen. Mit anderen Staaten befinde sich der König von Preußen in keiner allianzmäßigen Verbindung; die frühere Freundschaft zwischen ihm und England sei erkaltet, und wenn die nordamerikanischen Colonien nicht besiegt werden sollten, werde er wohl einer der Ersten sein, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen. Um so eifriger gehe er darauf aus, Oesterreich an allen

europäischen Höfen zu verdächtigen und einer unersättlichen Vergrößerungsbegierde zu beschuldigen. Seit einiger Zeit trachte er, und nicht ganz ohne Erfolg, sich wieder Frankreich zu nähern und der dortigen Regierung die Meinung beizubringen, daß zwischen dem preußischen und dem französischen Interesse kein Gegensatz bestehe; selbstverständlich kehre auch diese Bemühung nur gegen Oesterreich ihre Spitze.

Aus diesen Voraussetzungen ergebe sich, fährt Kaunitz in seiner Instruction für Cobenzl fort, die Haltung wie von selbst, die man dem Könige von Preußen gegenüber zu beobachten habe. Vorerst dürfe man noch so schönen Worten und Versicherungen desselben nie vollständig glauben, ihm aber auch kein positives Mißtrauen zeigen. Da das politische System Oesterreichs ein durchaus friedfertiges sei, und man noch keineswegs mit voller Bestimmtheit den Weg bezeichnen könne, den man künftighin bei wichtigeren Vorfällen einschlagen werde, so gebiete die Klugheit, gegen den König nur mit Mäßigung vorzugehen, das gute Einvernehmen mit ihm wenigstens äußerlich aufrecht zu erhalten, ihm jede nur immer thunliche Aufmerksamkeit zu zeigen, und gleichzeitig allen Schein einer Verlegenheit oder Furchtsamkeit zu vermeiden. Die Haltung Oesterreichs gegen ihn müsse das Gepräge einer ruhigen, jedoch vorsichtigen Gelassenheit an sich tragen. Sie solle darthun, daß man zwar den mit dem Könige geschlossenen Frieden auch fortan zu halten bereit und von ihm des Gleichen gewärtig, daß man jedoch auf alle Fälle gerichtet und daher gewillt sei, das eigene Verfahren nicht nach den Freundschaftsversicherungen eines Dritten, sondern nach dessen Thaten zu gestalten. Und wenn man hiebei vor Allem Oesterreichs Interesse als Richtschnur erkenne, so sei man weit davon entfernt, eine ähnliche Haltung anderer Staaten zu mißbilligen. Denn selten oder nie könne die Freundschaft der Regierungen der von Privatpersonen gleichen; sie müsse vielmehr immer mit etwas Mißtrauen vermengt sein. Alles komme darauf an, dieses Mißtrauen nicht zu weit zu treiben und sich dadurch selbst zu schaden, statt daß man darnach trachte, sich bei passender Gelegenheit zu verständigen, den Nutzen des Anderen zu fördern und dadurch gleichzeitig auch den eigenen Vortheil zu erreichen.

In um so höherem Grade hielt man in Wien die äußerste Vorsicht gegen den König von Preußen für dringend geboten, als gerade damals die Beziehungen Oesterreichs zu Sachsen eine in mancher Hinsicht recht bedenkliche Aenderung erfahren hatten.

Daß bei einer so gemüthvollen Frau, wie Maria Theresia es war, selbst auf dem Gebiete der Politik das Gefühl eine kaum geringere Rolle spielte als der Verstand, ist nicht zu verwundern. Und nicht leicht zeigte sich dieß in höherem Grade als in ihrer Haltung gegen das kurfürstlich sächsische Haus. Was dasselbe und sein Land während des siebenjährigen Krieges um seiner Parteinahme für Oesterreich willen von Seite des Königs von Preußen erduldet, mußte ihm in den Augen der Kaiserin vollen Anspruch auf ihre Erkenntlichkeit verleihen. Allerdings kamen, und sogar noch vor Abschluß des Hubertsburger Friedens hie und da Anzeichen vor, als ob man von sächsischer Seite die Dankbarkeit der Kaiserin nur zu eigenem Vortheile ausnützen und ihr sonst wenig Rücksicht zeigen wolle; ja es fehlt nicht ganz an Kennzeichen des Unmuthes, mit welchem solche Wahrnehmungen die Kaiserin erfüllten. „wir seind dem sächsischen hoff", schrieb sie einmal an Kaunitz [116]), „nur gutt, umb in ihren ideen auszulangen; „in all übrigen haben sie weder confidenz noch erkantlichkeit."

Wem sich jedoch Maria Theresia einmal wirklich verpflichtet glaubte, dem gegenüber hielten derlei Verstimmungen nur kurze Zeit an. Sowohl in wichtigen als in anscheinend geringfügigen, aber darum für sie doch nicht minder bezeichnenden Dingen hat sie dieß dem kurfürstlich sächsischen Hause überzeugend bewiesen. In ersterer Beziehung müssen vor Allem ihre wenngleich fruchtlosen, aber darum doch nicht weniger redlichen Bemühungen erwähnt werden, es in dem Fortbesitze der polnischen Königskrone zu erhalten. Und in letzterer Hinsicht sind ihre nach jeder Richtung hin sich erstreckenden Bestrebungen, Mitgliedern dieser Familie ausgiebige Vortheile zu verschaffen, wahrhaft charakteristisch für sie.

Am frühesten tritt dieß, wenn man erst die Zeit nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens in Betracht zieht, dem Prinzen

Clemens von Sachsen gegenüber zu Tage. Er hatte sich dem Priesterstande gewidmet, und nach der Unsitte jener Zeit gingen nun er selbst und seine Familie auf nichts eifriger aus, als ihm zu dem Besitze einer möglichst großen Anzahl der einträglichsten und ansehnlichsten geistlichen Würden zu verhelfen, deren überreiche Einkünfte freilich in ähnlichen Fällen meistens zu sehr weltlichen Zwecken verwendet wurden. Und so sehen wir denn auch Maria Theresia trotz ihres sonst so frommen Sinnes in dieser Richtung unabläßig beschäftigt. Als es im Jänner 1763 sich darum handelte, den Prinzen Clemens zum Coadjutor des Bischofs von Augsburg zu machen, schrieb sie an Kaunitz [447]): „glaube das man die sach nicht länger solle erligen lassen, „wan man reuissirn will. die antwort von cardinal*) ware gahr „nicht vergnüglich, und wünschte (er) nichts als daß man nichts „pressire, die sach ihren lauff lasse. just darumen glaube daß man „eillen solle".

Nur wenige Monate vergingen, und schon handelte es sich neuerdings um Zuwendung einer bischöflichen Würde an Clemens von Sachsen. Da man besorgte, er werde in Lüttich nicht durchdringen, schlug man ihn von österreichischer Seite für Trient vor und Maria Theresia genehmigte dieß [448]). Aber er selbst wollte nicht das Bisthum Trient, sondern das von Regensburg erhalten, und die Kaiserin beschloß nun, ihm als Ersatz für Trient die reiche Mailänder Abtei Chiaravalle zu verleihen [449]). Von Seite der römischen Curie wurde jedoch lebhafte Einsprache hiegegen erhoben. Mit so schwerwiegenden Gründen unterstützte man sie von Rom aus, daß selbst Maria Theresia nicht umhinkonnte, deren Gewicht anzuerkennen. „niemand „mehr als mir ist leyd", antwortete sie auf den Bericht, den ihr Kaunitz hierüber erstattete [450]), „wegen chiravalle, indem es mein „erster gedancken ware, die gemeiniglich besser sind als die folgende. „allein wo es dem nuntius zugesagt, kan nicht mehr davon abweichen, „wohl aber printz clemens wegen der coadjutorie von augspurg zu „helffen". Und als die hiezu erforderlichen Schritte geschehen mußten,

*) Alessandro Albani.

billigte Maria Thereſia die Vorſchläge des Staatskanzlers[451]) mit den Worten: „placet, wüntſchte wohl reuissirn zu können".

Ungleich wichtiger noch war es für den Prinzen, als es darum ſich handelte, ihm die gleiche Stellung in dem Erzbisthum Trier und ſomit die ſichere Anwartſchaft auf die kurfürſtliche Würde zu verſchaffen. „mich freuet es unentlich, wan printz clemens zu diser würde „kunte verhilfflich ſein", ſchrieb Maria Thereſia im Auguſt 1767 an Kaunitz[452]). Und man weiß, daß es thatſächlich nur der öſterreichiſche Einfluß war, welchem der Prinz es verdankte, daß er zuerſt Coadjutor des Erzbiſchofs und dann Kurfürſt von Trier wurde.

Aber auch hiemit war die Reihe der Gunſtbezeigungen der Kaiſerin für den Prinzen Clemens von Sachſen bei weitem nicht erſchöpft. Um nur noch eine einzige zu erwähnen, ſei des unverzinslichen Vorſchuſſes von hunderttauſend Gulden gedacht, den ihm Maria Thereſia im Jahre 1776 insgeheim zu Theil werden ließ[453]). Hocherfreut war ſie, als ihr Kaunitz dieſe Summe aus der Lottocaſſe zu Brüſſel zur Verfügung ſtellen konnte[454]).

Daß Maria Thereſia ein anderes Mitglied des ſächſiſchen Hauſes, ihren eigenen Schwiegerſohn, den Prinzen Albert mit den reichſten Gaben überhäufte, iſt im Verlaufe dieſer Darſtellung ſchon zu wiederholten Malen nachgewieſen worden. Allerdings wird man einwenden können, nicht ſo ſehr ihm als ſeiner Gemalin, der Erzherzogin Marie zu Liebe habe ſie ſo gehandelt. Aber man weiß ja, daß er ſelbſt der Kaiſerin theuer war wie ihr eigener Sohn, und gerade um ſeinetwillen mag viel von dem geſchehen ſein, was Maria Thereſia für ſeine Angehörigen that. So ſchrieb ſie im Jänner 1773 in Bezug auf den älteren Bruder ihres Schwiegerſohnes, den Prinzen Karl, dem Fürſten Kaunitz[455]): „ſehete gerne, das man in ruſſland die affairen des „herzogs von churland recomendirte, nur in genere, das er doch „einige attention verdient, ſeine situation ſehr bedauerlich iſt; wüntſchte „was ihme nutz zu ſein. dises durch particularbrieffe des fürſten an „lobkowitz oder rewitzgi, wan er es nutzlich findet". Und es iſt ſchon geſagt worden, daß Maria Thereſia nicht abgeneigt geweſen wäre,

den Prinzen Karl zum Gouverneur von Galizien zu ernennen, daß jedoch der Kaiser es war, der sich der Verwirklichung dieses Gedankens widersetzte[156]).

Schließlich wollen wir noch die Bemühungen der Kaiserin erwähnen, der jüngsten Schwester des Prinzen Albert, der Prinzessin Kunigunde die Würde und die Einkünfte einer Aebtissin von Essen und Thorn zu verschaffen[157]). Als Kaunitz ihr anzeigte, es werde schwer halten, die Wahl der Prinzessin zur Coadjutorin durchzusetzen, da gerade die aus österreichischen Familien abstammenden Mitglieder der beiden Capitel hierauf nicht eingehen wollten, entgegnete Maria Theresia nicht ohne einige Gereiztheit: „es ist doch zu bedenckhen, das „alle unterthanen in gelegenheiten von wahlen alzeit die übleste ge„denckende sind und contraire ihren souvrain; wäre gutt, künftig „keine mehr zu die capiteln gehen zu lassen. ich aprobire alles, was „er fürst wird nützlich und convenient finden".

Wir wissen nicht, ob Kaunitz das von der Kaiserin vorgeschlagene, gar zu willkürliche Mittel, oder ob er deren andere in Anwendung brachte; gewiß ist nur, daß Maria Theresia ihren Willen auch durchsetzte. Aber weder dieser noch irgend ein anderer Beweis der Vorliebe und des Wohlwollens der Kaiserin für das kurfürstliche Haus brachte es zu Wege, daß man in Sachsen an der früheren, Oesterreich freundlichen Politik auch fortan festhielt. Verschiedene Ursachen mögen zusammengewirkt haben, um den jungen Kurfürsten Friedrich August III. zu bewegen, daß er in allmälig immer entschiedenerer Weise eine andere Richtung befolgte. Vorerst die gewiß gegründete Betrachtung, daß die bisherige Politik unsägliche Drangsale über Sachsen gebracht. Denn hatte es auch nicht, wie seither unwiderleglich dargethan worden, durch vorschnelle Parteinahme gegen Preußen sein unglückliches Schicksal selbst heraufbeschworen, sondern war es das Opfer eines widerrechtlichen Angriffes des Königs Friedrich geworden, so hatte es doch unter dessen grausamer Bedrückung unsäglich gelitten. Ihm zu ähnlichem Verfahren nie wieder auch nur den Schein eines Vorwandes zu liefern, darauf mußte man in Sachsen wohl ernstlich bedacht sein. Aber

In um so höherem Grade hielt man in Wien die äußerste Vorsicht gegen den König von Preußen für dringend geboten, als gerade damals die Beziehungen Oesterreichs zu Sachsen eine in mancher Hinsicht recht bedenkliche Aenderung erfahren hatten.

Daß bei einer so gemüthvollen Frau, wie Maria Theresia es war, selbst auf dem Gebiete der Politik das Gefühl eine kaum geringere Rolle spielte als der Verstand, ist nicht zu verwundern. Und nicht leicht zeigte sich dieß in höherem Grade als in ihrer Haltung gegen das kurfürstlich sächsische Haus. Was dasselbe und sein Land während des siebenjährigen Krieges um seiner Parteinahme für Oesterreich willen von Seite des Königs von Preußen erduldet, mußte ihm in den Augen der Kaiserin vollen Anspruch auf ihre Erkenntlichkeit verleihen. Allerdings kamen, und sogar noch vor Abschluß des Hubertsburger Friedens hie und da Anzeichen vor, als ob man von sächsischer Seite die Dankbarkeit der Kaiserin nur zu eigenem Vortheile ausnützen und ihr sonst wenig Rücksicht zeigen wolle; ja es fehlt nicht ganz an Kennzeichen des Unmuthes, mit welchem solche Wahrnehmungen die Kaiserin erfüllten. „wir seind dem sächsischen hoff", schrieb sie einmal an Kaunitz [446]), „nur gutt, umb in ihren ideen auszulangen; „in all übrigen haben sie weder confidenz noch erkantlichkeit."

Wem sich jedoch Maria Theresia einmal wirklich verpflichtet glaubte, dem gegenüber hielten derlei Verstimmungen nur kurze Zeit an. Sowohl in wichtigen als in anscheinend geringfügigen, aber darum für sie doch nicht minder bezeichnenden Dingen hat sie dieß dem kurfürstlich sächsischen Hause überzeugend bewiesen. In ersterer Beziehung müssen vor Allem ihre wenngleich fruchtlosen, aber darum doch nicht weniger redlichen Bemühungen erwähnt werden, es in dem Fortbesitze der polnischen Königskrone zu erhalten. Und in letzterer Hinsicht sind ihre nach jeder Richtung hin sich erstreckenden Bestrebungen, Mitgliedern dieser Familie ausgiebige Vortheile zu verschaffen, wahrhaft charakteristisch für sie.

Am frühesten tritt dieß, wenn man erst die Zeit nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens in Betracht zieht, dem Prinzen

unbeachtet blieb, zogen auf Befehl des Kaisers zweihundert österreichische Soldaten mit dem böhmischen Lehenscommissär von Escherich durch das Erzgebirge nach Glaucha und führten den durch die Sachsen von dort vertriebenen Grafen Schönburg wieder zurück. In Glaucha wurde im Namen der Kaiserin erklärt, daß der Receß vom Jahre 1740 aufgehoben sei und sie die Oberlehensherrlichkeit über diese Schönburgischen Herrschaften besitze. Statt der sächsischen Wappen wurden die Reichsadler aufgesteckt, die Unterthanen aber an die Krone Böhmen gewiesen und bedeutet, sich nicht mehr nach den sächsischen Verordnungen zu richten [458]).

Obgleich von König Friedrich zu seinem bisherigen Verfahren aufgestachelt, war der Kurfürst von Sachsen doch kluger Weise jedem Zusammenstoße seiner Streitmacht mit den österreichischen Truppen aus dem Wege gegangen. Aber das Gefühl, daß er vor dem übermächtigen Nachbar hatte zurückweichen müssen, wirkte doch als Stachel in ihm fort, und die Wirkungen hievon ließen nicht mehr lange auf sich warten.

hiedurch wäre es noch nicht nothwendig geworden, daß Sachsen jetzt gegen seinen früheren Bundesgenossen, gegen Oesterreich eine gerade so feindselige Haltung annahm, als es ihm früher anhänglich gewesen war. Weiblicher Einfluß war es wohl hauptsächlich, der den Kurfürsten von Sachsen in diese Bahn trieb und in ihr festhielt. Befand sich auch seine ehrgeizige Mutter, die Kurfürstin Marie Antonie gerade damals in nichts weniger als befriedigenden Beziehungen zu ihrem Sohne, so mag sie doch schon früher in einem für Oesterreich ungünstigen Sinne auf ihn eingewirkt haben. Und in dieser Richtung wurde der Kurfürst wohl ohne allen Zweifel durch die Doppelheirat noch bestärkt, welche sein Haus mit der herzoglichen Familie von Pfalz-Zweibrücken verband. Er selbst hatte sich schon im Jahre 1769 mit einer Schwester des Herzogs Karl vermält, während dieser fünf Jahre später eine der Schwestern des Kurfürsten zum Altar führte. Wodurch jedoch das Haus Pfalz-Zweibrücken veranlaßt wurde, Oesterreichs erbittertsten Gegnern sich zuzugesellen, wird allsogleich zur Sprache gelangen.

Die Mißstimmung des Kurfürsten von Sachsen gegen den Wiener Hof wurde noch durch einen Vorgang des Letzteren vermehrt, welchem zwar die Berechtigung, aber doch auch der Charakter einer gewissen Gewaltthätigkeit nicht leicht wird abgesprochen werden können.

Es würde zu weit führen, hier die verschiedenen Seiten des Streites näher zu beleuchten, in welchen der Kurfürst mit dem Grafen Albrecht Christian von Schönburg, Besitzer der als böhmische Reichsafterlehen in Sachsen gelegenen Herrschaften Glaucha, Waldenburg und Lichtenstein gerieth. Ein im Jahre 1740 abgeschlossener Receß hatte das Verhältniß des Hauses Schönburg zu Sachsen geregelt; er war aber vom Reichshofrathe für ungültig erklärt worden. Da nun auf Grundlage dieses Recesses die Landesregierung zu Dresden, um einer Schuldforderung des preußischen Ministers Grafen Finkenstein an den Grafen Schönburg Geltung zu verschaffen, militärische Execution nach dessen Herrschaften sandte, erließ auf Bitte des Letzteren der Prager [illegible]henshof eine Abmahnung an die sächsische Regierung. Als dieselbe jedoch

unbeachtet blieb, zogen auf Befehl des Kaisers zweihundert österreichische Soldaten mit dem böhmischen Lehenscommissär von Escherich durch das Erzgebirge nach Glaucha und führten den durch die Sachsen von dort vertriebenen Grafen Schönburg wieder zurück. In Glaucha wurde im Namen der Kaiserin erklärt, daß der Receß vom Jahre 1740 aufgehoben sei und sie die Oberlehensherrlichkeit über diese Schönburgischen Herrschaften besitze. Statt der sächsischen Wappen wurden die Reichsadler aufgesteckt, die Unterthanen aber an die Krone Böhmen gewiesen und bedeutet, sich nicht mehr nach den sächsischen Verordnungen zu richten [458]).

Obgleich von König Friedrich zu seinem bisherigen Verfahren aufgestachelt, war der Kurfürst von Sachsen doch kluger Weise jedem Zusammenstoße seiner Streitmacht mit den österreichischen Truppen aus dem Wege gegangen. Aber das Gefühl, daß er vor dem übermächtigen Nachbar hatte zurückweichen müssen, wirkte doch als Stachel in ihm fort, und die Wirkungen hievon ließen nicht mehr lange auf sich warten.

Neuntes Capitel.

Die baierische Erbfolge.

Wenn die Leitung der äußeren Politik eines großen Staates auf der Höhe ihrer Aufgabe steht — und Niemand wird leugnen, daß dieß unter Kaunitz in vollstem Maße der Fall war — dann wird sie nicht allein mit den schon eingetretenen, sondern auch mit den von ferne her sich vorbereitenden Ereignissen sich zu beschäftigen haben. Und jederzeit ist es ein Kennzeichen der Unzulänglichkeit des Lenkers dieser Politik, wenn er von den Begebenheiten, welche gerade sich zutragen und seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ja sein thatkräftiges Eingreifen fordern, sich in so hohem Grade einnehmen läßt, daß er darüber zukünftige Ereignisse, deren Eintritt er vorhersehen kann, aus den Augen verliert und dann von ihnen unvorbereitet überrascht wird.

Nur selten mag eine Angelegenheit der europäischen Politik von größerer Wichtigkeit gewesen sein, als die Theilung Polens sie besaß. Dennoch finden wir, daß Kaunitz, während er ihr sein ganzes Denken und Vollbringen ausschließlich zu widmen schien, auch der von ihr so weit abliegenden Frage der dereinstigen Nachfolge in Baiern sein Augenmerk zuwandte.

Die Ehe des damaligen Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph war kinderlos, und sein jüngerer Bruder, Herzog Clemens, im Jahre 1770 ohne Nachkommenschaft gestorben. Unbestritten gebührte die Nachfolge in Baiern dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz aus dem Hause Sulzbach. Aber er war um mehr als zwei Jahre

älter als Maximilian Joseph, und es erschien daher zum mindesten zweifelhaft, welcher von Beiden der Ueberlebende sein werde. Und selbst wenn dieß Karl Theodor sein sollte, so wurde dadurch die Frage der dereinstigen Nachfolge in Baiern nur für kurze Zeit entschieden, weil auch seine Ehe kinderlos geblieben war.

Wenn hier gesagt wurde, daß Kaunitz gerade zu der Zeit, in welcher er am tiefsten in die Verhandlungen über die Theilung Polens verwickelt war, auch die Frage der Nachfolge in Baiern nicht aus den Augen verlor, so darf solches nicht etwa die Auslegung erfahren, als ob diese letztere Angelegenheit damals zuerst in Anregung gebracht worden wäre. Schon fast zwei Dezennien früher, und eigenthümlicher Weise gerade von baierischer Seite her war dieß geschehen. Bartensteins Schwiegersohn, der um die Entwicklung des Postwesens in Oesterreich hochverdiente Freiherr von Lilien war im Herbste des Jahres 1753 auf einer Reise nach Wien durch München gekommen und dort mit dem berühmten Hofkanzler Freiherrn von Kreittmayr in Verbindung getreten. Letzterer richtete eine Mittheilung an ihn, die sich auf eine dereinstige Vermälung des damals erst zwölfjährigen Kronprinzen Joseph mit der um zwei Jahre älteren Prinzessin Josepha von Baiern, einer Schwester des Kurfürsten bezog, welche elf Jahre später mit Joseph als dessen zweite Gemalin auch wirklich getraut wurde. Und damals scheint, um die Kaiserin leichter auf diesen Plan eingehen zu machen, auch dem Hause Oesterreich irgend welche Aussicht auf die Nachfolge in Baiern eröffnet worden zu sein.

Wir besitzen leider die Mittheilung Kreittmayrs an Lilien nicht, wohl aber das Gutachten, welches Bartenstein über sie am 19. October 1753 der Kaiserin gegenüber abgab; ihm liegt ein gleichfalls von Bartenstein ausgearbeiteter Entwurf der Antwort bei, die nach seiner Meinung Lilien an Kreittmayr richten sollte. Bartenstein ging von der Ansicht aus, daß man sich vor der Zeit hinsichtlich der Vermälung des Kronprinzen Joseph nach gar keiner Richtung hin binden, aber auch das baierische Project keineswegs schroff von der Hand weisen solle. Ohne dem dereinstigen Bräutigam

von einander getrennt seien. „So würde zum Beispiel", sagte er plötzlich, „Baiern ungemein passend für Sie sein; es würde Oester„reich abrunden, und das baierische Haus ist dem Aussterben nahe." Als aber Rugent mit scharfer Anspielung auf das Verfahren des Königs erwiederte, Oesterreich werde nie einen unberechtigten Angriff auf einen Nachbarstaat ausüben, jedoch seine Rechte jederzeit mit allem Nachdrucke vertreten und daher auch die etwa in Erledigung kommenden böhmischen Lehen an sich ziehen, antwortete Friedrich: „Was diese „betrifft, wird Ihnen Niemand dieselben bestreiten" [163]).

So ungefähr stand diese Angelegenheit, als sie, und zwar im Dezember 1772, von dem damals vorübergehend in Wien anwesenden österreichischen Directorialgesandten in Regensburg, Freiherrn von Borié, neuerdings in Anregung gebracht wurde. Auf speziellen Befehl des Kaisers fand zwischen dem Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo, dem Reichshofrathe Freiherrn von Leykam als Referenten, und Borié eine Zusammentretung statt, welcher auch Freiherr von Binder von Seite der Staatskanzlei beiwohnte. Das Resultat dieser Berathung legte Colloredo dem Kaiser zur Einsicht und zu dem Ende vor, daß er die etwa noch zu unternehmenden Schritte anordnen möge [164]).

Vorerst sah man es als zweckmäßig an, Alles dasjenige, was der Kurfürst von Baiern besaß und was durch seinen dereinstigen Tod in Erledigung kommen sollte, in sechs verschiedene Kategorien zu theilen. In die erste wurden die Kurwürde, die Wahlstimme und das Erztruchsessenamt, in die zweite die Obere Pfalz mit der Grafschaft Cham, in die dritte das Herzogthum Ober- und Niederbaiern, die Landgrafschaft Leuchtenberg, das Fürstenthum Mindelheim nebst anderen Gütern und Regalien, welche Reichslehen waren, in die vierte die von der Krone Böhmen abhängigen Lehen, in die fünfte die von geistlichen Stiftern herrührenden Lehen, in die sechste endlich sämmtliche Allodialgüter gereiht.

In Bezug auf die erste Kategorie wurde erklärt, daß nach dem vierten Artikel des westphälischen Friedens bei Abgang des baierischen Wilhelminischen Mannsstammes die achte damals an Pfalz neu

die Aussichten auf eine solche Heirat sich trübten, um so größer wurde auch die Zurückhaltung Baierns. Als aber Joseph seine erste Gemalin Isabella von Parma schon nach wenig Jahren verlor und die Frage seiner Vermälung neuerdings in den Vordergrund trat, fand wieder eine Annäherung Baierns an Oesterreich statt. Während der Reise, welche Kaiser Franz im März 1764 mit seinen beiden Söhnen Joseph und Leopold nach Frankfurt unternahm, und während ihrer Rückkehr von dort trat dieses Bestreben recht sichtlich zu Tage.

Man weiß, daß es etwa acht Monate später zu der von baierischer Seite so lebhaft gewünschten Vermälung Josephs mit der Prinzessin Josepha auch wirklich kam. Aber wir finden nicht, daß bei diesem Anlasse die Frage wegen der dereinstigen Nachfolge in Baiern zwischen den beiden Regentenhäusern zur Sprache gebracht worden wäre. Wohl aber geschah dieß der Kaiserin gegenüber von Seite des Staatskanzlers Kaunitz, und in tiefstem Geheimniß legte er ihr dasjenige vor, was von seiner Seite bereits geschehen war und noch veranlaßt werden sollte, um rechtzeitig vorbereitet zu sein, aus den etwa eintretenden Ereignissen möglichst großen Nutzen zu ziehen.

Vor Allem räumte er ein, daß die Rechtsfrage eine ungemein zweifelhafte sei und sich auf Grundlage der bisher zu Tage geförderten Nachweisungen kein bestimmter Ausspruch über sie abgeben lasse. Hierin vollkommen klar zu sehen, scheine ihm die erste Aufgabe zu sein, und er bitte daher, einen jungen, geschickten und verschwiegenen Mann Namens Schrötter mit den erforderlichen Studien und Ausarbeitungen betrauen zu dürfen.

Nicht minder wichtig sei es ferner, fährt Kaunitz fort, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um eintretenden Falles dem Hause Oesterreich den ansehnlichen Gewinn zu sichern, der aus dieser Sache für dasselbe immerhin hervorgehen könne. Wenn man auch beabsichtigen sollte, sich vollkommen ruhig zu verhalten, so wäre es doch keineswegs unmöglich, sondern vielmehr wahrscheinlich, daß binnen kurzem die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen, ja sogar Frankreich die Sache in Anregung bringen und eine Vereinbarung

Die Maßregeln des Erzhauses aber hätten in der Einziehung der böhmischen Lehen und in ihrer Besetzung mit österreichischen Truppen zu bestehen. Ein Gleiches könnte auch in Bezug auf die Herrschaft Mindelheim in Schwaben geschehen; hinsichtlich der übrigen Ansprüche aber müßte zuerst die nöthige Vorstellung an den Kaiser gerichtet werden. Und was endlich die Abfindung anging, mit der man sich zuletzt von österreichischer Seite zu begnügen vermöchte, so bezeichnete jetzt auch Schrötter, wie es lang vor ihm schon Kaunitz gethan, den Landstrich von Passau am rechten Ufer des Inn bis zur Grenze Tirols als ein angemessenes Aequivalent, so daß der Inn künftighin die natürliche Grenze zwischen Oesterreich und Baiern zu bilden hätte. In Anbetracht der daselbst befindlichen Salzwerke wäre dieß der einträglichste Theil der baierischen Lande und außerdem ein mit Oesterreich ob der Enns und mit Tirol unmittelbar zusammenhängender District. Ihn zu erwerben, könnte man auf Mindelheim und vielleicht auch auf die in der Oberpfalz gelegenen böhmischen Lehen verzichten, ja im äußersten Falle sogar in die Abtretung der zu Oesterreich gehörigen, aber am linken Ufer des Inn gelegenen Herrschaft Neuburg willigen.

Aus den Bemerkungen, mit denen Kaunitz die Ausarbeitungen Schrötters und die Anträge des Reichsvicekanzlers begleiten zu sollen glaubte, geht deutlich hervor, daß er dem auch von Colloredo gestellten Antrage, demzufolge gleich nach dem Tode des Kurfürsten sowohl von dem baierischen Lande als von seinem und dem Leuchtenbergischen Votum auf dem Regensburger Reichstage Besitz zu ergreifen wäre, nur sehr ungern beistimmte. In ersterer Beziehung hätte er die bloß symbolische Besitznehmung durch Anschlagung von Patenten um so mehr als genügend betrachtet, als ja ohnedieß Niemand dem Kaiserhofe in der wirklichen Besetzung von Baiern zuvorkommen konnte. Und ebenso sah er keinen Schaden darin, wenn auch von kurpfälzischer Seite der voreilige Versuch gemacht würde, das baierische und Leuchtenbergische Votum auf dem Reichstage zu führen. Denn hiedurch könne ja noch keineswegs dessen wirkliche Zuerkennung erlangt werden [165]).

Für so unerläßlich sah außerdem der Staatskanzler die strengste Geheimhaltung all der in Antrag gebrachten vorbereitenden Maßregeln an, daß er nicht verschwieg, es wäre ihm erwünschter gewesen, wenn man die ganze Sache noch gar nicht berührt hätte. Wenn er nun auch die vorgeschlagenen Schritte nicht als unentbehrlich betrachte, so wolle er dagegen nicht bestreiten, daß sie, mit äußerster Behutsamkeit gethan, nützlich sein könnten. Mit dieser Reserve schloß Kaunitz den Anträgen des Reichsvicekanzlers sich an. Joseph aber erwiederte hierauf dem Staatskanzler die folgenden Worte:

„nebst zurückschickung dieser sehr wohl gerathenen ausarbeitungen „gebe ihnen die nachricht, daß ich der Reichs Kantzley vorschläge „begnehmiget, und sie werden ihrerseits in dieser wie in allen anderen „gelegenheiten das beste beyzumercken nicht unterlassen."

Indem Joseph den Anträgen der Reichskanzlei zustimmte, fühlte er jedoch selbst die Nothwendigkeit, derselben die strengste Geheimhaltung neuerdings zu befehlen. „diese so wichtige ausarbeitung", antwortete er ihr, „begnehmige, und sind nach dem hier gemachten „antrag die expeditionen alsogleich zu verfassen und mir zur unter„schrifft vorzulegen, mit beybehaltung des genauesten geheimnus, so „die Seele dieser unternehmung ausmachen mus."

Wie man sieht, wurde nicht von Maria Theresia, sondern von Joseph die Initiative in dieser Sache ergriffen, und der Kaiser ging in Bezug auf dieselbe sogar ziemlich selbstständig vor. Er besaß übrigens um so gewichtigere Ursache, sich der Beihülfe des Staatskanzlers zu versichern, als diese hochbedeutsame Angelegenheit schon an fremden Höfen, und zuerst neuerdings von dem Könige von Preußen in Anregung gebracht worden war.

In der zweiten Hälfte des September 1772 hatte der kaiserliche Gesandte in Berlin, der jüngere van Swieten, ehe er sich auf einige Monate nach Oesterreich begab, dem Wunsche König Friedrichs zufolge in Potsdam eine Unterredung mit ihm, in welcher von Seite des Königs die wichtigsten politischen Angelegenheiten zur Sprache gebracht

verliehene Kurwürde wieder erlöschen und Pfalz in die zweite, bisher von Baiern innegehabte weltliche Kurwürde und in das Erztruchsessenamt einrücken solle. Es könne daher kein Anstand obwalten, daß dieser vollkommen klaren und unzweideutigen Anordnung Folge gegeben und Kurpfalz sein unzweifelhaftes Recht nicht vorenthalten werde.

Was die Obere Pfalz und Cham betreffe, so verordne der schon citirte Artikel des westphälischen Friedens, daß nach dem Aussterben des baierischen Kurhauses die Obere Pfalz an das kurpfälzische Haus zurückzukehren habe. Ein Gleiches habe auch hinsichtlich der Grafschaft Cham zu geschehen.

Ganz anders verhalte es sich jedoch mit Ober- und Niederbaiern, mit Leuchtenberg und sonstigen Gütern, welche Reichslehen wären. Unstreitig gehörten sie dem baierischen Mannsstamme allein und würden daher durch dessen Aussterben erledigt. Für diesen Fall verpflichte jedoch die Wahlcapitulation den Kaiser, sie ohne Vorwissen und Zustimmung der reichsständischen Collegien nicht weiter zu vergeben, sondern sie zurückzubehalten, einzuziehen und dem Reiche einzuverleiben. Der Kaiser sei mithin berechtigt, sich in Besitz dieser erledigten Reichslehen zu setzen und von denselben die Einkünfte zu beziehen. Mit diesem Rechte der Herrschaft über heimfallende Lehen sei jedoch auch dasjenige der Stimmführung für sie auf dem Reichstage verbunden. Der Kaiser hätte daher eintretenden Falles unverzüglich, und zwar ebensowohl von Ober- und Niederbaiern als von Leuchtenberg Besitz zu ergreifen. Um solches dereinst ohne allen Zeitverlust thun zu können, wären schon jetzt dem Freiherrn von Borié gewöhnliche Vollmachten hiezu zu verabfolgen. Beim Eintritte des Todes des Kurfürsten von Baiern habe er bei dem kurfürstlich Mainzischen Directorium vorerst zu versuchen, daß die Annahme anderer, insbesondere kurpfälzischer Legitimationen hinausgeschoben werde. Erweise sich eine solche Bemühung als fruchtlos, dann möge Borié mit seinen eigenen Vollmachten ungescheut hervortreten. Ein in gleichem Sinne lautendes kaiserliches Rescript an die Prinzipalcommission in Regensburg wäre demnächst auszufertigen und ebenfalls dem Freiherrn von Borié in

wurden. An das Anerbieten zum Abschlusse einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland knüpfte er den Ausdruck des Wunsches, über andere wichtige Fragen, wie über die Nachfolge in Baiern, über diejenige in Ansbach und Bayreuth, endlich über eine etwaige Absicht Oesterreichs, sich gegen Venedig hin zu vergrößern, zu einem friedlichen Verständnisse mit dem Wiener Hofe zu gelangen [166]).

Man sieht wohl, daß des Staatskanzlers frühere Meinung, den König von Preußen in Allem, was sich auf die Erbfolge in Baiern bezog, „aus dem Spiele zu halten", sich so leicht nicht durchführen ließ; jetzt erklärte vielmehr Kaunitz selbst ein solches Beginnen als „sehr „bedenklich und gefährlich". Schon der persönliche Charakter des Königs lasse es durchaus nicht räthlich erscheinen. Bekanntlich sei er höchst argwöhnisch, und der geringste Anlaß verleite ihn zu sehr weit getriebenem Verdachte. Wollte man sich in gar nichts mit ihm einlassen, so würde hiedurch ohne Zweifel sein früheres Mißtrauen wieder erweckt und ihm scheinbarer Grund zu Handlungen gegeben werden, welche von den gefährlichsten Folgen sein könnten.

Im Gegensatze hiezu hielt jedoch Kaunitz auch definitive Verabredungen mit dem Könige für nicht minder bedenklich. Mit Recht hob er hervor, daß leicht verschiedene Umstände eintreten könnten, die sich jetzt noch durchaus nicht vorhersehen ließen. Man möge also die ganze Angelegenheit dilatorisch behandeln, sich inzwischen bemühen, die eigentliche Gesinnung des Königs zu erforschen, hiedurch die Entscheidung hinausschieben, sich aber inzwischen bereit zeigen zu einem Einverständnisse mit Preußen [167]).

In diesem Sinne war denn auch die Erklärung abgefaßt, welche van Swieten dem Könige gegenüber abzugeben hatte. Was speciell die Erbfolge in Baiern anging, sollte er ihn aufmerksam machen, daß man in Wien zwischen dem Kaiser als solchem und dem Hause Oesterreich unterscheide. Allbekannt [illegible] Anspruch auf die Lehen der K beabsichtige eintretenden Falles Wahlcapitulation ihm ve

Reiches und dessen Gepflogenheit, daß die baierischen Länder, insofern sie männliche Reichslehen wären, beim Aussterben des kurfürstlichen Mannsstammes als dem Kaiser und dem Reiche anheimgefallen anzusehen seien. Daher werde der Kaiser sie in seinem und des Reiches Namen in Besitz nehmen, auf daß sodann mit ihnen in gemeinschaftlichem Einverständnisse weiter verfügt werden könne. Vor Allem wäre es erwünscht, hierüber die Ansichten des Königs von Preußen zu kennen, und man hoffe darauf, daß er sie mit der gleichen Offenheit mittheilen werde, mit der man sich gegen ihn ausgesprochen habe [468]).

Bereitwillig ließ Friedrich die Berechtigung des Unterschiedes gelten, der in Wien zwischen der Stellung des Hauses Oesterreich und derjenigen des Kaisers in Bezug auf die Erbfolge in Baiern gemacht wurde. Die Rechte des Ersteren auf die böhmischen Kronlehen wurden auch jetzt wieder von ihm als etwas Unzweifelhaftes bezeichnet. Was jedoch die Verfügungen anging, die der Kaiser als Reichsoberhaupt zu treffen haben werde, so erklärte der König, sich hierüber für den Augenblick noch nicht aussprechen zu können, da ihm weder die Reichsgesetze, welche hiebei Anwendung zu finden hätten, noch der bezügliche Artikel der Wahlcapitulation gegenwärtig seien. Doch gab er deutlich zu erkennen, daß er nicht zweifle, die beabsichtigten Maßregeln würden im Einklange mit den Reichsgesetzen und somit derartige sein, daß er ihnen zustimmen könne [469]).

Die von dem Könige von Preußen in Aussicht gestellte nähere Erklärung über den Vorgang, welchen der Kaiser für den Fall des Todes des Kurfürsten von Baiern beobachten wollte, erfolgte jedoch niemals und auch von Wien aus kam man nicht neuerdings auf die Sache zurück. Nicht nur Preußen, sondern auch den anderen Höfen gegenüber ließ man sie wenigstens von österreichischer Seite ruhen, bis endlich der Kurfürst von der Pfalz, wohl zunächst durch die Gefährdung hiezu gedrängt, di[illegible] Preußen hinsichtlich der Erbfolge in Jülich und Berg bei durch die in Wien gestellte [illegible] eine Vereinbarung über [illegible] Anregung brachte.

wurden. An das Anerbieten zum Abschlusse einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland knüpfte er den Ausdruck des Wunsches, über andere wichtige Fragen, wie über die Nachfolge in Baiern, über diejenige in Ansbach und Bayreuth, endlich über eine etwaige Absicht Oesterreichs, sich gegen Venedig hin zu vergrößern, zu einem friedlichen Verständnisse mit dem Wiener Hofe zu gelangen[466]).

Man sieht wohl, daß des Staatskanzlers frühere Meinung, den König von Preußen in Allem, was sich auf die Erbfolge in Baiern bezog, „aus dem Spiele zu halten", sich so leicht nicht durchführen ließ; jetzt erklärte vielmehr Kaunitz selbst ein solches Beginnen als „sehr „bedenklich und gefährlich". Schon der persönliche Charakter des Königs lasse es durchaus nicht räthlich erscheinen. Bekanntlich sei er höchst argwöhnisch, und der geringste Anlaß verleite ihn zu sehr weit getriebenem Verdachte. Wollte man sich in gar nichts mit ihm einlassen, so würde hiedurch ohne Zweifel sein früheres Mißtrauen wieder erweckt und ihm scheinbarer Grund zu Handlungen gegeben werden, welche von den gefährlichsten Folgen sein könnten.

Im Gegensatze hiezu hielt jedoch Kaunitz auch definitive Verabredungen mit dem Könige für nicht minder bedenklich. Mit Recht hob er hervor, daß leicht verschiedene Umstände eintreten könnten, die sich jetzt noch durchaus nicht vorhersehen ließen. Man möge also die ganze Angelegenheit dilatorisch behandeln, sich inzwischen bemühen, die eigentliche Gesinnung des Königs zu erforschen, hiedurch die Entscheidung hinausschieben, sich aber inzwischen bereit zeigen zu einem Einverständnisse mit Preußen[467]).

In diesem Sinne war denn auch die Erklärung abgefaßt, welche van Swieten dem Könige gegenüber abzugeben hatte. Was speciell die Erbfolge in Baiern anging, sollte er ihn aufmerksam machen, daß man in Wien zwischen dem Kaiser als solchem und dem Hause Oesterreich unterscheide. Allbekannt sei es, daß letzteres unbestreitbaren Anspruch auf die Lehen der Krone Böhmen besitze. Der Kaiser aber beabsichtige eintretenden Falles die Richtschnur zu befolgen, welche seine Wahlcapitulation ihm vorschreibe. Es entspreche den Satzungen des

Reiches und dessen Gepflogenheit, daß die baierischen Länder, insofern sie männliche Reichslehen wären, beim Aussterben des kurfürstlichen Mannsstammes als dem Kaiser und dem Reiche anheimgefallen anzusehen seien. Daher werde der Kaiser sie in seinem und des Reiches Namen in Besitz nehmen, auf daß sodann mit ihnen in gemeinschaftlichem Einverständnisse weiter verfügt werden könne. Vor Allem wäre es erwünscht, hierüber die Ansichten des Königs von Preußen zu kennen, und man hoffe darauf, daß er sie mit der gleichen Offenheit mittheilen werde, mit der man sich gegen ihn ausgesprochen habe [468]).

Bereitwillig ließ Friedrich die Berechtigung des Unterschiedes gelten, der in Wien zwischen der Stellung des Hauses Oesterreich und derjenigen des Kaisers in Bezug auf die Erbfolge in Baiern gemacht wurde. Die Rechte des Ersteren auf die böhmischen Kronlehen wurden auch jetzt wieder von ihm als etwas Unzweifelhaftes bezeichnet. Was jedoch die Verfügungen anging, die der Kaiser als Reichsoberhaupt zu treffen haben werde, so erklärte der König, sich hierüber für den Augenblick noch nicht aussprechen zu können, da ihm weder die Reichsgesetze, welche hiebei Anwendung zu finden hätten, noch der bezügliche Artikel der Wahlcapitulation gegenwärtig seien. Doch gab er deutlich zu erkennen, daß er nicht zweifle, die beabsichtigten Maßregeln würden im Einklange mit den Reichsgesetzen und somit derartige sein, daß er ihnen zustimmen könne [469]).

Die von dem Könige von Preußen in Aussicht gestellte nähere Erklärung über den Vorgang, welchen der Kaiser für den Fall des Todes des Kurfürsten von Baiern beobachten wollte, erfolgte jedoch niemals und auch von Wien aus kam man nicht neuerdings auf die Sache zurück. Nicht nur Preußen, sondern auch den anderen Höfen gegenüber ließ man sie wenigstens von österreichischer Seite ruhen, bis endlich der Kurfürst von der Pfalz, wohl zunächst durch die Gefährdung hiezu gedrängt, die er von Preußen hinsichtlich der Erbfolge in Jülich und Berg besorgte, sie durch die in Wien gestellte Anfrage, ob man nicht geneigt wäre, mit ihm eine Vereinbarung über die baierische Succession zu treffen, wieder in Anregung brachte.

wurden. An das Anerbieten zum Abschlusse einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland knüpfte er den Ausdruck des Wunsches, über andere wichtige Fragen, wie über die Nachfolge in Baiern, über diejenige in Ansbach und Bayreuth, endlich über eine etwaige Absicht Oesterreichs, sich gegen Venedig hin zu vergrößern, zu einem friedlichen Verständnisse mit dem Wiener Hofe zu gelangen [166]).

Man sieht wohl, daß des Staatskanzlers frühere Meinung, den König von Preußen in Allem, was sich auf die Erbfolge in Baiern bezog, „aus dem Spiele zu halten", sich so leicht nicht durchführen ließ; jetzt erklärte vielmehr Kaunitz selbst ein solches Beginnen als „sehr „bedenklich und gefährlich". Schon der persönliche Charakter des Königs lasse es durchaus nicht räthlich erscheinen. Bekanntlich sei er höchst argwöhnisch, und der geringste Anlaß verleite ihn zu sehr weit getriebenem Verdachte. Wollte man sich in gar nichts mit ihm einlassen, so würde hiedurch ohne Zweifel sein früheres Mißtrauen wieder erweckt und ihm scheinbarer Grund zu Handlungen gegeben werden, welche von den gefährlichsten Folgen sein könnten.

Im Gegensatze hiezu hielt jedoch Kaunitz auch definitive Verabredungen mit dem Könige für nicht minder bedenklich. Mit Recht hob er hervor, daß leicht verschiedene Umstände eintreten könnten, die sich jetzt noch durchaus nicht vorhersehen ließen. Man möge also die ganze Angelegenheit dilatorisch behandeln, sich inzwischen bemühen, die eigentliche Gesinnung des Königs zu erforschen, hiedurch die Entscheidung hinausschieben, sich aber inzwischen bereit zeigen zu einem Einverständnisse mit Preußen [167]).

In diesem Sinne war denn auch die Erklärung abgefaßt, welche van Swieten dem Könige gegenüber abzugeben hatte. Was speciell die Erbfolge in Baiern anging, sollte er ihn aufmerksam machen, daß man in Wien zwischen dem Kaiser als solchem und dem Hause Oesterreich unterscheide. Allbekannt sei es, daß letzteres unbestreitbaren Anspruch auf die Lehen der Krone Böhmen besitze. Der Kaiser aber beabsichtige eintretenden Falles die Richtschnur zu befolgen, welche seine Wahlcapitulation ihm vorschreibe. Es entspreche den Satzungen des

Reiches und dessen Gepflogenheit, daß die baierischen Länder, insofern sie männliche Reichslehen wären, beim Aussterben des kurfürstlichen Mannsstammes als dem Kaiser und dem Reiche anheimgefallen anzusehen seien. Daher werde der Kaiser sie in seinem und des Reiches Namen in Besitz nehmen, auf daß sodann mit ihnen in gemeinschaftlichem Einverständnisse weiter verfügt werden könne. Vor Allem wäre es erwünscht, hierüber die Ansichten des Königs von Preußen zu kennen, und man hoffe darauf, daß er sie mit der gleichen Offenheit mittheilen werde, mit der man sich gegen ihn ausgesprochen habe [168]).

Bereitwillig ließ Friedrich die Berechtigung des Unterschiedes gelten, der in Wien zwischen der Stellung des Hauses Oesterreich und derjenigen des Kaisers in Bezug auf die Erbfolge in Baiern gemacht wurde. Die Rechte des Ersteren auf die böhmischen Kronlehen wurden auch jetzt wieder von ihm als etwas Unzweifelhaftes bezeichnet. Was jedoch die Verfügungen anging, die der Kaiser als Reichsoberhaupt zu treffen haben werde, so erklärte der König, sich hierüber für den Augenblick noch nicht aussprechen zu können, da ihm weder die Reichsgesetze, welche hiebei Anwendung zu finden hätten, noch der bezügliche Artikel der Wahlcapitulation gegenwärtig seien. Doch gab er deutlich zu erkennen, daß er nicht zweifle, die beabsichtigten Maßregeln würden im Einklange mit den Reichsgesetzen und somit derartige sein, daß er ihnen zustimmen könne [169]).

Die von dem Könige von Preußen in Aussicht gestellte nähere Erklärung über den Vorgang, welchen der Kaiser für den Fall des Todes des Kurfürsten von Baiern beobachten wollte, erfolgte jedoch niemals und auch von Wien aus kam man nicht neuerdings auf die Sache zurück. Nicht nur Preußen, sondern auch den anderen Höfen gegenüber ließ man sie wenigstens von österreichischer Seite ruhen, bis endlich der Kurfürst von der Pfalz, wohl zunächst durch die Gefährdung hiezu gedrängt, die er von Preußen hinsichtlich der Erbfolge in Jülich und Berg besorgte, sie durch die in Wien gestellte Anfrage, ob man nicht geneigt wäre, mit ihm eine Vereinbarung über die baierische Succession zu treffen, wieder in Anregung brachte.

Ob der Verdacht des Kurfürsten von der Pfalz, daß König Friedrich die Absicht hege, sich früher oder später Jülichs und Bergs zu bemächtigen, ein ausreichend begründeter war oder nicht, ist sehr schwer zu entscheiden. Dem Gerüchte, das damals umherging, der König habe während einer Erkrankung des Kurfürsten dem Commandanten von Wesel befohlen, im Falle des Todes Karl Theodors ohne weiteren Verhaltungsbefehl Jülich und Berg mit gewaffneter Hand zu besetzen, wird wohl ein entscheidender Werth nicht beizulegen sein [470]). Größere Aufmerksamkeit verdiente es, daß König Friedrich durch mehr als ein Jahrzehnt es verabsäumt hatte, den achtzehnten Artikel des Hubertsburger Friedens zu erfüllen, durch welchen er sich zur Erneuerung der schon im Jahre 1747 zwischen Preußen und Kurpfalz wegen der Erbfolge in Jülich und Berg abgeschlossenen und bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges von preußischer Seite gekündigten Convention anheischig gemacht hatte. Auf wiederholtes Andrängen des Kurfürsten sollte Friedrich ausweichend geantwortet haben, im Falle einer Erledigung seien nicht die Kurfürstin oder ihre Schwestern, sondern die Prinzen von Zweibrücken zur Nachfolge in Jülich und Berg berechtigt, und mit ihnen werde er sich schon zu verständigen wissen [471]).

Wie dem übrigens auch sein mochte, für uns ist das Wichtigste, daß nicht Oesterreich, sondern der Kurfürst von der Pfalz die Initiative in dieser Angelegenheit ergriff, und sein Begehren schien dem Fürsten Kaunitz den geeigneten Anlaß zu bieten, der Kaiserin den Rath zu ertheilen, daß man aus der bisher beobachteten Zurückhaltung nunmehr heraustreten möge. Die Bemühungen des Königs von Preußen, die Frage der baierischen Erbfolge an allen Höfen, und zwar in einer Weise zur Sprache zu bringen, welche dem Hause Oesterreich die gehässigsten Vergrößerungsabsichten zumuthe, seien bekannt. Man wisse aber auch, daß der König die Absicht hege, nach dem Tode des Kurfürsten von der Pfalz von den Herzogthümern Jülich und Berg Besitz zu ergreifen. Nun habe Karl Theodor selbst seine Besorgniß wegen der Nachfolge in Jülich und Berg zu erkennen gegeben und sich auf die von dem Kaiserhofe im Jahre 1764 übernommene Gewährleistung derselben berufen. Auch Frankreich, welches im Jahre 1759 den

weiblichen Erben der Linie Pfalz-Sulzbach jene Succession garantirte, werde ohne Zweifel hiebei mitwirken wollen. Man möge daher die Aufmerksamkeit dieser Höfe auf Preußen lenken und sie dadurch veranlassen, sich an Oesterreich mit der Bitte um Beistand und um Herbeiführung eines gemeinschaftlichen Einverständnisses zu wenden [472]).

Die Voraussetzungen, von denen der Staatskanzler ausging, und die aus ihnen gezogenen Schlußfolgerungen erwiesen sich denn auch bald als begründet. In den ersten Tagen des November 1776 richtete der kurpfälzische Gesandte Freiherr von Ritter ein Promemoria an Kaunitz, in welchem er im Namen seines Herrn um Oesterreichs Schutz gegen Preußen wegen der Erbfolge in Jülich und Berg bat [473]). Und als dieses Begehren bei dem Kaiserhofe freundliches Entgegenkommen fand, ging der Kurfürst von der Pfalz noch um einen Schritt weiter. Am 14. Februar 1777 wandte er sich mit einem Schreiben an Kaunitz, in welchem er rundweg aussprach, sich sowohl hinsichtlich der Angelegenheit von Jülich und Berg als wegen der Frage der Erbfolge in Baiern in die Arme des Kaiserhofes werfen zu wollen. Den Freiherrn von Ritter habe er mit den ferneren Erklärungen hierüber beauftragt [474]).

Aber es war nicht allein die Besorgniß vor dem Könige von Preußen, durch welche der Kurfürst von der Pfalz zu einem so auffallenden Schritte bewogen wurde. Auch Sachsen hatte seinen Antheil hieran, denn es spannte seine Allodialforderungen an die baierischen Lande so hoch, daß im Falle ihrer Befriedigung Karl Theodor wenig oder nichts mehr von der baierischen Erbschaft für sich behalten hätte.

Da Kaunitz diese Mittheilungen dem Kurfürsten von der Pfalz verdankte, rieth er dazu, ihm Gleiches mit Gleichem, und zwar Vertrauen mit Vertrauen zu vergelten. Man möge ihn daher mit den Ansprüchen bekannt machen, welche Oesterreich im Falle der Erledigung der baierischen Kurwürde zu erheben gedenke. Man werde hiedurch am besten den Uebertreibungen begegnen, mit denen man von mißgünstiger Seite den Kurfürsten einzuschüchtern suche [475]).

„wie die sache solle eingeleitet werden", antwortete hierauf Maria Theresia mit eigener Hand, „ist des Kayſers May. und ich „verstanden. wie aber und was ihme vorzulegen wäre, wolte selber „noch ehe einsehen, indeme er nicht glaubet, daß es bey disen puncten, „welche der fürst dem Kayser vor seine pariser reis gegeben, bleiben „kunte."

Diesen Andeutungen der Kaiserin zufolge blieben denn auch die Sätze, welche sich auf das Aequivalent bezogen, in dem man eine Vergütung für die österreichischen Ansprüche auf Baiern zu erblicken geneigt war, aus den Ausarbeitungen weg, die dem kurpfälzischen Gesandten Ritter mitgetheilt wurden. Auch jetzt wieder waren sie in zwei Theile getheilt, deren einer sich auf die Gerechtsame des Erzhauses Oesterreich, der andere auf die von dem Kaiser als Reichsoberhaupt zu ergreifenden Maßregeln bezog[476]). Und nicht nur an Kurpfalz, sondern auch an Frankreich wurden ähnliche Mittheilungen gerichtet. Die französische Regierung beantwortete sie mit dem Ausdrucke ihres Wunsches, daß ein gütliches Einverständniß zu Stande gebracht werden möge. Gern sei sie auch ihrerseits zur Mitwirkung hiezu bereit.

Es war natürlich, daß man auf kurpfälzischer Seite die österreichischen Rechtsdeductionen nicht widerspruchslos hinnahm. Man bemühte sich vielmehr, sie wenigstens zum Theile zu widerlegen und die Erbansprüche des Kurfürsten als unzweifelhaft darzuthun. Selbstverständlich wurden hiegegen in Wien wieder Einwendungen erhoben und so kam es, daß über diese Streitfragen eine fast ununterbrochene, lebhafte Verhandlung, und zwar zumeist zwischen Binder und Ritter gepflogen wurde. Da dieß aber von beiden Seiten mit dem ernstlichen Willen zur Annäherung geschah, so vollzog sich dieselbe immer mehr. Bald ging Ritter so weit, daß er mit der Aeußerung hervortrat, es würde am besten sein, wenn der ganze Ländercomplex, der sowohl Ober und Niederbaiern als die Oberpfalz mit Inbegriff der Neuburgischen und Sulzbachischen Lande umfaßte, dem Hause Oesterreich gegen ein entsprechendes Aequivalent zu Theil werden würde. Doch versicherte er gleichzeitig, daß dieser Gedanke nur von ihm selbst

herrühre und daß er erst über denselben nach Mannheim zu berichten sich vornehme[177]).

Die Antwort, welche er von dorther empfing, war jedoch seinem Vorschlage nur sehr wenig günstig. Sie enthielt vielmehr eine Art von Verweis, daß er sich voreilig in derartige Einzelnheiten eingelassen habe. Von einer Verzichtleistung auf die Obere Pfalz so wie auf die Neuburgischen und Sulzbachischen Lande als der alten Stammgüter des Pfälzischen Hauses könne niemals die Rede sein, während man hinsichtlich eines Aequivalentes für Ober- und Niederbaiern nähere Anträge erwarte.

Dieß war der Stand der Sache gegen Ende des Monates August 1777, und er gab dem Staatskanzler Veranlassung, sich an die Kaiserin mit der Bitte um Verhaltungsbefehle zu wenden. Nach seiner Meinung kam es zunächst darauf an, ob es räthlich sei, mit Kurpfalz ein Uebereinkommen zu treffen, oder ob man es vorziehen solle, den Fall der wirklichen Eröffnung der baierischen Erbfolge zu erwarten. Entscheide man sich für die Convention, dann müsse man sich über die Grundsätze, von denen man bei dieser Verhandlung ausgehen wolle, über die Bedingungen, die man zu stellen beabsichtige, und über die Aequivalente klar werden, die man anbieten könnte.

Was zunächst die Frage anging, ob überhaupt der Abschluß einer derartigen Uebereinkunft räthlich erscheine, meinte Kaunitz sie unbedingt bejahen zu sollen. Man könnte dagegen zwar einwenden, daß hiedurch vielleicht bei anderen Höfen großes Aufsehen erweckt werden würde, daß man bei der Erledigung der Erbschaft selbst durch günstigere politische Verhältnisse oder durch das Glück der Waffen ansehnlicheren Gewinn zu erreichen vermöchte, ja daß, wenn die Verhandlung zur Zustandebringung der Convention sich zerschlüge, man die Absichten und Ansprüche Oesterreichs vor der Zeit bekannt gemacht hätte. Aber diese Einwürfe würden nur dann volle Rücksicht verdienen, wenn die ganze Angelegenheit sich noch in dem Stadium befände, in welchem sie vor einigen Jahren gewesen sei. Jetzt aber begännen alle Höfe, sich eifrig mit ihr zu beschäftigen; eine

noch längere Unthätigkeit und Zurückhaltung Oesterreichs würde daher bedenkliches Aufsehen erregen und die verschiedensten Vermuthungen erwecken. Der Kurfürst von der Pfalz würde hiedurch vermocht werden, an Stelle der Uebereinkunft, die er dem Wiener Hofe angeboten habe, mit anderen Regierungen Verträge und Bündnisse zu schließen. Ja es wäre aufs höchste zu besorgen, daß er, von Oesterreich verlassen, Verhandlungen anknüpfe mit dem Könige von Preußen, von welchem ihm gegen Abtretung einiger oder aller Jülich- und Bergischen Lande die ausgiebigste Unterstützung seiner Ansprüche auf Baiern ohne Zweifel zu Theil werden würde. Dem Könige von Preußen stünden alle protestantischen Reichsstände unbedingt zu Gebote. Nach gepflogenem Einverständnisse mit ihm würde der Kurfürst von der Pfalz seine Erbansprüche auf Baiern an das Reich bringen, und genau so, wie es Oesterreich dereinst mit der pragmatischen Sanction gethan, die Gewährleistung und Bestätigung derselben von Kaiser und Reich begehren. An der Einwilligung aller protestantischen Stimmen sei nicht zu zweifeln, und auch einige katholische könnten theils durch Verheißung verschiedener Vortheile und theils durch Eifersucht auf die anwachsende Macht des Erzhauses Oesterreich für die Gegner gewonnen werden. Erfolge nun ein den letzteren günstiges Reichsgutachten, so würde nicht nur der Kaiser wegen dessen Ratification in offenbare Verlegenheit gerathen, sondern auch dem Hause Oesterreich zur Verwirklichung seiner Ansprüche auf Niederbaiern kein anderer Weg als der des gewaffneten Einschreitens übrig sein. Der letztere aber wäre aus vielen Ursachen und insbesondere im Hinblicke auf den jederzeit ungewissen Ausgang eines Krieges am besten zu vermeiden.

Alle diese Besorgnisse würden jedoch beseitigt, wenn der Bereitwilligkeit des Kurfürsten von der Pfalz, sich in die Arme des Kaiserhofes zu werfen, willfährig entgegen gekommen und mit ihm ohne alle Zögerung eine Vereinbarung herbeigeführt würde. Durch Befriedigung dessen, der die begründetsten Erbansprüche zu stellen berechtigt sei, werde auch die Quelle künftiger Zwistigkeiten verstopft, denn außer dem Kurfürsten von der Pfalz könne Niemand als der Kaiser, welcher die baierischen Länder als erledigte Reichslehen in

Anspruch nehmen dürfe, derartige Forderungen erheben. Gleichwie aber die Verwendung dieser Reichslehen zum Unterhalte der deutschen Kaiser sich niemals werde durchsetzen lassen, so dürfte dagegen die kaiserliche Genehmigung des mit Kurpfalz abzuschließenden Vertrages ungehindert geschehen können und es sodann nicht schwer fallen, hiefür auch die Mehrheit der Stimmen am Reichstage zu gewinnen.

Den Grundsatz der Nothwendigkeit dieser Uebereinkunft angenommen, könne sie nur dann zu Stande gebracht werden, wenn beide Theile einer allzu straffen Anspannung des Bogens sich enthielten; Jeder möge in der Beruhigung des Anderen seinen Hauptzweck erblicken. Kurpfalz müßte vorerst den Ansprüchen Oesterreichs auf Niederbaiern und Mindelheim stattgeben, worauf Oesterreich die auf der Blutsverwandtschaft beruhenden Rechte des Kurfürsten von der Pfalz auf alle lehenbaren Besitzungen Baierns, und zwar entweder nur auf die stammväterlichen Lande, oder auch auf die neuen Erwerbungen anzuerkennen hätte. Hieraus ergebe sich dann von selbst die Consequenz, daß von der Gewährung eines Aequivalentes nur in Bezug auf jene Besitzungen die Rede sein könne, welche dem Kurfürsten von der Pfalz in Folge der österreichischen Anerkennung zuzufallen hätten.

Ein dreifacher Standpunkt sei hiebei für Oesterreich denkbar. Entweder wolle es nicht nur Ober- und Niederbaiern, sondern auch die Obere Pfalz und die Neuburgischen und Sulzbachischen Lande an sich bringen. Oder es richte seine Absichten nur auf das ganze Herzogthum Baiern; in beiden Fällen müsse man nach einem entsprechenden Aequivalente sich umsehen. Die Nothwendigkeit eines solchen falle jedoch hinweg, wenn man sich bloß mit Niederbaiern und Mindelheim begnüge.

In dem ersteren Falle werde bei der Ausfindigmachung eines Aequivalentes für Oberbaiern dessen jährliches Einkommen von etwa dritthalb Millionen Gulden[478]) die Grundlage der Berechnung zu bilden haben. Die Einkünfte der Oberen Pfalz betrügen 110.000, die der Neuburgischen Lande fast 200.000 Gulden[479]). Etwas geringer als die letzteren würden diejenigen von Sulzbach zu veranschlagen sein.

Das Gesammterträgniß von etwa drei Millionen Gulden ließe sich aber wegen der bequemen Lage dieser Länder und der für Oesterreich ungemein vortheilhaften Abrundung durch sie wohl namhaft vermehren.

Worin ein angemessenes Aequivalent für dieselben zu erblicken sein könnte, sei eine Frage von größter politischer Wichtigkeit und sehr schwer zu entscheiden. Ohne Zweifel würde Kurpfalz eine Erwerbung der Niederlande mit beiden Händen ergreifen. Aber ganz abgesehen von dem Umstande, daß ihr Reinerträgniß sich auf fünf Millionen Gulden belaufe und daher das früher berechnete der baierischen Länder weit übersteige, seien noch so viele andere Hemmnisse von Seite Frankreichs, Englands und Hollands zu besorgen, daß ein solcher Plan, wenn nicht unmöglich, doch nur außerordentlich schwer zu verwirklichen sein dürfte. Und eben so bedenklich wäre ein Antrag auf Zerstücklung der Niederlande; er müßte in der Verfassung derselben das größte Hinderniß begegnen.

Die zweite Modalität — und auf sie solle verläßlichen Nachrichten zufolge das Absehen des Kurfürsten gerichtet sein — bestehe darin, daß es bei dem durch den westphälischen Frieden angeordneten Rückfalle der fünften Kurwürde und der Oberpfalz bleibe, ganz Ober- und Niederbaiern aber Oesterreich zu Theil werde. Würden Niederbaiern und Mindelheim ohne Aequivalent an Oesterreich gelangen, so wäre ein solches nur für Oberbaiern ausfindig zu machen; bei einem Jahreserträgnisse von dritthalb Millionen Gulden würde dieß jedoch auf große Schwierigkeiten stoßen. Vielleicht wäre es in der Ueberlassung der in der Oberpfalz befindlichen Kronlehen an den Kurfürsten und in der Verzichtleistung auf alle Hoheitsrechte über diese Lehen, so wie auf die neuen Erwerbungen in der Oberen Pfalz, auf Leuchtenberg und andere Güter, endlich in der Abtretung der österreichischen Vorlande, mit Ausnahme von Constanz und Vorarlberg, indem das Erträgniß dieser Vorlande sich kaum auf 300.000 Gulden belaufe, endlich der Grafschaft Falkenstein und der Anwartschaft auf Mindelheim wenigstens zum Theile zu finden. Da aber das Einkommen von

a Gebieten nicht dritthalb Millionen erreiche, wäre zu überlegen,

ob nicht die zwei Herzogthümer Limburg und Luxemburg, welche in keinem so untrennbaren Zusammenhange wie die übrigen niederländischen Provinzen stünden, von ihnen abgesondert und an Kurpfalz abgetreten werden könnten. Angrenzend an dessen Jülichisches Gebiet, würden sie eine vortheilhafte Abrundung für dasselbe bilden. Und sollte all dieß nicht genügen, so könnte die Ausgleichung durch Uebernahme der Befriedigung der sächsischen Allodialforderungen nach Maßgabe des Erträgnisses der an Oesterreich fallenden baierischen Lande vielleicht doch noch durchgeführt werden.

In dem dritten Falle endlich erhielte Oesterreich nur Niederbaiern und Mindelheim, worauf es gegründete Ansprüche zu erheben berechtigt sei. Es fiele dann jegliche Frage nach einem Aequivalente hinweg und Oesterreich hätte keine andere Bedingung zu erfüllen als die Rechte des Kurfürsten von der Pfalz auf die übrigen baierischen Lande anzuerkennen und zu unterstützen [180]).

Hierin bestand in ihren wesentlichsten Punkten die Darstellung, auf deren Grundlage Kaunitz die Kaiserin um die Ermächtigung bat, die Unterhandlungen zur Zustandebringung einer Convention mit dem Kurfürsten von der Pfalz fortsetzen zu dürfen. Er erhielt sie, und zwar von Maria Theresia's eigener Hand, mit folgenden Worten:

„nach reyffer überlegung sind des Kayſers May. mit mir ein„verstanden, das der gantze innhalt der hier angetragenen vier vor„trägen unsere völige benehmigung verdiene, und hat der fürst durch „dise arbeit uns eine neüe wichtige probe seiner beeyfferung für unsern „dienst gegeben."

Einer der Gründe, in Anbetracht deren Kaunitz besonders gewünscht hatte, die Uebereinkunft mit dem Kurfürsten von der Pfalz so rasch als nur immer möglich zum Abschlusse gebracht zu sehen, bestand darin, daß er auf die Anhänglichkeit des ersten kurpfälzischen Ministers, des Freiherrn Heinrich Anton von Beckers an das Kaiserhaus unbedingt zählen durfte. Schon ein achtzigjähriger Greis, hegte Beckers keinen sehnlicheren Wunsch, als seine lange staatsmännische

Laufbahn mit einem so bedeutungsvollen Acte zu beenden, wie die beabsichtigte Convention zwischen Oesterreich und Kurpfalz ohne Zweifel sein mußte. Daher billigte es Kaunitz nicht nur, sondern es war geradezu sein Wunsch, daß Ritter sich nach Mannheim begebe, um im persönlichen Verkehre mit dem Kurfürsten und mit Beckers sich ganz von ihren Anschauungen und Absichten zu unterrichten und den Vertrag mit dem Wiener Hofe dann um so leichter abschließen zu können. Wie groß war daher die Bestürzung, als plötzlich die unvorhergesehene Nachricht nach Wien kam, Beckers sei in den ersten Tagen des November 1777 in Mannheim gestorben. „das ist wider", schrieb Maria Theresia auf den Bericht, den ihr Binder hierüber erstattete[481]), „ein contretems de mon bonheur. so vill mühe und „arbeit, les plus belles aparences, au port on echoue, mithin „auch künfftig keine aussehende vuen. lasset mich meine tage in ruhe „endigen."

Aus diesem Ausspruche der Kaiserin wird zum ersten Male ersichtlich, daß die ganze Verhandlung, obgleich sie sich der Anbahnung derselben keineswegs widersetzt hatte, doch nur in sehr geringem Maße ihren Beifall besaß. So lang sie gegründeter Erwartung sich erfreute, auf friedlichem Wege und ohne Herbeiführung ernstlichen Zwiespaltes ans Ziel zu gelangen, schloß sie sich den ihm Zustrebenden auch ihrerseits an; bei der geringsten Trübung dieser Aussichten trat jedoch ihr Wunsch, die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen oder doch wenigstens jegliche ernste Verwicklung zu vermeiden, deutlich hervor. In dieser Stimmung gereichte es ihr zum Troste, daß man binnen kurzem Mittheilungen Ritters aus Mannheim erhielt, in denen erklärt wurde, der Tod des Freiherrn von Beckers habe keine ungünstige Wirkung verursacht, indem der Kurfürst gerade so wie vor diesem Ereignisse den lebhaften Wunsch hege, zu einem gütlichen Einverständnisse mit dem Kaiserhofe zu gelangen. In dieser Absicht habe er einen dem letzteren gleichfalls ergebenen Mann, den Freiherrn von Vieregg wenigstens einstweilen zum Nachfolger des Freiherrn von Beckers ernannt[482]). Ritter aber werde zur Beendigung der Verhandlungen baldigst wieder nach Wien kommen.

Kurz nachdem letzteres geschehen war, trat ein anderes Ereigniß von sehr großer Wichtigkeit ein. Der österreichische Gesandte in München, Graf Hartig erstattete die Meldung, daß der Kurfürst Maximilian Joseph erkrankt sei und man den Ausbruch der Pocken bei ihm befürchte. Bei dem ernsten Charakter dieser Krankheit und der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit ihres ungünstigen Ausganges drängte Kaunitz den Freiherrn von Ritter zu baldigem Abschlusse der Convention [483]).

Als Grundlage der Verhandlungen diente eine von Ritter vorgelegte Denkschrift, in welcher das Recht Oesterreichs auf jene Gebietstheile anerkannt war, die dereinst Herzog Johann von Baiern besessen und welche nach seinem Tode Herzog Albrecht von Oesterreich von Kaiser Sigismund als Lehen empfangen hatte [484]). Obwohl man in Wien von dem Grundsatze ausging, die Ansprüche nicht allzu hoch zu spannen, vermochte man doch wegen verschiedener streitiger Punkte nicht so rasch zu einer Einigung zu gelangen. Noch war es zu einer solchen nicht gekommen, als aus München die Nachricht eintraf, Maximilian Joseph sei daselbst am 30. Dezember gestorben.

„Mein lieber Fürst", schrieb der Kaiser am Neujahrstage 1778 an Kaunitz, „in diesem Augenblicke empfange ich die Nachricht, daß „uns der Kurfürst von Baiern den Streich spielte, zu sterben, und „daß Hartig von den geheimen Instructionen, die ihm vor einigen „Jahren ertheilt wurden, keinen Gebrauch machte. Meine erste Idee „wäre, wir sollten uns, da wir mit dem Kurfürsten von der Pfalz „über den Hauptpunkt, der darin besteht, gegenseitig die Rechte, die „wir zu besitzen glauben, anzuerkennen, übereingekommen sind, und da „es sich nur um ihre größere oder geringere Ausdehnung handelt, wir „aber nicht die Zeit haben, die Sache noch ferner zu erörtern, in „Besitz von Niederbaiern setzen, so wie Sie es auf der Karte be„zeichneten, indem wir gleichzeitig versprechen, uns über die Ausdehnung „seiner Grenzen gütlich mit einander zu verständigen. Ich rieth Ihrer „Majestät nichts davon zu sagen, um die Feier des heutigen Tages „ohne Störung zu beenden. Denken Sie an Alles, was dabei zu

„thun iſt, mein lieber Fürſt, und morgen werde ich gegen Mittag „kommen, um mit Ihnen zu ſprechen. Leben Sie wohl!“ [495])

Wie grundverſchieden waren doch die Gedanken, die durch den Tod des Kurfürſten von Baiern in Joſeph erweckt wurden, von den Gefühlen, welche in Folge dieſes Ereigniſſes die Bruſt ſeiner Mutter beſtürmten. In einem Briefe, den ſie ſchon am folgenden Tage an ihren Sohn ſchrieb, finden wir einen für ſie ſelbſt ſo charakteriſtiſchen Ausdruck, daß derſelbe hier ſeinem ganzen Umfange nach Aufnahme finden muß.

„Die gegenwärtige Lage“, ſo lautet er, „weit davon entfernt, „mir eine glückliche, große und der Billigkeit entſprechende Ausſicht zu „eröffnen, drückt mich durch eine Laſt von Bedenken zu Boden, denen „ich mich nicht zu entziehen vermag und deren Verſchweigung ich mir „mein ganzes Leben hindurch vorwerfen würde. Es handelt ſich um „das Glück und die Ruhe nicht bloß der meiner Fürſorge anvertrauten „Völker, ſondern derjenigen von ganz Deutſchland. Dieſe Betrachtung „allein ſollte jede Ueberſtürzung von unſerer Seite verhindern; ſie „wäre um ſo weniger am Platze, als es jederzeit ſehr leicht ſein wird, „nach reiflicher Ueberlegung dasjenige zu unternehmen, was wir jetzt „mit zu großer Ueberhaſtung durchführen würden, indem wir die „Sturmglocke läuten, all den unglücklichen Wirkungen, welche die Folge „davon ſein werden, das Thor öffnen, uns den Tadel und den ge„rechten Unwillen zuziehen, den ein vielleicht vollſtändiger Umſturz und „der Vorwurf, unzählige Unglückliche gemacht zu haben, auf uns laden „müſſen. Unſere Länder, welche kaum begannen, ſich von überſtan„denen Unglücksfällen zu erholen, werden am meiſten darunter leiden. „Selbſt wenn unſere Anſprüche auf Baiern nachweisbarer und be„gründeter wären als ſie es ſind, ſollten wir zögern, um unſeres „ſpeciellen Vortheils willen einen allgemeinen Brand zu entzünden. „Bedenk' doch wie viele, ſelbſt nach der Ausſage des Miniſters nur „wenig bewieſene und verjährte Rechte, wie Du es ſo gut weißt als „ich ſelbſt, abgewogen werden müſſen, um nicht Verwirrungen anzu„richten, aus denen ſo viel Unglück hervorgehen wird. Ohne daß wir

„jemals ſo viel wie die Anderen gewinnen, werden doch die unermeß-
„lichen Koſten nur uns zur Laſt fallen. Von neuem werden wir
„unſere Völker bedrücken müſſen, um für die von uns aufgehäufte
„Schuldenlaſt aufkommen zu können, und um eine noch größere Armee
„zu erhalten, deren Vermehrung durch die unſerer Beſitzungen noth-
„wendig gemacht würde. Den von uns in ſo glücklicher Weiſe wieder
„hergeſtellten Staatscredit müßten wir neuerdings untergraben, an
„ſeine Stelle die Gewalt ſetzen, und nie mehr würden wir uns der
„Ruhe, des Friedens und des Glückes erfreuen, welche mit Treue und
„Glauben und dem allgemeinen Vertrauen unzertrennlich verbunden
„ſind. Kein bürgerliches, kein politiſches Band will mehr halten; die
„Menſchen und die Länder ſieht man nur immer noch unglücklicher
„und im Verfall; noch ärger wird das werden, wenn wir ebenſo
„handeln. Ich rede nur nach meinen Erfahrungen in politiſchen
„Dingen und als gute Familienmutter. Ich widerſetze mich nicht
„einer Bemühung, dieſe Angelegenheiten in dem verſöhnlichen Wege
„der Verhandlung zu gegenſeitigem Vortheile zu ordnen, aber niemals
„auf dem der Waffen oder der Gewalt, ein Weg, der mit Recht von
„unſerem erſten Schritte an die ganze Welt wider uns aufbringen,
„und uns ſogar diejenigen zu Feinden machen würde, welche ſonſt
„neutral geblieben wären. Niemals ſah ich eine ähnliche Unternehmung
„gelingen, außer der gegen mich im Jahre 1741, als ich Schleſien
„verlor. Der Einbruch in Sachſen, der in Portugal, unſerer im
„Jahre 1756, keiner gelang. Alle haben diejenigen zu Grunde ge-
„richtet, die ſie unternahmen. Noch verſpüren wir die Folgen davon:
„zweihundert Millionen Schulden mehr, und der Wohlſtand unſerer
„Völker vernichtet.“

„Alles was ich hier niederſchreibe, iſt nur darauf berechnet, den
„Marſch der Truppen zu verhindern, der einem Gewaltſtreiche gleicht.
„Aber ich weigere mich durchaus nicht, mit dem Kurfürſten von der
„Pfalz, und zwar mit Vorwiſſen und gemeinſchaftlich mit unſeren
„Verbündeten zu verhandeln. Schlagen wir einen anderen Weg ein,
„ſo laufen wir Gefahr, unſere eigenen Provinzen den Preußen und
„den Franzoſen preiszugeben, die ſich daſelbſt gerade ſo leicht wie wir

„in Baiern festsetzen können und denen wir noch das Beispiel dazu „geben. Ich gestehe, es würde mich ein Opfer kosten, ein Land zurück„zustellen, das wir mit Recht für uns in Anspruch nehmen, während „wir es jetzt so leichtfertig besetzen wollen, ohne uns weder auf be„wiesene Rechte noch auf den Beistand von Verbündeten stützen zu „können. Ich erblicke daher durchaus keinen Uebelstand in der Ver„zögerung des Marsches der Truppen, wohl aber sehe ich großes „Unglück vorher, wenn wir ihn überstürzen" [486]).

Wer jedoch die Worte der Kaiserin mit den Verfügungen vergleicht, welche fast in demselben Augenblicke, kann man sagen, in dem sie ihre Gegenvorstellung zu Papier brachte, von Wien aus getroffen wurden, der wird nicht daran zweifeln, daß damals ihr Wille zum mindesten in den Fragen, in denen Josephs sehnsüchtiger Wunsch nach Vergrößerung der österreichischen Monarchie, nach immer neuen Gebietserwerbungen ins Spiel kam, nur mehr geringe Geltung besaß. Freilich erhob sie keine Einwendung gegen die Uebereinkunft, welche Ritter am 3. Jänner 1778 im Namen und mit Vollmacht seines kurfürstlichen Herrn in Bezug auf die baierische Erbfolge schloß. Aber desto lebhafter waren ihre Vorstellungen gegen die Maßregeln, welche Joseph nach dem Zustandekommen dieser Verabredung ergriff.

In der soeben erwähnten Convention erklärte der Kurfürst, daß er den Anspruch des Hauses Oesterreich auf all die baierischen Länder und Bezirke anerkenne, welche Herzog Johann vermöge der Theilung von 1353 besaß. Er versprach seine Mitwirkung, sowohl diese Lande als die Herrschaft Mindelheim in den ungehinderten Besitz Oesterreichs gelangen zu machen. Er erklärte ferner, dem rechtsbeständigen Rückfall der böhmischen Lehen in der Oberen Pfalz unter keinerlei Vorwand widersprechen zu wollen. Doch fügte er den Ausdruck der Erwartung hinzu, daß die Kaiserin zu weiterer Ueberlassung dieser Lehen an das kurpfälzische Haus und allenfalls auch zur Zugestehung des Oberhoheitsrechtes sich bereit finden lassen werde. Hingegen wurde von österreichischer Seite der Erbanspruch des Kurfürsten von der Pfalz auf alle übrigen baierischen Länder und sein Recht auf deren

Besitznahme anerkannt. Beide vertragschließenden Theile behielten sich vor, über einen Austausch der ihnen zufallenden Landstriche, sei es einzeln oder im Ganzen, fernere Vereinbarung zu treffen.

Hatte Maria Theresia gegen den Abschluß dieses Vertrages, durch welchen zwar nicht ganz Niederbaiern, aber doch der größere Theil dieser Provinz dem Erzhause Oesterreich zugewiesen wurde, keine Einsprache erhoben, so war dieß, wie wir gesehen haben, in um so höherem Maße hinsichtlich der bewaffneten Besitzergreifung der Fall. Aber deutlicher als je zuvor zeigte es sich bei diesem Anlasse, daß die Kaiserin die ihr früher in so hohem Maße eigen gewesene Selbstständigkeit des Entschlusses fast gänzlich eingebüßt hatte und in Folge dessen die Entscheidung nicht mehr bei ihr, sondern in den Händen des Kaisers lag. Wie bitter dieß Maria Theresia empfand und wie sie doch gleichzeitig die Kraft, unbehindert durch Joseph ihre eigene Bahn zu verfolgen, nicht mehr besaß, geht aus einem Gespräche, das sie in jenen Tagen mit dem französischen Botschafter Breteuil pflog, recht deutlich hervor. Unverhohlen gab sie ihm die Bedrängniß kund, in der sie, die gehofft hatte, ihr Leben in Ruhe beschließen zu können, in Folge des bevorstehenden Ausbruches des Streites über die baierische Erbfolge sich befand. Als Breteuil sie frug, ob man die österreichischen Truppen unverzüglich in Baiern einmarschiren zu lassen denke, antwortete sie ihm mit einem Tone und einer Geberde, die klar zu erkennen gaben, daß dieser Entschluß nicht von ihr abhänge: „Ich „weiß es nicht". Und als er vor jeglicher Ueberstürzung warnte, und wie Kaunitz schon vor fünf Jahren gethan, eine solche um so eifriger widerrieth, als ja ohnedieß Niemand Oesterreich bei der Besetzung Baierns zuvorkommen könne, dankte sie ihm für die Mittheilung dieser Betrachtung. Sie habe es nöthig, fügte sie hinzu, daß man ihre Vorstellungen unterstütze [487]).

Gleichwohl blieben dieselben dem unerschütterlichen Vorsatze des Kaisers gegenüber, sich von einer ihm nothwendig erscheinenden Maßregel um keinen Preis abbringen zu lassen, völlig erfolglos. „Du „bist mein Erbe, Du bist mein Freund", schrieb Joseph schon am 5. Jänner seinem Bruder, dem Großherzoge von Toscana, „ich kann

„Dich daher nicht ohne Kenntniß irgend eines wichtigen Schrittes „lassen, den ich unternehme. Ich sende Dir diesen Courier sammt „den beigeschlossenen Schriftstücken, deren Durchlesung Dich von all „dem unterrichten wird, was nach Empfang der Mittheilung von dem „Tode des Kurfürsten von Baiern geschah. Dieselbe hat uns über„rascht, weil man uns immer durch irrige Meldungen einschläferte, „die uns jede Besorgniß benahmen."

Nachdem er ihm die nach verschiedenen Richtungen hin ergangenen Anordnungen mitgetheilt, fährt Joseph fort: „Alles ist abgesendet; „selbst die Cavallerie ist gestern von hier weg und die Infanterie „marschirt heute, während morgen die Artillerie nachfolgt. Der „16. Jänner ist der zum Einmarsch der Truppen bestimmte Tag. „Die beigeschlossene Karte sammt der Beschreibung der Ortschaften „wird Dir das Land zeigen, das wir besetzen werden. Da es jedoch „nicht passend für uns sein würde, so weit ausgedehnte Grenzen zu „haben, ließen wir einen Artikel in die Convention aufnehmen, der „von freundschaftlichen Vertauschungen spricht, welche durchzuführen „sein werden. Die Verhältnisse Europa's scheinen uns günstig. Alle „Welt ist beschäftigt und aufmerksam, daher hoffe ich, daß dieser „Streich auch ohne Krieg gelingen wird, und die Erwerbung, obgleich „keineswegs vollständig, wird in Anbetracht des Umstandes, daß sie „nichts kostet, immerhin schön sein" [488]).

Die in der Bemerkung des Kaisers, daß aus München fortwährend allzu günstige Nachrichten über den Verlauf der Krankheit des Kurfürsten von Baiern eingegangen seien, enthaltene Anklage fällt wohl zunächst dem dortigen österreichischen Gesandten Adam Franz Grafen Hartig zur Last. In der That hatte er vom Beginne der Erkrankung an, und noch am 26. Dezember beruhigende Meldungen erstattet. Erst am 30. Dezember schlug er einen anderen Ton an, und noch an demselben Tage mußte er den Tod des Kurfürsten anzeigen [489]).

Dieses Ereigniß brachte in München und in ganz Baiern die tiefste Bestürzung hervor. Denn einerseits war der verstorbene

Kurfürst ungemein beliebt und daher die Trauer um ihn eine wahrhaft und tief empfundene zu nennen. Andererseits hegte man lebhafte Besorgniß vor einer Zertrennung des Kurfürstenthums Baiern, und daß eine solche dem Lande selbst und insbesondere der Hauptstadt München in höchstem Grade unwillkommen gewesen wäre, verstand sich gewisser Maßen von selbst. Eine solche Zertheilung zu verhindern, darauf waren denn auch die ersten Schritte der von Maximilian Joseph hinterlassenen baierischen Regierung gerichtet. In dieser Absicht erfolgte ohne Zweifel die unverzügliche Publicirung des schon seit geraumer Zeit in Bereitschaft gehaltenen Patentes, demzufolge der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz als einziger und rechtmäßiger Erbe die Regierung des gesammten Kurfürstenthums Baiern antrat. Das baierische Ministerium wurde für den neuen Landesherrn in Eid und Pflicht genommen, und in seinem Namen traf es die Verfügungen, die ihm nothwendig zu sein schienen[490]). Karl Theodor selbst begab sich unverzüglich von Mannheim nach München, wo er am 2. Jänner 1778 eintraf. Der bei ihm als österreichischer Gesandter beglaubigte Landcomthur Freiherr Franz Sigmund von Lehrbach folgte ihm dorthin.

Karl Theodor befand sich, das läßt sich nicht leugnen, bei seiner Ankunft in München in peinlicher Lage. Nach den Verträgen, die er mit dem verstorbenen Kurfürsten von Baiern abgeschlossen und auf deren Grundlage soeben seine Ausrufung als baierischer Landesherr stattgefunden hatte, sollten die baierischen und die kurpfälzischen Länder künftighin zu einem einzigen Staate mit der Hauptstadt München vereinigt werden. Die Verhandlungen, auf welche er sich jedoch inzwischen mit dem Hause Oesterreich eingelassen hatte, mußten die Abtrennung ansehnlicher baierischer Gebietstheile nach sich ziehen. Es begreift sich leicht, daß er an diesen letzteren Abmachungen festhielt; ihm lagen eben, wenn man so sagen darf, die pfälzischen Gesichtspunkte näher als die baierischen, und sie waren ihm theuerer als diese. Aus Rücksicht auf die ersteren, um vornehmlich Jülich und Berg für die Pfalz und sein Haus zu erhalten, war er in Verhandlung mit Oesterreich getreten; für ihn war nichts geschehen, was ihn

„Dich daher nicht ohne Kenntniß irgend eines wichtigen Schrittes „lassen, den ich unternehme. Ich sende Dir diesen Courier sammt „den beigeschlossenen Schriftstücken, deren Durchlesung Dich von all „dem unterrichten wird, was nach Empfang der Mittheilung von dem „Tode des Kurfürsten von Baiern geschah. Dieselbe hat uns über„rascht, weil man uns immer durch irrige Meldungen einschläferte, „die uns jede Besorgniß benahmen."

Nachdem er ihm die nach verschiedenen Richtungen hin ergangenen Anordnungen mitgetheilt, fährt Joseph fort: „Alles ist abgesendet; „selbst die Cavallerie ist gestern von hier weg und die Infanterie „marschirt heute, während morgen die Artillerie nachfolgt. Der „16. Jänner ist der zum Einmarsch der Truppen bestimmte Tag. „Die beigeschlossene Karte sammt der Beschreibung der Ortschaften „wird Dir das Land zeigen, das wir besetzen werden. Da es jedoch „nicht passend für uns sein würde, so weit ausgedehnte Grenzen zu „haben, ließen wir einen Artikel in die Convention aufnehmen, der „von freundschaftlichen Vertauschungen spricht, welche durchzuführen „sein werden. Die Verhältnisse Europa's scheinen uns günstig. Alle „Welt ist beschäftigt und aufmerksam, daher hoffe ich, daß dieser „Streich auch ohne Krieg gelingen wird, und die Erwerbung, obgleich „keineswegs vollständig, wird in Anbetracht des Umstandes, daß sie „nichts kostet, immerhin schön sein" [488]).

Die in der Bemerkung des Kaisers, daß aus München fortwährend allzu günstige Nachrichten über den Verlauf der Krankheit des Kurfürsten von Baiern eingegangen seien, enthaltene Anklage fällt wohl zunächst dem dortigen österreichischen Gesandten Adam Franz Grafen Hartig zur Last. In der That hatte er vom Beginne der Erkrankung an, und noch am 26. Dezember beruhigende Meldungen erstattet. Erst am 30. Dezember schlug er einen anderen Ton an, und noch an demselben Tage mußte er den Tod des Kurfürsten anzeigen [489]).

Dieses Ereigniß brachte in München und in ganz Baiern die tiefste Bestürzung hervor. Denn einerseits war der verstorbene

Kurfürst ungemein beliebt und daher die Trauer um ihn eine wahrhaft und tief empfundene zu nennen. Andererseits hegte man lebhafte Besorgniß vor einer Zertrennung des Kurfürstenthums Baiern, und daß eine solche dem Lande selbst und insbesondere der Hauptstadt München in höchstem Grade unwillkommen gewesen wäre, verstand sich gewisser Maßen von selbst. Eine solche Zertheilung zu verhindern, darauf waren denn auch die ersten Schritte der von Maximilian Joseph hinterlassenen baierischen Regierung gerichtet. In dieser Absicht erfolgte ohne Zweifel die unverzügliche Publicirung des schon seit geraumer Zeit in Bereitschaft gehaltenen Patentes, demzufolge der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz als einziger und rechtmäßiger Erbe die Regierung des gesammten Kurfürstenthums Baiern antrat. Das baierische Ministerium wurde für den neuen Landesherrn in Eid und Pflicht genommen, und in seinem Namen traf es die Verfügungen, die ihm nothwendig zu sein schienen[190]). Karl Theodor selbst begab sich unverzüglich von Mannheim nach München, wo er am 2. Jänner 1778 eintraf. Der bei ihm als österreichischer Gesandter beglaubigte Landcomthur Freiherr Franz Sigmund von Lehrbach folgte ihm dorthin.

Karl Theodor befand sich, das läßt sich nicht leugnen, bei seiner Ankunft in München in peinlicher Lage. Nach den Verträgen, die er mit dem verstorbenen Kurfürsten von Baiern abgeschlossen und auf deren Grundlage soeben seine Ausrufung als baierischer Landesherr stattgefunden hatte, sollten die baierischen und die kurpfälzischen Länder künftighin zu einem einzigen Staate mit der Hauptstadt München vereinigt werden. Die Verhandlungen, auf welche er sich jedoch inzwischen mit dem Hause Oesterreich eingelassen hatte, mußten die Abtrennung ansehnlicher baierischer Gebietstheile nach sich ziehen. Es begreift sich leicht, daß er an diesen letzteren Abmachungen festhielt; ihm lagen eben, wenn man so sagen darf, die pfälzischen Gesichtspunkte näher als die baierischen, und sie waren ihm theuerer als diese. Aus Rücksicht auf die ersteren, um vornehmlich Jülich und Berg für die Pfalz und sein Haus zu erhalten, war er in Verhandlung mit Oesterreich getreten; für ihn war nichts geschehen, was ihn

hätte bewegen sollen, jetzt abzuweichen von der einmal eingeschlagenen Bahn. Seinen Entschluß, auf derselben zu verharren, gab er schon am 3. Jänner dem Freiherrn von Lehrbach zu erkennen. Und auf dessen Befragen versicherte er ihn, er habe an der Ausfertigung der kundgemachten Patente gar keinen Antheil, ja er hätte sie vielmehr gern hintertrieben. Die Verträge mit dem verstorbenen Kurfürsten von Baiern habe er nothgedrungen abschließen müssen, um die ihm bekannt gewordenen Absichten der Schwester desselben, der verwitweten Kurfürstin Antonie von Sachsen zu vereiteln. Er habe sich mit der Absicht getragen, nach dem Abschlusse der Verhandlungen mit Oesterreich auch den Kurfürsten von Baiern, dessen unerwarteter Tod dieß vereitelte, zum Beitritte zu dem Tractate zwischen Oesterreich und der Pfalz zu bewegen [191]).

Mit diesen Erklärungen des Kurfürsten schien es in einigem Widerspruche zu stehen, daß er es hinausschob, der in seinem Namen durch Ritter abgeschlossenen Convention die erforderliche Ratification zu Theil werden zu lassen. Wohl mit Recht wollte Karl Theodor, da die Sache, um die es sich handelte, nicht so sehr seine Person als Baiern betraf, ohne Zuziehung der ersten Minister des Landes, insbesondere des Grafen Seinsheim und des Freiherrn von Kreittmayr keinen Beschluß fassen. Die in der Convention enthaltene Zerstücklung von Niederbaiern und die Loslösung eines ansehnlichen Theiles dieses Landes von Baiern erregte jedoch die ernsten Bedenken dieser Männer. Kreittmayr soll zuerst den Vorschlag gemacht haben, an Stelle dieser Abtretungen dem Hause Oesterreich diejenige der Oberen Pfalz und des Sulzbachischen Gebietes anzutragen. Beide, Kreittmayr und Seinsheim brachten diesen Vorschlag an Lehrbach; auch der Kurfürst sprach in solchem Sinne sich aus und außerdem erhob er dringende Vorstellung gegen die von österreichischer Seite angekündigte militärische Besetzung der abzutretenden Gebietstheile [192]).

Gleichzeitig erließ der Kurfürst eine ausführliche Depesche an Ritter, in welcher er neuerdings seine Bereitwilligkeit zur Ratificirung der abgeschlossenen Uebereinkunft erklärte. Auch jetzt wieder versicherte

er, daß er an der vor seiner Ankunft in München geschehenen Veröffentlichung des Patentes über die Besitzergreifung nicht die mindeste Schuld trage. Er habe daher auch die empfindliche Ahndung, die in der Occupation bisher baierischer Landstriche durch österreichische Truppen läge, nicht im Entferntesten verdient. Sie möge somit unterbleiben und überhaupt die ganze Angelegenheit nicht nach uralten und ungewissen Rechtsansprüchen, sondern in friedlicher Weise und nach beiderseitiger Convenienz ins Reine gebracht werden. Man möge Mitleid haben mit seiner Lage, und seine ohnehin großen Verlegenheiten nicht noch vermehren [193]).

Aber so wie die Einwendungen seiner eigenen Mutter, so ließ Joseph auch diejenigen des Kurfürsten ohne Beachtung. Letztere kamen ja überdieß erst in einem Augenblicke nach Wien, in welchem die schon seit mehr als einer Woche getroffenen Anordnungen bereits in voller Ausführung begriffen waren. Feldmarschall-Lieutenant Langlois hatte die Truppen, welche aus Oesterreich ob der Enns, Generalmajor Graf Franz Kinsky aber diejenigen zu führen, welche aus Böhmen in Baiern einrücken sollten. Der Staatsrath Freiherr von Kreßl wurde zum Commissär ernannt [194]), um einstweilen die Civiladministration der zu besetzenden Landstriche zu übernehmen. Und der Hofkammerpräsident Graf Leopold Kolowrat erhielt den Befehl, eine halbe Million Gulden bereit zu halten zur Bestreitung der sich ergebenden Auslagen [195]).

„Endlich schreitet", mit diesen Worten theilte Joseph dem Staatskanzler die Maßregeln mit, welche für die Absendung der Truppen nach Baiern getroffen worden waren, „endlich schreitet unsere, oder „vielmehr Ihre große Angelegenheit glücklich vorwärts" [196]). Aus diesen wenigen Zeilen des Kaisers geht nicht nur dessen Absicht hervor, sich von der einmal eingeschlagenen Bahn nicht mehr abbringen zu lassen, sondern er scheint durch den von ihm gewählten Ausdruck auch andeuten zu wollen, daß nicht er selbst, sondern daß Kaunitz die eigentliche Triebfeder der getroffenen Maßregeln sei. Daß dem nicht ganz so war, sondern daß Kaunitz, der Anfangs mit einer militärischen

Occupation baierischen Landes nicht einverstanden gewesen, auch jetzt noch mehr dem Antriebe Josephs als seinem eigenen Impulse gehorchte, wird jedoch durch alle Aufzeichnungen bewiesen, die wir über jene Angelegenheit von den zunächst Betheiligten besitzen. Schon am 7. Jänner richtete Joseph eine neue Denkschrift an seine Mutter. Der gegenwärtige Augenblick, meinte er, sei der günstigste, um den Kurfürsten Karl Theodor, der von Unentschlossenheit und Bangigkeit beherrscht sei, zu Verabredungen zu bringen, die für ihn selbst wie für Oesterreich die vortheilhaftesten wären. Er sei nicht mehr jung, sei ein stiller, fast furchtsamer Mann und besitze keine Kinder; er werde daher wünschen, so rasch als nur immer möglich den ihn bedrohenden Bedrängnissen zu entgehen und die ihm zugefallenen Vortheile ruhig zu genießen. Oesterreich aber sei noch mehr an einer passenden Gebietsabrundung und einer angemessenen Vermehrung der Zahl seiner Staatsbürger, an günstiger Entwicklung seines Handels und an der Gewinnung sonstiger Vortheile als an bloßer Erhöhung seines Einkommens gelegen. Der enge Zusammenhang der neu zu erwerbenden baierischen Gebietstheile mit den österreichischen Provinzen und die Herstellung einer besseren Verbindung der letzteren als bisher würden daher vor Allem ins Auge zu fassen sein. Dieß vorausgesetzt, wäre eine zweifache Vergrößerung möglich. Die eine, und zwar die geringere, beginne bei dem Austritte des Inn aus Tirol und folge diesem Flusse bis Wasserburg; von da wäre die Grenze über Landshut nach Langquaid, Donaustauf, Rittenau, Neunburg, Rötz bis Waldmünchen, längs der Hauptstraße, die nach Tauß in Böhmen führe, zu ziehen. Um den Kurfürsten zur Eingehung dieses Tausches zu bringen, wäre ihm alles dasjenige zurückzugeben, was man jetzt über diese Linie hinaus in Besitz zu nehmen im Begriffe stehe. Auch Mindelheim und die böhmischen Lehen in der Oberpfalz wären hinzu zu rechnen; endlich könnten außer anderen Vortheilen auch noch die ganze Grafschaft Falkenstein und die Ortenau mit in den Kauf gegeben werden.

Die zweite, noch weit ausgedehntere Vergrößerung bestünde in der Erwerbung von ganz Ober- und Niederbaiern für das Haus Oesterreich. In diesem Falle wäre die Grenze von Waldmünchen der

Hauptstraße nach über Rötz und Rittenau nach Regensburg an die Donau, sodann diesen Strom entlang bis Donauwörth, von hier aber längs des Lech bis Füssen zu ziehen, wo sie an Tirol stieße. Unbeschreiblich würden die Vortheile einer solchen Erwerbung für Oesterreich sein. Sie zu erreichen, müßte man sämmtliche, jenseits dieser Grenze liegende Gebiete, sie möchten gleich Vorderösterreich schon jetzt dem Erzhause gehören, oder wie Mindelheim erst von demselben angesprochen werden, dann die böhmischen Lehen mit dem Oberhoheitsrechte, die so wichtige Anwartschaft auf Württemberg, endlich den österreichischen Theil von Limburg und das Herzogthum Luxemburg sammt der dortigen Festung dahingeben. Alle diese Länder wären zu einem Königreiche zu erheben und Oesterreich sollte seine guten Dienste anbieten, um sie als solches auch von den übrigen Mächten anerkennen zu machen. Für den Fall der Verwirklichung dieses Vorschlages würde es zweckmäßig sein, von München aus die Regierung durch einen Prinzen des kaiserlichen Hauses führen zu lassen. Prinz Albert von Sachsen und seine Gemalin, die Erzherzogin Marie würden sich hiezu vorzugsweise eignen. Dem Fürsten Kaunitz aber sandte Joseph diese Denkschrift mit folgenden Worten:

„Mein lieber Fürst! Es ist mir unmöglich, so verworren Ihnen „auch meine Betrachtungen und Projecte erscheinen mögen, sie nicht „zu Papier und zu Ihrer Kenntniß zu bringen. Aus der Karte und „der ihr beigefügten Note werden Sie meine Gedanken über Baiern „entnehmen. Sie scheinen mir wichtig und wünschenswerth, aber Ihnen „bleibt es vorbehalten, die Mittel hiezu zu erdenken, Ihnen, der Sie „schon die wenigst glaublichen Dinge zu verwirklichen gewußt haben. „Ich sende Ihnen dieß einzig zu dem Zwecke, daß Sie aus diesem „Haufen von Ideen diejenigen herausnehmen, die Sie für gut „halten" [197]).

Eines Zwischenfalles wird hier wohl Erwähnung geschehen dürfen, der zwar gar keine politische Bedeutung besitzt, aber immerhin bezeichnend für die Kaiserin, für ihre Auffassung und ihr Eingreifen in die damaligen Verhältnisse ist. Kaunitz hatte eine umfassende Instruction für Kreßl anfertigen lassen, dieser aber theilte sie einem ihm

befreundeten Manne, dem Hofagenten Urbain mit. Groß war die Entrüstung der Kaiserin, als sie solches erfuhr. „Krösel solle", schrieb sie allsogleich an Kaunitz, „die unvorsichtigkeit gehabt haben, alles was „ihme comitirt worden, sogar die Karten dem agent urbain gezeigt „und comunicirt haben. es wäre ihme also zu bedeuten, das wir „gefunden haben, ihme dise comission zu benehmen, und lehrbach, der „hier ist, darzu zu benenen."

Die Antwort, welche Kaunitz der Kaiserin hierauf ertheilte, gereicht ihm ohne Zweifel nur zur Ehre. Auch ihm war jenes Gerücht zu Ohren gekommen; er nahm jedoch die Sache leichter als Maria Theresia und bemühte sich jetzt, sie zu beruhigen und Kreßls Verfahren bei ihr zu entschuldigen. Da die Ratification der abgeschlossenen Convention stündlich aus München erwartet werde und überdieß die Einrückung der Truppen aller Welt Aufschluß über die Ausdehnung der österreichischen Ansprüche gewähren würde, möge Kreßl seine Instruction um so weniger für ein Geheimniß gehalten haben, als ihm die Beobachtung desselben nicht eigens aufgetragen worden sei. Man habe sich beeilt, diesen letzteren Fehler zu verbessern; sollte aber um deßwillen Kreßl die ihm erst übertragene Commission wieder verlieren, so würde hiedurch ein der Kaiserin sonst nützlicher und treuer Diener entehrt und ihm die Befähigung zu noch fernerer Dienstleistung benommen werden. Denn alle Welt kenne schon den ihm gewordenen Auftrag; dessen plötzliche Zurücknahme müßte ihn somit geradezu vernichten. Endlich sei der von der Kaiserin namhaft gemachte Hofrath bei der Obersten Justizstelle, Freiherr Ludwig von Lehrbach zwar wegen seiner Kenntnisse und sonstigen Eigenschaften ungemein achtenswerth, aber bei der in Baiern zu verrichtenden Commission handle es sich nicht um juristische Erudition, sondern um langjährige Erfahrung in Regierungsgeschäften und um praktische Vertrautheit mit Finanzsachen aller Art. Er rathe daher, schloß Kaunitz seine Vorstellung, dem Freiherrn von Kreßl die ihm übertragene Commission auch noch fernerhin zu belassen. Doch wolle er ihm das von der Kaiserin erhaltene Billet, wenn sie es gestatte, zu seiner Warnung von Wort zu Wort vorlesen [198]).

„placet", erwiederte hierauf Maria Thereſia, „und dis haus „künfftig zu meiden."

Inzwiſchen traf jedoch die „ſtündlich erwartete" Ratification noch immer nicht ein. Die Ungeduld des Kaiſers ſtieg aufs höchſte, und ſeine fieberhaft aufgeregte Einbildungskraft zauberte ihm alle möglichen Klippen vor, an denen die begonnene Unternehmung zu ſcheitern drohe. Den Verſicherungen des Kurfürſten zum Trotze hielt er deſſen Erklärung, daß er der in ſeinem Namen geſchehenen Veröffentlichung des Patentes zur Beſitzergreifung von ganz Baiern fern ſtehe, für unwahr; das ihm unerklärliche Ausbleiben der Ratification mußte ihn in dieſem Verdachte beſtärken. Dem gegenüber ſtand jedoch ſein Entſchluß feſt, ſeinen mit ſolcher Vorliebe gehegten Plan durchaus nicht fallen zu laſſen, ſondern nur mit umſo größerer Energie auf deſſen Durchführung zu beharren. Er ſchlug dem Staatskanzler vor, allſogleich einen Courier nach München zu ſenden. Lehrbach ſolle begehren, die Convention möge entweder ratificirt oder abgelehnt werden; in letzterem Falle habe er ganz Baiern als erledigtes Reichslehen zu erklären, welches bis zu gerichtlicher Austragung ſämmtlicher Erbanſprüche im Namen des Kaiſers mit gewaffneter Hand in Beſitz genommen werde. Und an Langlois möge der Befehl gerichtet werden, für den Fall, als er von Lehrbach die Mittheilung erhalte, daß die abgeſchloſſene Uebereinkunft der Ratification des Kurfürſten nicht theilhaft geworden ſei, vorwärts zu gehen und ganz Baiern mit Inbegriff Münchens zu beſetzen.

Auch mit ſeinen Austauſchideen wollte Joſeph jetzt hervortreten; ja er hielt den damaligen Augenblick für außerordentlich günſtig, ihre Annahme von Seite des Kurfürſten zu erwirken. Und an Kaunitz ſchrieb er: „Hier ſind wieder einige meiner Träumereien, die ich Ihnen „mit dem Entwurfe einer Depeſche an Langlois mittheilte. Ich bitte „Sie, dieſelben zu leſen, und um ein Uhr werde ich zu Ihnen kommen, „mit Ihnen zu plaudern. Sie werden dasjenige verwerfen, was Sie „nicht für gut finden, und ſchließlich Kohl oder Rüben daraus machen. „Ich weiß es ja gewiß und aus Erfahrung, daß Sie ein ausgezeichneter Koch ſind und die Dinge zurecht zu bringen wiſſen" [199]).

Kaunitz konnte es zwar nicht hindern, daß dem Wunsche des Kaisers gemäß wirklich eine Depesche an Lehrbach abgesendet wurde, in der er den Auftrag erhielt, eine unzweideutige Erklärung über die Ertheilung oder die Verweigerung der Ratification zu fordern. Aber es war darin doch nur gesagt, daß Oesterreich im letzteren Falle seine Erbansprüche dem Kaiser, dem Reiche und anderen Mächten vorlegen werde; von der etwaigen Besetzung ganz Baierns war darin nur in so fern die Rede, als erklärt wurde, Oesterreich könnte dann die schon geschehene Besitzergreifung des Kurfürsten nicht länger ruhig mit ansehen.

Obgleich wenigstens zum Theile aus anderen Gründen als Joseph, sehnte doch auch Maria Theresia, und zwar nicht weniger lebhaft als ihr Sohn sich nach einer willfährigen Antwort aus München. „Der Kurfürst von Baiern ist gestorben", hatte sie schon am 4. Jänner an Mercy geschrieben, „und es ist dieß ein verhängniß„volles Ereigniß, von welchem ich immer gewünscht habe, es nicht zu „erleben. Gewiß wird der König von Preußen es nicht unterlassen, „sich unseren Vergrößerungsabsichten zu widersetzen. Er wird darnach „trachten, uns Frankreich abwendig zu machen, wo er eine große „Anzahl von Anhängern besitzt und nicht abläßt, Verdacht gegen uns „zu erregen und sich selbst herauszustreichen. Die verwitwete Kur„fürstin von Sachsen, ebenso ränkesüchtig als ungestüm, wird noch „ihre Ansprüche auf die baierischen Allodialgüter geltend machen wollen, „und zu ihrer Verwirklichung nicht davon entfernt sein, sich in die „Reihe unserer Gegner zu stellen. Zur Verhinderung eines blutigen „Krieges könnte nichts Glücklicheres geschehen als die Zustandebringung „einer freundschaftlichen Verständigung mit dem pfälzischen Hofe im „Einvernehmen mit unseren Alliirten" [500]).

Ein Stein fiel daher der Kaiserin vom Herzen, als dieser sie aufs höchste beunruhigenden Lage am 16. Jänner durch die Ankunft der zwei Tage früher durch Karl Theodor vollzogenen Ratification wenigstens zum Theile ein Ende gemacht wurde. In ihrer Freude richtete sie mit eigener Hand die folgenden Worte an Kaunitz:

„Aus Discretion wollte ich Ihnen nicht schreiben; ich habe jedoch „Binder beauftragt, mit Ihnen zu sprechen, indem ich darauf zählte, „Sie würden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Alles, was „Sie betrifft oder Ihnen angehört, mich berührt wie mich selbst. „Ueber die Nachricht aus München kann ich jedoch nicht schweigen. „Meine Befriedigung ist um so größer, als mein Herz jetzt beruhigt „ist und die Monarchie Ihnen einzig und allein auch noch dieses Er„eigniß verdankt. Europa muß Ihnen die Gerechtigkeit erzeigen, daß „ich den größten Staatsmann besitze, und daß, was nur die Anderen „nicht verderben, Ihnen jederzeit gelingt“ [501]).

Zehntes Capitel.

Ereigniſſe in Baiern.

Offenbar gab ſich Maria Thereſia nach dem Eintreffen der von Karl Theodor vollzogenen Ratification ſeiner Uebereinkunft mit Oeſterreich der Hoffnung hin, daß nach erzielter Verſtändigung mit dem Hauptbetheiligten der fernere Verlauf der ganzen Angelegenheit ein friedlicher ſein werde. Eine Gegnerin des Einmarſches der Truppen in Baiern, entwarf ſie einen Plan, demzufolge die Anſprüche Oeſterreichs nur im diplomatiſchen Wege zur Geltung gebracht werden ſollten. Da Joſeph hierauf nicht einging, erklärte ſie, daß ſie nichts mehr wiſſen wolle von der Sache, und deren Durchführung einzig und allein dem Kaiſer und Kaunitz überlaſſe[502]). Aber gleichſam gegen ihren eigenen Willen kam ſie ihr doch Tag und Nacht nicht aus dem Sinne. Es mochte ſie angenehm berühren, aus Lehrbachs Berichten erſehen zu können, daß der Kurfürſt jenen Schritt gethan hatte, ehe noch die letzte, in drohendem Tone abgefaßte Depeſche nach München gekommen war. Daß nicht allein Vieregg, ſondern auch die baieriſchen Miniſter Seinsheim und Kreittmayr mitgewirkt hatten, den Kurfürſten zur Unterzeichnung zu bereden, mußte der Kaiſerin gleichfalls willkommen ſein. Insbeſondere war es Kreittmayr, deſſen ſich Lehrbach bei dieſer Gelegenheit wärmſtens belobte[503]). Endlich meldete er die Ankunft des ſächſiſchen geheimen Rathes Freiherrn von Zehmen in München, wo Sachſen durch ihn eine Allodialforderung von nicht weniger als zwanzig, ſpäter von dreizehn Millionen erhob. In Baiern aber werde,

: Lehrbach hinzu, auch hinſichtlich dieſes Punktes auf den Beiſtand
reichs gezählt.

Nur wenige Tage später stellte Lehrbach den Antrag, der Kaiser möge dem Kurfürsten den Orden des goldenen Vließes verleihen, welchen sein Vorgänger vor einer Reihe von Jahren von dem spanischen Hofe empfangen hatte. Es sei zu besorgen, meinte Lehrbach, daß man in Madrid durch die Rücksendung des Ordens sich veranlaßt sehen könnte, ihn sogleich an Karl Theodor weiter zu vergeben. Schon habe der französische Gesandte in München, de la Luzerne, die Vermittlung seines Hofes in dieser Richtung in Anspruch genommen. Ungleich schicklicher würde es sein, dem zuvorzukommen und die Verleihung des Ordens an einen der vornehmsten und mächtigsten Fürsten des Reiches von Seite des Kaisers stattfinden zu lassen[504]). Und selbstverständlich war es, daß diesem Antrage Lehrbachs unverzüglich willfahrt wurde. Der hiebei beobachtete Vorgang aber brachte auf den Kurfürsten einen sehr günstigen Eindruck hervor[505]).

Ungleich größere Bedeutung besaß es, daß man sowohl von Kreßl, der sich bereits in Straubing befand und dort seinen Amtssitz aufgeschlagen hatte, als von dem Feldmarschall Lieutenant Langlois fortwährend Meldungen erhielt, denen zufolge die militärische Besetzung der von österreichischer Seite in Anspruch genommenen baierischen Gebietstheile anstandslos vor sich ging. „Alle Welt scheint ruhig und „zufrieden", schrieb Joseph am 29. Jänner an den Großherzog von Toscana[506]). Auch Karl Theodor erhob keinen Widerspruch mehr gegen diese Maßregel. Erst als er die Nachricht erhielt, daß auch in Sulzbach, dem Stammorte seines Hauses, österreichische Truppen eingerückt seien, brach er sein Schweigen, und in bitterster Weise beklagte er sich bei Lehrbach über diesen Schritt[507]). Um sich dem Kurfürsten gefällig zu erweisen, erließ der Kaiser auf Antrag des Staatskanzlers augenblicklich den Befehl an den betreffenden Commandanten, die Stadt und das Gebiet von Sulzbach wieder zu räumen.

Oesterreich konnte diesem Begehren Karl Theodors um so leichter willfahren, als es ja ohnedieß Sulzbach nicht bleibend behalten, sondern es bloß als Tauschobject ansehen wollte. Und überhaupt schien es hoch an der Zeit, die Verhandlungen zur Herbeiführung eines solchen

Austausches, an welchem Projecte man immer gleichmäßig festgehalten hatte, neuerdings zu beginnen. Der Hauptsache nach legte man ihnen die Vorschläge zu Grunde, welche in dieser Beziehung vom Kaiser gemacht worden waren. Nicht durch Lehrbach in München, sondern durch Ritter in Wien wurden diese Verhandlungen gepflogen.

In seinen vertraulichen Mittheilungen an den Großherzog von Toscana betonte der Kaiser, daß es ihm vor Allem um die Innlinie zu thun sei[508]). Gleichwohl finden wir, daß bei dem Tauschplane, der am 4. Februar 1778 dem Freiherrn von Ritter vorgelegt wurde, nicht auf dieses, sondern auf das zweite Project, demzufolge ganz Ober- und Niederbaiern an Oesterreich gelangen sollten, der Nachdruck gelegt wird. Man müsse, heißt es in der österreichischen Denkschrift von jenem Tage, bei dieser wichtigen Angelegenheit mit vollster Aufrichtigkeit vorgehen und daher so viel als nur immer möglich auf dasjenige bedacht sein, was nicht etwa der Vortheil des einen oder des anderen Theiles, sondern was die Convenienz beider gleichzeitig erheische. Außer ihr müßten auch die politischen Rücksichten, und zwar ebensowohl hinsichtlich der Reichsverfassung als der auswärtigen Mächte reiflich erwogen werden. Und schließlich wäre dem, was die Verfassung und die Wohlfahrt der den Gegenstand des Austausches bildenden Länder und Unterthanen verlange, Rechnung zu tragen.

Prüfe man nun an der Hand dieser Principien die verschiedenen Entwürfe, so werde man gleich bei dem ersten, demzufolge bloß die an Oesterreich vertragsmäßig gefallenen Districte gegen andere auszutauschen wären, wichtiger Bedenken gewahr. Sie bestünden darin, daß wie der Austausch auch immer eingerichtet werde, eine so weitgehende Zerstücklung des Landes überall eine passende Abrundung vereitle. Die Theilung desselben ziehe auch eine solche in Bezug auf die Stände und somit auf die Landesverfassung nach sich, was große Verwirrung herbeiführen müsse.

Dem gegenüber wäre wohl der Plan, welcher den ganzen Complex der baierischen und der ihnen benachbarten pfälzischen Länder zum Austauschobjecte machen wolle, an und für sich der erwünschteste und

der natürlichste zu nennen. Gleichwohl würde er sich als unausführbar darstellen, wenn man die österreichischen Niederlande als Aequivalent in Anspruch nehmen wollte. Das reine Einkommen der letzteren betrage beiläufig sechs Millionen Gulden, ohne dasjenige in Anschlag zu bringen, was bei außergewöhnlichen Ereignissen eingehoben werden könnte. Die Einkünfte des ganzen hiegegen einzutauschenden Länder-complexes reichten jedoch, so viel man wisse, an diesen Betrag bei weitem nicht hinan. Und außerdem würde eine Abtretung der Niederlande sowohl in Anbetracht der bestehenden Tractate als um der hiebei interessirten fremden Mächte willen großen Schwierigkeiten begegnen.

Es scheine also nur der dritte Plan zur Durchführung geeignet, nach welchem die Oberpfälzischen, Neuburgischen und Sulzbachischen Länder als die alten Stammgüter des pfälzischen Hauses demselben nebst einigen, zu passender Abrundung dienenden baierischen Bezirken verbleiben, das ganze übrige Herzogthum Ober- und Niederbaiern aber mit Inbegriff einer kleinen Strecke der Oberen Pfalz an Oesterreich fallen sollten. Als Aequivalent hiefür bringe man alle böhmischen Lehen in der Oberen Pfalz, dem Neuburgischen und Sulzbachischen mit Beseitigung des Lehensbandes und Uebertragung des Oberhoheitsrechtes an das pfälzische Haus in Vorschlag. Ebenso würde Oesterreich sein Einlösungsrecht auf eine große Anzahl pfälzischer Besitzungen aufgeben und sich bei Kaiser und Reich für Verleihung der neuen Erwerbungen Baierns in der Oberen Pfalz an das pfälzische Haus angelegentlich verwenden. Außerdem würde es ihm die in der Landgrafschaft Leuchtenberg gelegenen böhmischen Lehen, und zwar gleichfalls mit allen Rechten überlassen und auf seine Ansprüche auf Sulzbach verzichten. Die Markgrafschaft Burgau und das anstoßende Mindelheim, die Landgrafschaft Nellenburg, Freiburg und Breisgau, die Ortenau und die vier Waldstädte, seine Anwartschaft auf Württemberg, endlich Luxemburg, das österreichische Geldern und Limburg wolle das Kaiserhaus an Kurpfalz abtreten und es zu Wege bringen, daß ihm die königliche Würde zu Theil werde.

Dieß waren die wesentlichsten Punkte der Anträge, die man dem Freiherrn von Ritter mit auf den Weg gab, um in München, wohin

er sich verfügte, deren Annahme durch den Kurfürsten Karl Theodor zu erwirken. Daß über Auftrag desselben in jenen Tagen der Gedanke einer Erbverbrüderung angeregt wurde, welche zwischen den Häusern Oesterreich und Pfalz abgeschlossen werden sollte, schien von guter Vorbedeutung für die mit ihm zu pflegenden Verhandlungen zu sein. Darum rieth auch der Staatskanzler, sich diesen Vorschlag, obgleich er vor der Hand keine Vortheile für Oesterreich herbeizuführen scheine, doch gefallen zu lassen, wenn der Kurfürst Werth darauf lege, daß er in die abzuschließende Convention aufgenommen werde[309]).

An scheinbar so heiterem Himmel zogen sich jedoch schon allmälig die Wolken zusammen, in deren Schooße das Gewitter sich barg, welches demnächst mit stürmischer Gewalt gegen die so sorgsam gehegten Plane losbrechen sollte. Daß in München eine zahlreiche Partei sich zusammen that, um die beabsichtigte Losreißung baierischer Gebietstheile zu verhindern, war ohne Zweifel eine durchaus berechtigte Bestrebung. Aber diejenigen, welche zu diesem Zwecke sich vereinigten, entbehrten zwar nicht des energischen Willens, wohl aber der Macht, um gegen den eigenen Landesherrn und gegen das ihm verbündete Oesterreich ihre Absichten durchsetzen zu können. Um sie dennoch zu erreichen, mußten sie vor Allem darnach trachten, wenigstens den Anschein des Rechtes für sich zu gewinnen und überdieß auswärtige Hülfe zu erlangen, welche dort eingreifen sollte, wo ihre eigene Kraft sich unzureichend erwies.

Das Wort, daß es für die Gegner der Projecte des Hauses Oesterreich nothwendig war, den Anschein des Rechtes für sich zu gewinnen, wird hier nicht leichthin, sondern nur mit Vorbedacht gebraucht. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß die Ansprüche Oesterreichs auf baierische Gebietstheile als unanfechtbar anzusehen waren; im Gegentheile mochten sie nicht viel besser begründet als diejenigen sein, welche König Friedrich von Preußen vor fast vier Jahrzehnten auf Schlesien zur Geltung zu bringen gewußt hatte, und damit ist wohl schon von vorneherein der Stab über sie gebrochen. Der Unterschied zwischen dem jetzigen Verfahren Josephs und demjenigen Friedrichs

bestand darin, daß Ersterer mit Zustimmung und Letzterer gegen den Willen des rechtmäßigen Landesherrn die Erwerbung nachbarlichen Gebietes zu erreichen sich bemühte; darum war auch der Vorgang Friedrichs ein offenkundiger Rechtsbruch, während derjenige Josephs, ohne ihn sonst gerade in Schutz nehmen zu wollen, durchaus nicht ein solcher genannt werden kann. Denn Karl Theodor befand sich offenbar in seinem Rechte, wenn er durch irgend welche Opfer den Beistand des Hauses Oesterreich erlangen wollte, um durch denselben gegen jede etwaige Gefährdung seiner bisherigen Besitzungen von Seite Preußens gesichert zu sein. Diese Opfer sollten nach seiner Meinung und seinem eigenen, schon lang vorher kundgegebenen Willen in der Abtretung baierischer Gebietstheile bestehen. Eine Einsprache hiegegen, wie sie damals, und noch dazu in sehr schüchterner Weise die Landstände erhoben, entsprach gewiß im Ganzen und Großen dem Sinne des Volkes; eine formale Berechtigung aber wohnte ihr nach den zu jener Zeit in Baiern und in ganz Deutschland obwaltenden Verhältnissen, in denen immer nur Rechte der Fürsten und nie auch solche der Völker zur Abwägung kamen, in gar keiner Weise bei.

Die Richtigkeit dieser Behauptung wird wohl dadurch am besten bewiesen, daß es den Gegnern der Abtretung baierischer Gebietstheile um nichts so sehr zu thun war, als einen Fürsten in die Sache zu verwickeln und in solcher Weise einen rechtlichen Vorwand zur Einmischung fremder Mächte zu erlangen. Dieser Fürst war Herzog Karl von Zweibrücken, Karl Theodors präsumtiver Nachfolger in der pfälzischen und jetzt auch in der baierischen Kurwürde.

Wir wissen von ihm, daß er vor längerer Zeit sich fruchtlos um die Hand der Erzherzogin Amalie beworben hatte, und daß man dem Scheitern dieses Planes die gehässige Haltung zuschrieb, welche er jetzt gegen Oesterreich einnahm [510]). Eine andere Feindin des kaiserlichen Hauses, die Herzogin Marianne in Baiern, eine Schwägerin Maximilian Josephs sowohl als Karl Theodors, die schon vor mehr als dreißig Jahren mit französischem Gelde an den Höfen von München und von Bonn den österreichischen Einfluß bekämpfte [511]) und sich seither als glühende Verehrerin des Königs von Preußen erwies, spielte

jedoch die vornehmste Rolle in den geheimen Machinationen, zu deren Hauptschauplatz jetzt München gemacht wurde. Da sie ihre Spitze ausschließlich gegen Oesterreich kehrten, wurden sie vor den Augen des kaiserlichen Gesandten mit äußerster Sorgfalt versteckt; seine Berichte enthalten daher auch gar keine Aufklärungen über sie. Wir erfahren aus ihnen nur, daß einer der Minister des Herzogs von Zweibrücken, Christian von Hofenfels sich unter dem Vorwande nach München begab, er habe den Auftrag erhalten, in Bezug auf den Besitz, welcher seinem Herrn durch den Tod Maximilian Josephs in Böhmen zugefallen sei, Fürsorge zu treffen. Gleich nach seiner Ankunft näherte sich Hofenfels dem Freiherrn von Lehrbach, der schon unterrichtet war von der Gefahr, daß der Herzog von Zweibrücken durch Aufreizungen aller Art vermocht werden könnte, sich gegen die Befriedigung der Ansprüche des Hauses Oesterreich zu erklären. Sowohl Hofenfels als der von Lehrbach gleichfalls zu Rathe gezogene Vieregg meinten, das beste Mittel, Unheil zu verhüten, bestehe darin, daß der Kurfürst veranlaßt werde, den Herzog von Zweibrücken nach München kommen zu lassen, um ihn dort für die mit Oesterreich bestehenden Verabredungen zu gewinnen. Lehrbach selbst übernahm es, den Kurfürsten zur Berufung des Herzogs Karl zu bewegen [512]), und binnen wenig Tagen traf derselbe in München ein.

So wie sein Minister Hofenfels gethan, so trat auch der Herzog von Zweibrücken bald nach seiner Ankunft in vertrauliche Verbindung mit Lehrbach. Er hatte schon früher, als Maximilian Joseph sich noch am Leben und Karl Theodor in Mannheim befand, die Führung der Verhandlungen mit Oesterreich dem Kurfürsten von der Pfalz ausschließlich, und zwar mit der Erklärung überlassen, daß er mit Allem, was derselbe für gut halte, einverstanden sein werde [513]). Aber jetzt verhehlte er doch seine Empfindlichkeit nicht, daß eine Uebereinkunft zwischen Oesterreich und Kurpfalz ohne sein Vorwissen, als des zunächst Betheiligten, abgeschlossen worden sei. Er glaube, daß solches nach den pfälzischen Hausverträgen nicht hätte geschehen sollen, und er hoffe, Lehrbach werde zwischen ihm und dem Kurfürsten vermitteln, auf daß die vollste Einigkeit zwischen ihnen und ihren Häusern wieder

hergestellt werde. Seine Minister Esebeck und Hofenfels würden zu diesem Ende mit Lehrbach besonders verhandeln [514]).

Lehrbach hatte in dem Augenblicke, als er in diesem Sinne nach Wien schrieb, offenbar keine Ahnung, daß sowohl der Herzog von Zweibrücken als Hofenfels ihn mit ihren anscheinend vertraulichen Mittheilungen nur zu hintergehen sich bemühten. Was Hofenfels betraf, schien Lehrbach allerdings dessen fortwährender Umgang mit dem französischen Gesandtschaftssecretär Marbois, der auch mit dem sächsischen Bevollmächtigten, Freiherrn von Zehmen, in naher Berührung stand, ziemlich verdächtig. Aber von dem, was in München eigentlich geschah, hat Lehrbach sich damals in vollständigster Unkenntniß befunden.

Daß Herzog Karl und Hofenfels den Freiherrn von Lehrbach betrogen, soll ihnen hier nicht zum Vorwurfe gemacht werden; sie bedienten sich eben der Waffen, über die sie verfügen konnten und welche sie mit besonderer Geschicklichkeit zu führen verstanden. Aber gerade sie und diejenigen, die mit ihnen gemeinsame Sache machten in gleichartigem Bemühen, als die ehrenwerthen, idealen Zwecken nachstrebenden Personen, ihre Gegner aber als die Pflichtvergessenen und die Verworfenen zu bezeichnen, deren Andenken auch noch in der Geschichte gebrandmarkt werden müsse, eine solche Beurtheilung richtet vor dem unbefangenen Auge sich selbst. Auf beiden Seiten war vielmehr der moralische und sittliche Werth der Handelnden so ziemlich gleich; auf beiden Seiten waren die großen Triebfedern der Menschen, die Jagd nach Gewinn und die Leidenschaftlichkeit gleichmäßig im Spiele. Wie Karl Theodor und diejenigen, die ihm anhingen, ihren Vortheil in einmüthigem Zusammengehen mit Oesterreich sahen, so erblickten ihn Karl von Zweibrücken, die Herzogin Marianne und ihre Diener in demjenigen mit Preußen. Von edleren Anschauungen, von ruhmwürdiger Uneigennützigkeit kam auf beiden Seiten blutwenig vor, und wenngleich nicht bestritten werden soll, daß man von österreichischer Seite den pfälzischen Ministern Esebeck und Hofenfels Belohnungen für etwaige Dienste in Aussicht stellte [515]), so scheinen solche Versprechungen doch niemals jenen Umfang angenommen zu haben, der ihnen später angedichtet wurde.

Auch jetzt wieder drehte sich somit Alles um den Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen, der seit 1740, also seit nicht viel weniger als vierzig Jahren eine so tiefgehende Einwirkung auf die politischen Verhältnisse beider Länder zu einander, ja auf diejenigen ganz Europa's ausgeübt hatte. Aber auch diese Beziehungen waren sich, wie wir gesehen haben, nicht immer gleich geblieben. Hie und da waren Zeitpunkte eingetreten, in denen man auf österreichischer oder auf preußischer, ja manchmal sogar auf beiden Seiten nach einer Annäherung, nach einer Beschwichtigung der früheren feindseligen Stimmung und sogar nach Herstellung eines dauernden Einverständnisses strebte. Aber am Ende waren doch all diese Bemühungen wieder fruchtlos geblieben, und wenn auch bei der Theilung Polens ein gewisses Zusammenwirken beider Staaten eingetreten war, so hatte gerade der Vorgang Friedrichs in dieser Angelegenheit, insbesondere bei Festsetzung der Grenzlinie, der in Oesterreich ohnehin niemals erloschenen Mißstimmung gegen ihn neue Nahrung gegeben. Emsig sorgte er dafür, daß dieselbe nicht einer versöhnlicheren Gesinnung weiche. Kein Tag vergehe, sagte Kaunitz im Dezember 1776 zu dem Vertreter einer europäischen Großmacht, an welchem man nicht Beweise von der böswilligen Ausdauer des Königs von Preußen erhalte, Oesterreich jeden üblen Dienst bei den Höfen zu erzeigen, an denen er Repräsentanten besitze. Und die letzteren seien nicht muthvoll genug, ihm das Ergebniß ihrer eigenen Beobachtungen zu schreiben. Denn sie könnten sich von der Besorgniß nicht losmachen, sein Mißfallen zu erregen, sobald sie einer seiner vorgefaßten Meinungen widersprachen. „Er ist unser unversöhnlicher Feind", so lauteten die Worte des Staatskanzlers über Friedrich, „er zeigt sich so in diesem Augen„blicke, und wir müssen gerade jetzt auf unserer Hut gegen ihn „sein" [16]. Und etwa ein Jahr später, im Dezember 1777 sagte Kaunitz zu demselben Gewährsmanne: „Gute Menschen können die „wilden und fast wahnsinnigen Ausschweifungen eines Gemüthes wie „das jenes Fürsten, in welchem Leidenschaft und räuberischer Ehrgeiz „immerdar regieren, weder voraussehen noch berechnen. In seinem „persönlichen Charakter, seiner Stimmung seiner mürrischen Einsam„keit, seinem Menschenhaße, seiner steten Verachtung sittlicher Pflichten,

„der Abnahme seiner Gesundheit, in seinen persönlichen und unver-
„söhnlichen Feindschaften", nicht aber in „scharfsinniger Voraussicht
„oder gesunder Staatskunst" sucht Kaunitz die Beweggründe seines Handelns. Und dessen Zielpunkt erblickt er in nichts Anderem als in der Möglichkeit, welche Friedrich herbeiführen wolle, „in dem allge-
„meinen Brande die Mittel zu finden, etwas für sich zu entwenden" [517]).

Nicht etwa in der Meinung, daß Kaunitz vollkommen Recht gehabt habe mit diesen Aeußerungen über den König von Preußen, sind sie hier angeführt worden, sondern nur um zu zeigen, wessen der Lenker der österreichischen Politik sich von ihm versah. Und es läßt sich nicht leugnen, daß Friedrich nie einen Augenblick versäumte, den Verdacht wahr zu machen, den der österreichische Staatskanzler wider ihn hegte.

Kaum hatte der König, und zwar zwei Tage später als sie in Wien eingetroffen war, die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph erhalten, als er den in Weimar lebenden Grafen Eustach von Görtz ausersah, ihm in der Sache der baierischen Erbfolge als geheimer Agent zu dienen. Vorerst hatte Görtz möglichst genau die Absichten zu erkunden, welche Oesterreich hinsichtlich dieser Angelegenheit verfolge. Nachdem er zu diesem Zwecke sich einige Zeit in verschiedenen Städten Deutschlands umhergetrieben, machte Görtz dem fürstlich Pfalz-Lautern'schen Reichstagsgesandten Brentano in Regensburg insgeheim die Mittheilung, der König von Preußen sei erbötig, den Kurfürsten Karl Theodor in der Behauptung all seiner Besitzungen, insbesondere aber der baierischen Länder, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu unterstützen. Keineswegs meine er, der Kurfürst solle allsogleich die Waffen ergreifen. Derselbe möge vorerst den Rechtsweg einschlagen, seine Beschwerden vor den Reichstag bringen und den Beistand der Garanten des westphälischen Friedens anrufen. Sollten aber diese Schritte erfolglos bleiben, dann werde der König von Preußen seine ganze Macht aufbieten, um Kurpfalz zu dem zu verhelfen, was ihm gebühre. Der König schmeichle sich mit der Erwartung, der Kurfürst werde sein Anerbieten nicht ausschlagen und ihn nicht

hiedurch zwingen, den Ansprüchen Sachsens seine kräftigste Unterstützung zu leihen. Denn weder Preußen noch irgend eine andere europäische Macht könne es gleichgültig mit ansehen, wenn das Haus Oesterreich seine Vergrößerungsabsichten durchsetze. Und sollte sich auch der Kurfürst schon durch eine etwa mit Oesterreich abgeschlossene Uebereinkunft die Hände gebunden haben, so werde es doch an einem Vorwande zum Rücktritte von derselben nicht fehlen.

Wenn man bedenkt, daß gerade das Mißtrauen gegen den König von Preußen es war, durch welches Karl Theodor zu seiner Annäherung an Oesterreich und zu seinen Verabredungen mit dem Kaiserhause vermocht worden war, so wird man sich nicht wundern, daß er den Anerbietungen Friedrichs auch jetzt nicht traute und sie einfach zurückwies. Durch Vieregg ließ er sie jedoch Lehrbach bekannt geben und hinzufügen, er baue zuversichtlich auf Oesterreichs Schutz, wenn ihm entweder durch die unerwartete Unterstützung, welche die sächsischen Forderungen bei Preußen zu finden schienen, zu nahe getreten werden, oder wenn der König es sich beikommen lassen sollte, die pfälzischen Lande, insbesondere Jülich und Berg feindlich zu überziehen[518]). Und als Lehrbach binnen wenig Tagen dem Kurfürsten die Erklärung mittheilen konnte, Oesterreich werde ihm mit all seiner Macht schützend zur Seite stehen, fand Karl Theodor hierin Trost und Beruhigung. Neuerdings erklärte er, seinem gegebenen Worte unverbrüchlich treu bleiben zu wollen[519]).

Die abschlägige Antwort des Kurfürsten mußte in Berlin um so unangenehmer berühren, als man dort wirklich der Meinung sich hingegeben hatte, es werde, auch wenn er mit Oesterreich bereits einen Vertrag abgeschlossen hätte, nicht schwer sein, ihn wieder zum Bruche desselben zu verleiten. Wie dort selbst die höchstgestellten Personen über Vertragstreue dachten, geht aus einem Briefe des Prinzen Heinrich an den König recht deutlich hervor. „Ich sehe noch nicht", schrieb er ihm am 26. Jänner, „daß wenn selbst der Tractat schon abgeschlossen „sein sollte, der Kurfürst von der Pfalz verpflichtet wäre, ihn zu halten. „Vermochte man die Convention von Kloster Seven zu brechen, so

„wird es vielleicht auch möglich sein, den Kurfürsten von Baiern von „Verpflichtungen zurücktreten zu machen, welche die Furcht ihn ein„gehen ließ“ [520]).

Nachdem man von preußischer Seite die Hoffnung aufgeben mußte, den Kurfürsten Karl Theodor dahin zu bringen, daß er sein erst vor kurzem gegebenes Wort breche, versuchte man es, an seiner Statt den Herzog Karl von Zweibrücken zu gewinnen. Bei ihm hatte jedoch König Friedrich ein sehr leichtes Spiel. Insgeheim begab sich sein Unterhändler Graf Görtz, und zwar zum zweiten Male nach München, nachdem sein früherer Versuch, mit Karl Theodor in Verbindung zu treten, gescheitert war. In persönlicher Unterredung mit der Herzogin Marianne, dem Herzoge von Zweibrücken und dessen Ministern Hofenfels und Esebeck brachte Görtz die Sache bald ins Reine. Herzog Karl versprach, an den König von Preußen zu schreiben und ihn um seine mächtige Unterstützung in der baierischen Successionssache zu bitten. Allerdings schien er bald darauf vor seiner eigenen Zusage wieder zu erschrecken, und drei Tage hindurch verzögerte er ihre Erfüllung. Aber die ungestüme Beschwerde des Grafen Görtz und seine Drohung, München allsogleich zu verlassen, machten diesem Zaudern ein Ende. Der Brief an Friedrich wurde geschrieben und ihm dadurch eine Art rechtlichen Vorwandes ertheilt, sich in die Frage der Erbfolge in Baiern zu mischen.

Ob dieß von Seite des Königs von Preußen geschehen werde oder nicht, war gleichfalls ein Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zwischen der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne, und sie zeigte auch in dieser Beziehung größeren politischen Scharfblick als er. Schon in ihrem ersten Briefe an Mercy sagte sie, wie bereits angeführt wurde, Friedrichs Widerstand vorher; Joseph aber schmeichelte sich noch mehr als drei Wochen später, daß es zu einem solchen nicht kommen werde. „Der König von Preußen“, schrieb der Kaiser an den Großherzog von Toscana, „hat noch kein Wort zu uns gesagt. „Er ist der übelsten Laune und klopft an alle Thüren, um zu wissen, „ob man mit ihm gemeinschaftliche Sache machen will. Da er sie

„jedoch verschlossen findet, muß er sich in Geduld fassen, indem er es „nicht wagt, sich allein in den Vordergrund zu stellen. So wird, „wenn ich mich nicht täusche, zum Erstaunen der ganzen Welt diese „Angelegenheit in großer Ruhe verlaufen. Aber man muß rasch und „mit Entschlossenheit handeln; hätten wir dieß nicht gethan, dann „bürge ich Dir dafür, daß wir jetzt, einen Monat nach dem Tode „des Kurfürsten, noch kein Dorf inne hätten" [521]).

Inzwischen hatte man es jedoch für nothwendig gehalten, dasjenige, was hinsichtlich der baierischen Erbfolge von Wien aus geschehen war, zur Kenntniß der fremden Mächte zu bringen. Am 20. Jänner richtete Kaunitz an ihre Vertreter am Kaiserhofe ein Rundschreiben, in welchem er ihnen die Ansprüche Oesterreichs auf baierische Gebietstheile, den Einmarsch der Truppen zur Geltendmachung derselben, und den Abschluß der Uebereinkunft mit dem Kurfürsten Karl Theodor mittheilte. Auch an den preußischen Gesandten Freiherrn von Riedesel erging selbstverständlich diese Eröffnung; erst zwei Wochen später wurde sie, und zwar in einer Weise beantwortet, auf welche man in Wien nicht gefaßt gewesen sein mag. Allerdings hatte Kaunitz aus Berlin die Nachricht erhalten, der König sei ungemein aufgebracht gewesen über den Einmarsch der österreichischen Truppen in Baiern und über den Abschluß der Convention [522]). Dennoch meinte er auch jetzt noch, von preußischer Seite seien „ernste und gewaltsame" Maßregeln kaum zu besorgen. Mit solchen wurde freilich auch in der Note nicht gedroht, welche Riedesel am 7. Februar dem Staatskanzler überreichte [523]). Aber in ihr wurden doch alle Ansprüche Oesterreichs auf baierische Gebietstheile, ja sogar diejenigen auf die böhmischen Lehen in der Oberpfalz bestritten. Durch eine ausführliche Denkschrift, welche Riedesel gleichfalls übergab, geschah dieß in noch eingehenderer Weise. Das Begehren wurde gestellt, der militärischen Occupation von Landstrichen, die man als erledigte Reichslehen betrachte, ein Ende zu machen, und über diese Lehen nur im Einverständnisse mit den Fürsten des Reiches zu verfügen. Und um die Erklärung nicht allzu drohend werden zu lassen, wurde an ihrem Schlusse der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß die ganze Angelegenheit in friedlicher Weise zu schlichten sein werde.

„Die bekannte Nota", schrieb Kaunitz eine Woche später, am 14. Februar an Maria Thereſia, „welche Baron Riedeſel vor einigen „Tagen auf Befehl ſeines Hofes überreichte, hat mir nicht nur ſehr „bedenklich, ſondern auch einiger Maßen beleidigend zu ſein geſchienen, „und habe ich daher aus Beyſorge der Wirkung, welche meine erſte „billige Ereiferung bei Verfaſſung der unumgänglichen Beantwortung „nach ſich ziehen dürfte, zu deren Entwerfung nicht eher die Feder „anſetzen zu ſollen erachtet, als ich nicht ſolches mit kaltem Blute „thun zu können mich aufgelegt finden würde, und glaubte ich um ſo „mehr dieſer Betrachtung ſtattgeben zu ſollen, als die dießſeitige Be„antwortung obgedachter Note die künftigen Entſchließungen des Königs „in Preußen großentheils vermuthlich entſcheiden würde."

Auch Maria Thereſia und Joſeph theilten die Erbitterung des Staatskanzlers über die Erklärungen des Königs Friedrich. Die Erſtere ſah in ihnen die unheilvolle Beſtätigung ihrer düſteren Ahnungen; Joſeph aber nannte die preußiſchen Mittheilungen unverſchämt, und er freute ſich der Abſicht, hierauf eine in ſcharfem Tone gehaltene Antwort zu ertheilen[524]). Zwei Entwürfe legte Kaunitz hiezu vor, und es geſchah wohl auf Antrieb der Kaiſerin, daß der mildere und maßvollere gewählt wurde. Gleichwohl führte man, wie Joſeph mit Recht hervorhob, eine zwar verbindliche, aber doch auch feſte Sprache, und er hielt den Verſuch einer Widerlegung der preußiſchen Ausführungen für gelungen[525]). Aber wenn Kaunitz der Meinung ſich hingab, von der Beantwortung der preußiſchen Note hänge der fernere Entſchluß des Königs ab, ſo konnte das immer nur von dem Weſen und nie von der Form dieſer Antwort gelten. Durch eine ſelbſt nur theilweiſe Nachgiebigkeit von Seite des Wiener Hofes wäre wohl auch der König von Preußen zu einer ſolchen zu bewegen geweſen; hielt man jedoch in Wien an der Durchführung des einmal Begonnenen feſt, ſo durfte man nicht daran zweifeln, daß dieß nicht mehr im Wege friedlicher Verhandlung, ſondern nur noch auf dem des offenen Kampfes gegen Preußen möglich ſein werde.

In dem Entſchluſſe, ſich der Verwirklichung der Abſichten des Wiener Hofes nöthigen Falles mit gewaffneter Hand zu widerſetzen,

wurde König Friedrich durch die Aussichten auf Bundesgenossen noch mehr bestärkt. Allerdings besaß der Eine aus ihnen, der sich zuerst ihm ergab, der Kurfürst von Sachsen gerade keine beträchtliche Kriegsmacht, aber seine Haltung war wegen seiner Stellung als Kurfürst und wegen der Lage seines Landes von sehr großer Wichtigkeit. Der ungeheuren Ansprüche, welche die verwittwete Kurfürstin von Sachsen als Schwester Maximilian Josephs auf Grundlage von Allodialforderungen an Baiern erhob, ist bereits Erwähnung geschehen, und in ihnen lag einer der hauptsächlichsten Beweggründe, durch welche Karl Theodor zu seinem Anschlusse an Oesterreich vermocht wurde. Mit drückenden Schulden belastet [526]), trat Maria Antonia schon im Jahre 1776 ihre Forderung an ihren Sohn, den Kurfürsten von Sachsen ab. Letzterer meldete dieselbe nach dem Tode Maximilian Josephs auch in Wien an, aber er konnte dort in Folge der Verhandlungen mit Karl Theodor natürlicher Weise nicht willfähriges Gehör finden. Ohnehin schon mit dem Kaiserhofe wegen der Angelegenheit der Schönburgischen Lehen in Zwiespalt gerathen, warf sich jetzt Friedrich August vollends in die Arme des Königs von Preußen.

Maria Theresia fühlte sich durch Sachsens Anschluß an Preußen um so tiefer verletzt, als sie in Erinnerung an die ansehnliche Reihe wichtiger Dienste, die sie den Mitgliedern des kurfürstlichen Hauses erwiesen, hierin eine Handlung schreiender Undankbarkeit erblickte. Weniger empfindlich für das Gemüth der Kaiserin, aber von noch größerer politischer Bedeutung war es, daß Rußland, nachdem es Anfangs eine für Oesterreich günstige Erklärung abgegeben hatte, sich allmälig immer mehr auf die preußische Seite stellte. Am schmerzlichsten aber fiel es der Kaiserin, als sie sehen mußte, wie weit auch Frankreich davon entfernt war, die Haltung zu beobachten, auf welche sie von diesem alten Verbündeten gehofft hatte.

Schon vor dem Tode des Kurfürsten von Baiern war die Frage seiner Erbfolge von Wien aus am französischen Hofe zur Sprache gebracht worden. Denn einerseits hatte Frankreich einen sehr langen

allen Angelegenheiten, welche das kurfürstlich

pfälzische Haus betrafen, einen ungemein großen, oft geradezu maßgebenden Antheil genommen, und andererseits war es für Oesterreich wichtig, sich bei den bedeutsamen Schritten, die es vorhatte, der Zustimmung, ja wohl gar der Beihülfe Frankreichs zu versichern. Von französischer Seite wurde die Mittheilung des Kaiserhofes mit dem Rathe beantwortet, man möge sich mit Kurpfalz gütlich verständigen. Bekanntlich hatte man in Wien in diesem Sinne gehandelt. Nachdem also die Nachricht von dem Tode Maximilian Josephs eingetroffen und zwei Tage später die Uebereinkunft mit dem pfälzischen Gesandten abgeschlossen worden war, zögerte Kaunitz nicht einen Augenblick, den französischen Botschafter Baron Breteuil von dem bisher Geschehenen und den ferneren Absichten Oesterreichs zu unterrichten. Auch Mercy wurde hievon in Kenntniß gesetzt[527]), und ebenso erhielt er nach dem Eintreffen der kurpfälzischen Ratification Kunde von diesem Ereignisse, sowie von dem gleichzeitig erfolgten Einmarsche österreichischer Truppen in Baiern[528]).

Die erste Aeußerung des französischen Ministers der auswärtigen Geschäfte, Grafen Vergennes, über diese Mittheilungen bestand in nichts anderem als in der ganz allgemein gehaltenen Erklärung, dem Könige von Frankreich könne Alles, was zum Vergnügen und Vortheile des Kaiserhofes, sowie zur Aufrechthaltung der Ruhe in Deutschland gereiche, nur hochwillkommen sein. Und als der Besorgniß Erwähnung geschah, der König von Preußen werde nichts unterlassen, Oesterreich überall Schwierigkeiten zu bereiten und ihm Feinde zu erwecken, da entgegnete Vergennes: freilich werde sich der König hiebei seiner gewöhnlichen Kunstgriffe bedienen. Aber man wisse schon dieselben nach ihrem eigentlichen Werthe zu schätzen[529]).

Die gleiche Zurückhaltung beobachtete Vergennes auch noch in dem ferneren Verlaufe dieser Angelegenheit, und Mercy meldete nach Wien, es sei ihm unmöglich gewesen, bei seinen Besprechungen mit dem französischen Minister auch nur das geringste Zeichen des Beifalls oder der Mißstimmung zu bemerken. Als aber Mercy auf die Bemühungen des preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn von Goltz hinwies,

zwischen Oesterreich und Frankreich Zwietracht zu säen, da äußerte sich Vergennes in einer für Goltz sehr unschmeichelhaften Weise. Derselbe erstatte seinem königlichen Herrn ganz erdichtete Berichte über Unterredungen, die er mit den französischen Ministern gepflogen habe; bis auf Tag und Stunde seien sie unwahr. Daß dieß geschehe, falle jedoch nur dem Könige selbst zur Last. Denn durch die sonderbaren Aufträge, die er seinen Gesandten ertheile, durch die schroffe Art und Weise, in der er sie zur Rede stelle, wenn sie dieselben nicht durchzuführen vermöchten, endlich durch die verächtliche Behandlung, die er ihnen angedeihen lasse, zwinge er sie, ihm Unwahrheiten zu berichten und sich hiedurch so gut als möglich aus der Schlinge zu ziehen [530]).

So willkommen diese mißfälligen Aeußerungen über den König von Preußen und dessen Gesandten in Paris dem Grafen Mercy auch sein mochten, so täuschte er sich doch durchaus nicht über die Bedeutung des verdächtigen Stillschweigens, welches Vergennes über die Sache selbst, die österreichischen Ansprüche auf baierische Gebietstheile, ihm gegenüber fortwährend beobachtete. Um so beunruhigender war ihm dasselbe, als ihm der häufige Courierwechsel zwischen Paris und Berlin nicht entging und er daraus auf eifrige Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen zu schließen gezwungen war. Er sehe aus Allem, schrieb er nach Wien, wie scheelsüchtig man in Frankreich jeden Zuwachs an Macht betrachte, der dem Hause Oesterreich zu Theil werden könnte. Einen völligen Bruch der Allianz mit Oesterreich glaube er zwar nicht befürchten zu müssen. Aber wahrscheinlich habe der König von Preußen wenigstens schon so viel gewonnen, daß man ihm erklärt haben werde, er brauche bei weiterer Verfolgung des von ihm eingeschlagenen Weges keine Hindernisse von französischer Seite zu befürchten [531]).

Die Besorgnisse des Grafen Mercy wurden von Niemand lebhafter empfunden als von der Kaiserin selbst; ja sie ging hinsichtlich derselben wohl noch viel weiter als er. Nirgends aber spricht die Beunruhigung ihres Gemüthes sich deutlicher und unverhüllter aus als in ihren Briefen an ihre Tochter, die Königin von Frankreich.

In drängendster Weise nahm Maria Theresia deren Beistand in Anspruch, auf daß die für Oesterreich so mißgünstige Absicht des Königs von Preußen vereitelt und das ihr so liebgewordene Bündniß mit Frankreich unerschüttert aufrecht erhalten werde. Eine Vernichtung desselben würde ihr, schrieb sie ihrer Tochter, den Tod geben [532]).

Die Befürchtungen der Kaiserin wurden durch die Erklärungen, welche Breteuil, der auch seinerseits das Verfahren Oesterreichs nichts weniger als wohlwollend beurtheilte, auf Befehl seiner Regierung Anfangs der zweiten Hälfte des Februar 1778 dem Fürsten Kaunitz gegenüber abgab, keineswegs beschwichtigt. Man sah deutlich, daß sie auf nichts so sehr als auf den Anklagen fußten, welche König Friedrich in Paris gegen den Kaiserhof vorgebracht hatte. Freilich waren sie mit der Bitte um fernere Aufklärungen über die Absichten Oesterreichs, und mit dem Versprechen verbrämt, man sei zur Herbeiführung eines Einverständnisses, wie man gegen Preußen verfahren solle, und zur Mitwirkung bereit, die ganze Streitsache friedlich zu schlichten. Aber Kaunitz fühlte doch aus Allem nur die Bestätigung des schon von Mercy empfundenen Eindruckes heraus, daß man in Frankreich dem Hause Oesterreich eine Machtvermehrung nicht gönne. Man würde wohl eine noch viel schroffere Haltung annehmen, wenn man hieran nicht durch den bevorstehenden Ausbruch des Krieges mit England gehindert wäre [533]).

Gleichwohl hielt Kaunitz, indem er in diesem Sinne nach Paris schrieb, noch an seiner früheren Meinung fest, der König von Preußen werde es nicht bis zum Kriege treiben wollen, sondern es sei ihm nur darum zu thun, Alles in höchste Verwirrung zu bringen und dann für sich namhaften Vortheil zu erlangen. Als solcher wäre wohl die Nachfolge der preußischen Primogenitur in Ansbach und Bayreuth, ja vielleicht sogar in Jülich und Berg zu betrachten.

Maria Theresia pflichtete jedoch, was den etwaigen Ausbruch eines Krieges betraf, der Ansicht des Staatskanzlers nicht bei. Auch jetzt wieder sprach sie in einem gleichzeitigen Briefe an die Königin von Frankreich die Befürchtung aus, daß es binnen kurzem zum

Kriege kommen werde. Neuerdings bat sie ihre Tochter, ja flehte sie sie an, das Aeußerste aufzubieten, um zu verhindern, daß ihr Gemal nicht durch „Böswillige" zu falschen Schritten verleitet werde. Niemals habe es einen zwingenderen Anlaß gegeben, fest zusammen zu halten: das ganze politische System, das Wohl beider regierender Häuser, insbesondere dasjenige der österreichischen Staaten und ganz Europa's hänge davon ab. „Man übereile sich in nichts", schrieb die Kaiserin wörtlich, „und man trachte Zeit zu gewinnen, um den Ausbruch eines „Krieges zu vermeiden, welcher, einmal begonnen, lange Zeit hindurch „dauern und für uns Alle unheilvolle Folgen nach sich ziehen kann. „Urtheile", so schloß Maria Theresia den Brief an ihre Tochter, „über meine eigene Pein. Der Kaiser, Dein Bruder Max und Prinz „Albert würden die ersten dabei Betheiligten sein; dieser Gedanke „allein vernichtet mich fast. Aber ich vermöchte es nicht zu verhindern, „und wenn ich nicht unterläge, würden meine Tage trauriger sein als „der Tod" [534]).

Man kann nicht sagen, daß Marie Antoinette schon von Anfang an mit den Absichten des Kaisers auf Erwerbung baierischen Gebietes für Oesterreich einverstanden gewesen wäre; wir kennen vielmehr eine Aeußerung von ihr, welche zeigt, daß die in Frankreich herrschenden Anschauungen hierüber auch auf sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren [535]). Aber den Vorstellungen Mercy's und weit mehr noch dem mächtigen Einflusse, den ihre Mutter auf sie übte, gelang es bald, eine völlige Umstimmung der Königin zu Wege zu bringen; sie wurde von nun an, vielleicht zu ihrem eigenen Schaden, ein eifriges Werkzeug der österreichischen Politik. Und es war ein hartes Stück Arbeit, welches Maria Theresia hiemit ihrer Tochter übertrug. Denn auch ihr Gemal, König Ludwig XVI. betrachtete die Schritte seines Schwagers, des Kaisers, nur mit unzufriedenem Blicke, und er nannte sie ihr gegenüber eine Wiederholung der polnischen Theilung; um ihretwillen müsse er das Verfahren ihres Hauses lebhaft bedauern [536]). So weit kam es, daß die französische Regierung ihre Gesandten im Auslande zu der Erklärung ermächtigte, eine Loslösung baierischer Gebietstheile von dem Stammlande geschehe gegen ihren Willen und

werde von Frankreich mißbilligt. König Friedrich aber schrieb wohl in einiger Selbsttäuschung, jedoch im Tone aufrichtiger Ueberzeugung seinem Bruder, er sei mit Frankreich einig geworden. Es werde sich unbedingt für Preußen erklären und mit Entschlossenheit handeln. Ja sogar der König von Sardinien biete sich an, eine Diversion gegen Mailand zu machen. Oesterreich sei somit auf allen Seiten von Feinden umringt, und alle seine Anerbietungen würden nach dem bevorstehenden Abschlusse der Vereinbarungen Preußens mit Frankreich und Sardinien zu spät kommen. Man müsse zugeben, daß die Lage Preußens eine günstige sei[537]).

Prinz Heinrich theilte die Zuversicht seines königlichen Bruders nicht ganz, und er rieth ihm, den Versprechungen Frankreichs und Sardiniens nicht allzu sehr zu trauen, sondern vielmehr ein Pförtchen offen zu lassen zu ferneren Verhandlungen mit Wien. Friedrich aber erwiederte hierauf, daß er in der That noch keine definitive Antwort Frankreichs besitze, jedoch noch immer glaube, dieser Staat werde sich keineswegs zur Beobachtung strenger Neutralität herbeilassen, sondern für Preußen Partei nehmen[538]).

Aber nicht nur in Berlin, auch in Wien betrachtete man die französische Neutralität als ein Uebel, und trotz der Anfangs so ungünstig lautenden Erklärungen Frankreichs ließ man noch immer die Hoffnung auf dessen Beistand nicht vollständig fahren. So lebhaft Maria Theresia auch wünschte, ihn durch Verwendung ihrer Tochter zu erlangen, so ließ sie doch auch die Vorsicht, welche die Stellung der Letzteren ihr auferlegte, keineswegs ganz außer Acht. „Was mich „in diesen kritischen Umständen am meisten beschäftigt", schrieb sie an Mercy, „ist die Lage meiner Tochter. Ich bin überzeugt von ihrer „Anhänglichkeit an ihre Familie und von ihrem guten Willen, hievon „Beweise zu geben, so weit ihre Leichtfertigkeit ihr nur immer ernste „Betrachtungen gestattet. Aber es ist nöthig, daß sie ohne Lebhaftig„keit, mit sehr viel Umsicht und Geschicklichkeit handle, um sich dem „Könige nicht lästig, ja vielleicht sogar verdächtig zu machen. Mehr „als ein französischer Minister würde, wenn er dessen gewahr werden

„sollte, nicht unterlassen, davon Nutzen zu ziehen, um ihren Credit zu „schwächen und ihren Einfluß auf die Geschäfte zu vernichten." Und obgleich sie dem Grafen Mercy die Frage der baierischen Erbfolge dringend ans Herz legt und ihn versichert, daß sie seiner Einsicht und seinem Eifer völlig vertraue, fügt Maria Theresia doch hinzu, sie empfehle ihm die Interessen ihrer Tochter noch mehr als ihre eigene Sache[539]).

Man wird es wohl nicht so sehr dem Einflusse der Königin als der ruhigeren Erwägung der obwaltenden Verhältnisse zuschreiben dürfen, daß binnen kurzem in Frankreich eine für Oesterreich weniger ungünstige Auffassung hervortrat. Man enthielt sich dort von nun an jedweden Tadels der von Wien aus schon geschehenen und noch zu unternehmenden Schritte, um die auf baierische Gebietstheile erhobenen Ansprüche zu definitiver Geltung zu bringen. Jede Kundgebung wurde sorgfältig vermieden, aus welcher man hätte abnehmen können, Frankreich mißgönne Oesterreich die gewünschte Vergrößerung. Mit Wärme und Lebhaftigkeit sprach man für die Aufrechthaltung des zwischen beiden Staaten bestehenden Bündnisses sich aus. Aber man hob doch hervor, daß die Bestimmungen desselben auf einen aus Anlaß der baierischen Erbfolge etwa ausbrechenden Krieg zwischen Oesterreich und Preußen keine Anwendung zu finden vermöchten.

Als Hauptgrund hiefür gab man an, daß die durch den Allianzvertrag gewährleisteten Besitzungen Oesterreichs in keiner Weise bedroht seien. Die Ansprüche, um derentwillen der Krieg vielleicht ausbrechen könnte, habe man zur Zeit des Abschlusses der Allianz noch gar nicht gekannt; die etwaige Behauptung, man habe sie stillschweigend garantirt, widerstreite daher nicht nur dem Rechte, sondern auch der gesunden Vernunft. Der ausgesprochene Zweck der Allianz habe in nichts Anderem als in dem Bestreben bestanden, jeden der beiden Staaten in dem Besitze zu erhalten, in dem er sich im Augenblicke ihres Abschlusses befand; als ein Mittel zur Vergrößerung des Einen oder des Anderen habe man sie niemals betrachtet. Alles was man daher in

einem solchen Falle von einander erwarten könne, bestehe darin, daß jeder der beiden Staaten eine einseitige Vergrößerung seines Verbündeten ohne Unruhe und ohne Eifersucht zulasse. Eine Theilnahme Frankreichs am Kriege würde ebenso seiner Würde wie seinen aus dem westphälischen Frieden hervorgehenden Verpflichtungen, ja sogar seiner Allianz mit Oesterreich widersprechen. Die persönliche Freundschaft des Königs für die Kaiserin und den Kaiser könne kein hinreichender Beweggrund sein zur Hinopferung des Blutes und der Geldmittel seines Volkes. Und außerdem nehme die bedenkliche Gestaltung der Beziehungen Frankreichs zu England seine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß er seine Streitkräfte nicht in einem Augenblicke zu theilen vermöchte, in welchem die ungeschmälerte Zusammenhaltung derselben durch die heiligsten Interessen seines Staates geboten erscheine[340]).

Von dramatischer Wirkung ist der Bericht, welchen Breteuil seiner Regierung über die Besprechung erstattete, in der er dem Fürsten Kaunitz die ihm aus Frankreich zugekommene Depesche vorlas. Als Breteuil zu der Stelle kam, in der die Erklärung enthalten war, der König werde in dem Kriege, der in Deutschland ausbrechen könnte, strenge Neutralität beobachten, bat Kaunitz um langsame Wiederholung derselben und brachte sie, den Worten des Botschafters folgend, zu Papier. Als jedoch Breteuil, die Vorlesung fortsetzend, den Absatz las, demzufolge Frankreich den gegebenen Fall für einen solchen erklärte, auf welchen das Bündniß mit Oesterreich keine Anwendung finden solle, übermannte den sonst so besonnenen Staatskanzler der Zorn. Er verlangte von dem Botschafter eine schriftliche Mittheilung dieser Erklärung, sonst könne er der Kaiserin gar nicht darüber berichten. Nur schwer gelang es Breteuil, ihn wieder etwas zu beschwichtigen; bis jedoch die Vorlesung der ganzen Depesche beendigt war, hatte Kaunitz seine frühere Ruhe vollständig wieder gewonnen. Er sagte nur, es sei nutzlos, Verträge zu schließen, wenn die Auslegung der durch dieselben festgestellten Verpflichtungen hinterher ganz willkürlich geschehe[341]).

Schon vor diesem Gespräche zwischen Kaunitz und Breteuil hatte Maria Theresia der Hoffnung, in einem etwaigen Kriege gegen

Preußen Frankreichs werkthätigen Beistand zu erlangen, so ziemlich entsagt. Breteuil behauptet, die Kaiserin habe ihn von nun an kaltsinnig behandelt und den Verkehr mit ihm vermieden, während von Seite Josephs das Gegentheil geschehen sei[542]). Aus den von ihr selbst herrührenden Aufzeichnungen wissen wir jedoch, daß sie Breteuil keineswegs grollte. Anfangs habe er zwar, schrieb sie an Mercy, seine Erklärungen mit gar zu viel Wärme vorgebracht, aber seither sei er hievon wieder zurückgekommen und benehme sich tadellos. Ja er habe trotz der Lebhaftigkeit seines Wesens die starke Sprache, die man gegen ihn geführt, sich ruhig gefallen lassen.

In dem Briefe, in welchem Maria Theresia in solchem Sinne über Breteuil sich aussprach, belobte sie sich auch der Haltung des französischen Gesandten in Regensburg, Marquis Bombelles. Um so schärferen Tadel erfuhr ihrerseits diejenige des französischen Geschäftsträgers in München, Grafen Marbois. Die Kaiserin stellte ihn als den Mittelpunkt der Bestrebungen hin, welche von dort aus gegen die Verwirklichung der Absichten Oesterreichs gerichtet waren[543]).

Wer die damaligen Vorgänge in Baiern beobachtet, wird leicht einer doppelten, sich gerade entgegengesetzten Strömung gewahr werden. Mit der einen gingen alle diejenigen, welche mit dem Kurfürsten Karl Theodor und seinen pfälzischen Rathgebern eine gütliche Vereinbarung mit Oesterreich über das Ausmaß und die Wahl der ihm zu überlassenden, bisher baierischen Gebietstheile zu Stande bringen wollten. Zu der anderen aber bekannten sich die Gegner jeder Abtretung baierischen Gebietes an Oesterreich, und deren Anzahl war natürlicher Weise im Lande selbst eine überaus große. Ja sie gewann, man muß es sagen, von Tag zu Tag mehr Boden, und ihre Bemühungen brachten es binnen kurzer Zeit dahin, daß Karl Theodor selbst allmälig zu zweifeln begann, ob der von ihm eingeschlagene Weg auch wirklich der richtige sei.

In dieser Stimmung des Kurfürsten wird die Erklärung der gewiß auffallenden Erscheinung zu suchen sein, daß während er selbst von allem Anfange an eine Vereinbarung mit Oesterreich gewünscht

und sich zu diesem Ende bereit gezeigt hatte, dessen Ansprüche wenigstens theilweise anzuerkennen und sie im Wege des Gebietsaustausches zur Geltung gelangen zu lassen, er über die ihm hiezu von österreichischer Seite vorgelegten Entwürfe zu keinem Entschlusse zu bringen war.

Die Mißstimmung, welche man in Wien hierüber empfand, wurde durch die mehr als zweideutige Haltung des Herzogs Karl von Zweibrücken noch vermehrt. Anfangs hatte er, wohl um Lehrbach zu täuschen und ihm seine geheimen Verhandlungen mit dem Könige von Preußen noch besser zu verbergen, ihm durch Hofenfels den Wunsch aussprechen lassen, in die zwischen Oesterreich und Kurpfalz abgeschlossene Convention ausdrücklich aufgenommen und hiedurch ihrer Vortheile theilhaft zu werden[544]). Und als ihm wenige Tage später der Entschluß des Kaisers angekündigt wurde, ihm gleichfalls den Orden des Goldenen Vließes zu verleihen, erging er sich in Aeußerungen des lebhaftesten Dankes für diesen Beweis der kaiserlichen Huld. Schon waren Tag und Stunde zur feierlichen Uebergabe der Decoration, welche durch den Kurfürsten vollzogen werden sollte, bestimmt, und wie wenigstens Lehrbach berichtet, freute sich der Herzog auf diesen Moment und versuchte schon im voraus mit allen Zeichen unverkennbaren Behagens das neue Ordensband zu tragen. Da trat plötzlich, und zwar in der Nacht vom 15. zum 16. Februar, bei ihm eine völlige Umstimmung ein. Am frühesten Morgen des letzteren Tages berief er Vieregg zu sich und kündigte ihm seinen Entschluß an, sich, so hoch er auch die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung schätze, hinsichtlich ihres Vollzuges einen Aufschub zu erbitten. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; in geheimnißvollen Ausdrücken bat er unablässig, ihm nur eine Frist von zwei Wochen zu gewähren, nach deren Ablauf er all dasjenige zu thun bereit sei, wodurch er sich dem Kurfürsten gefällig zu zeigen vermöchte. Am folgenden Tage, dem 17. Februar verließ er München und kehrte nach Zweibrücken zurück[545]).

Die Worte, mit denen Joseph seinem Bruder Leopold von diesen Vorgängen Kunde gab, sind ein Beweis, daß er die Bedeutung derselben

richtig beurtheilte. „Unsere Verhandlung über den Austausch in Baiern", schrieb er ihm am 26. Februar, „ist vollständig gescheitert und auch „der Herzog von Zweibrücken, der unserer Convention sich anzuschließen „und das goldene Vließ, das er kurz zuvor verlangt hatte, zu „empfangen bereit war, ist durch preußische Emissäre hievon wieder „abgebracht worden und nach Zweibrücken abgereist, ohne zu unter„zeichnen oder das Vließ anzunehmen; das ist unbegreiflich. Von „allen Seiten gewinnen die Dinge eine düstere Gestalt, aber man darf „darum doch den Muth nicht verlieren" [546]).

Wenn Joseph seinem Bruder gegenüber den Plan eines Gebietsaustausches in Baiern als gescheitert bezeichnete, so könnte man leicht auf den Gedanken gerathen, daß nun auch Karl Theodor sich gegen dieses ursprünglich von ihm selbst ausgegangene Project ablehnend verhalten hätte. Dem war jedoch keineswegs so: es mangelte dem Kurfürsten Angesichts der von allen Seiten auf ihn einstürmenden Vorstellungen nur die Kraft, zu einem Entschlusse zu gelangen. Aber es blieb Lehrbach nicht verborgen, daß es ihm am liebsten gewesen wäre, ganz Baiern gegen die österreichischen Niederlande zu vertauschen. Denn der Kurfürst behauptete, sichere Kunde davon zu haben, daß zu der Zeit, als Graf Chotek in Oesterreichs Namen Baiern verwaltete, die Einkünfte dieses Landes auf zehn Millionen gestiegen seien. Was einmal erreicht worden, sei auch für die Zukunft nicht unmöglich. Geschehe es aber, dann werde ein Erträgniß sich herausstellen, auf dessen Grundlage sich der Austausch Baierns gegen die Niederlande unschwer bewerkstelligen lasse [547]).

Diese Mittheilung Lehrbachs wurde denn auch durch die Antwort bestätigt, welche endlich Ritter, inzwischen nach Wien zurückgekehrt, am 4. März, somit gerade nach Verlauf eines Monates, auf die ihm am 4. Februar eingehändigte österreichische Denkschrift ertheilte. Laut ihres Inhaltes stimmte der Kurfürst den Principien, die man von österreichischer Seite den Austauschverhandlungen zu Grunde legen wollte, vollkommen bei. In seinem Namen wurde ferner erklärt, daß auch er den Austausch, welcher ganz Baiern und die Obere Pfalz

umfasse, als den erwünschtesten und natürlichsten, ja als den einzigen betrachte, durch welchen die ganze Angelegenheit so rasch und so glücklich als nur immer möglich beigelegt werden könnte. Es wäre ihm daher auch die Beseitigung der dagegen obwaltenden Bedenken äußerst willkommen, und er glaube, dieß ließe sich durch folgende Betrachtungen erreichen.

Schon zur Zeit des Abschlusses des Friedens von Baden sei der Austausch der österreichischen Niederlande gegen Baiern, ja sogar ohne die Oberpfalz in Vorschlag gebracht worden; man habe somit damals nicht geglaubt, daß ihr Erträgniß in einem gar nicht auszugleichenden Mißverhältnisse stehe. Für Oesterreich komme übrigens nicht dieses Erträgniß allein, sondern auch noch der Umstand in Betracht, daß sein Handel durch die schiffbaren Flüsse, die Donau, den Inn, die Iser und den Lech, welche alle künftighin in den Bereich seiner Macht gezogen würden, einen Aufschwung erhielte, der mit der Zeit weit höher als ein jetziges Mehreinkommen von einer Million zu veranschlagen wäre. Für das ganze deutsche Reich aber würde es von äußerster Wichtigkeit sein, daß der Vergrößerungsbegierde des brandenburgischen Hauses eine Schranke gezogen werde. Denn wenn letzteres demnächst in den Besitz von Ansbach und Bayreuth gelange, werde es sich in Franken immer weiter ausdehnen wollen und hieran durch nichts gehindert werden können, als wenn die Obere Pfalz sich in den Händen Oesterreichs befinde. Im Falle des Gegentheiles aber würde Preußen dieselbe allmälig verschlingen. Und was die Tractate mit fremden Mächten und die Hindernisse betreffe, die von ihrer Seite gegen die Abtretung der Niederlande etwa erhoben werden würden, so könne der Kurfürst auch hierin keine unübersteigliche Schwierigkeit erkennen. Die Verträge könnten fortbestehen und der Nachfolger im Besitze der Niederlande in die Rechte und Pflichten des Vorgängers eintreten; die fremden Staaten aber würden wohl lieber das kurpfälzische Haus als das weit mächtigere Oesterreich zum Nachbar haben wollen. Ja es sei vorherzusehen, daß sie sich einem solchen Austausche weniger als einer bloß einseitigen Vergrößerung Oesterreichs durch Erwerbung baierischer Gebietstheile entgegensetzen würden.

Während er mit solcher Lebhaftigkeit für dieses Tauschproject eintrat, verwarf der Kurfürst dasjenige, welches von österreichischer Seite besonders hervorgehoben worden war, und zwar wegen Unzulänglichkeit der ihm für Ober- und Niederbaiern angebotenen Aequivalente. Vermöge man sich jedoch zur Annahme eines dieser beiden Projecte nicht zu entschließen, dann bleibe wohl nichts Anderes übrig, als sich in die unangenehme Nothwendigkeit zu fügen, es bei der dermaligen österreichischen Besitzergreifung, obgleich sowohl zum Nachtheile des Kaiserhofes als zu unberechenbarem Schaden des Kurfürsten und des baierischen Landes bewenden zu lassen.

Schon ist der Gesichtspunkte Erwähnung geschehen, in Anbetracht deren man in Wien den Eintausch ganz Baierns und der Oberpfalz gegen die Niederlande weder für wünschenswerth noch für durchführbar hielt. Insbesondere war es Maria Theresia, welche diesem Projecte eifrigst widerstrebte, während Joseph, wie man aus einem seiner Briefe an Leopold erfährt, unschlüssig gewesen zu sein scheint. „Glaubst Du", schrieb er ihm damals, „daß eine Vertauschung unserer Niederlande „gegen ganz Baiern sammt der Oberpfalz und Allem was dazu „gehört, möglich und passend sein würde? Der Fall ist schwierig und „verdient, daß Du über ihn nachdenkst. Die Einkünfte der Nieder „lande würden diejenigen Baierns, so glaube ich, um eine Million „übersteigen, aber man könnte dieß durch aufzunehmende Anleihen „ausgleichen" [548]).

So wie seine Mutter erklärte sich jedoch auch Leopold mit ganz besonderer Lebhaftigkeit dagegen, daß die Niederlande für Baiern aufgegeben würden [549]). Aber es bedurfte gar nicht der Abmahnung des Großherzogs, sondern der Widerstand der Kaiserin genügte, um es zu verhindern, daß man dem Wunsche des Kurfürsten, die Niederlande zu erhalten, willfährig entgegenkam. Um ihn von demselben abzubringen, nahm man in Wien Zuflucht zu einem Vorschlage, der immerhin etwas abenteuerlich erscheint. Man bot dem Kurfürsten die neu erworbenen Königreiche Galizien und Lodomerien als Austauschobject an [550]), aber man erhielt von ihm, wie wohl hätte voraus-

gesehen werden können, eine ablehnende Antwort. Karl Theodor nahm jedoch aus der Mittheilung, welche ihm hierüber gemacht wurde, erneuerten Anlaß zu der Erklärung, daß er von all den aufgetauchten Planen demjenigen, der ihm Hoffnung auf den Besitz der Niederlande gewähre, bei weitem den Vorzug gebe [551]).

Man sieht wohl wie gering die Aussicht war, daß es zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz zu einer Verständigung über den von beiden Seiten gewünschten Austausch komme, denn jeder Theil hielt an dem von ihm gehegten, dem anderen aber unannehmbar erscheinenden Lieblingsprojecte fest. Obgleich die Verhandlungen, die man zur Erzielung eines Ausgleiches pflog, nicht abgebrochen wurden, führten sie doch zu keinem Resultate, und es schien dabei bleiben zu sollen, daß man es bei der österreichischen Besitzergreifung baierischer Gebietstheile bewenden ließ und nur nach bloß localen Vertauschungen strebte, welche beiden Staaten eine passende Gebietsabrundung so wie eine sichere und ununterbrochene Grenze verschafft hätten. Da aber der Kurfürst diesen Ausweg als einen ihm selbst sehr unwillkommenen und für Baiern höchst nachtheiligen bezeichnet hatte, so kann man wohl denken, wie gering seine eigene Willfährigkeit und diejenige der baierischen Behörden in allen Verhandlungen war, die sich auf diese Verhältnisse bezogen.

Die letzteren werden in zweifacher Richtung ins Auge gefaßt werden müssen. Entweder wurden sie durch Meinungsverschiedenheiten über Oesterreichs Berechtigung zur Occupation einzelner baierischer Districte und Ortschaften, oder sie wurden durch die Berührungen veranlaßt, in welche die von österreichischer Seite eingesetzte Administration der einstweilen in Besitz genommenen Landstriche nothgedrungen mit den Behörden und den Bewohnern der benachbarten baierischen Districte gerieth. Weder in der einen noch in der anderen Beziehung kann hier auf eine ausführlichere Darstellung desjenigen, was zwischen beiden Höfen verhandelt wurde oder sonst geschah, eingegangen werden, so nahe die Versuchung auch liegen mag, über diese bisher noch niemals näher beleuchteten Ereignisse klareres Licht zu verbreiten. N

wird gesagt werden dürfen, daß in ersterer Hinsicht der Meinungszwiespalt dadurch hervorgerufen wurde, daß man von baierischer Seite behauptete, Oesterreich sei nur zur Occupation derjenigen Ortschaften und Districte berechtigt, welche in dem Receſſe vom Jahre 1353 ausdrücklich angeführt seien. In Wien hingegen bestritt man zwar nicht, daß dieser Receß die Grundlage der geschehenen Besitzergreifung bilde, aber man hob doch hervor, daß in dem Receſſe überhaupt nur die beträchtlicheren Ortschaften und diejenigen genannt wurden, deren Bezeichnung zur Grenzbestimmung nothwendig war. Die kleineren und dazwischen liegenden Ortschaften müßten, wenn auch nicht namentlich angeführt, doch als zur ganzen Umgegend gehörig angesehen werden [552]).

Um es jedoch hierüber zu keinem ernsteren Zwiespalte kommen zu lassen, war man in Wien nicht nur hinsichtlich der Punkte, in denen die baierische Reclamation begründet erschien, zur Nachgiebigkeit bereit [553]), sondern man sandte zur Herbeiführung einer freundschaftlichen Verständigung den Freiherrn Ludwig von Lehrbach, einen Neffen des kaiserlichen Gesandten in München, dorthin ab. Er galt für einen mit historischen und juristischen Dingen wohl vertrauten Mann [554]), und er sollte eine aufmerksame Prüfung der Documente vornehmen, auf deren Basis man von baierischer Seite die von Oesterreich vorgenommene Occupation verschiedener Ortschaften als unberechtigt darstellte. Insofern aber in München behauptet wurde, nicht Baiern, sondern Oesterreich liege die Pflicht der Beweisführung ob, so wurde Lehrbach beauftragt, zur Erhärtung des Gegentheils sich nicht nur auf den klaren Wortlaut der Convention vom 3. Jänner, sondern auch auf die Natur der Sache zu berufen. Denn nur die baierischen und nicht die österreichischen Archive vermöchten über die Einzelnheiten der im Jahre 1353 vorgenommenen Landestheilung Aufschluß zu gewähren.

Um die gegenseitige Verständigung über einen Austausch zu erleichtern, wurde der jüngere Lehrbach beauftragt, sich diejenigen Finanz-, Cameral- und landschaftlichen Rechnungen vorlegen zu lassen, aus denen man verläßliche Nachricht über die Einkünfte der baierischen

Länder und über die auf ihnen haftenden Lasten zu erlangen vermöchte. Vor Allem sei zu versuchen, eine genaue Uebersicht sämmtlicher Einkünfte des verstorbenen Kurfürsten und aller den Landständen überlassenen Gefälle zu erhalten. Sei dieß nicht möglich, dann bleibe nichts übrig, als das Erträgniß jedes Cameral- und landschaftlichen Gefälles und den Betrag der etwa hierauf haftenden Lasten insbesondere zu erheben. Hieraus gehe hervor, daß Lehrbach sich auch über das baierische Schuldenwesen sorgsam zu unterrichten und der Ursache nachzuforschen habe, weßhalb die Durchführung des vor einigen Jahren angenommenen Tilgungsplanes ins Stocken gekommen sei. Schließlich wurde ihm bemerkt, daß die Behauptung, die Einkünfte Baierns hätten sich unter der letzten österreichischen Administration auf zehn Millionen Gulden belaufen, nur dann einer gewissen Begründung nicht entbehre, wenn die ganze Zeitdauer dieser Administration ins Auge gefaßt werde; für ein Jahr hingegen ergebe sich nicht die Hälfte der erwähnten Summe. Und wenn man sich von baierischer Seite auf die Berichte des Grafen Johann Chotek als auf Beweise dieser Angabe berufe, so möge man nicht vergessen, daß Chotek nur in der Oberen Pfalz, Graf Goëß aber in Baiern die Administration geführt habe [555]).

„Der Gedanken ist vortrefflich", hatte Kaunitz geantwortet [556]), als ihm wahrscheinlich von Seite des Hofrathes von Spielmann der Vorschlag zur Absendung des jüngeren Lehrbach nach München gemacht wurde. Die Erwartungen, welche demzufolge der Staatskanzler von dieser Mission hegte, gingen jedoch keineswegs in Erfüllung. Allerdings fand Lehrbach sowohl bei dem Kurfürsten als seinen Ministern sehr zuvorkommende Aufnahme [557]), und er konnte auch manche werthvolle Erkundigung einziehen. So sagte ihm Freiherr von Hompesch, welchem Karl Theodor die Leitung des baierischen Finanzwesens übertragen hatte, daß die Einkünfte von Ober- und Niederbaiern, welche sich gegenwärtig auf fünf Millionen beliefen, durch musterhafte Verwaltung wohl auf sieben Millionen gesteigert werden könnten. Den Truppenstand gab er auf fünfzehntausend Mann an, wovon freilich kaum dreitausend streitbar unter Gewehr standen. Diese kleine Armee zählte nicht weniger als neun und dreißig Generale.

Interessant werden die wenigen Berichte, welche wir von dem jüngeren Lehrbach besitzen, durch die Streiflichter, die sie auf die damals in Baiern herrschende Stimmung werfen. Seinen Wahrnehmungen zufolge war eigentlich Alles gegen eine Zerstücklung Baierns, und auch diejenigen, welche dem Kaiserhofe anhingen, waren der Meinung, Baiern könne ohne die von Oesterreich occupirten Gebietstheile nicht fortbestehen. Sie wünschten daher, ganz Baiern möge unzertrennt an Oesterreich fallen, und sehr namhafte Männer, wie die Minister Grafen Seinsheim und Königsfeld, der General Wahl gehörten zu dieser Partei[558]). Seinsheim rühmte sich Lehrbach gegenüber, daß er seinen einzigen Sohn nach Straubing gesendet habe, um für seine im dortigen Landestheile gelegenen Besitzungen dem Hause Oesterreich die Huldigung zu leisten. Hingegen standen der Oberststallmeister Graf Daun und der Oberhofmarschall Graf Tattenbach an der Spitze der entgegengesetzten Partei; insbesondere war der Letztere in steter und inniger Verbindung mit Oesterreichs Hauptfeindin, der Herzogin Marianne[559]).

Wie dem übrigens auch sein mochte, in der Sache, auf welche Lehrbachs Absendung eigentlich berechnet war, führte sie zu keinem Resultate. Die von ihm vorgenommene Prüfung des Theilbriefes von 1353 ergab zwar dessen Echtheit, an der ohnedieß Niemand gezweifelt hatte. Aber die Streitfrage, ob nur die darin benannten oder auch die dazwischen liegenden Ortschaften und Landgerichte in den Bereich der österreichischen Occupation gezogen werden dürften, wurde auch jetzt nicht entschieden. Und da Lehrbach um Mittheilung jenes älteren Theilbriefes vom Jahre 1349 bat, dessen Aettenkhover in seiner Geschichte der baierischen Herzoge unter Anführung seines Aufbewahrungsortes im baierischen Archive erwähnt[560]), weil hieraus ein Verzeichniß der dem Herzoge Johann zugefallenen Landstriche zu entnehmen sein werde, wurde das Vorhandensein eines solchen Documentes beharrlich geleugnet. Ja Lehrbach versichert, daß nicht nur Aettenkhovers Buch, sondern auch alle sonstigen Werke und Register, aus denen Nachrichten über die streitigen Gebietstheile und Beschreibungen derselben entnommen werden konnten, auf Anstiften der Herzogin Marianne aufgekauft worden seien[561]).

Gebietstheile zu hintertreiben sich bemühten, erwiesen sich jedoch auch die kurfürstlichen Anordnungen machtlos. Insbesondere waren es die Hofräthe Obermayer und Lori, denen man, wenn auch ihr Verfahren in den damaligen Berichten der beiden Lehrbach als ein von ganz besonderer Bosheit eingegebenes hingestellt wird, die Anerkennung nicht versagen darf, daß sie mit echtem Mannesmuthe sich der Durchführung von Planen widersetzten, welche sie als ihrem Vaterlande nachtheilig ansahen. So ist von Einem aus ihnen, von Obermayer die Aeußerung verzeichnet, er werde sich, wenn auch sein Haupt unter dem Beile des Henkers fallen sollte, aus Vaterlandsliebe dem unterwerfen; nie aber werde er von seinen Grundsätzen abgehen [564]).

Diese Grundsätze waren es jedoch, welche ihm und dem ihm gleichgesinnten Lori geboten, auf jede nur immer mögliche Weise eine Verständigung mit Oesterreich zu hintertreiben. Waren die Winkelzüge, deren sie sich hiezu bedienten, auch an und für sich nicht immer gerade lobenswerther Art, so mag dieß damit entschuldigt werden, daß ihnen andere Hülfsmittel nicht zur Verfügung standen. So suchten sie jetzt unter den verschiedensten Vorwänden die Befolgung des kurfürstlichen Befehles zu umgehen und brachten es zu Wege, daß immer wieder der Streit über die Frage erneuert wurde, wer den Beweis zu führen habe, und ob, wenn dieß schon durchaus von baierischer Seite geschehen sollte, hiezu nicht der Theilbrief von 1353 genüge. Nach achtwochentlichem Aufenthalte in München mußte der jüngere Lehrbach anzeigen, daß ihm außer diesem kein anderes Document mehr vorgelegt worden sei [565]). Er glaube nun nicht mehr, fügte er wenige Tage später hinzu, daß seine Mission von irgend einem günstigen Resultate begleitet sein werde, und das um so weniger, als sich auch der Kanzler von Kreittmayr, der sich des vollsten Zutrauens des Kurfürsten erfreue, den österreichischen Absichten wenig geneigt zeige [566]). Diese letztere Bemerkung wurde später dahin erläutert, daß auch Kreittmayr zu denen gehöre, welche zwar einer Theilung Baierns eifrig widerstrebten, aber eine Erwerbung des ganzen Landes durch Oesterreich aufs lebhafteste wünschten und hiezu so viel als nur immer in ihren Kräften lag, beizutragen bereit wären [567]).

So wie Lehrbach selbst, so versprach sich auch Kaunitz nichts mehr von dessen längerem Verbleiben in München. Er ließ daselbst erklären, daß bei der Art, in der von baierischer Seite das Grenzgeschäft behandelt werde, auf eine rasche und befriedigende Durchführung desselben in gar keiner Weise gehofft werden dürfe. Man habe erwartet, daß die in München niedergesetzte Commission aus Grundbüchern, Steuerkatastern, Registern und ähnlichen Documenten die Beweise führen werde, auf welche ihre verschiedenen Rückstellungsbegehren gegründet seien. Da dieß jedoch von baierischer Seite nicht geschah und dadurch das bisherige Verfahren erfolglos blieb, glaube man von demselben abgehen zu sollen. Die obschwebenden Streitfragen könne man übrigens nicht unentschieden lassen; man trage daher auf Zustandebringung eines Compromisses an. Zu diesem Ende sollten von baierischer Seite alle von dort aus erhobenen Rückstellungsforderungen aufgezählt, die beweisenden Urkunden vorgelegt, die etwaigen Einreden Oesterreichs abgewartet und dann binnen kürzester Frist die Entscheidung gefällt werden. Der jüngere Lehrbach wurde zwar nicht förmlich abberufen, jedoch beauftragt, unter dem Vorwande, über verschiedene Gegenstände mündlichen Bericht erstatten zu müssen, nach Wien zurückzukehren [568]).

Die Ankündigung der bevorstehenden Abreise Lehrbachs brachte sowohl auf den Kurfürsten als auf dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Freiherrn von Vieregg, einen peinlichen Eindruck hervor. Sie erbaten sich nur eine sehr kurze Frist, um endlich die Urkunden, aus denen nähere Aufklärung zu schöpfen sei, vorlegen zu können. Den Vorschlag eines Compromisses lehnten sie jedoch ab, indem sie noch eher mit dem Kaiserhofe allein, als durch Einmischung eines Dritten ins Reine zu kommen hoffen dürften [569]).

Die letztere Erklärung war auch in der schriftlichen Mittheilung enthalten, welche hierüber dem Gesandten von Lehrbach von der baierischen Regierung zuging. Aber sie stellte darin neuerdings die Behauptung auf, daß sie ihrer vertragsmäßigen Verpflichtung zur Beweisführung schon durch Vorlage des Theilungsbriefes von 1353

vollauf genügt habe. Um sich jedoch den Wünschen Oesterreichs so willfährig als nur immer möglich zu erweisen, habe der Kurfürst angeordnet, dem Freiherrn von Lehrbach alle Documente, deren man in so kurzer Zeit habhaft werden könnte, theils im Original und theils in beglaubigter Abschrift vorzulegen. Aber ausdrücklich erklärte man, daß solches hinsichtlich der in dem Theilungsbriefe nicht namentlich angeführten Orte und Districte nicht aus Pflicht, sondern nur aus besonderer Rücksicht auf Oesterreich und in der Absicht geschehe, nichts zu vernachlässigen, woraus irgendwelche bessere Information geschöpft werden könnte [570]).

Die endlich von baierischer Seite an den Tag gelegte Willfährigkeit trug jetzt, und zwar gerade für Baiern willkommene Früchte. Dem ihm ertheilten Auftrage zufolge kehrte Ludwig Lehrbach in der ersten Hälfte des Juni 1778 nach Wien zurück, und hier wurden nun die ihm aus München mitgegebenen Beweisstücke einer aufmerksamen, und zur Ehre Oesterreichs darf es gesagt werden, auch einer unparteiischen Prüfung unterzogen. Noch war der Monat Juni nicht zu Ende gegangen, als schon Kaunitz der Kaiserin berichtete, die angestellte Untersuchung habe ergeben, daß das Pfleggericht Riedenburg und Stadt am Hof, das Pfleggericht Altmannstein, das Gericht Wetterfeld in der Oberen Pfalz, die Herrschaft Abensberg, das Pfleggericht Rothenburg und das Gericht Teisbach an Baiern zurückzugeben seien. Da aber um der Arrondirung und sonstiger Vortheile willen die Beibehaltung der Gerichte Stadt am Hof und Rothenburg für Oesterreich äußerst erwünscht wäre, könnte bei Zurückstellung der übrigen darauf angetragen werden, diese zwei Gerichte gegen das an der Spitze von Baiern gelegene Amt Dietfurt zu erwerben [571]).

Maria Theresia aber antwortete hierauf mit eigener Hand:

„stadt an hoff und rotenburg, sobald sie wie die obern bewisen „sind, gahr nicht in question mehr zu setzen, umb so mehrers, als „fürsten bekant ist, das wegen reichstag es ville aufffsicht mache, mithin „wie die andern zuruckzustellen. wir können nicht genug uns halten, „was die stricte biligkeit ist und was durch die convention ver-

So wie Lehrbach selbst, so versprach sich auch Kaunitz nichts mehr von dessen längerem Verbleiben in München. Er ließ daselbst erklären, daß bei der Art, in der von baierischer Seite das Grenzgeschäft behandelt werde, auf eine rasche und befriedigende Durchführung desselben in gar keiner Weise gehofft werden dürfe. Man habe erwartet, daß die in München niedergesetzte Commission aus Grundbüchern, Steuerkatastern, Registern und ähnlichen Documenten die Beweise führen werde, auf welche ihre verschiedenen Rückstellungsbegehren gegründet seien. Da dieß jedoch von baierischer Seite nicht geschah und dadurch das bisherige Verfahren erfolglos blieb, glaube man von demselben abgehen zu sollen. Die obschwebenden Streitfragen könne man übrigens nicht unentschieden lassen; man trage daher auf Zustandebringung eines Compromisses an. Zu diesem Ende sollten von baierischer Seite alle von dort aus erhobenen Rückstellungsforderungen aufgezählt, die beweisenden Urkunden vorgelegt, die etwaigen Einreden Oesterreichs abgewartet und dann binnen kürzester Frist die Entscheidung gefällt werden. Der jüngere Lehrbach wurde zwar nicht förmlich abberufen, jedoch beauftragt, unter dem Vorwande, über verschiedene Gegenstände mündlichen Bericht erstatten zu müssen, nach Wien zurückzukehren [563]).

Die Ankündigung der bevorstehenden Abreise Lehrbachs brachte sowohl auf den Kurfürsten als auf dessen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Freiherrn von Vieregg, einen peinlichen Eindruck hervor. Sie erbaten sich nur eine sehr kurze Frist, um endlich die Urkunden, aus denen nähere Aufklärung zu schöpfen sei, vorlegen zu können. Den Vorschlag eines Compromisses lehnten sie jedoch ab, indem sie noch eher mit dem Kaiserhofe allein, als durch Einmischung eines Dritten ins Reine zu kommen hoffen dürften [564]).

Die letztere Erklärung war auch in der schriftlichen Mittheilung enthalten, welche hierüber dem Gesandten von Lehrbach von der baierischen Regierung zuging. Aber sie stellte darin neuerdings die Behauptung auf, daß sie ihrer vertragsmäßigen Verpflichtung zur Beweisführung schon durch Vorlage des Theilungsbriefes von 1353

Herzens geleistet wurde. Um so weniger war dieß der Fall, als man über die Dauer und die Ausdehnung des neuen Besitzstandes sich gleichfalls in großer Unwissenheit befand und es als leicht möglich betrachtete, daß irgend ein District, der heute veranlaßt wurde, der Kaiserin den Unterthanseid zu leisten, morgen schon in Folge der von München aus erhobenen Reclamationen oder wegen anderer Ursachen wieder unter baierische Herrschaft zurückkehren könnte.

Es lag in der Natur der Sache, daß Kreßl, um in seiner ganz eigenthümlichen Lage keinen folgenschweren Mißgriff zu begehen, zahlreiche Anfragen nach Wien gelangen ließ, deren Beantwortung ihm eine Richtschnur sein sollte für das von ihm zu beobachtende Verfahren. Es möge gestattet sein, hier nur eine derselben zu erwähnen, weil sie von allgemeinerem Interesse ist und gleichzeitig charakteristische Aeußerungen der Personen veranlaßte, in deren Händen die Entscheidung gelegen war. Auf den 23. März hatte Kreßl zu Straubing die Huldigung der niederbaierischen Stände ausgeschrieben, die letzteren verlangten jedoch, daß wie es seit Jahrhunderten gebräuchlich war, gleichzeitig die landesfürstliche Bestätigung ihrer Freiheiten und „wohlhergebrachten Gewohnheiten" erfolge. Schon im voraus war Kreßl angewiesen worden, ihnen zu erklären, daß man ihre Freiheiten, wenn sie die Urkunden über dieselben vorgelegt haben würden, insoweit zu bestätigen bereit sei, als solches die Umstände und das eigene Wohl des Landes mit sich brächten. Kaunitz war aber jetzt der Ansicht, daß eine wirkliche und vorläufige, wenn auch nur allgemein lautende Bestätigung dieser Freiheiten räthlicher erscheine. Denn man wisse ja, daß sie größtentheils mit denen der österreichischen Stände übereinstimmten. Von siebzehn Kaisern und zuletzt noch von Karl VI. seien sie bekräftigt worden und außerdem sei es hier nicht um ein durch Kriegsrecht occupirtes Land, sondern um ein solches zu thun, in welches die Nachfolge durch eine kaiserliche Belehnung herbeigeführt werde. Die gewünschte Bestätigung würde zur Beruhigung der Gemüther nicht wenig beitragen und sie könnte auch aus dem Grunde nie von wesentlichem Nachtheile sein, weil künftighin doch Alles von ferneren Verhandlungen mit den Ständen und der Auslegung ab

„sprochen worden. wollen wir von unsern antheil, als wie marckt „viechhoffen ist, zurucklassen wegen convenientz, so habe nichts dagegen, „aber kein stuck wisen von nieder bayern behalten, was nicht bewisen „worden. weillen aber diser so weitlaüffige convolut in denen jetzigen „umbständen Kaysers May. nicht anzumuthen ist zu durchgehen, er „auch niemand bey der armee hat, der ihme selbes vorlesen oder „raportirn kunte, so wäre nur ein gantz kurtzer auszug zu machen „jener ämbter, die lehrbach nach der convention bilig gefunden zuruck- „zustellen, wie seine meinung lautet, welcher der fürst beystimt, aus- „genommen was ich wegen stadt an hoff und rottenburg gesetzt, ohne „weitere negociation darüber als recht und bilig wie die andern gleich „zuruckstellen, auch keinen weitern verschub wegen selber mehr aus- „setzen, sondern es khlar churpfalz declarirn sollen. es ligt alles an „der Zeit, das pfaltz beybehalten werde und unser zusage rein befolgt „werde. in übrigen allen verstanden."

So unzweideutig nun auch die Kaiserin ihren Willen wegen Zurückstellung der erwähnten Districte an Baiern kundgab, so finden wir doch nicht, daß die ihrem Befehle entsprechende Mittheilung an den Kurfürsten von der Pfalz, der inzwischen nach Mannheim zurückgekehrt war, gerichtet worden wäre. Es scheint vielmehr, daß Maria Theresia einen so wichtigen Schritt ohne Einwilligung des Kaisers nicht thun wollte [372]), und daß Letzterer entweder im Drange der Kriegsereignisse nicht dazu kam oder es absichtlich vermied, eine Entscheidung zu treffen. Daher erging auch, wie es scheint, kein weiterer Auftrag hierüber an den Freiherrn von Kreßl, in dessen Händen noch immer die Verwaltung der von österreichischer Seite occupirten baierischen Gebietstheile lag.

Kreßls an und für sich schon ungemein schwierige Stellung wurde durch das Schwankende der neuen Besitzverhältnisse zu einer noch viel peinlicheren gemacht. Man kann wohl denken, wie schwer es war, einer jeder Aenderung abgeneigten Bevölkerung gegenüber eine neue Herrschaft einzuführen, und welchen Werth eine Huldigung besaß, welche, obgleich nicht gerade gezwungen, doch auch nicht freudigen

Herzens geleistet wurde. Um so weniger war dieß der Fall, als man über die Dauer und die Ausdehnung des neuen Besitzstandes sich gleichfalls in großer Unwissenheit befand und es als leicht möglich betrachtete, daß irgend ein District, der heute veranlaßt wurde, der Kaiserin den Unterthanseid zu leisten, morgen schon in Folge der von München aus erhobenen Reclamationen oder wegen anderer Ursachen wieder unter baierische Herrschaft zurückkehren könnte.

Es lag in der Natur der Sache, daß Kreßl, um in seiner ganz eigenthümlichen Lage keinen folgenschweren Mißgriff zu begehen, zahlreiche Anfragen nach Wien gelangen ließ, deren Beantwortung ihm eine Richtschnur sein sollte für das von ihm zu beobachtende Verfahren. Es möge gestattet sein, hier nur eine derselben zu erwähnen, weil sie von allgemeinerem Interesse ist und gleichzeitig charakteristische Aeußerungen der Personen veranlaßte, in deren Händen die Entscheidung gelegen war. Auf den 23. März hatte Kreßl zu Straubing die Huldigung der niederbaierischen Stände ausgeschrieben, die letzteren verlangten jedoch, daß wie es seit Jahrhunderten gebräuchlich war, gleichzeitig die landesfürstliche Bestätigung ihrer Freiheiten und „wohl-„hergebrachten Gewohnheiten" erfolge. Schon im voraus war Kreßl angewiesen worden, ihnen zu erklären, daß man ihre Freiheiten, wenn sie die Urkunden über dieselben vorgelegt haben würden, insoweit zu bestätigen bereit sei, als solches die Umstände und das eigene Wohl des Landes mit sich brächten. Kaunitz war aber jetzt der Ansicht, daß eine wirkliche und vorläufige, wenn auch nur allgemein lautende Bestätigung dieser Freiheiten räthlicher erscheine. Denn man wisse ja, daß sie größtentheils mit denen der österreichischen Stände übereinstimmten. Von siebzehn Kaisern und zuletzt noch von Karl VI. seien sie bekräftigt worden und außerdem sei es hier nicht um ein durch Kriegsrecht occupirtes Land, sondern um ein solches zu thun, in welches die Nachfolge durch eine kaiserliche Belehnung herbeigeführt werde. Die gewünschte Bestätigung würde zur Beruhigung der Gemüther nicht wenig beitragen und sie könnte auch aus dem Grunde nie von wesentlichem Nachtheile sein, weil künftighin doch Alles von ferneren Verhandlungen mit den Ständen und der Auslegung abhänge,

welche der Anerkennung ihrer Freiheiten gegeben werden würde. Kaunitz stellte daher den Antrag, Kreßl sei zu ermächtigen, durch ein Patent öffentlich kund zu thun, daß die Kaiserin die bisher bestätigten ständischen Freiheiten und wohlhergebrachten Gewohnheiten auch ihrerseits vorläufig, jedoch nur mit dem ausdrücklichen Vorbehalte bekräftige, daß die Stände sich angelegen sein lassen würden, binnen zwei Monaten nach der Huldigung die Urkunden über ihre Privilegien zur Prüfung vorzulegen [573]).

Joseph aber, von jeher ein Feind jeder ständischen Staatseinrichtung, war ganz anderer Meinung. „Die Nota des fürsten von „Kaunitz", schrieb er seiner Mutter, „wegen bestättigung der privilegien „bey der Huldigung für die stände in bayern, deren verwegener mis„brauch sattsam an Tag lieget, scheinet mir nicht räthlich auf diese „generale Arth. ich erachte, daß man hinzusetzen solle, daß Ihre „Majestät selbe so wie ihre übrige Erbländische unterthänige stände „in allen behandlen werden. dieses ist dasjenige, was ich hier zu „erinnern erachte" [574]).

Die Kaiserin stimmte dem Gutachten ihres Sohnes bei, nur befahl sie, daß nicht, wie Joseph gemeint hatte, von den Ständen die Worte „erbländisch-unterthänig" gebraucht, sondern daß sie, wenn es überhaupt nöthig wäre, von ihnen zu reden, die „österreichischen" Stände genannt würden.

Es scheint jedoch daß Kaunitz, und wahrscheinlich mag dieß mündlich geschehen sein, der Kaiserin Vorstellungen gegen die Bedenken machte, welche Joseph gegen die Bestätigung der Freiheiten der baierischen Stände erhoben hatte. Das wirklich an Kreßl abgesendete Rescript entspricht wenigstens genau dem Antrage, welcher ursprünglich von Kaunitz gestellt worden war [575]). Die Huldigung der Stände ging denn auch an dem hiefür bestimmten Tage anstandslos vor sich.

Da es Oesterreich natürlicher Weise darum zu thun war, von den in Besitz genommenen baierischen Districten gleich von Anfang an Einkünfte zu beziehen, so konnte es nicht anders kommen, als daß

dieses Bestreben um so leichter Mißmuth in der Bevölkerung erregte, als sie durch die Lässigkeit, welche auch in dieser Beziehung unter dem verstorbenen Kurfürsten geherrscht hatte, ziemlich verwöhnt worden war. Aber wie sorgsam man von österreichischer Seite jede unbillige Bedrückung der Bevölkerung vermieden wissen wollte, geht daraus hervor, daß der Hofkammerrath von Hendel, einer der ersten Beamten bei der Administration in Straubing, trotz seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit von dort abberufen wurde, weil er durch hartes und heftiges Benehmen sich die allgemeine Abneigung zugezogen hatte[576]).

Konnte Oesterreich mit Karl Theodor von der Pfalz, es mochte um die Frage des Austausches im Ganzen und Großen oder nur in Bezug auf einzelne Districte sich handeln, nicht ins Reine gelangen, so war es bei den Verhandlungen mit Sachsen noch weniger glücklich. Für letzteres kam es hiebei zunächst auf nichts Anderes an, als den Weg zu betreten, auf welchem es eine möglichst ausgiebige Befriedigung seiner ungemein hoch gespannten Begehren zu erreichen hoffen konnte. Und außerdem handelte es sich für Sachsen auch noch darum, einer Erneuerung der Drangsale zu entgehen, die es während des siebenjährigen Krieges im Uebermaße zu erdulden gehabt hatte.

Was den ersteren Punkt anging, so ist es leicht zu begreifen, daß man von sächsischer Seite mehr zu erlangen glaubte, wenn man an Preußen als an Oesterreich sich anschloß. Der Kurfürst von der Pfalz, gegen welchen zunächst die Forderungen Sachsens sich richteten und der sie bisher ausweichend beantwortet hatte, stand ja in freundschaftlicher Verbindung mit Oesterreich, und es war nicht zu erwarten, daß ihn der Kaiserhof, dem selbst an dessen gutem Willen gelegen sein mußte, zur Gewährung der sächsischen Begehren irgendwie drängen werde.

Besser stand es dagegen um die Erwartungen, die man auf sächsischer Seite von Preußen hegen zu dürfen schien. König Friedrich war in gar keiner Weise genöthigt oder des Willens, auf den Kurfürsten von der Pfalz irgendwelche Rücksicht zu nehmen, und für eine Forderung an den Letzteren durfte man seines nachdrücklichen Beistandes so ziemlich gewiß sein. Aber noch viel schwerer fiel für den

Anschluß an ihn die Betrachtung ins Gewicht, daß Sachsen beim Ausbruche eines Krieges, wenn es zu Preußen sich hielt, weniger zu erdulden haben dürfte, als wenn es mit Oesterreich zusammenging. Wie hart, ja wie unmenschlich König Friedrich ein Land behandelte, wenn dessen Oberhaupt ihm feindlich gegenüber stand, davon hatte er während des siebenjährigen Krieges wahrhaft erschreckende Beweise gegeben. Ganz abgesehen von der gewiß wohlbegründeten Erwartung, daß man von Oesterreich, von einer Maria Theresia, einem Joseph nicht Gleiches zu befahren haben werde, mochten endlich auch militärische Erwägungen dafür sprechen, daß man bei einem Anschlusse an Preußen geringere Gefahr laufe, Sachsen in gleicher Weise, wie es im siebenjährigen Kriege zum Ruin des Landes der Fall war, neuerdings zum Kampfplatze gemacht zu sehen.

Freilich fehlte es beiden sich widersprechenden Betrachtungen gegenüber nicht an zahlreichen und gewichtigen Stimmen, welche für Beobachtung strenger Neutralität Sachsens in einem zwischen Oesterreich und Preußen etwa ausbrechenden Kriege sich erklärten. Allerdings wurde ihnen entgegnet, daß dann das kurfürstlich sächsische Haus, jeder mächtigen Unterstützung entbehrend, von vorneherein auf die Geltendmachung seiner Allodialforderungen an Baiern zu verzichten haben werde. Aber die Antwort lag nicht fern, daß die Kosten der Theilnahme am Kriege für Sachsen wohl größere sein würden, als der Betrag ausmache, den es durch Befriedigung seiner Allodialforderungen zu gewinnen vermöchte [577]).

Hierin mag eine der Hauptursachen gelegen gewesen sein, weßhalb man auch in Sachsen nur schwer zu einem definitiven Entschlusse zu gelangen vermochte. In Wien aber war es Joseph, der zuerst mit einem Plane hervortrat, von dessen Annahme er erwartete, daß es gelingen werde, den Kurfürsten von Sachsen ganz auf Oesterreichs Seite zu ziehen. In sechs Punkte theilte er die Versprechungen, welche zu diesem Ende dem Dresdner Hofe zu machen wären. Man solle dem Kurfürsten antragen, sein ganzes Armeecorps in österreichischen Sold zu nehmen und entweder seinen Oheim, den Herzog von Kur-

land, oder seinen Bruder, den Prinzen Anton zum österreichischen Feldzeugmeister zu ernennen. Bei einer etwaigen Vereinigung der sächsischen mit den österreichischen Truppen möge der Kurfürst auch die letzteren commandiren, wenn sie nicht zahlreicher als die sächsischen wären. Und wenn diese Armee über Dresden hinaus vordringen sollte, könnte das sächsische Armeecorps, um die Hauptstadt vor jeder Gefährdung zu decken, in dem Lager von Plauen verbleiben.

An diese auf die künftige Kriegführung sich beziehenden Zusagen schloß Joseph solche, welche die Geldforderungen Sachsens zum Gegenstande hatten. Zur Geltendmachung der letzteren möge man dem Kurfürsten Oesterreichs gute Dienste, allenfalls auch die Abtretung der Regredientrechte des Erzhauses auf den Allodialnachlaß des Kurfürsten Maximilian Joseph versprechen, ihm Aussicht eröffnen auf Befriedigung der noch vom letzten Kriege herrührenden Forderungen Sachsens, und endlich eine Uebereinkunft eingehen über die Abtretung der Jurisdictionsrechte der böhmischen Krone auf mehrere in Sachsen liegende Lehen.

So sollten nach Josephs Meinung die Anerbietungen lauten, durch welche der Kurfürst von Sachsen zum Anschlusse an Oesterreich vermocht werden könnte. Habe er schon eine Verabredung mit Preußen getroffen, dann werde er sie ausschlagen, wenn nicht, so könnten vielleicht der ruhige Besitz Dresdens, der ihm hiedurch zugesichert würde, die Erlangung anderer Vortheile und endlich die persönliche Neigung für Oesterreich, die man ihm zuschreibe, ihn zu deren Annahme bewegen. Ueberhaupt wäre es aber von sehr großem Nutzen, schon im voraus zu wissen, woran man mit ihm sei und welche Haltung er und sein Land bei einem etwaigen Kriege einnehmen würden. Sehr groß wären die Vortheile für Oesterreich, wenn Sachsen auf seine Seite sich stellen wollte. Noch viel größer aber wäre der Gewinn, den der König von Preußen aus einer Allianz mit Sachsen zu ziehen vermöchte. Außer der Vermehrung seiner Kriegsmacht käme er hiedurch in die Lage, Böhmen von drei Seiten her angreifen zu können. Oesterreich aber würde die Defensive außerordentlich erschwert.

Um den Anerbietungen Oesterreichs leichter Eingang bei dem Kurfürsten von Sachsen zu verschaffen und den Einflüsterungen seiner preußisch gesinnten Minister mit mehr Aussicht auf Erfolg zu begegnen, rieth Joseph dazu, sich der Vermittlung des Prinzen Albert zu bedienen [578]). Unverzüglich geschah dieß, doch beschränkte sich der Prinz vorläufig darauf, seinen Neffen, den Kurfürsten, der wohlwollendsten Gesinnung des Kaiserhofes und der ernstlichen Absicht desselben zu versichern, mit ihm zu einem für Sachsen vortheilhaften Uebereinkommen zu gelangen. Sei er noch frei von jeder anderen bindenden Verpflichtung, so möge er auf Verhandlungen eingehen, deren Ergebniß ohne Zweifel ihm und seinem Lande zu größtem Vortheil gereichen würden [579]).

So wie das Schreiben des Prinzen, so lautete auch die Antwort des Kurfürsten äußerst verbindlich. Aber er verschwieg doch nicht, daß während die Denkschriften, in denen er seine Allodialforderungen darlegte, in Paris und in Berlin die beste Aufnahme und die willfährigste Beantwortung gefunden hätten, dieß von Seite des pfälzischen Hofes in keiner Weise der Fall gewesen sei. Mit Wien befinde er sich noch in Verhandlungen, und er hoffe auf ein gerechtes und daher ihm günstiges Ergebniß derselben. Ob er gegen eine andere Macht, unter welcher natürlich nur Preußen verstanden werden konnte, schon bindende Verpflichtungen übernommen habe, diese positive Frage seines Oheims wurde von dem Kurfürsten mit Stillschweigen übergangen.

Unter solchen Verhältnissen blieb auch dem Prinzen Albert nichts übrig, als eine gleichfalls in ganz allgemein lautenden Ausdrücken abgefaßte Antwort nach Dresden gelangen zu lassen. In Wien aber entsagte man allmälig dem Gedanken, den Kurfürsten von Sachsen noch auf Oesterreichs Seite zu ziehen. Da man jedoch nicht wußte, wie weit derselbe schon mit dem Könige von Preußen einig geworden sei, so machte man wenigstens einen Versuch, ihn zur Beobachtung strenger Neutralität zu bewegen. Der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Miltitz, ein geborner Sachse, welcher seiner Zeit mit dem Prinzen

Albert nach Oesterreich gekommen und seither dessen treuer Begleiter geblieben war, wurde zu diesem Zwecke nach Dresden gesendet [580]). Aber auch er vermochte daselbst nichts mehr zu erreichen. Allerdings leugnete ihm gegenüber der sächsische Staatsminister Freiherr von Stutterheim mit vollster Bestimmtheit, daß man sich mit Preußen in irgendwelche Verbindung eingelassen habe. Man wünsche nichts sehnlicher als bei einem etwa ausbrechenden Kriege neutral bleiben zu können; aus Furcht vor dem Könige von Preußen wage man es jedoch nicht, sich offen neutral zu erklären.

Miltitz nahm den Eindruck in sich auf, daß diese Versicherungen der Wahrheit entsprächen; wäre dieß nicht der Fall, dann würde man in Sachsen „der unanständigsten Falschheit" sich schuldig machen. Aber er verhehlte sich doch auch nicht, daß die unbeschreibliche Angst vor Preußen und das Gefühl der eigenen Ohnmacht es Sachsen außerordentlich erschwere, nach feststehenden Grundsätzen zu verfahren. Durch die geographische Lage des Landes, durch die üblen Nachwirkungen der Vormundschaft, unter welcher der damals minderjährige Kurfürst gestanden, und durch die schlechte Aufführung zweier erst vor kurzem entlassener Minister sei überdieß Alles in so große Bedrängniß gebracht, daß der schärfste Verstand und der unerschrockenste Muth dazu erforderlich wären, sich ihr zu entwinden [581]).

Nur sehr schwer konnte man sich in Oesterreich zu dem Glauben entschließen, daß man in einem etwaigen Kriege das altverbündete Sachsen sich feindlich gegenüber sehen werde. Um jedoch den Sachsen, wie er meinte, das Unrecht, das sie durch ihre Parteinahme für Preußen an Oesterreich begingen, recht deutlich vor Augen zu führen, beauftragte Joseph den Gesandten von Knebel, dem Kurfürsten von Sachsen und seiner Familie für den Fall eines Einmarsches der Preußen die Stadt Prag und das dortige königliche Schloß zur Verfügung zu stellen [582]).

Es hätte sich wohl ohne große Schwierigkeit vorhersehen lassen, daß die Antwort des Kurfürsten eine ausweichende sein werde. Bei den friedlichen Gesinnungen, die er hege, ließ Friedrich August durch

Stutterheim dem Freiherrn von Knebel erklären, hoffe er, daß seine Nachbarn ihn nicht beunruhigen würden. Er denke daher auch nicht daran, seine Hauptstadt und noch viel weniger sein Land zu verlassen [583]).

Nicht so sehr diese Antwort, als die mit der Versicherung friedlicher Gesinnung in grellstem Widerspruche stehende Nachricht von den unabläßigen Kriegsrüstungen Sachsens, deren Spitze er gegen Oesterreich gekehrt glauben mußte, erbitterte den Kaiser. „Diese Elenden „werden es bereuen", schrieb er seiner Mutter, „wenn die Gelegenheit „hiezu sich mir darbietet" [584]). Maria Theresia aber antwortete hierauf, auch sie sei über das Verfahren der Sachsen entrüstet. Was jedoch die Einladung betreffe, die der Kaiser an den Kurfürsten gerichtet, so müsse sie gestehen, daß dieselbe ganz darnach angethan gewesen sei, ihn in Verlegenheit zu bringen; er habe sie mehr für eine Bosheit als für eine Höflichkeit ansehen müssen [585]).

Nicht aber auf die Stellung, welche Sachsen, sondern auf diejenige, die Preußen gegen Oesterreich einnahm, kam es an, und darum werden auch die Verhandlungen, welche zwischen den zwei letzteren Staaten gepflogen wurden, etwas näher ins Auge zu fassen sein.

Elftes Capitel.

Verhandlungen mit Preußen.

Es ist schon erzählt worden, daß der Kaiser, der damals in den besten Beziehungen zu Kaunitz stand und in Allem, was die baierische Erbfolge betraf, Hand in Hand mit dem Staatskanzler ging, die österreichische Antwort auf die preußische Note, welch' letztere am 7. Februar durch Riedesel in die Hände des Fürsten Kaunitz gelangt war, als gelungen bezeichnete. Ganz anders lautete das Urtheil Friedrichs über sie, und es trägt den Stempel der Mißgunst an sich, mit welchem der König gegen Alles erfüllt war, was von Oesterreich an ihn kam. Er nennt sie eine so schlecht abgefaßte Arbeit, daß jeder Rechtsschüler sie zu widerlegen vermöchte. Er werde es auch an einer solchen Beantwortung nicht fehlen lassen, doch verspare er sich seine besten Argumente auf das Ende der Verhandlung [586]). Und als er in den ersten Tagen des März seinem Bruder Heinrich die Erwiederung Preußens auf die österreichischen Erklärungen mittheilte, da wurde sie von Letzterem „eine siegreiche" genannt [587]).

In Wien war man natürlicher Weise einer anderen Meinung, und nicht die in der preußischen Antwort, welche Riedesel am 9. März dem Staatskanzler übergab, enthaltene historische Deduction, so weitläufig sie auch sein mochte, brachte dort einen tiefen Eindruck hervor. Wohl aber geschah solches durch das an Oesterreich gerichtete Begehren, die Dinge in Baiern wieder in den Stand zurück zu versetzen, in welchem sie im Augenblicke des Todes des Kurfürsten Maximilian Joseph gewesen waren. Mit anderen Worten hieß es, Oesterreich

solle die von seinen Truppen occupirten baierischen Gebietstheile räumen. Sei dieß geschehen, dann möge man im Wege der Verhandlungen sich über alle mit der baierischen Erbfolge zusammenhängenden Fragen, und zwar in einer Weise verständigen, durch welche den Satzungen und dem politischen Gleichgewichte des Reiches sowie den Ansprüchen des Kurfürsten von Sachsen, der pfälzischen Prinzen, der Herzoge von Mecklenburg und Anderer gleichmäßig Rechnung getragen werde.

Das Begehren des Königs von Preußen, Oesterreich solle sich vor Allem aus den von ihm besetzten baierischen Gebietstheilen wieder zurückziehen, schließe, schrieb Kaunitz an Mercy, eine Handlung in sich, „welche nur die allergrößte Unverschämtheit fordern, und deren nur „die allergrößte Niederträchtigkeit fähig sein könne". Daß man dennoch von preußischer Seite mit einem Verlangen hervortrat, von dem man mit Bestimmtheit wußte, daß Oesterreich sich zu dessen Gewährung nicht herbeilassen dürfe, die sonstigen Nachrichten endlich, die man aus Preußen erhielt, ließen es immer weniger zweifelhaft erscheinen, daß es binnen kurzem zum Kriege kommen müsse.

Gewiß war es kein wichtiges Ereigniß, sondern nur ein Symptom der aufgebrachten Stimmung des Königs, daß er sich weigerte, den österreichischen General Mittrowsky, der in den letzten Tagen des Jänner nach Berlin gekommen war, bei sich zu empfangen[588]). In Berlin aber verursachte diese Begebenheit sehr großes Aufsehen, und sie nährte die umlaufenden Gerüchte von dem baldigen Ausbruche eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen. Durch die umfassenden Vorbereitungen hiezu, welche auf Anordnung des Königs getroffen wurden, fand man sich in dieser Annahme nur noch bestärkt. Und schon Ende Februar berichtete der kaiserliche Gesandte in Berlin, Graf Ludwig Cobenzl nach Wien, die preußische Armee werde im April im Stande sein, im Felde zu erscheinen.

Bemerkenswerther noch als das, was Cobenzl über die Rüstungen Preußens berichtete, sind seine sonstigen Mittheilungen von dort. Er glaubte nicht, daß es darauf abgesehen sei, Oesterreich von seinen Forderungen abstehen zu machen; auch in Berlin sehe man dieß als

eine Unmöglichkeit an. Aber man wolle gleichfalls mit einer großen Erwerbung bedacht werden.

Drei Personen seien es, fährt Cobenzl fort, zu denen der König das größte Zutrauen hege, Prinz Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig und der Minister Graf Finkenstein. Der Erbprinz dränge zum Kriege, Prinz Heinrich und Finkenstein wünschten dagegen den Frieden. Prinz Heinrich werde hiezu vornehmlich durch die Betrachtung vermocht, daß die so sehr erschütterte Gesundheit des sechsundsechzigjährigen Königs, wenn er auch dem Feldzuge beiwohnen sollte, ihm doch nicht mehr gestatten würde, so wie im siebenjährigen Kriege Alles persönlich zu leiten. Keinem Anderen als dem Prinzen Heinrich würde diese Aufgabe zufallen; unter einem Oberherrn wie der König wäre sie jedoch nicht nur eine schwierige, sondern selbst eine gefährliche zu nennen.

Hierin meinte Cobenzl auch den Beweggrund erblicken zu müssen, weßhalb ihm Prinz Heinrich gleich nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Einmarsche österreichischer Truppen in Baiern insgeheim sagen ließ, daß er nichts mehr wünsche als die Aufrechthaltung des bisherigen guten Einvernehmens zwischen den Höfen von Wien und von Berlin. Er verabsäume nichts, um in seinen Briefen an den König dessen Groll zu beschwichtigen; bisher sei jedoch seine Bemühung umsonst und der König nicht zu besänftigen gewesen. Wohl gebe es ein einziges Mittel, Allem eine Gestalt zu verleihen, daß Jedermann zufrieden sein könnte, aber er dürfe sich nicht näher über dasselbe aussprechen.

Zu Anfang der zweiten Hälfte des Februar, als die Erwiederung Oesterreichs auf die durch Riedesel überreichte preußische Denkschrift in Berlin eingetroffen war, erneuerte Prinz Heinrich seine vertraulichen Mittheilungen an Cobenzl. Jetzt wäre der Augenblick gekommen, meinte er, gerade so wie es bei der Theilung Polens der Fall war, den Grundsatz der Gleichberechtigung zur Geltung gelangen zu lassen. Und als Cobenzl erwiederte, hinsichtlich der Erbfolge in Baiern könne zwar von Rechten des Erzhauses Oesterreich, nicht aber von solchen der königlich preußischen Familie die Rede sein, gab Prinz Heinrich

dieß zu. Aber er deutete doch auch gleichzeitig an, daß es in dem gegebenen Falle und mit einem Fürsten wie König Friedrich weit mehr auf die beiderseitige Sicherheit und Convenienz als auf die unwiderleglichsten Gerechtsame ankomme.

Allerdings verloren die geheimen Mittheilungen des Prinzen Heinrich dadurch an Werth, daß Cobenzl Grund zu der Meinung besaß, sie seien nicht mit, sondern ohne Vorwissen des Königs an ihn gelangt. Gleichwohl mußte man es als einen großen Vortheil betrachten, unter den wenigen Personen, welche irgendwelchen Einflusses auf den König von Preußen sich rühmen durften, einen so mächtigen Alliirten wie dessen Bruder zu besitzen. Cobenzl bemühte sich daher, mit ihm fortan in geheimer Verbindung zu bleiben. Er suchte jedoch auch gleichzeitig das Aequivalent zu erforschen, nach dessen Erlangung laut der Andeutungen des Prinzen Heinrich von preußischer Seite gestrebt werde. Er meinte dasselbe in den Herzogthümern Jülich und Berg erblicken zu müssen. Mißlinge jedoch die Absicht des Königs, sie bei diesem Anlasse zu erwerben, dann werde er wohl trachten, in Polen, und vielleicht in der Stadt Danzig eine Schadloshaltung zu finden [539]).

Die Versuchung lag nahe, von dem Einflusse des Prinzen Heinrich auf seinen Bruder, den König, vielleicht doch noch eine Umstimmung des Letzteren zu Gunsten einer friedlicheren Gestaltung der obwaltenden Verhältnisse zu erwarten. Aber man kennt jetzt den vertraulichen Briefwechsel, welchen der Prinz mit dem Könige unterhielt, und man sieht daraus, daß er nur hie und da in schüchternem Tone einer abweichenden Ansicht Ausdruck zu verleihen sich unterfing. Derartige Vorstellungen konnten in der That auf einen Mann von so großer Selbstständigkeit der Gesinnung, als König Friedrich es war, keinen Eindruck hervorbringen. So wagte Prinz Heinrich es auch nicht, irgendwelche Einwendung gegen den Inhalt der Antwort zu erheben, welche von preußischer Seite an Oesterreich ertheilt wurde, ja wie bereits erwähnt worden, lobte er sie sogar, obwohl er befürchten mußte, daß durch sie zwischen Oesterreich und Preußen ein völliger

Bruch herbeigeführt werden könnte. Denn daß man in Wien vor dem Begehren Preußens nicht zurückweichen, und daß man sich unmöglich zur Räumung des von kaiserlichen Truppen besetzten baierischen Gebietes verstehen könne, begriff man auch in Berlin. Da man aber die Forderung Preußens als eine Art von Ultimatum hingestellt wissen wollte, gab man sich das Ansehen, als ob man von nun an den Krieg gegen Oesterreich als unvermeidlich betrachte.

Oesterreich hätte niemals so weit zu gehen gewagt, behauptete man jetzt in Berlin, wenn es sich nicht irrige Vorstellungen von der Kriegsbereitschaft des Königs von Preußen und seiner Armee gemacht hätte. Von Ersterem habe man geglaubt, er sei nicht mehr im Stande, persönlich ins Feld zu ziehen, und er besitze keine Generale, denen er an seiner Stelle den Oberbefehl anvertrauen könnte; die Armee endlich sei keineswegs so kriegstüchtig als zuvor. Umsonst bemühte sich Cobenzl, diesen Verdacht durch die Versicherung zu widerlegen, daß man in Wien ganz andere Vorstellungen von Preußens militärischer Kraft und eine sehr hohe Meinung von ihr hege. Sogar Friedrich hielt es für passend, durch sein Auftreten zu zeigen, daß er von jeder Gebrechlichkeit frei sei. „Sitze ich nur einmal zu Pferde", soll er gesagt haben, „so will ich beweisen, daß ich so frisch bin, als jemals vorher."

Indem er in solchem Sinne nach Wien schrieb, erneuerte Cobenzl seine frühere Meldung, daß die ganze preußische Armee im April ins Feld ziehen könne; mit allen Kriegserfordernissen sei sie vollauf versehen, und zu deren Beschaffung habe man bereits drei Millionen Thaler verausgabt. Schon seien in Schlesien die Lieferungen ausgeschrieben worden, um die nöthigen Magazine für den ersten Feldzug zu errichten. Ja man bilde sich ein, schon die Operationen zu kennen, mit denen derselbe begonnen werden solle. Ein Armeecorps von sechzigtausend Mann werde der König in Person commandiren und durch Sachsen in Böhmen einrücken; die sächsischen Truppen würden ihm hiebei als Reserve zu dienen haben. Ein zweites, gleich starkes Armeecorps werde Prinz Heinrich durch Schlesien nach Mähren führen,

während das dritte, bloß dreißigtausend Mann zählende Corps unter dem Befehle des Erbprinzen von Braunschweig nach der Oberpfalz bestimmt sei [590]).

Wenngleich Cobenzl hinzufügte, daß er für die Verläßlichkeit dieser Mittheilung keine Bürgschaft zu übernehmen vermöchte, so war sie doch ganz dazu angethan, in Wien den Eindruck hervorzubringen, daß man dem Kriege nicht mehr fern stehe. Dem gegenüber war man jedoch auch in Oesterreich nicht saumselig mit den nöthigen Rüstungen gewesen. Vor Allen war es Joseph, der mit Recht von sich sagen konnte, er sei die eigentliche Triebfeder für das, was sowohl auf dem Gebiete der äußeren Politik als auf dem der Vorbereitungen zum Kriege geschah. Schon zu einer Zeit, in der er noch glaubte, es werde zu einem solchen gar nicht kommen, traf er alle Anstalten hiezu. „Ich bin", schrieb er am 3. Februar an Lacy, „an einer „Arbeit, die nur eine Vorsichtsmaßregel ist, aber immerhin von Nutzen „sein kann. Ich möchte nur im Ganzen und Großen die verschiedenen „Maßregeln kennen, für welche für den Fall eines im nächsten Früh„jahre bevorstehenden Krieges gegen den König von Preußen, sei es „in Bezug auf Lebensmittel, Pferde, Fuhrwesen, Marsch der Truppen „und dergleichen schon jetzt Vorsorge getroffen werden müßte. Wollten „Sie wohl die Freundschaft für mich haben, mir nur auf ein Stück „Papier die Namen der Hauptsachen zu schreiben und es mir zu „übersenden?" [591]).

Nur wenige Wochen vergingen, und der Kaiser mußte seine frühere Ansicht durchwegs verändern. „die immer bedencklicher werdende „umstände", schrieb er schon am 26. Februar an Laudon, „machen „mir schier nicht mehr an einen krieg zweiffeln; ich schreite auch dar„nach immer näher an allen, was zu versamlung der ihnen bekanten „zwey armeen nöthig ist. am allerwesentlichsten aber ist mir, der ich „ganz ohnerfahren diesen so bedencklichen wichtigen Schritt mache, „guter, ehrlicher, einsichtsvoller rath, der mich lencke, lerne und führe. „wo solte ich besseren suchen als bey ihnen, der mit recht durch so „viele gelegenheit es erprobet haben, und dessen redlichkeit mir hinlänglich

„so wie freyes und wahrhafftes hertz für den Staatt bekant ist. ich „ersuche sie also recht aufrichtig, daß sie sich dieses ungemachs an„wiederum unterziehen wollen, und daß sie mit annehmung des feld„marschall Caracteurs zu derjenigen armee sich verfügen, wo ich sein „werde, da doch in abrichtung meiner persohn das mehriste schier „gelegen ist. hier überschicke ich ihnen den auffatz jener Generalen, so „zu die beede armeen angetragen sind. sie werden mir darüber ihre „meinung eröffnen, so wie auch wem sie zum wichtigen General„Quartiermeisterambt für tauglich hielten oder wer einstweilen dieses „verrichten könte. mir sind General Fabris und Pechard eingefallen; „sagen sie mir, ich bitte sie, ihre meinung."

„noch eines hätte ich annoch zuzusetzen, das ist das, da die „anstalten doch immer dringender werden, ob sie nicht mir annoch die „gefälligkeit erweisen wollten, auch bald in böhmen abzugehen, um „allda das Commando aller sich versamlenten Truppen zu übernehmen. „ich weis das ich viel von ihnen fordere, aber ich baue auf ihre „freundschafft und Eifer zum besten des Staatts. leben sie wohl" [592]).

Je mehr er von seinem ursprünglichen Gedanken, die beabsichtigte Erwerbung in Baiern werde sich ohne Schwertstreich bewerkstelligen lassen, zurückkommen mußte, um so mehr betrieb jetzt Joseph die Vorbereitungen zum Kriege mit wahrhaft aufreibender Thätigkeit. In die Einzelheiten der Maßregeln, welche getroffen wurden, um in Böhmen und in Mähren eine möglichst große Anzahl von Streitkräften zusammen zu ziehen und sie mit allen erdenklichen Kriegsbedürfnissen zu versehen, braucht hier wohl nicht näher eingegangen zu werden. Joseph selbst aber war jeden Augenblick zur Abreise dorthin bereit. „Ich stehe", schrieb er seinem Bruder am 9. März [593]), „mit „einem Fuße im Steigbügel. Nach Empfang der ersten Nachricht, daß „der König von Preußen Berlin verließ, reise ich gleichfalls ab. Ich „beabsichtige über Olmütz zu gehen, das Corps in Mähren zu sehen „und mich dann nach Böhmen zu begeben. So kann ich von heute „bis Montag schon abgereist sein, und ich nehme daher Abschied von „Dir, mein theurer Freund. Ich habe heute meine österliche Andacht

„verrichtet und mein Testament gemacht, welches nur ganz kurz ist. „Ich bin somit vorbereitet auf alle im Bereiche der Möglichkeit liegen„den Ereignisse, insofern sie auf meine Person sich beziehen könnten. „Ein Unglück aber, das meinem Vaterlande widerführe, vermöchte ich „nicht zu ertragen."

Drei Tage später kam Joseph seinem Bruder gegenüber auf die preußische Erklärung zu sprechen. Das in derselben enthaltene Begehren, Baiern zu räumen, mache, so schrieb er ihm, den Krieg fast unvermeidlich. Und nachdem er ihm die Maßregeln geschildert, welche getroffen worden, um die Truppen in Böhmen und in Mähren zusammen zu ziehen, sprach er die Erwartung aus, daß bis zur Hälfte des April Alles schlagfertig an Ort und Stelle sein werde. Was endlich ihn selbst anging, fügte der Kaiser hinzu: „Ich leugne Dir „nicht, mein lieber Freund, daß ich unter dem erdrückenden Gewichte „der Dinge, die gegenwärtig auf mir lasten, fast unterliege. Ich „kenne die Bedeutung eines falschen Schrittes, und ich kann Dich „versichern, daß mir der Kopf schwer wird von all den Geschäften „und den Anordnungen, welche den ganzen Tag hindurch ertheilt „werden müssen. Des Nachts aber verschaffen mir, während ich zu „Bett bin, all die Betrachtungen über die möglichen Folgen unserer „Unternehmungen nichts weniger als einen guten Schlaf. Aber zum „mindesten werde ich in diesem Augenblicke dem Staate nicht ohne „Nutzen sein, und mein Leben, meine Gesundheit, meine Mühe und „meine Anstrengung sollen ihm ohne irgendwelche Schonung meiner „selbst vollauf gewidmet werden" [594]).

Während die Ueberreichung des preußischen Ultimatums in Wien und die drohenden Nachrichten aus Berlin den Kaiser zu äußerster Thätigkeit anspornten, brachten sie auf Maria Theresia einen ganz anderen Eindruck hervor. Je wahrscheinlicher der Krieg wurde, desto höher stiegen ihre Angst und ihr Abscheu vor demselben. Sechs Tage nach dem Eintreffen jenes Berichtes aus Berlin, der ihre Besorgnisse in so hohem Maße erregt hatte, fünf Tage nach dem Empfange der preußischen Antwortsnote brachte sie in einem Briefe an ihren Sohn

die Gefühle, die sie beseelten, ihre Befürchtungen und Wünsche neuerdings zu Papier. „Die Uebelstände und Gefahren", schrieb sie ihm am 14. März 1778, „die ich von dem Augenblicke an vorhersah, als „wir uns gegen Baiern in Marsch setzten, verwirklichen sich nur zu „sehr, und sie vermehren sich dermaßen, daß ich unwürdig wäre, den „Namen einer Monarchin und einer Mutter zu führen, wenn ich nicht „Maßregeln ergriffe, welche den Umständen entsprechen, ohne Rücksicht „auf das zu nehmen, was auf mich selbst zurückfallen könnte."

„Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Sturz unseres „Hauses und der Monarchie, ja sogar um eine völlige Umwälzung in „Europa. Kein Opfer ist zu groß, um dieses Unglück noch rechtzeitig „zu verhüten. Bereitwillig werde ich mich zu Allem herbeilassen, selbst „bis zur Erniedrigung meines Namens. Man mag mich albern, schwach „und kleinmüthig schelten; nichts soll mich zurückhalten, Europa aus „dieser gefahrdrohenden Lage zu befreien; ich könnte den Rest meiner „unglückseligen Lebenstage in keiner besseren Weise verwenden. Ich „gestehe, dieses Opfer kostet mich große Ueberwindung, aber es ist „gebracht und ich werde es aufrecht zu erhalten wissen."

„Ich muß ein Bild unserer militärischen Lage entwerfen. Ich „schulde das mir selbst, und zwar um so mehr, als alles Nach„kommende nur die Folge dieses Schrittes sein wird, den mein Ge„wissen, meine Pflicht, meine zärtliche Liebe von mir verlangen. Unsere „Armee ist ohne allen Zweifel um dreißig- bis vierzigtausend Mann, „insbesondere an Cavallerie, schwächer als die des Königs von Preußen. „Außerdem hat er die Vortheile der inneren Lage für sich; wir müssen „den doppelten Weg zurücklegen, um uns dort zu befinden, wo die „Nothdurft es erheischt. Er besitzt Festungen und wir nicht; wir „müssen eine weite Gebietsstrecke decken und daher unsere übrigen „Länder von Truppen entblößen, sie dadurch aber feindlichen Einfällen „oder Aufständen preisgeben. So steht es zum Beispiel in Galizien, „wo kaum zweihundert Pferde und sieben Bataillone alter Invaliden „zurückbleiben. Es ist ein offenes Land, neu erworben und v „Besitzstand daselbst nichts weniger als gekräftigt. Der Durst

„verrichtet und mein Testament gemacht, welches nur ganz kurz ist. „Ich bin somit vorbereitet auf alle im Bereiche der Möglichkeit liegen„den Ereignisse, insofern sie auf meine Person sich beziehen könnten. „Ein Unglück aber, das meinem Vaterlande widerführe, vermöchte ich „nicht zu ertragen."

Drei Tage später kam Joseph seinem Bruder gegenüber auf die preußische Erklärung zu sprechen. Das in derselben enthaltene Begehren, Baiern zu räumen, mache, so schrieb er ihm, den Krieg fast unvermeidlich. Und nachdem er ihm die Maßregeln geschildert, welche getroffen worden, um die Truppen in Böhmen und in Mähren zusammen zu ziehen, sprach er die Erwartung aus, daß bis zur Hälfte des April Alles schlagfertig an Ort und Stelle sein werde. Was endlich ihn selbst anging, fügte der Kaiser hinzu: „Ich leugne Dir „nicht, mein lieber Freund, daß ich unter dem erdrückenden Gewichte „der Dinge, die gegenwärtig auf mir lasten, fast unterliege. Ich „kenne die Bedeutung eines falschen Schrittes, und ich kann Dich „versichern, daß mir der Kopf schwer wird von all den Geschäften „und den Anordnungen, welche den ganzen Tag hindurch ertheilt „werden müssen. Des Nachts aber verschaffen mir, während ich zu „Bett bin, all die Betrachtungen über die möglichen Folgen unserer „Unternehmungen nichts weniger als einen guten Schlaf. Aber zum „mindesten werde ich in diesem Augenblicke dem Staate nicht ohne „Nutzen sein, und mein Leben, meine Gesundheit, meine Mühe und „meine Anstrengung sollen ihm ohne irgendwelche Schonung meiner „selbst vollauf gewidmet werden" [591]).

Während die Ueberreichung des preußischen Ultimatums in Wien und die drohenden Nachrichten aus Berlin den Kaiser zu äußerster Thätigkeit anspornten, brachten sie auf Maria Theresia einen ganz anderen Eindruck hervor. Je wahrscheinlicher der Krieg wurde, desto höher stiegen ihre Angst und ihr Abscheu vor demselben. Sechs Tage nach dem Eintreffen jenes Berichtes aus Berlin, der ihre Besorgnisse in so hohem Maße erregt hatte, fünf Tage nach dem Empfange der preußischen Antwortsnote brachte sie in einem Briefe an ihren Sohn

die Gefühle, die sie beseelten, ihre Befürchtungen und Wünsche neuerdings zu Papier. „Die Uebelstände und Gefahren", schrieb sie ihm am 14. März 1778, „die ich von dem Augenblicke an vorhersah, als „wir uns gegen Baiern in Marsch setzten, verwirklichen sich nur zu „sehr, und sie vermehren sich dermaßen, daß ich unwürdig wäre, den „Namen einer Monarchin und einer Mutter zu führen, wenn ich nicht „Maßregeln ergriffe, welche den Umständen entsprechen, ohne Rücksicht „auf das zu nehmen, was auf mich selbst zurückfallen könnte."

„Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Sturz unseres „Hauses und der Monarchie, ja sogar um eine völlige Umwälzung in „Europa. Kein Opfer ist zu groß, um dieses Unglück noch rechtzeitig „zu verhüten. Bereitwillig werde ich mich zu Allem herbeilassen, selbst „bis zur Erniedrigung meines Namens. Man mag mich albern, schwach „und kleinmüthig schelten; nichts soll mich zurückhalten, Europa aus „dieser gefahrdrohenden Lage zu befreien; ich könnte den Rest meiner „unglückseligen Lebenstage in keiner besseren Weise verwenden. Ich „gestehe, dieses Opfer kostet mich große Ueberwindung, aber es ist „gebracht und ich werde es aufrecht zu erhalten wissen."

„Ich muß ein Bild unserer militärischen Lage entwerfen. Ich „schulde das mir selbst, und zwar um so mehr, als alles Nach„kommende nur die Folge dieses Schrittes sein wird, den mein Ge„wissen, meine Pflicht, meine zärtliche Liebe von mir verlangen. Unsere „Armee ist ohne allen Zweifel um dreißig- bis vierzigtausend Mann, „insbesondere an Cavallerie, schwächer als die des Königs von Preußen. „Außerdem hat er die Vortheile der inneren Lage für sich; wir müssen „den doppelten Weg zurücklegen, um uns dort zu befinden, wo die „Nothdurft es erheischt. Er besitzt Festungen und wir nicht; wir „müssen eine weite Gebietsstrecke decken und daher unsere übrigen „Länder von Truppen entblößen, sie dadurch aber feindlichen Einfällen „oder Aufständen preisgeben. So steht es zum Beispiel in Galizien, „wo kaum zweihundert Pferde und sieben Bataillone alter Invaliden „zurückbleiben. Es ist ein offenes Land, neu erworben und unser „Besitzstand daselbst nichts weniger als gekräftigt. Der Durst nach

„Freiheit schlummert daselbst nur; die Nation hat gezeigt, daß sie dazu „gemacht ist sich zu fühlen, wenn sich nur Jemand findet, der sie „vorwärts treibt. Der König von Preußen, natürlicher Weise auch „der von Polen und die ganze Nation werden wahrscheinlicher Weise „die erste günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorüber gehen lassen, „insbesondere seitdem man das Recht des Stärkeren einführte, was „Niemand empfindlicher zu fühlen haben könnte als wir."

„Ungarn ist ebenfalls von Truppen entblößt, und in seiner „Nachbarschaft scheint der Krieg zwischen den Russen und den Türken „von neuem zu entbrennen. Man kennt die gegen uns gerichteten „Intriguen Preußens in Constantinopel, und der letzte Brief des „Königs an seinen dortigen Geschäftsträger zeigt uns, daß nichts „gespart werden wird, um uns auch noch diesen Feind auf den Hals „zu ziehen, der ungehindert Alles, was ihm beliebt, in Ungarn in „Besitz nehmen könnte, da es weder durch Truppen noch durch Festun- „gen gedeckt ist. Wenn unsere Streitkräfte sich in Sachsen, ja selbst „in Schlesien, woran ich übrigens sehr große Zweifel hege, oder in „der Oberpfalz befänden, wären wir nicht mehr im Stande, diesen „zwei großen Königreichen, Galizien und Ungarn zu Hülfe zu kommen. „Man müßte sie ihrem unheilvollen Schicksale überlassen, sie einem „barbarischen Feinde und all den Verheerungen preisgeben, welche „die unvermeidliche Folge davon sein und sie für ein Jahrhundert zu „Grunde richten würden. Ich rede nicht von dem, was uns in Italien „gehört, nicht von den Niederlanden und unseren neuen Besitzungen „in Baiern; alle diese Länder müßten gleichfalls aufgegeben werden. „Wo aber sollten wir dann Hülfsquellen finden, um einen so grau- „samen Krieg zu unterhalten, der uns schon in seinem Beginne dazu „zwingen würde, fünf so wichtige Länder zu verlassen? Welches Ver- „trauen, welchen Credit würden uns solche Maßregeln im Auslande „verschaffen, und wie würden wir dann Verbündete und Geldmittel „daselbst finden? Wie würde es um den Credit in unseren eigenen „Ländern stehen, die schon in Friedenszeiten schwer bedrückt und mit „Abgaben überlastet sind, nur um sie gegen einen feindlichen Angriff „sicher zu stellen. Und sie würde man bei dem ersten Anscheine eines

„Krieges im Stiche lassen, der, einmal begonnen, nicht so bald und „nur mit unserem gänzlichen Ruin beendigt werden würde. Ja dieser „Ruin wäre es allein, der das übrige Europa zu retten vermöchte, „und wir selbst würden die Ursache davon sein."

„Dieß ist der Punkt, hinsichtlich dessen ich mich nicht unterordnen, „und zu dem ich nicht die Hand bieten könnte, denn es steht eben „Alles auf dem Spiele. Geben wir uns keiner Täuschung hin. Selbst „wenn unsere Armeen glücklich wären, würde dieser Vortheil zu nichts „führen. Zwei oder drei gewonnene Schlachten würden uns keinen „Kreis in Schlesien erwerben; viele Feldzüge und Jahre wären er„forderlich, um zu diesem Ziele zu gelangen. Wir haben im Jahre „1757 die Probe davon gemacht, um überzeugt zu sein, daß man „unseren Feind so leicht nicht zu Boden schlägt. Selbst seine Art, den „Krieg zu führen, gewährt ihm Zeit, sich wieder zu erholen. Man „muß somit darauf rechnen, daß auch wenn wir glücklich wären, wir „den Krieg durch drei oder vier Jahre fortsetzen müßten. Dieser Zeit„raum wird ganz Europa veranlassen, an dem Kampfe Antheil zu „nehmen, um uns nicht allzu mächtig werden zu lassen, und ins„besondere da man uns ohnedieß schon allzusehr mißtraut. Ich könnte „keinen einzigen Freund oder Verbündeten namhaft machen, auf den „wir unter diesen Umständen mit Bestimmtheit zu zählen vermöchten. „Wir müssen daher unsere Hülfsquellen nicht nur gegen die des Königs „von Preußen, sondern auch gegen all diejenigen abwägen, welche „unserer Vergrößerung widerstreben, und ihre Anzahl umfaßt ganz „Europa. Wie kann man sich aber dann einbilden, ihnen die Spitze „bieten zu können? Selbst die Zeit ist uns ungünstig. Je länger der „Krieg dauern wird, um so mehr neue Feinde werden wir zu be„kämpfen haben, die sich nach einander gegen uns erklären werden."

„Im Beginne des Krieges wird es vom militärischen Stand„punkte aus nicht passend für uns sein, eine Entscheidungsschlacht zu „wagen. Man wird daher trachten müssen, Zeit zu gewinnen, um den „König hinzuhalten und unsere Armee nach und nach kriegstüchtiger „zu machen, denn sie ist ja zu einem Dritttheil aus neuen und

„unerfahrenen Truppen gebildet. Aber selbst diese Zwischenzeit, so nützlich
„für die militärischen Operationen, wird uns nach einer anderen
„Seite hin zum Nachtheil gereichen. Die Uebermacht des Königs in
„leichten Truppen wird ihm, während wir ihn im Schach halten, dazu
„dienen, unsere Provinzen zu Grunde zu richten und uns unsere
„Hülfsquellen aufzehren zu machen. Inzwischen aber werden unsere
„Nachbarn, durch die Intriguen des Königs angespornt und von den-
„selben Grundsätzen ausgehend, von denen geleitet wir Polen und
„Baiern besetzt haben, ein Gleiches gegen unsere Länder vollführen.
„Wir haben daher in jeder Beziehung nur zu verlieren und nichts
„zu gewinnen. Sollten wir aber, da alle unsere Streitkräfte auf
„einem und demselben Punkte versammelt sein werden, auch noch
„unglücklich sein, dann ist Alles vorbei, und keine Hülfe bleibt uns
„mehr übrig."

„Es wäre sehr traurig, wenn dieses Gemälde, obgleich es der
„Wahrheit nur allzusehr entspricht, zur Kenntniß anderer Menschen,
„ja sogar zu derjenigen unserer eigenen Unterthanen gelangen sollte.
„Aber ich konnte es nicht verschweigen, um wenigstens zu sehen, ob
„man nicht noch ein Mittel zu finden vermag, all dieß große Unglück
„zu verhüten. Ist der Degen einmal gezogen, dann bleibt keine Zeit
„mehr zur Versöhnung. Das Wohl von Tausenden und Tausenden
„von Menschen, die Existenz der Monarchie und die Erhaltung unseres
„Hauses hängen davon ab."

„Nach Allem was ich so eben gesagt habe, muß ich Dir erklären,
„daß ich mich nicht dazu herbeilassen könnte, immer gegen mein Ge-
„wissen und gegen meine Ueberzeugung zu handeln; es ist das weder
„üble Laune noch persönliche Feigheit. Ich fühle mich noch ebenso voll
„Kraft wie vor dreißig Jahren, aber nie würde ich mitwirken, mein
„Haus und meine Staaten zu Grunde zu richten."

Wie sie selbst später hinzufügte, las Maria Theresia diese Schrift dem Kaiser und dem Staatskanzler vor und führte dabei ihren Inhalt noch weiter aus. Beide entgegneten ihr jedoch, daß sie nicht Recht habe, sondern die Dinge übertreibe. „Ich wünsche mich umsonst

„gepeinigt zu haben", so lautet ein Zusatz von ihrer eigenen Hand, „die Folgen werden es zeigen, wenn ich auch vielleicht dann nicht mehr „am Leben bin." Und ohne daß Joseph und Kaunitz es sahen, fügte sie dem ihnen vorgelesenen Aufsatze noch die folgenden Worte hinzu:

„Wenn der Krieg ausbricht, dann zählt in nichts mehr auf mich. „Ich werde mich nach Tirol zurückziehen, um dort meine Tage in „größter Einsamkeit zu beenden und mich mit nichts mehr zu be„schäftigen als das traurige Los meines Hauses und meiner Völker „zu beweinen und zu trachten, mein unglückliches Leben in christlicher „Weise zum Abschlusse zu bringen" [595]).

Gab sich auch Joseph seiner Mutter gegenüber das Ansehen, daß er hinsichtlich gar keines Punktes ihres Briefes ihr beistimme, so scheinen doch ihre Vorstellungen nicht ganz ohne Wirkung auf ihn gewesen zu sein. Dieß wird aus dem plötzlichen Einfalle des Kaisers gefolgert werden dürfen, persönlich an den König von Preußen zu schreiben und hiedurch, trotz seines Grolles wider ihn, zuerst einen Schritt zu thun, von dem man annehmen konnte, daß er vielleicht noch zu einer gütlichen Beilegung des Streites zu führen vermöchte. Am 16. März brachte Joseph den Entwurf dieses Briefes zu Papier, und er sandte ihn an Kaunitz mit der Bitte, der Fürst möge ihn durchsehen, verändern oder auch ganz verwerfen, je nachdem ihm dieß passend erscheine [596]).

Kaunitz machte von dieser ihm zu Theil gewordenen Ermächtigung des Kaisers auch vollauf Gebrauch. Ohne Aufschub antwortete er ihm, daß er zu einem solchen Schreiben an den König von Preußen nicht rathen könne. Unter den einmal obwaltenden Verhältnissen halte er es nicht für nothwendig, ja nicht einmal für nützlich; es würde vielmehr in Berlin als ein Anzeichen von Furcht oder von Verlegenheit ausgelegt werden. Alles was man dem Könige von Preußen in diesem Augenblicke zu sagen vermöge, sei ihm entweder schon mitgetheilt worden oder es könne durch die an Riedesel hinauszugebende Antwort, so wie endlich durch die Vermittlung Frankreichs geschehen. Bringe es, auf diesen zwei Wegen an den König gelangend, keinen Eindruck

auf ihn hervor, so würde dieß auch durch einen Brief nicht erreicht werden, mit welchem der Kaiser seinen „verabscheuungswürdigen Nach„bar" zu beehren gedächte[597]).

Bereitwillig stand Joseph ab von seinem Gedanken, an den König von Preußen zu schreiben, und er erklärte sich einverstanden, daß Alles, was man ihm sagen wolle, der Antwort an Riedesel einverleibt werde. Aber er sprach auch den Wunsch aus, die Ertheilung dieser Antwort sei so lang als nur immer möglich zu verzögern. Denn man müsse trachten Zeit zu gewinnen, auf daß der Ausbruch des Krieges nicht eher erfolge, als die ganze österreichische Armee zusammengezogen sei[598]).

Auch dem Könige von Preußen mochte, und zwar aus dem gleichen Grunde dieser Aufschub nicht unwillkommen sein. Er benützte ihn jedoch nicht allein dazu, seine Rüstungen fortzusetzen, sondern es geschah auch, sei es mit oder ohne sein Vorwissen, das Gleiche mit den geheimen Verhandlungen, welche Prinz Heinrich mit dem Grafen Cobenzl angesponnen hatte.

Daß man auf preußischer Seite Hintergedanken hegte und daß die hochtrabenden Worte vom Schutze der deutschen Freiheit und der Aufrechthaltung der Reichsverfassung nur gebraucht wurden, die Menge zu bethören und die wahren, auf eigenen Gewinn gerichteten Absichten Preußens zu verdecken, meinte Kaunitz aus verschiedenen Symptomen, und unter anderen auch aus den Worten schließen zu können, mit denen Riedesel ihm die letzte preußische Denkschrift eingehändigt hatte. Nicht ohne das, was er sagte, ganz besonders zu betonen, hatte Riedesel den Staatskanzler gebeten, ihn persönlich zu verwenden, wenn er glaube, daß er zur Aufrechthaltung des guten Einvernehmens zwischen beiden Höfen beitragen könne[599]). So wichtig schien dem Fürsten Kaunitz diese Bemerkung, daß er sie nicht nur der Kaiserin gegenüber mit Nachdruck hervorhob, sondern sie auch in Verbindung brachte mit Cobenzls Berichten, und aus alledem den Schluß zog, der König ziele auf nichts anderes ab als auf eine ansehnliche Gebietserwerbung für Preußen[600]).

Wer die seither bekannt gewordene vertrauliche Correspondenz des Königs mit seinem Bruder Heinrich durchliest, wird zugestehen müssen, daß sich zu einem solchen Verdachte durchaus kein Anhaltspunkt darin findet. Der König sagt vielmehr ausdrücklich, selbst wenn er vom Glücke begünstigt sein würde, werde er nichts als den Ersatz der Kriegskosten für sich verlangen [601]). Worin dieser Ersatz etwa bestehen könnte, darüber ließ er sich freilich nicht aus, und es kann leicht sein, daß eine ansehnliche Gebietserwerbung darunter gemeint war. Andererseits ist es jedoch bei der fast sclavischen Abhängigkeit, in welcher der König von Preußen bekannter Maßen seine ganze Umgebung und auch seine Familie hielt, sehr leicht begreiflich, daß man in Wien trotz Cobenzls entgegengesetzter Ansicht doch der Meinung war, Verhandlungen, an denen Prinz Heinrich sich betheiligte, könnten nur mit Vorwissen und Zustimmung des Königs geführt werden. Durch diese Betrachtung allein erhielten sie in den Augen des Kaiserhofes die Bedeutung, welche man ihnen dort beimaß.

Sie zu erhöhen, trug auch der Umstand noch bei, daß am 20. März Prinz Heinrich plötzlich nach Potsdam berufen wurde. Auch der Erbprinz und Prinz Friedrich von Braunschweig, dann die Minister Finkenstein, Hertzberg und Schulenburg fanden sich dort ein, und Cobenzl zweifelte nicht, daß wie es auch wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, es um Feststellung des Operationsplanes für den bevorstehenden Feldzug sich handelte. Um so auffallender war es daher, daß unmittelbar nach der Rückkehr des Prinzen nach Berlin seine geheime Verhandlung mit Cobenzl neuerdings aufgenommen wurde.

Früher war sie durch Cobenzls Schwager, einem Grafen Lamberg gepflogen worden, welcher, ein Altersgenosse des Prinzen Heinrich, mit ihm erzogen worden, und später in seinen Diensten gestanden war. Nach Lambergs Abreise von Berlin fiel seine Rolle dem Freiherrn Dodo Heinrich von Knyphausen zu, der bekanntlich mehr als zwanzig Jahre zuvor, und zwar zur Zeit des Abschlusses der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich am Hofe von Versailles und später an dem von St. James beglaubigt gewesen war. Seit dem Hubertsburger Frieden

stand Knyphausen nicht mehr im activen Staatsdienste, sondern lebte in Berlin, mit dem Prinzen Heinrich aufs engste befreundet, und durch ihn sowie durch den Minister Hertzberg, dessen Schwager er war, von dem Stande der Staatsangelegenheiten stets genau unterrichtet [602]).

Schon vor längerer Zeit hatte Knyphausen in seinen Gesprächen mit Cobenzl der Meinung Ausdruck gegeben, Oesterreich hätte die Occupation baierischen Gebietes unterlassen und sich früher mit dem Könige von Preußen verständigen sollen. Ohne Oesterreichs Ueberlegenheit zu verkennen, schilderte er doch die Gefahr eines Krieges gegen Preußen als eine ungemein große. Ihn noch in letzter Stunde hintanzuhalten, gebe es übrigens ein Mittel, welches ohnedieß viel Aehnlichkeit mit der Frage der baierischen Erbfolge besitze: die in den Markgrafthümern Ansbach und Bayreuth sei es, welche er meine. Oesterreich habe gewiß ebenso wichtige politische Gründe, sich der Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen zu widersetzen, wie der König, wenn er die Erwerbung baierischen Gebietes durch Oesterreich nicht wünsche. „Wie wäre es", sagte Knyphausen zu Cobenzl, „diese „Markgrafthümer im Erledigungsfalle dem sächsischen Hofe zukommen „zu lassen, wogegen der König von Preußen in den sächsischen Ländern „seine Entschädigung erhielte?" Eine solche Vereinbarung müßte Oesterreich, fuhr Knyphausen fort, ohne Zweifel genehm sein, und er wisse bestimmt, daß ein derartiger Vorschlag von Seite des Königs von Preußen angenommen werden würde. Ohne für sich selbst irgend einen Vortheil zu erlangen, könne der König eine Vergrößerung Oesterreichs unmöglich zugeben. Auch glaube er seine Ehre dabei im Spiele; nahe dem Ende seines Lebens und seiner glorreichen Regierung, wolle er sich einen ruhmvollen Abschluß derselben sichern. Man kenne ihn genug, um zu wissen, dieser Beweggrund allein könnte ihn dazu bringen, Alles zu wagen, wogegen das angeführte Mittel, von Oesterreich in Vorschlag gebracht, zur Beseitigung des Zwiespaltes geeignet wäre und ohne Zweifel freudige Annahme fände. Lang schon habe man sich in Berlin mit der Hoffnung geschmeichelt, Cobenzl werde Vollmacht zu einer Unterhandlung erhalten, und mit Verwunderung

und Mißvergnügen habe man diese Erwartung vereitelt gesehen. Groß seien die Geldsummen, die man für Kriegsrüstungen verausgaben müsse. Der König sei geizig, und wenn er einmal beträchtliche Ausgaben gemacht habe, so wolle er auch Nutzen daraus ziehen. Die Schlagfertigkeit der Armee, die günstige Jahreszeit, Alles mache den Krieg unvermeidlich, wenn man sich nicht allsogleich des vorgeschlagenen Mittels bediene, welches Knyphausen auch jetzt wieder ein unfehlbares nannte.

Mit Recht frug Cobenzl, warum denn, wenn dem wirklich so wäre, man nicht von preußischer Seite die Initiative zu einer solchen Verabredung ergreife? Knyphausen entgegnete jedoch, daß der König nimmermehr zuerst zu diesem Schritte gebracht werden könnte, indem er ihn als unvereinbar mit seiner Ehre betrachte. Und als Cobenzl hervorhob, daß ja der gleiche Gesichtspunkt auch für Oesterreich obwalte und ihm ein derartiger Entschluß als Eingebung der Furcht vor einem Kriege mit Preußen ausgelegt werden könnte, meinte Knyphausen, dieser Gedanke werde dem Könige niemals in den Sinn kommen. Derselbe glaube vielmehr, daß der Kaiser von der Begierde beseelt sei, sich mit ihm zu messen und den Krieg mit Lebhaftigkeit wünsche. Und in ganz Preußen theile man diese Meinung.

Knyphausen drang schließlich noch einmal in Cobenzl, er möge in dem von ihm angedeuteten Sinne nach Wien berichten; ja er ging so weit, die Erklärung Wort für Wort anzugeben, welche von Seite des Kaiserhofes an den König von Preußen gerichtet werden sollte. Cobenzl aber schrieb an Kaunitz, es wäre ihm willkommen gewesen, wenn sich wenigstens Prinz Heinrich in solcher Weise gegen ihn ausgesprochen hätte; er zweifle übrigens nicht, daß die ganze Mittheilung Knyphausens nur mit Vorwissen und Gutheißung des Prinzen geschehen sei. Daß hingegen der König keinen Theil hieran habe, wird zwar von Cobenzl nicht ausdrücklich versichert, geht aber aus verschiedenen Stellen seines Berichtes deutlich hervor [603]).

Kaunitz war jedoch der gerade entgegengesetzten Meinung. Er hielt das ganze Gespräch Knyphausens mit Cobenzl für ein von dem

Könige veranlaßtes Spiel. Nachdem er eine Einschüchterung Oesterreichs nutzlos versucht habe, werde er von gewaltiger Besorgniß ergriffen und trachte nun mit Ehre aus der Verlegenheit zu kommen, in der er sich befinde. Als letztes Mittel hiezu suche er Oesterreich zu dem falschen Schritte zu verleiten, Vorschläge zu machen, die er unverzüglich zur Benachtheiligung der Würde und der Interessen der Kaiserin mißbrauchen würde. Nach all den wohlüberlegten Maßregeln Oesterreichs, deren Zeuge der König sowohl vor als nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern sein konnte, hätte er sich mit der Erwartung nicht schmeicheln sollen, daß man sich von ihm hinter das Licht führen lassen werde. Da er jedoch zu jenen schamlosen Menschen gehöre, die bei jeder Unternehmung auch schon im voraus bereit seien, im Nothfalle von ihr wieder abzustehen, glaube er auch diese noch wagen zu dürfen. In Wien aber müsse man vorerst die Erklärungen abwarten, denen man aus Frankreich über dessen zukünftige Haltung entgegensehe. Dem Könige von Preußen gegenüber möge man in der ebenso entschlossenen als bescheidenen Stellung verharren, welche man bisher eingenommen habe. Alles sei für eine nachdrückliche Kriegführung bereit; die Kaiserin möge daher beruhigt und mit sich selbst so wie mit denen zufrieden sein, welche die Ehre genössen, ihr zu dienen[604].

Aus dieser vertraulichen Aeußerung des Staatskanzlers gegen die Kaiserin, und nicht etwa aus seiner Antwort auf Cobenzls Bericht ist seine Auffassung des Inhaltes des letzteren zu entnehmen. Da er von der Voraussetzung ausging, die Vorschläge Knyphausens seien ihm von dem Könige eingegeben worden[605], so wünschte Kaunitz nichts anderes als beide, den König und sein Organ zu ferneren Erklärungen zu verleiten, jede Bloßstellung Oesterreichs aber mit Sorgfalt zu vermeiden. Dieser Absicht entsprach denn auch die Depesche, welche am 31. März an Cobenzl erging, und sie war darauf eingerichtet, Knyphausen mitgetheilt zu werden. Man könne nicht ruhiger und unparteiischer untersuchen, war darin gesagt, nicht klarer sehen, besser combiniren und richtiger urtheilen, als dieß durch Knyphausen geschehen sei. Darum seien dessen Aeußerungen der Kaiserin und dem Kaiser vorgelegt worden, welche denn auch den von Knyphausen an

die Hand gegebenen Gedanken, die Frage der Succession in Ansbach und Bayreuth im Einverständnisse mit dem Könige von Preußen zu ordnen, für ein geeignetes Auskunftsmittel hielten, unter Wahrung des beiderseitigen Ansehens und Interesses zu einer friedlichen Vereinbarung zwischen den zwei Staaten zu gelangen. Cobenzl möge es Knyphausen überlassen, ob und wie er hievon den König vorläufig verständigen könne.

Freilich komme es vor Allem auf die Art und Weise an, in welcher die erste förmliche Eröffnung zu machen und die ganze Verhandlung einzuleiten sei. Kaunitz behalte sich vor, den Grafen Cobenzl hierüber so bald als möglich mit der näheren Belehrung zu versehen. Einstweilen theile er ihm jedoch die Antwort auf die letzte preußische Denkschrift mit; sie werde am folgenden Tage dem Freiherrn von Riedesel eingehändigt werden [606]).

Solches geschah denn auch wirklich. Die österreichische Note vom 1. April war nicht gerade in verletzendem, aber doch in sehr entschiedenem Tone gehalten. Nachdem der König von Preußen, war darin gesagt, die Erklärung abgegeben habe, die an ihn gelangten Mittheilungen Oesterreichs hätten ihn in seinen Zweifeln an dessen Ansprüchen auf baierische Gebietstheile nur noch bestärkt, und ihm scheine keiner dieser Ansprüche im mindesten berechtigt, so werde man ihm gegenüber in keine weitere Darlegung derselben mehr eingehen. Noch weniger denke man daran, sich einer rechtmäßig vorgenommenen Besitzergreifung wieder zu begeben und in solcher Weise den früheren Zustand, wie er vor dem Tode des Kurfürsten von Baiern gewesen, neuerdings herzustellen. Jedermann aber, der an der baierischen Erbfolge betheiligt sei, könne darauf zählen, daß er zu seinem Rechte gelangen werde, wenn er es nachzuweisen vermöge. Und alle anderen deutschen Fürsten und Staaten dürften versichert sein, Oesterreich sei weit davon entfernt, auf irgend einem Begehren bestehen zu wollen, welches in der That einem Artikel des Westphälischen Friedens oder einer anderen Reichssatzung widerspreche. Gleichzeitig müsse man jedoch

Namen der Kaiserin erklären, daß ihrer Meinung nach weder die

kurfürstliche Würde noch diejenige eines der ersten Reichsstände ein Recht verleihe, sich zum Richter oder Vormund eines Mitstandes aufwerfen, oder einem aus ihnen, wer es auch sein möge, die Befugniß bestreiten zu können, durch all die Mittel, welche mit den Reichsgesetzen nicht im Widerspruche stünden, neue Gebietserwerbungen zu machen. Von diesem unanfechtbaren Grundsatze ausgehend, könne und werde sie natürlich nie zugeben, daß ein Reichsstand sich eine solche Machtvollkommenheit entweder ihr gegenüber oder gegen einen anderen Mitstand anmaße. Sollte sie daher irgend Jemand in dem gegenwärtigen Augenblicke, und um eine von ihr auf Grundlage ihres guten Rechtes und der Reichsgesetze gemachte Erwerbung zu vereiteln, angreifen wollen, dann werde sie einer so offenkundigen Verletzung des öffentlichen Friedens alle Mittel einer gerechten Vertheidigung, die nur immer in ihrer Macht lägen, entgegensetzen. Sie wünsche jedoch aufrichtig, nicht in diese Lage zu kommen, und Niemand werde mit größerer Befriedigung als sie die Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe und des so wünschenswerthen guten Einvernehmens mit dem Könige von Preußen begrüßen.

Kaum hatte Cobenzl die Antwort des Fürsten Kaunitz auf seinen Bericht über das Gespräch mit Knyphausen erhalten, als er sich auch schon beilte, den letzteren hievon in Kenntniß zu setzen. Knyphausen bezeigte sich durch die Aufnahme, welche seine Gedanken am Kaiserhofe gefunden, äußerst geschmeichelt. Er hege nunmehr die beste Hoffnung, ließ er sich vernehmen, seinen eigenen Wunsch und den des Prinzen Heinrich wegen der Fortdauer der guten Beziehungen zwischen den Höfen von Wien und Berlin in Erfüllung gehen zu sehen. Ja er würde hieran nicht im Entferntesten mehr zweifeln, wenn nicht durch die bevorstehende Abreise des Königs die Sache etwas erschwert würde. In Schlesien werde derselbe von denjenigen seiner Rathgeber entfernt sein, welche ihn zu besänftigen und mit irgend welcher Freiheit mit ihm zu reden vermöchten. Gleichwohl sei kein Augenblick zu versäumen, ihn noch bei Zeiten von dem Entschlusse des Kaiserhofes zu unterrichten. Die passendste Art aber, in der dieß geschehen könnte, wäre wohl in einer vertraulichen Unterredung Cobenzls mit Finkenstein

zu finden. Bei Ueberreichung der letzten österreichischen Erklärung möge er ihm andeuten, in einer Vereinbarung über die zukünftige Erbfolge in Ansbach und Bayreuth wäre das beste Mittel zur Ausgleichung allen Zwiespaltes zwischen Oesterreich und Preußen gelegen.

Mit Recht weigerte sich Cobenzl, ohne besonderen Auftrag seiner Regierung den Schritt zu thun, welchen Knyphausen ihm anrieth. Der letztere erbot sich daher, die ihm gemachte Mittheilung unverzüglich dem Prinzen Heinrich anzuvertrauen, auf daß er bei dem Könige den geeigneten Gebrauch hievon mache. Der Prinz äußerte seine Befriedigung über das, was geschehen war, und erklärte sich bereit, dem Könige wenigstens zu sagen, er wisse mit Bestimmtheit, daß man sich in Wien mit Ausgleichsmitteln beschäftige, welche dem beiderseitigen Ansehen und Interesse entsprächen.

Prinz Heinrich fand den König für seinen Antrag nicht gerade günstig gesinnt; er versicherte jedoch Cobenzl, es sei ihm die vollständige Umstimmung seines Bruders gelungen[607]). Derselbe sei bereit, auf die ihm vorgeschlagenen Verhandlungen einzugehen, und man werde daher von preußischer Seite die Feindseligkeiten nicht beginnen. Er selbst wolle seine Abreise zu der Armee noch um einige Tage verschieben, indem er hoffe, die Sache werde inzwischen in Gang gebracht werden können. Man möge sich durch die Fortsetzung der Kriegsrüstungen nicht irre machen lassen; sie seien durch die Umstände und durch die Klugheit geboten und würden gewiß gar keinen Einfluß üben auf die Verhandlung.

Es scheint fast, als ob der Prinz sich gegen Cobenzl mit Erfolgen gebrüstet hätte, die er thatsächlich nicht erreicht hatte. Aus dem Briefwechsel zwischen den zwei Brüdern wissen wir wenigstens, daß Heinrich es für nothwendig hielt, den König nachträglich zu versichern, die Depesche des Fürsten Kaunitz an Cobenzl, von der er ihm gesprochen, sei wirklich vorhanden. Die Möglichkeit lasse sich freilich nicht ableugnen, daß sie nur in hinterlistiger Absicht geschrieben sei, aber es könne auch sehr leicht sein, daß die darin enthaltene erste Andeutung von eingehenderen Instructionen gefolgt werde[608]).

Wenn man auch in Wien vielleicht nicht jedes der Worte des Prinzen Heinrich und Knyphausens gegen Cobenzl als unumstößliche Wahrheit betrachtete, so mußte doch der Umstand, daß der Prinz sich jetzt zu persönlichen Verhandlungen mit Cobenzl herbeiließ und ihm über seine Unterredung mit dem Könige berichtete, einen gewissen Eindruck hervorbringen. Hiezu kam noch, daß die Sendung des Freiherrn von Miltitz nach Dresden fruchtlos geblieben war und man nicht mehr daran zweifeln konnte, der Kurfürst habe sich vollständig in die Arme des Königs von Preußen geworfen. Auch die aus Frankreich einlangenden Nachrichten lauteten nicht günstig; man mußte sich vielmehr überzeugen, daß die Vorstellungen, durch welche man den Hof von Versailles von seinem Entschlusse, strenge Neutralität zu beobachten, wieder abbringen zu können hoffte, fruchtlos geblieben seien. „Soeben „haben uns die Franzosen", schrieb Joseph am 8. April an Lacy, „eine honigsüße Antwort ertheilt, aber schließlich wollen sie uns doch „weder Beistand leisten noch die Vermittlung annehmen, sondern sich „vollständig neutral erklären, was einem Bruche der Allianz gleich„kommt. Jetzt muß man freilich gute Miene dazu machen, ich werde „mich jedoch seiner Zeit daran erinnern" [609]).

Bei dieser ablehnenden Haltung Frankreichs und bei der hieraus hervorgehenden Verweigerung seiner Vermittlung blieb Oesterreich nicht viel anderes übrig als die Beilegung der Zwistigkeiten mit Preußen durch Verständigung über die Erbfolge in Ansbach und Bayreuth im Wege directer Verhandlung mit dem Berliner Hofe zu versuchen. Kaunitz hielt es daher für zweckmäßig, Cobenzls letzten Bericht nicht ohne rasche und willfährige Erwiederung zu lassen. Mit Zustimmung der Kaiserin sandte er sie unverzüglich nach Berlin.

In seiner Depesche an Cobenzl griff Kaunitz vorerst auf die bei der Zusammenkunft in Neustadt zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen getroffene Vereinbarung zurück, sich bei dem ersten Auftauchen einer Veranlassung zu Mißtrauen und Zwiespalt um vertrauliche Aufklärung anzugehen und jederzeit mit Aufrichtigkeit und Freimuth zu einander zu sprechen [610]). Der bisherige Vorgang des Königs

von Preußen sei jedoch ein derartiger gewesen, daß sich der Kaiser und die Kaiserin genöthigt gesehen hätten, von der Befolgung jener Zusage so lange Zeit hindurch abzustehen, als dieß durch ihre Pflichten gegen sich selbst und ihre Ehre, sowie zur Sicherstellung ihres Vertheidigungsstandes geboten erschien. Nach geschehener Erfüllung dieser Verpflichtungen könnten und wollten sie sich jedoch einer weiteren Vernachlässigung jenes Versprechens nicht schuldig machen und dem Vorwurfe nicht aussetzen, ihrer Eigenliebe die Erhaltung der allgemeinen Ruhe und das Schicksal von Millionen ihrer Mitmenschen aufgeopfert zu haben.

Der König von Preußen bestreite die Gerechtsame Oesterreichs, während man sie in Wien als begründet betrachte. Nie werde es ihm an Einwürfen, dem Kaiserhofe aber nie an Stoff mangeln, sie zu widerlegen. So sei denn ein endloser Prozeß vorhanden. Der König verlange öffentlich, Oesterreich solle Alles wieder in den früheren Zustand versetzen; man könne jedoch unmöglich glauben, daß er wirklich eine so verächtliche Meinung von dem Kaiserhofe hege, um dieß im Ernste zu erwarten. Was könne und werde nun bei dieser Collision, wenn man sie nicht unverzüglich behebe, entstehen? Nichts anderes, als daß jetzt der König Oesterreich mit Krieg überziehe, während es bei einer ähnlichen, vielleicht nicht mehr weit entfernten Gelegenheit ein Gleiches thun müsse und werde.

So sehr man darauf hoffe, der König von Preußen werde an der hohen Meinung nicht zweifeln, die man in Wien von seiner Macht und insbesondere von seinen außerordentlichen persönlichen Eigenschaften hege, so wenig glaube man doch auch andererseits Ursache zu haben, den eigenen Kräften und Hülfsquellen zu mißtrauen. Alles in Allem genommen, werde daher der wahrscheinliche Ausgang dieses zweifachen Krieges in nichts anderem als in gegenseitiger Erschöpfung und in Folgen bestehen, welche beiden streitenden Theilen zum Verderben gereichen müßten. Wolle der König diese Folgen vermeiden, durch freundschaftliches Einverständniß das wechselseitige Interesse wahrnehmen, Oesterreich den jetzigen Vortheil gönnen und sich dafür eine ungestörte Verfügung hinsichtlich der Erbfolge in Ansbach und Bayreuth sichern,

dann seien auch der Kaiser und die Kaiserin mit Vergnügen hiezu bereit. Auf ihren ausdrücklichen Befehl werde Cobenzl beauftragt, den König um eine Audienz zu bitten und hiebei trotz aller dagegen obwaltenden Bedenken zuerst mit dem Antrage auf Herbeiführung eines Ausgleichs hervorzutreten. Ein Entwurf der zu diesem Ende abzuschließenden Convention wurde Cobenzl gleichzeitig übersendet, und außerdem erhielt er eine förmliche Vollmacht, sie zu unterzeichnen [611]).

In dem projectirten Uebereinkommen sollte der König von Preußen sich verpflichten, die Gültigkeit des zwischen Oesterreich und Kurpfalz am 3. Jänner errichteten Vertrages und das Recht Oesterreichs zur Occupation der von seinen Truppen besetzten baierischen Gebietstheile anzuerkennen. Ebenso werde er den zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz zu verabredenden Austausch, sei es der dem Erzhause zugefallenen Districte, noch größerer Bruchstücke bisher baierischen Gebietes, oder des ganzen Complexes nicht nur ruhig geschehen lassen, sondern nöthigen Falles auch fördern. Dagegen anerkenne auch der Kaiserhof im voraus die Gültigkeit einer dereinstigen Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit der preußischen Primogenitur, und er verpflichte sich zugleich, einem von preußischer Seite etwa beabsichtigten Austausche der Markgrafthümer gegen anderes Land nicht zu widerstreben, ja ihn erforderlichen Falles zu unterstützen.

In einer zweiten Depesche vom gleichen Tage wurde Cobenzl vertraulich benachrichtigt, daß zunächst Frankreichs unwillfährige Haltung gegen Oesterreich es sei, durch welche man sich zu diesem entgegenkommenden Schritte bestimmt sehe. Zu ungesäumtem Vorwärtsschreiten sei man jedoch durch die Vermuthung veranlaßt worden, der König wisse noch nichts von der Absicht Frankreichs, sich neutral zu erklären, und er befürchte eine offenbare Parteinahme dieses Staates für den österreichischen Hof. Da aber besorgt werden müsse, Frankreich werde mit seiner Neutralitätserklärung sehr bald hervortreten, sei auch dem Könige von Preußen gegenüber keine Zeit zu verlieren. Der ganze an Cobenzl ergehende Auftrag beschränke sich jedoch nur auf den Fall, wenn der König bei Ankunft des Couriers noch in Berlin oder

Potsdam verweile. Wäre er schon nach Schlesien gereist, dann habe Cobenzl von der ihm zugehenden Ermächtigung keinen Gebrauch zu machen. Denn für diesen Fall sei bereits beschlossen, daß der Kaiser sich ebenfalls zur Armee nach Böhmen begebe[612]) und von dort aus an den König die beabsichtigten Vorschläge richte.

Und in der That, schon am 6. April hatte Friedrich Berlin verlassen; am 7. war er nach Breslau gekommen und hatte sich dann zu seinen Truppen bei Frankenstein begeben. Joseph aber machte am 10. April die Nachricht von der Abreise des Königs dem Fürsten Kaunitz mit dem Beisatze bekannt, daß er am folgenden Tage gleichfalls aufbrechen werde. Er bat ihn um Mittheilung dessen, was der von ihm entworfenen Botschaft an den König, die er von Olmütz aus an ihn abzusenden denke, etwa noch hinzuzufügen, oder was von ihr wegzulassen sei[613]). Und wirklich erlitt das ursprüngliche Conventionsproject einige Veränderung; an Cobenzl aber erging unverzüglich eine Erneuerung des Auftrages, in Folge der Abreise des Königs sich der ihm ertheilten Ermächtigung in gar keiner Weise zu bedienen. Er möge sich auf die Mittheilung an den Prinzen Heinrich und an Knyphausen beschränken, daß der Kaiser sich vorbehalte, dem Könige unverweilt und mit eigener Hand zu schreiben. Erhielten in Folge dessen die preußischen Minister Auftrag und Vollmacht zum Abschlusse der Convention, dann möge sie Cobenzl, jedoch nur wenn sie dem ihm mitgetheilten Entwurfe gleichlautend sei, auch seinerseits unterzeichnen[614]).

Wie Cobenzl meldete, nahm Prinz Heinrich die Nachricht, daß der Kaiser dem Könige unmittelbar schreiben werde, mit „wahrhafter „Freude" entgegen. Er verspreche sich hievon, ließ er ihm sagen, den glücklichsten Erfolg, und es wäre gut, diese Absicht des Kaisers dem Könige noch vorläufig verborgen zu halten, weil dann deren Ausführung einen um so tieferen Eindruck auf ihn hervorbringen werde[615]). Und da man in Wien, wie auch Cobenzl betonte, ohnedieß wußte, daß Niemand den König besser kenne als Prinz Heinrich, so war es natürlich, daß man den Erwartungen sich anschloß, welche der Prinz von dem bevorstehenden Schritte des Kaisers hegte.

Nur Maria Theresia selbst machte hievon eine Ausnahme, und in der That ließ die Enttäuschung keineswegs lang auf sich warten, ja sie trat schon vor Ankunft der Berichte Cobenzls in Wien ein. Am 12. April kam Joseph nach Olmütz; er wollte jedoch nicht schon an demselben Tage den Brief an den König von Preußen absenden, weil es dadurch das Ansehen gewonnen hätte, daß er ihn fertig in der Tasche mitgebracht habe. Und wirklich nahm der Kaiser einige nicht ganz unwesentliche Veränderungen an seinem Briefe, und mehr noch an dem Conventionsprojecte vor, das er ihm beischloß [616]).

Mit sehr schwerem Herzen hatte sich Maria Theresia in die Abreise ihres Sohnes gefügt; dieselbe verbreite, schrieb sie ihm am folgenden Tage, überall eine ganz unglaubliche Leere und Trostlosigkeit; er möge selbst urtheilen, was eine Mutter in ihrem Alter dabei fühle. „Zwei Söhne", so lauten ihre Worte, „und einen Schwieger„sohn entreißt man mir. Wie oft habe ich an die armen Frauen „denken müssen, denen man ihre Kinder mit Gewalt wegnimmt! Die „meinigen gehen freiwillig und sind so viel als nur immer möglich „geschützt, und doch mangeln sie mir, um mir als Stütze zu dienen. „Welch häßliches Gewerbe, das des Krieges, gegen die Menschlichkeit „und gegen das Glück" [617]).

Mit Freude bewillkommte Maria Theresia den ersten Brief, den sie aus Olmütz von ihrem Sohne erhielt; sie habe desselben, schrieb sie ihm, dringend bedurft, denn sie sei tief darnieder gebeugt. Sie billigte die Veränderungen, die er an dem Entwurfe der Uebereinkunft vorgenommen hatte, aber sie meinte doch auch, daß hiedurch deren Annahme kaum erleichtert werden würde; sie werde entweder ganz verworfen, oder hinausgeschoben, oder endlich mit neuen und lästigen Bedingungen in Verbindung gebracht werden [618]).

Noch düsterer war die Stimmung der Kaiserin am folgenden Tage. Wir wissen nicht woher ihr die Nachrichten zugekommen waren, die sie so sehr beunruhigten. „Ich beschwöre Dich", schrieb sie ihrem Sohne am 14. April, „Dich zu schonen; alle Botschaften, welche wir

„erhalten, machen uns starr vor Schrecken. Fritz ist wüthend, und er „wird seinen Zorn allseitig auslassen. Da er seine Armee voll üblen „Willens findet, läßt er Executionen ohne Ende vornehmen und ver„spricht den Soldaten, überall, wohin sie kämen, plündern zu dürfen; „das wäre schrecklich. Ich schmeichle mir keineswegs mit einer günstigen „Antwort" [619]).

Binnen kürzester Frist kam es zu Tage, daß die Auffassung der Kaiserin die allein richtige war. Wie er es beabsichtigt hatte, sandte Joseph am 13. April seinen Brief an den König von Preußen. Auch seinerseits Bezug nehmend auf die Versprechungen, die man sich in Neisse und in Neustadt gegeben, erklärte er dem Könige, er habe sein Schreiben an ihn verzögert, bis er sich aus der Hauptstadt und damit von Allem, was nach politischer Schlauheit aussehe, entfernt habe. Jetzt aber theile er ihm seine Gedanken mit, von denen er glaube, daß sie ihren beiderseitigen Interessen weit entsprechender wären als jedes Zerwürfniß zwischen ihnen. Er füge keine andere Betrachtung hinzu, da er ohnedieß wisse, daß keine, zu welcher der Gegenstand seines Briefes überhaupt führen könne, dem Könige entgehen werde. Cobenzl sei mit der erforderlichen Vollmacht versehen, um den beigeschlossenen Vertragsentwurf, wenn der König ihn annähme, allsogleich zu unterzeichnen. Wünsche er jedoch Aenderungen an demselben, so möge er sie dem Kaiser direct bekanntgeben und darauf zählen, daß er sich, so weit als nur immer möglich, entgegenkommend verhalten werde. Denn er wäre glücklich, hiedurch das gute Einvernehmen mehr und mehr zu kräftigen, welches allein das Glück der beiderseitigen Staaten ausmachen könne [620]).

Insofern es in Josephs Wünschen gelegen war, eine rasche Antwort auf sein Schreiben zu erhalten, erwies ihm Friedrich die größte Willfährigkeit, die nur immer erwartet werden konnte. Denn kaum hatte der König den Brief des Kaisers empfangen, als er auch schon zur Feder griff, seine Erwiederung zu entwerfen. Als so merkwürdig wird dieselbe erkannt werden, daß sie ihrem ganzen Umfange nach hier Aufnahme finden muß.

„Ich habe", so lautet sie, „mit aller nur immer denkbaren „Befriedigung den Brief erhalten, welchen Eure kaiserliche Majestät „die Güte gehabt haben, an mich zu richten. Ich habe keinen Minister „oder Secretär bei mir, daher müssen Eure Majestät sich mit der „Antwort eines alten Soldaten begnügen, der Ihnen ehrlich und „freimüthig über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, der seit „langer Zeit auf dem Gebiete der Politik aufgetaucht ist. Niemand „wünscht lebhafter als ich den Frieden und die Eintracht zwischen „den Mächten Europa's aufrecht zu erhalten. Aber für Alles gibt „es Grenzen, und man begegnet so schwierigen Fällen, daß der gute „Wille allein nicht genügt, die Dinge in Ruhe und Frieden zu er„halten."

„Mögen Eure Majestät mir gestatten, Ihnen den Stand unserer „gegenwärtigen Angelegenheiten klar auseinander zu setzen. Es handelt „sich darum, zu wissen, ob ein Kaiser nach seinem Willen über Reichs„lehen verfügen kann? Wenn man diese Frage bejahend beantwortet, „dann werden alle diese Lehen zu Timarien*), die nur auf Lebens„zeit verliehen sind und über welche der Sultan nach dem Tode des „Besitzers neuerdings verfügt; das aber ist im Widerspruche mit „den Gesetzen, den Gewohnheiten und den Gebräuchen des Römischen „Reiches. Kein Fürst desselben wird die Hand dazu bieten; Jeder „wird sich auf das Lehenrecht berufen, welches seine Besitzungen seinen „Sprößlingen zusichert, und Niemand wird sich bereit finden lassen, „selbst die Macht eines Despoten zu befestigen, der früher oder später „ihn und seine Kinder der Besitzungen berauben wird, welche seinem „Hause seit unvordenklichen Zeiten gehörten."

„Das ist es, was den gesammten deutschen Reichsverband auf„schreien machte gegen die gewaltthätige Art, mit welcher Baiern in „Besitz genommen wurde. Ich aber finde mich als Reichsglied, und „nachdem ich mich in dem Hubertsburger Vertrage auf den West„phälischen Frieden berufen, unmittelbar veranlaßt, die Privilegien,

*) Türkische Lehengüter.

„die Freiheiten und die Rechte des deutschen Reichsverbandes, endlich „die kaiserlichen Wahlcapitulationen aufrecht zu erhalten, durch welche „man die Gewalt des Reichsoberhauptes beschränkt, um den Miß- „bräuchen vorzubeugen, die es von dem Uebergewichte seiner Stellung „etwa zu machen im Stande wäre."

„Dieß ist, Sire, der wahre Stand der Sache; mein persönliches „Interesse spielt dabei gar nicht mit. Aber ich bin überzeugt, Eure „Majestät selbst würden mich als einen feigen und Ihrer Achtung „unwürdigen Menschen betrachten, wenn ich niedriger Weise die Rechte, „Freiheiten und Privilegien, welche die Kurfürsten und ich von unseren „Vorfahren erhielten, hinopfern wollte. Ich fahre fort, Sire, zu Ihnen „mit dem gleichen Freimuthe zu reden. Ich liebe und ehre Ihre Person, „und es wird mir gewiß hart sein, gegen einen Fürsten von so aus- „gezeichneten Eigenschaften zu kämpfen."

„Dieß sind nach meiner schwachen Einsicht die Gedanken, die „ich der überlegenen Beurtheilung Eurer Majestät hiemit vorlege. Ich „gestehe, daß Baiern nach dem Rechte der Zweckmäßigkeit dem Kaiser- „hause anständig sein kann. Da ihm aber jedes andere Recht bei „dieser Besitznahme widerstrebt, könnte man nicht den Herzog von „Zweibrücken durch irgendwelche Schadloshaltung zufriedenstellen? „Könnte man nicht etwas finden, um auch den Kurfürsten von Sachsen „für die ihm aus der baierischen Erbfolge zukommenden Allodien zu „entschädigen? Die Sachsen berechnen ihre Ansprüche auf sieben und „dreißig Millionen Gulden, aber sie werden wohl zu Gunsten des „Friedens Einiges davon nachlassen. Zur Durchführung solcher Vor- „schläge — den Herzog von Mecklenburg nicht zu vergessen — würden „Eure Majestät mich mit Freude mitwirken sehen, weil sie dem ent- „sprächen, was meine Pflichten und der Platz, den ich einnehme, von „mir verlangen."

„Ich versichere Eure Majestät, daß ich mich gegen meinen „Bruder nicht mit größerem Freimuthe aussprechen würde, als ich „die Ehre habe, mit Ihnen zu reden. Ich bitte Sie über das, was

„ich mir die Freiheit nehme, Ihnen vorzustellen, nachdenken zu wollen,
„denn darin besteht die Sache, um die es sich handelt. Die Erbfolge
„in Ansbach ist ihr vollständig fremd, denn unsere Rechte sind so
„legitim, daß sie uns Niemand bestreiten kann. Jener van Swieten
„war es, der mir vor vier oder fünf Jahren, wie ich glaube, davon
„sprach, und der mir sagte, der Kaiserhof würde es sehr gerne sehen,
„wenn irgend ein Austausch vorgeschlagen werden könnte, weil ich ihn
„des Uebergewichtes der Stimmen im fränkischen Kreise berauben
„würde und weil man mich als Nachbar von Eger in Böhmen nicht
„haben wollte. Ich antwortete ihm, man könnte sich noch beruhigen,
„weil der Markgraf von Ansbach sich wohl befinde und Alles darauf
„zu wetten sei, er werde mich überleben. Das ist Alles was darüber
„verhandelt wurde, und Eure Majestät können davon überzeugt sein,
„daß ich Ihnen die Wahrheit sage."

„Was die letzte Denkschrift angeht, die ich von dem Fürsten
„Kaunitz erhielt, so scheint er übler Laune gewesen zu sein, als er sie
„entwarf. Die Antwort hierauf kann nicht vor acht Tagen hier ein
„treffen. Ich setze mein Phlegma seiner Hitze entgegen, und erwarte
„hauptsächlich von Eurer Majestät, daß Sie die Güte haben werden,
„sich über die aufrichtigen Vorstellungen zu entscheiden, die ich mir
„die Freiheit nehme, hiemit an Sie zu richten" [621]).

Joseph mußte sich natürlicher Weise durch diesen Brief des Königs aufs tiefste verletzt fühlen. Vor Allem hielt er sich für betrogen, denn er hatte wirklich nichts anderes geglaubt, als daß Prinz Heinrich und Knyphausen nur mit Vorwissen, ja im Auftrage des Königs die geheime Verhandlung mit Cobenzl angesponnen hätten. Dann mußte ihn die tückische Verkehrung des Standpunktes, von welchem aus die Angelegenheit der baierischen Erbfolge zu beurtheilen war, empfindlich berühren. Ganz abgesehen von dem beleidigenden Vergleiche mit dem Sultan und türkischem Verfahren war es einfach nicht wahr, daß der Kaiser die Reichslehen eigenmächtig weiter vergeben wollte, sondern für ihn handelte es sich um nichts als um Geltendmachung der Erbansprüche seines Hauses auf baierisches Gebiet.

Und selbst wer von der Rechtsbeständigkeit dieser Ansprüche weit geringer denken mochte als Joseph, der mußte doch empört sein, aus dem Munde eines Friedrich, der seiner Zeit Alles weit überboten hatte, was Joseph jetzt in den Sinn kam, über die Heilighaltung der Rechte Anderer eine Belehrung annehmen zu sollen.

So nutzlos ihm nun auch ein fernerer Briefwechsel mit dem Könige von Preußen erschien, so wenig konnte doch Joseph es über sich gewinnen, dessen letztes Schreiben unbeantwortet zu lassen. Nach einem scharfen Seitenhiebe auf „die lange Tirade", welche der Brief des Königs enthalte, schrieb er ihm, daß in Allem, was in Baiern geschah, nicht der Kaiser, sondern der König von Böhmen als Kurfürst, und der Erzherzog von Oesterreich gehandelt hätten, der als Mitstand die Anerkennung seiner Ansprüche von Seite eines anderen Mitstandes, des Kurfürsten von der Pfalz, des alleinigen Erben der baierischen Länder, durch eine freie und freundschaftliche Uebereinkunft erwirkte. Das Recht, sich ohne Zustimmung eines Dritten mit seinem Nachbar zu vergleichen und sein Gebiet auszudehnen, habe bis jetzt noch Niemandem, der überhaupt unabhängig sei, bestritten werden können, und darum hätten alle Reichsfürsten dasselbe jederzeit unbeanständet geübt.

Was die Allodialforderungen des Kurfürsten von Sachsen und des Herzogs von Mecklenburg angehe, so seien sie entweder als eine Streitsache vor dem competenten Gerichte, oder bei dem Kurfürsten von der Pfalz als dem alleinigen Erben zur Austragung zu bringen. Der Herzog von Zweibrücken hingegen besitze, so lang der Kurfürst am Leben sei, nicht das mindeste Recht, und es stehe ihm frei, der mit dem Kurfürsten abgeschlossenen Uebereinkunft beizutreten oder nicht. Obgleich er den Kurfürsten vorläufig ermächtigt habe, in seinem Namen und in dem aller Erben eine Verabredung mit der Kaiserin in Bezug auf die baierische Erbfolge zu treffen, so seien doch seine Rechte unberührt geblieben. Ihm gegenüber sei Oesterreich zu einem Festhalten an den Bestimmungen der Convention nicht verpflichtet. Würde er also dereinst der Nachfolger des Kurfürsten

sein, dann müßten mit ihm entweder neue Vereinbarungen getroffen oder die geeigneten Wege zur Entscheidung der Rechtsfrage eingeschlagen werden.

Das Wort „Despotismus", dessen der König sich bedient habe und welches der Kaiser nicht weniger verabscheue als er, sei zum Mindesten überflüssig gewesen. Denn der Kaiser habe in diesem wie in allen sonstigen Fällen nichts anderes gethan, als dem, der sich in der geeigneten Form an ihn wende und seine Ansprüche zur Geltung zu bringen suche, prompte Justiz zu versprechen. Auch von der Kaiserin sei nichts geschehen, als daß sie die Anerkennung ihrer Rechte mittelst einer freiwillig abgeschlossenen Convention erwirkte, und sie werde daher mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stünden, ihre Besitzungen zu vertheidigen wissen.

Dieser und kein anderer sei der wahre Stand der Frage, in der es sich um nichts handle als zu wissen, ob irgend ein Reichsgesetz einen Kurfürsten verhindere, mit seinem Nachbar ein Uebereinkommen ohne Zustimmung eines Dritten abzuschließen oder nicht. Mit Ruhe werde der Kaiser abwarten, was der König ihm antworten oder was er thun wolle. Er habe schon so viele wahrhaft nutzbringende Dinge von ihm gelernt, daß wenn er nicht Staatsbürger und durch das Schicksal einiger Millionen Menschen, welche schwer unter einem Kriege leiden würden, peinlich berührt wäre, er fast erfreut sein müßte, von dem Könige auch noch zum Feldherrn ausgebildet zu werden. Gleichwohl könne derselbe überzeugt sein, daß die Aufrechthaltung des Friedens, und insbesondere mit dem Könige, den er wahrhaft ehre und liebe, in seinen aufrichtigen Wünschen gelegen sei. Viermalhunderttausend wackere Leute sollten nicht dazu verwendet werden, sich gegenseitig zu tödten, und das ohne einen bestimmten Zweck und ohne sich irgend eine wirklich lohnende Frucht hievon versprechen zu können[622]).

Selbstverständlich sandte Joseph den Brief des Königs und die demselben hierauf ertheilte Antwort auch seiner Mutter. Er sagte

ihr gleichzeitig, das insolente Schreiben des Königs werde ihr gewiß nicht gefallen; er habe es wegen der darin enthaltenen Beschuldigung despotischer Gewaltthätigkeit nicht unerwiedert lassen können. Er bat sie um Vergebung, daß er zu dieser Antwort ihre Zustimmung nicht einzuholen vermochte, und er gab der Hoffnung Ausdruck, sie werde ihm nachträglich ihren Beifall nicht versagen [623]).

Und in der That, Maria Theresia spendete denselben ihrem Sohne in reichlichstem Maße. „Gestern um drei Uhr", schrieb sie ihm am 18. April, „erhielt ich Deine Staffette aus Littau; Du kannst „selbst die Wirkung beurtheilen, die sie auf mich hervorbrachte; das „war in der That eine Veranlassung, diesen großen Tag*) darzu„bringen als ein Opfer. Obwohl vorhergesehen, würde ich an dem „Erfolge doch auch jetzt noch nicht völlig verzweifeln. Ich gestehe „meine Schwäche, dieser eigenhändig geschriebene Brief, ohne Schreiber „inmitten von vierzigtausend Mann, ohne Orthographie, ohne Styl, „wie ein König oder vielmehr ein Despot vom Theater, der darin „liegende Beweis, daß dieses Ungeheuer nicht so vielseitig ist und daß „er bei dieser Gelegenheit irgend eines Anderen seines Schlages bedurft „hätte, seine schmutzige Wäsche zu waschen, hat mir Vergnügen gemacht. „Die Gereiztheit gegen Conis**) und van Swieten sind seiner würdig! „Dagegen hat mir Dein so rasch abgefaßter Brief, von dem es den „Umständen so entsprach, daß er, um nicht verlegen oder rathlos zu „erscheinen, keinen Augenblick verzögert werden durfte, zu größtem „Troste gereicht und mich mit Bewunderung erfüllt; Du treibst Deine „Bescheidenheit zu weit, wenn Du mir noch Entschuldigungen darüber „machst. Du weißt, und neuerdings wiederhole ich es Dir, daß Du „mit vollem Rechte mein ganzes Vertrauen besitzest. Die Angelegen„heit betrifft Dich mehr als mich, insbesondere wenn der Krieg wirklich „ausbricht; das wird mir einen starken Stoß geben, aber der Staat „und die ganze Familie gehören Dir. Ich bin gewiß, daß er bei

*) Den Charfreitag.

**) (Kaunitz.) Spottende Anspielung auf des Königs Schreibweise dieses Namens.

„Dir in besseren Händen ist als bei mir; ich wünsche Dir nur „ein wenig mehr Glück, aber der Wille der göttlichen Vorsehung „möge sich vollziehen. Was aber soll ich Dir über Deine Antwort „sagen? Sie hat mich mit einem Male aus der heftigsten Erregung „der Entrüstung in die tiefste Rührung und das größte Erstaunen „versetzt; selbst die Correcturen, welche Du anbrachtest, habe ich be„wundert, und ich wäre in Verzweiflung, sie nicht gesehen zu „haben. Der treue Pichler hat die beiden Schriftstücke, und zwar „mit den Correcturen copirt, diesen wichtigen und rührenden Denk„malen für Jene, die nach uns kommen. Du konntest nicht mit „mehr Sanftmuth und Würde Deinem Schüler in der Politik „eine Lection geben; Du konntest aber auch nicht mit mehr Spott „und Ironie Deinen Gefühlen für diesen Despoten Ausdruck ver„leihen. Für mich war nur das Wort lieben zu viel und es „hat mich eifersüchtig gemacht, denn ich will, daß Du uns liebst, „aber ich will nicht in dieser Gesellschaft in Deinem Herzen sein. „Fahre fort, auch in Zukunft Geduld und kaltes Blut zu be„wahren, denn Du wirst dessen jeden Augenblick mit den Anderen „und mit uns selbst bedürfen. Erhalte Dich, das ist der wichtigste „Punkt, für den Staat und für mich; es gibt nur Einen Joseph „für die Königin und für seine zärtliche Mutter, die Dich liebevoll „umarmt" [624]).

Auch Kaunitz stimmte mit der Kaiserin in der Verurtheilung des Briefes des Königs von Preußen überein. Unter dem Deckmantel des Freimuthes enthalte er ein Gewebe von Impertinenzen, welche nichts seien als die Ausgeburt der gröbsten Unwissenheit und der schwärzesten Galle; aus einer Anhäufung falscher Voraussetzungen sei der König zu ebenso irrigen Schlußfolgerungen gelangt. Wenn er ein großer Soldat sei, so sei er ein noch größerer Ignorant und der schlechteste Logiker von der Welt. Auf tausend Meilen befinde er sich von dem richtigen Standpunkte entfernt, und es sei unmöglich, sich irgend etwas Unvernünftigeres zu denken als seinen Brief. Dagegen müsse man sich freuen, daß der Kaiser hierauf so rasch und in so durchaus passender Weise geantwortet habe [625]).

So scharf als mit seinem Tadel, so karg und gemessen war Kaunitz, wie man sieht, mit seinem Lobe. Er war eben bei weitem keine so lebhafte und enthusiastische Natur wie Maria Theresia; ihr Herz aber war so voll und so mittheilungsbedürftig, daß sie an dem gleichen Tage noch ein zweites Mal an Joseph schrieb. Sie theilte ihm die ungünstigen Nachrichten mit, welche während des Tages eingelaufen waren, und aus denen die Ansammlung sehr beträchtlicher feindlicher Streitkräfte hervorging. „Die Freude", fügte sie hinzu, „welche Deine Antwort an den König und Deine Ueberlegenheit in „Allem ihm gegenüber mir bereiteten, hat bald dem Bedauern Platz „gemacht, Dich solchen Unarten preisgegeben zu sehen. Wie glücklich", fuhr sie mit einer Anspielung auf Cobenzls letzten Bericht fort, „wäre „ich, wenn Friedrich so dächte wie Heinrich, obgleich ich im Grunde „auch nicht viel mehr Vertrauen zu ihm hege, indem er zu den „falschesten Menschen gehört, und auch der Prinz von Preußen wird „schwerlich viel anders sein. Unser neunter Erzherzog wird besser „behandelt als dort der präsumtive Erbe des Thrones; dort ist „Alles nur Sclaverei, während man bei uns aus Anhänglichkeit dient. „Ich habe all die Tage her Gott gebeten, daß wenn er mich durch „den Krieg bestrafen will, er doch wenigstens Dich bewahren möge „vor jedem Unglück. Die große Coiffüre war dringend nöthig, daß „man meine Thränen nicht fließen sah, ich schien mir neuerdings „Witwe geworden. Du fehlst mir in Allem, und das öffnet bei mir „eine Wunde, die niemals geheilt ist und nie heilen wird. Es ist „Zeit, daß ich ende" [626]).

Es mochte ungewiß sein, ob der König von Preußen auch den zweiten Brief des Kaisers beantworten werde. Aber nicht nur geschah dieß, sondern Friedrich schlug jetzt einen ganz anderen und weit weniger verletzenden Ton an, als dessen er sich in dem ersten bedient hatte. Nachdem er den Kaiser im voraus seiner Hochachtung, ja seiner Liebe versichert, ging der König auf eine Rechtfertigung des Verfahrens ein, das er bisher beobachtet hatte. Er knüpfte daran verschiedene Beispiele, um den Kaiser des Unrechtes zu überführen, das er an Baiern und dem Reiche begangen haben sollte. Wenn derselbe auf eine der-

einstige Vereinbarung mit dem Herzoge von Zweibrücken hingewiesen habe, so frage er dagegen, warum man nicht jetzt schon nach einer solchen strebe? Aehnliches müsse in Bezug auf die Befriedigung der Ansprüche des Kurfürsten von Sachsen gesagt werden. Die Mittel hiezu so wie zur Beseitigung des sonst noch obwaltenden Zwiespaltes könnten jedoch nur im Wege der Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Ministerien aufgesucht und festgestellt werden. Wenn der Kaiser hiezu Cobenzl als geeignet betrachte, so möge er ihn, sonst aber einen Anderen mit den hiezu erforderlichen Aufträgen versehen. Die Entwirrung des Chaos, in welches die Dinge gerathen seien, erscheine allerdings nicht leicht, aber diese Schwierigkeiten sollten eher ermuthigen als abschrecken; im Interesse der Menschheit möge man wenigstens den Versuch machen, sie zu besiegen. Uebrigens wolle der Kaiser überzeugt sein, daß der König dessen Person und die öffentlichen Angelegenheiten niemals miteinander vermenge. „Sie bedürfen keines Meisters", so schloß Friedrich sein Schreiben, „sondern Sie können jede Ihnen „beliebige Rolle spielen, weil der Himmel Sie mit den seltensten „Talenten begabt hat. Rufen Sie sich ins Gedächtniß zurück, daß „Lucullus niemals Armeen commandirt hatte, als der römische Senat „ihn nach dem Pontus absandte. Kaum war er dort angekommen, „als sein erster Versuch darin bestand, Mithridates zu schlagen. Wenn „Eure Majestät Siege erringen, werde ich der Erste Ihnen Beifall „zurufen, aber es darf natürlich nicht gegen mich sein" [627]).

Wenn Joseph sich beeilte, diesen Brief des Königs zustimmend zu beantworten [628]), so ging er hiebei von der Meinung aus, daß derselbe zu seinem Vorschlage sowohl durch seine eigenen Betrachtungen als durch die Bemühungen des Prinzen Heinrich bewogen worden sei. Aus diesem Grunde billigte er es auch, daß Berlin zum Orte der Verhandlungen gemacht, und Cobenzl mit denselben betraut werde. Schon ihren Beginn hielt der Kaiser für einen nicht gering anzuschlagenden Vortheil. Entweder werde der Friede gewahrt oder der Krieg nehme wenigstens später seinen Anfang, wodurch für die Verstärkung der Armee und ihre bessere Ausrüstung eine nicht hoch genug anzuschlagende Frist gewonnen werde [629]).

„Wie zufrieden bin ich doch", schrieb Maria Theresia an Joseph, als sie das zweite Schreiben des Königs von Preußen und die Antwort des Kaisers auf dasselbe erhielt, „mit diesen zwei Briefen. Dein „Mithridates ist also nicht mehr jener wüthende Roland! Lucullus „ertheilte ihm aber auch eine tüchtige Lection. Gott gebe, daß sie zu „dem ersehnten Ziele führe, und daß Du den unsterblichen Ruhm ge„nießest, Europa den Frieden verliehen und Dich für die Menschheit „aufgeopfert zu haben, denn Du bleibst ja doch immer das Opfer, „Deine Anstrengungen, Deine Arbeiten, vielleicht sogar Dein Ruhm „und Dein Interesse. In Deinem Alter sind die Leidenschaften noch „nicht so geschwächt wie bei diesem alten Soldaten, diesem demüthigen „Manne, der sich zum Mithridates und Dich zum Lucullus macht. „Aber ich liebe meinen Cato, meinen christlichen Philosophen! Auch „Deine zweite Antwort sollte man drucken lassen, so durchaus er„schöpfend und den Umständen angemessen ist sie; Kaunitz findet sie „entzückend." Und nachdem sie, neuerdings von dem Könige von Preußen sprechend, ihn einen „alten Fuchs" genannt und mit einem „bösen Thiere" verglichen, wiederholt sie im Scherze die Klage, daß auch in Josephs zweitem Briefe das Wort „lieben" angewendet worden, und die Versicherung, daß sie wirklich eifersüchtig auf den König als ihren Nebenbuhler sei [630]).

An dem Tage, an welchem Maria Theresia in diesem Sinne an ihren Sohn schrieb, erhielt der Kaiser die dritte und letzte Antwort des Königs. So schmeichelhafter Ausdrücke für Joseph bediente sich Friedrich, und so lebhaft betonte er seinen sehnsüchtigen Wunsch nach ungestörter Erhaltung des Friedens [631]), daß man wirklich zu glauben versucht war, es sei ihm damit Ernst und er werde, wie er selbst es verhieß, redlich mitarbeiten zur Erreichung dieses Zweckes.

Aus den gleichzeitigen Briefen des Königs an den Prinzen Heinrich wissen wir jedoch, daß es ihm eigentlich um nichts anderes als um Zeitgewinn zu thun war, seine Vorbereitungen zur Kriegführung zu beenden. Denn vor Eintritt des Monates Juni glaubte

er nicht im Stande zu sein, irgend etwas mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen[632]). Nichts lag ihm ferner, als sich Oesterreich gegenüber nachgiebig zu zeigen. Und da er auch keinen Grund zu der Annahme besaß, der Kaiserhof werde von seinen Ansprüchen abstehen, so versprach er sich im voraus von den jetzt in Berlin beginnenden Verhandlungen keinen Erfolg[633]).

Zwölftes Capitel.

Fruchtlosigkeit der Verhandlungen mit Preußen.

In Wien befand man sich, wie aus dem bisher Gesagten klar geworden sein wird, auf einem ganz anderen Standpunkte als der König von Preußen. Man überschätzte den Einfluß des friedliebenden Prinzen Heinrich auf seinen Bruder, und man schlug auch, durch den Prinzen und durch Knyphausen irre geführt, den Wunsch des Königs, zu einer feststehenden Abmachung in Bezug auf die Nachfolge in Ansbach und Bayreuth zu gelangen, weit höher an, als es der Wirklichkeit entsprach. Allerdings meinte man, Friedrich werde auch noch die Lausitz an sich bringen wollen, und um dieß zu erreichen, dem kurfürstlich sächsischen Hause auf Kosten Oesterreichs und des Kurfürsten von der Pfalz sehr große Vortheile zuzuwenden suchen. Und auch für den Herzog von Zweibrücken werde er ungemein weit gehende Zugeständnisse zu erwirken bestrebt sein. Um alledem nach Möglichkeit zu begegnen, wurde Cobenzl beauftragt, darnach zu trachten, daß die ganze Angelegenheit in die Bahn geleitet werde, auf welcher allein ein allseitiger Ausgleich zu Stande gebracht werden könnte. Als der hiebei zu erreichende Zielpunkt sei der Eintausch aller baierischen Länder gegen ein angemessenes Acquivalent zu betrachten. Darin wäre auch das beste Mittel gelegen, einerseits den Herzog von Zweibrücken zufrieden zu stellen, und andererseits das Ansehen und das Interesse des Kaiserhauses zu wahren[634]).

Der Courier, welcher diese Instruction für Cobenzl nach Berlin überbringen sollte, hatte den Befehl, sich vorerst zu dem Kaiser zu

begeben, auf daß er die Depeschen durchlesen und je nach seinem Belieben abändern könne. „Gott gebe", schrieb gleichzeitig Maria Theresia an Joseph, „seine Gnade, daß wir zu irgend einem soliden „Abschlusse gelangen, um unsere so prekäre Lage zu beendigen und „den Krieg zu vermeiden. Auch Dein letzter Brief an den König ist „einzig, und einen so theuren Sohn sollte man nicht zu erhalten suchen „und lieben? Wenn Du ein Preuße wärest, und damit ist im gegen„wärtigen Augenblicke Alles gesagt, würde ich darnach trachten, Dich „für mich zu gewinnen. Urtheile also, was mein Herz empfindet, daß „Du mein Sohn, und ein solcher Sohn, ein Phönix bist" [635]).

Joseph war eigentlich der Meinung gewesen, es würde passend sein, wenn er dem Könige von Preußen neuerdings schriebe, und er entwarf eine Denkschrift, die er, wenn die Kaiserin und Kaunitz sie billigen würden, ihm zusenden wollte [636]). Lebhaft widerrieth jedoch der Staatskanzler diesen Schritt. Die Mittheilungen, die der Kaiser dem Könige zu machen gedenke, seien ihm, meinte Kaunitz, wenigstens zum größten Theile ohne Zweifel schon bekannt, die Vorschläge aber, die er daran zu knüpfen beabsichtige, würden ihm gewiß nicht genügen. Gar leicht könnte der König hierin ein Anzeichen erblicken, daß jede fernere Verhandlung fruchtlos sein würde; statt zu deren Fortsetzung, könnte sie daher gar wohl zu ihrem Abbruche führen, was man gerade vermeiden wolle [637]). Der Kaiser fand diese Betrachtungen gegründet; er schrieb nicht an den König, und er begnügte sich, die an Cobenzl abgehenden Depeschen durch den Auftrag zu vervollständigen, er möge die Bereitwilligkeit des Wiener Hofes kundgeben, die in der Oberpfalz occupirten Ortschaften dem Kurfürsten zurückzustellen. Dadurch werde der im Westphälischen Frieden stipulirten Integrität der Oberpfalz Genüge geschehen und jede Beschwerde vollständig beseitigt, welche aus einer vermeintlichen Verletzung dieses Vertrages hervorgehen könnte [638]).

Wenige Tage, nachdem Joseph der Aufforderung des Staatskanzlers, nicht mehr an den König von Preußen zu schreiben, nachgekommen war, kündigte ihm Kaunitz einen Vorschlag an, von dessen Annahme und Durchführung er sich eine gute Wirkung versprechen zu

dürfen glaubte[639]). In die verbindlichsten Ausdrücke war die Antwort gekleidet, welche der Kaiser hierauf ertheilte. Mit Ungeduld erwarte er, was Kaunitz ihm in Aussicht gestellt, denn dessen Gedanken seien immer so richtig, so wahr und so gerade zum Ziel führend, daß er schon im voraus, fast ohne sie zu kennen, ihnen zustimme. „Ich mache „jetzt", schrieb der Kaiser bei diesem Anlasse, „eine Rundreise, und „wenn uns nur noch ein wenig Zeit gelassen wird, glaube ich, daß „wir Friedrich getrost an uns herankommen lassen können"[640]).

Joseph mochte sich nicht wenig darüber wundern, daß der so geheimnißvoll angekündigte Vorschlag des Fürsten Kaunitz jetzt auch in nichts Anderem als in dem Entwurfe eines Briefes bestand, der von Seite des Kaisers an den König von Preußen geschrieben werden sollte. Und dessen Endzweck hatte nur darin zu bestehen, sich von den Absichten des Königs sowohl für die Gegenwart als für die Zukunft besser zu unterrichten. Denn die ungünstige Lage, in welche man durch die von allen Seiten laut werdenden unfreundlichen Kundgebungen allmälig gerathen sei, lasse es wünschenswerth erscheinen, darnach zu streben, sich wenigstens mit Ehren, und zwar ohne großen Gewinn, aber doch mit einigem Vortheile aus ihr zu ziehen[641]).

Seinen Ausgangspunkt sollte dieser Brief von dem Umstande nehmen, daß man in Wien gerade im Begriffe stand, eine dritte Denkschrift zu beantworten, welche Riedesel daselbst überreicht hatte. So wenig als man es sich ersparen könne, dieß zu thun, so deutlich sehe man doch ein, daß durch derlei Rechtsdeductionen, durch welche weder der eine noch der andere Theil überzeugt werde, gar nichts erreicht sei. Dieß vorausgesetzt, stelle es sich vielleicht als zweckmäßig dar, die Sache neuerdings und leidenschaftslos ins Auge zu fassen. Thue man solches, so werde man leicht erkennen, daß eigentlich die Frage der Erbfolge in Baiern keinen directen Streitpunkt abgebe zwischen Oesterreich und Preußen oder dem Kaiserhofe und dem Kurfürsten von der Pfalz. Die Allodialforderungen Sachsens giengen die Kaiserin nur so weit an, als vielleicht einige Allodien in dem ihr kraft der Convention mit Kurpfalz zugefallenen baierischen Gebiete gelegen sein könnten. Für

diesen Fall wäre man auch auf österreichischer Seite zur Befriedigung des Kurfürsten von Sachsen bereit. Was der Herzog von Mecklenburg begehre, betreffe nur den Kaiser und das Reich; Oesterreich werde hiedurch gar nicht berührt und gedenke ihm daher auch keine Hindernisse zu bereiten. Der ganze Streit drehe sich um den Protest, welchen der Herzog von Zweibrücken gegen die von seinem Oheim getroffene Uebereinkunft mit Oesterreich erhob. Um auch diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen, müsse man nach Ausgleichsmitteln suchen, welche für Oesterreich wie für Preußen gleich annehmbar seien. Dem Könige wäre die Gelegenheit zu bieten, dem einmal übernommenen Schutzamte über Sachsen und Zweibrücken Genüge zu leisten, und gleichzeitig für sich selbst Vortheile zu erlangen, die denen, nach welchen Oesterreich strebe, ungefähr gleichkämen. Nur durch einen ausgiebigeren Austausch, durch den das kurpfälzische Haus, den Herzog von Zweibrücken mit inbegriffen, vollkommen befriedigt und in den Stand gesetzt würde, auch die Forderungen Sachsens zu erfüllen, während das Haus Oesterreich gar keine Machtvergrößerung erhielte, wäre dieß zu erreichen. Die sonstigen Vortheile aber, die hieraus für Oesterreich hervorgiengen, müßten auch Preußen zu Theil werden, wie denn überhaupt Gleichheit und Gegenseitigkeit die Grundlage des anzubahnenden Verständisses sein sollten.

Es war eigenthümlich, wie rasch jetzt Joseph und Kaunitz die Rollen vertauscht hatten. Wollte früher der Erstere dem Könige schreiben und hatte Kaunitz dieß widerrathen, so trat nun der umgekehrte Fall ein. Joseph meinte, ein neuerlicher Brief an den König könnte wie ein Anzeichen von Furcht ausgelegt werden. Außerdem hätte sich der angebotene Austausch doch nur auf einen Theil der Niederlande zu erstrecken, denn sie vollständig aufzugeben, würde weder den Interessen Oesterreichs noch denjenigen Frankreichs entsprechen. Der König von Preußen aber wolle wahrscheinlich die ganze Lausitz für sich haben, die man ihm unmöglich zuzugestehen vermöchte. Es sei also nicht abzusehen, wie aus solchen Vorschlägen eine wirkliche Vereinbarung hervorgehen könne. Er werde, schrieb Joseph an Kaunitz, das Schreiben an den König erst dann absenden, wenn ihm hiezu der

geeignete Moment gekommen zu sein scheine[642]). Daß dieß wohl niemals geschehen werde, konnte Kaunitz aus den Worten des Kaisers unschwer herausfinden.

Die Erhaltung des Friedens hing also jetzt nur noch von den Verhandlungen ab, welche Cobenzl in Berlin mit den preußischen Ministern Finkenstein und Hertzberg pflog, und in die auch Prinz Heinrich und Knyphausen eingeweiht wurden. Am 1. Mai 1778 nahmen sie ihren Anfang. Als Cobenzl das ursprüngliche Conventionsproject vorlegte, wurde von preußischer Seite erwiedert, es sei von dem Könige aus der Ursache abgelehnt worden, weil es gar nichts enthalte, was die Ansprüche der zunächst Betheiligten an die baierische Erbfolge zu befriedigen vermöchte; darin bestehe der Hauptpunkt, und man hätte erwartet, daß Cobenzl sich hierüber näher aussprechen werde. Letzterer aber meinte, solches könnte am besten von preußischer Seite, vielleicht in der Form eines Gegenprojectes geschehen[643]). Der König war jedoch nicht zu bewegen, der Erste zur Sprache zu kommen[644]), und er zwang dadurch Cobenzl, der nichts so sehr als den Abbruch der Verhandlungen fürchtete, dieß seinerseits zu thun. Er theilte nun die Erklärung wegen Verzichtleistung auf die Lehen in der Oberen Pfalz, zu der ihn Joseph ausdrücklich ermächtigt hatte, und die Absicht der Kaiserin mit, zu Gunsten Sachsens auch ihren Regredientrechten auf die baierischen Allodien zu entsagen.

Kaum war diese Besprechung beendigt, als die preußischen Minister von dem Könige nun doch die freilich noch ganz allgemein gehaltenen Grundzüge zu einem Ausgleichsvorschlage empfingen. Ihnen zufolge hätte Oesterreich einen Theil des in Besitz genommenen baierischen Gebietes zurückzugeben und dadurch seine Grenze von dem Sitze der Reichsversammlung, der Stadt Regensburg wieder zu entfernen. Für das, was es behielte, sollte es dem kurpfälzischen Hause entweder in Vorderösterreich oder den Niederlanden Entschädigung gewähren und dadurch den Kurfürsten in den Stand setzen, die Ansprüche Sachsens zu befriedigen. Letzterem könnte zu diesem Ende auch ein Reichslehen oder die Verzichtleistung auf das Oberhoheitsrecht der böhmischen Krone über irgend ein Besitzthum Sachsens zu Theil werden[645]).

An diesen Anträgen hielt der König auch fest, nachdem ihm die zwei von Cobenzl ausgehenden Vorschläge mitgetheilt worden waren. Die letzteren erklärte er für viel zu geringfügig, um durch sie die erforderliche Befriedigung des pfälzischen und des sächsischen Hauses herbeiführen zu können. Dagegen fügte er die Versicherung hinzu, daß er für sich selbst gar nichts verlange[646]).

Cobenzl hatte den Auftrag, seine Berichte vorerst nach dem jeweiligen Aufenthaltsorte des Kaisers in Böhmen zu senden, der sie dann, nachdem er sie gelesen, nach Wien weiterbefördern würde. Solches geschah daher auch mit seiner Meldung über die Anträge des Königs; mit wahrer Entrüstung sprach sich jedoch Joseph über dieselben aus. Wären sie wirklich der Ausdruck der Gesinnungen Friedrichs, dann sei, meinte der Kaiser, der Krieg unvermeidlich[647]).

Ruhiger, aber kaum weniger entschieden lautete die Antwort, welche von Wien aus dem Grafen Cobenzl auf seine letzten Berichte ertheilt wurde. Mit Recht war darin hervorgehoben, daß Oesterreich mit Sachsen gar nichts zu thun habe, indem dessen Forderungen nur gegen den Haupterben des verstorbenen Kurfürsten von Baiern, somit gegen den Kurfürsten von der Pfalz gerichtet sein könnten. Um zu einem billigen Ausgleiche zu gelangen, sei vor Allem erforderlich, daß die höchst überspannten Begehren des sächsischen Hauses eine angemessene Herabsetzung erführen. Mit dem Herzoge von Zweibrücken aber könne eine Uebereinkunft nicht abgeschlossen werden, weil er für seine Person noch gar keine berechtigten Ansprüche besitze. Doch sei man zu Verabredungen mit dem Kurfürsten von Sachsen bereit, denen auch der Herzog, wenn er nur billig sein wolle, sehr gut beitreten könnte.

Wären aber sowohl Kurpfalz als Sachsen befriedigt, dann könne dem Könige kein anderer Beweggrund zum Widerspruche mehr bleiben als die Sorge für das politische Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen, kraft deren er dem ersteren Staate nicht den geringsten Vortheil vergönne, wenn ihm nicht ein ähnlicher zu Theil würde.

Um auch diesem Wunsche Rechnung zu tragen, sei man zur Zulassung der Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen oder der Vertauschung dieser Markgrafthümer gegen ein für Preußen besser gelegenes Gebiet bereit. Die etwaige Forderung aber, daß Oesterreich entweder das in Besitz genommene Land schlechterdings zurückgebe, oder das, was es davon behalte, durch ein Aequivalent vergüte, daß es mit Sachsen und mit Zweibrücken sich noch auf eine andere als die schon bezeichnete Art abfinde, daß endlich die beabsichtigte Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen als eine sich von selbst verstehende Sache und ohne einen gleichzeitigen Vortheil für Oesterreich geschehe, alles dieß und Anderes könnte wohl erst nach mehreren unglücklichen Feldzügen zugestanden werden.

Diese ostensible Depesche an Cobenzl wurde durch eine ungleich wichtigere geheime Mittheilung an ihn noch ergänzt. Wenn es dem preußischen Hofe wirklich darum zu thun sei, war darin gesagt, den Krieg zu vermeiden, dann komme Alles darauf an, daß ebensowohl seine Ehre und sein Interesse als die Ehre und das Interesse Oesterreichs gewahrt würden. Preußens Ehre bestehe darin, daß der Schutz, den es Sachsen und Zweibrücken angedeihen lasse, nicht wirkungslos bleibe, sein Interesse aber, daß ihm, wenn Oesterreich einen Vortheil erlange, ein solcher gleichfalls zu Theil werde. Durch Oesterreichs Ehre und Interesse werde hingegen gefordert, daß die von seiner Seite mit dem Kurfürsten von der Pfalz abgeschlossene Convention unangetastet bleibe. Solle dieß mit gleichzeitiger Wahrung der Ehre des Königs von Preußen geschehen, dann müsse der Widerspruch des Herzogs von Zweibrücken gegen jene Convention aufhören. Dieß könne durch Verabredungen mit dem Kurfürsten von der Pfalz erreicht werden, denen auch der Herzog beizupflichten sich entschlösse. Endlich müsse auch zwischen Kurpfalz und Sachsen eine billige Abfindung wegen der Allodien eintreten. Alle diese Vereinbarungen wären wohl am ehesten im Wege friedlicher Verhandlungen zwischen den zwei kurfürstlichen Häusern zu Stande zu bringen, bei denen Oesterreich und Preußen als wohlwollende Vermittler eintreten könnten. Wenn dieß aber geschähe, welch' anderer Grund zum Widerspruche bliebe dann für Preußen

noch übrig als die Furcht vor einer Verrückung des politischen Gleichgewichtes? Auch in dieser Beziehung sei Oesterreich bereit, sich willfährig erfinden zu lassen, sobald sich nur der König über seine Wünsche und Begehren endlich einmal offen erklärt haben werde[618]).

Diese Instructionen waren noch nicht in Cobenzls Hände gelangt, als derselbe, und zwar am 20. Mai, einer neuerlichen Conferenz beizuwohnen hatte, in welcher man endlich von preußischer Seite mit positiv lautenden Anträgen hervortrat. Oesterreich sollte die an dasselbe angrenzenden Theile von Baiern, und zwar ebensowohl nördlich als südlich von der Donau erhalten. Nördlich von diesem Strome wurde ihm der Landstrich zugewiesen, der zwischen der böhmischen Grenze, dem Bisthum Passau, der Donau und ihrem Nebenflusse, dem Regen, endlich dem Flüßchen Cham gelegen war. Südlich von der Donau sollte es einen Theil des Rentamtes Burghausen erhalten, so daß seine Grenze den Inn entlang bis zum Einfluß der Salza, und dann längs dieses Flusses bis zur Grenze des Erzbisthums Salzburg gezogen würde. Alle übrigen von ihm besetzten Districte und Ortschaften solle Oesterreich an Kurpfalz zurückgeben und ihm außerdem die Herzogthümer Limburg und Geldern abtreten. Die in Baiern befindlichen und in Erledigung gekommenen Reichslehen werde der Kaiser dem Kurfürsten von der Pfalz, die in Schwaben aber, wie Mindelheim und Wiesensteig, dem Kurfürsten von Sachsen verleihen, welch letzterer sie als Austauschobjecte zur Entschädigung für seine Allodialforderungen zu verwenden das Recht hätte. Zu diesem Zwecke sollte außerdem Karl Theodor einen Theil der Oberen Pfalz an den Kurfürsten von Sachsen abtreten, ihm den beweglichen Theil der Allodialerbschaft Maximilian Josephs verabfolgen und ihm schließlich noch eine angemessene Geldsumme bezahlen. Die Kaiserin verzichte auf sämmtliche Oberhoheitsrechte, welche der Krone Böhmen auf einzelne Gebietstheile in der Oberen Pfalz, in Bayreuth und in Sachsen zustehen könnten. Endlich verpflichte sich Oesterreich, nie Anstand zu erheben, daß Ansbach und Bayreuth mit Preußen vereinigt würden oder der König sich mit Sachsen über deren Vertauschung gegen die Ober- und die Niederlausitz, auf welche Oesterreich gleichfalls nie mehr ein Lehens- oder

Rückfallsrecht geltend machen dürfte, oder gegen andere Landstriche verständige[649]).

Wer die Anträge des Königs mit vorurtheilslosem Blicke betrachtet, kann sich über deren Unbilligkeit für Oesterreich wohl keinen Augenblick im Zweifel befinden. Aber Cobenzl war doch der Meinung, daß man aus ihnen das Bestreben herausfühle, zu gütlicher Beilegung des obwaltenden Streites zu gelangen[650]), und er wurde hierin durch die Versicherung des Prinzen Heinrich bestärkt, der König befinde sich in der friedlichsten Stimmung. Ganz anders als Cobenzl beurtheilte jedoch der Kaiser, welchem Cobenzl auch jetzt wieder seine Berichte zuerst übersandte, die preußischen Vorschläge, und er sprach über dieselben in einer Weise sich aus, welche die Gereiztheit seiner Stimmung aufs deutlichste kundgab. Die „Unverschämtheit" dieser Anträge, schrieb er am 24. Mai an Cobenzl, trete klarer als jemals hervor, und der Gewinn, den man bisher durch die Verhandlung mit dem Könige erreicht habe, bestehe in nichts Anderem, als daß man sie in ganz Europa als deutlichen Beweis seiner unersättlichen Habgierde bekanntmachen könnte. Für zwei kleine und noch überdieß ganz außer Zusammenhang stehende Fleckchen baierischen Gebietes sollte Oesterreich nicht nur Limburg und Geldern, sondern auch Mindelheim abtreten, auf alle Reichslehen und auf die Oberhoheitsrechte der böhmischen Krone über Ortschaften in der Oberpfalz, in Bayreuth und in Sachsen, ja sogar auf das Lehens- und Rückfallsrecht über die Lausitz verzichten. Und das Alles nur, auf daß der König die Ober- und die Niederlausitz erhalte, hiedurch Dresden in seine Gewalt bekomme und Böhmen dergestalt umzingle, daß alle Mittel zu dessen Rettung abgeschnitten würden. „Das ist", so lauten die Ausdrücke Josephs gegen Cobenzl, „dasjenige Project, was man Ihnen vorgelegt, und was die Ränke „und Sprünge, die versüßten Worte eines Prinzen Heinrich, eines „Knyphausen, was solche Confidenzen und die Vorweisung von aller„hand Briefen mochten für gut, für billig und friedfertig ansehen „machen." Cobenzl solle, fügte der Kaiser hinzu, nicht den entferntesten Zweifel zulassen, „als ob Sie nur eine Möglichkeit findeten, daß „dergleichen Vorschläge, die im Grund nichts nutz, unmöglich und

„höchst schädlich wären, jemals auch mit Modificationen von uns an„genommen werden könnten."

Nach unbedingter Verwerfung der Anträge Preußens wendet sich Joseph zu den Bestimmungen, auf deren Grundlage eine Vereinbarung zu Stande kommen könnte. Wenn Oesterreich nicht ganz Baiern zu Theil würde, werde es, außer durch einen sehr blutigen und sehr unglücklichen Krieg dazu gezwungen, nie zugeben, daß Preußen in Besitz der Lausitz gelange. Erhalte Oesterreich die Hälfte von Baiern, dann werde es Preußen die niedere, aber nicht auch die obere Lausitz gönnen. Um ganz Baiern zu erwerben, würde es dem Kurfürsten von der Pfalz das Breisgau und Nellenburg, die Grafschaft Mindelheim, die böhmischen Lehen in der Oberen Pfalz, alle Reichslehen, die Ortenau, die Grafschaft Falkenstein, dann Limburg und Geldern sammt der Anwartschaft Oesterreichs auf Württemberg abtreten. Zu Gunsten des Kurfürsten von Sachsen würde es auf seine dortigen Lehen sowie auf diejenigen in Ansbach und Bayreuth verzichten. Die sächsischen Allodialforderungen müßten nach Recht und Billigkeit mit dem Kurfürsten von der Pfalz ausgeglichen werden. Wäre der König von Preußen zur Zustandebringung einer solchen Uebereinkunft behülflich, dann wolle Oesterreich nicht nur die dereinstige Vereinigung der zwei fränkischen Markgrafthümer mit Preußen, sondern auch jeden Austausch anerkennen, den er zu Stande bringen werde.

Käme es jedoch nicht zu einer solchen Uebereinkunft und würde Oesterreich nur den Theil Baierns erhalten, welcher längs des Inn bis Wasserburg, dann nach Landshut an die Isar, von da nach Donaustauf mit Ausschluß von Regensburg, endlich die gewöhnliche Grenze der Oberen Pfalz entlang bis Böhmen sich erstrecke, dann wolle man alle Lehen, Geldern und Limburg, Falkenstein, Mindelheim und Burgau den Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen einräumen und sich auch der Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen nicht widersetzen, einen Austausch aber nur in Bezug auf die niedere Lausitz zulassen[651]).

„Dieses ist Alles", so schloß Joseph sein Schreiben an Cobenzl, „was ich Ihnen vor jetzo zu erinnern vermag. Sie werden davon

„denjenigen Gebrauch machen, oder gar keinen, wie Sie es für das „Beste des Dienstes finden werden. Ich glaube in meinem Leben „nicht, daß die Leute wahrhaft Friede wollen. Zeit will man gewinnen „und unsere Standhaftigkeit versuchen, welche allein ihnen und ihrem „vermessenen Begehren Einhalt zu thun im Stande ist. Wir sind „bereit und vollkommen gerichtet, den König da, wo es ihm belieben „wird, mit Muth und Tapferkeit zu empfangen."

In einem Briefe an die Kaiserin von dem gleichen Tage erläutert Joseph die Antwort noch näher, die er dem Grafen Cobenzl ertheilte. Er meint, daß derselbe sich den preußischen Unterhändlern gegenüber zu weich zeige, und er gesteht seine Absicht, ihn dieß fühlen zu lassen. An dem preußischen Projecte, das er „absurd" nennt, findet er wenigstens das Gute, daß es die Möglichkeit gewähre, der Welt die vermeintliche Uneigennützigkeit des Königs, durch welche sie sich einige Zeit hindurch so sehr für ihn habe einnehmen lassen, in ihrem wahren Lichte zu zeigen. Was die Sache selbst angehe, so habe er, wenn die Anerbietungen an Kurpfalz nicht ausreichend befunden werden sollten, noch Luxemburg in Reserve; könnte man aber mehr erreichen, so denke er an Neuburg und das linke Donauufer bis Regensburg; in dem einen wie in dem anderen Falle hätte man Ursache, zufrieden zu sein. Vor Allem aber müsse man sich nach jeder Richtung hin standhaft zeigen, und es wäre gut, wenn die Kaiserin gegen die Personen, mit denen sie in Verkehr trete, ihre bestimmte Meinung ausspräche, daß sie den Krieg als unvermeidlich betrachte.

Die letztere Bitte des Kaisers galt einem Briefe, der ihm soeben von seiner Mutter zugekommen war und in welchem sie ihm gegenüber wieder einmal ihr Herz so recht ausgeschüttet hatte. „Gott bewahre „mich davor", schrieb sie darin, „Dich eine erniedrigende oder verächtliche „Rolle spielen lassen zu wollen; um dieß zu vermeiden, muß „man sich schlagen; aber selbst mit gleichen, ja sogar überlegenen „Kräften werden wir nichts dabei gewinnen. Befänden wir uns in „der Lage des Königs, dann dächte ich gar nicht an den Frieden; wie „es aber um uns steht, ist er uns höchst wünschenswerth, ja sogar

„nöthig, denn ich gestehe Dir, ich fürchte die Krankheiten, die Ver-
„heerungen und den Mangel an Geld. Man darf nicht mehr auf
„die Anleihen in den Niederlanden und die Subsidien Frankreichs
„rechnen, welche allein es uns möglich gemacht haben, den letzten
„Krieg auszuhalten. Das trockene und warme Wetter erregt Be-
„sorgnisse für die Erzeugnisse des Bodens, insbesondere für Hafer
„und Heu. Und wenn man zu lang an einem und demselben Platze
„bleibt, fürchte ich die Sterblichkeit, insbesondere der Pferde."

Nachdem sie die früheren, von preußischer Seite an Cobenzl gelangten Vorschläge erwähnt, sie gleichfalls unzulänglich genannt und Josephs Antwort hierauf gelobt, fuhr die Kaiserin fort: „Ich habe
„Kaunitz seit dem 3. Mai nicht gesehen *); ich ließ Binder rufen, der
„mir sehr verschlossen und verlegen zu sein schien. Ich gab ihm einige
„Aufzeichnungen, um Kaunitz ihretwegen zu sprechen und ihm zu sagen,
„daß ich selbst mit ihm reden möchte, oder daß er eine Denkschrift
„als Richtschnur für mich und für Dich aufsetze, obgleich Du keiner
„bedarfst, denn Alles was Du thust, ist klar und voll Kraft. Aber
„ich meine, daß man ein Vertragsproject entwerfen und sagen sollte,
„das ist es, was wir aus Liebe zum Frieden wollen und thun können,
„aber nicht mehr. Dazu ist es jedoch nothwendig, daß wir selbst das
„wissen und darüber einig sind, was wir wollen. Ich glaube nicht,
„daß mehr von dem großen Austausche ganz Baierns gegen die Nieder-
„lande die Rede sein kann. Der Theil aber, den wir jetzt besitzen,
„kann uns in gar keiner Weise befriedigen; die Uebelstände hievon
„treten jeden Tag mehr hervor. Die zweiundzwanzig Orte, die man
„von uns zurückverlangt, vermindern unseren Antheil beträchtlich, und
„ihre Forderungen sind durchaus nicht ohne Grund. Man müßte sich
„also nach dem sechsten Artikel zu einem anderen Austausche, welcher
„derjenige der Innlinie wäre, entschließen, indem man die neue Grenz-
„linie von Waldmünchen bis Kufstein, aber nicht wie Du gethan hast,
„bei München vorüber und die beiden Flüsse, die Donau und den
„Inn in sich begreifend zöge. Letzteres könnte schon darum nicht

*) Somit seit fast drei Wochen.

„geschehen, weil der Vortheil einzig und allein auf unserer Seite, und „der Rest des Landes sodann unhaltbar wäre. Man müßte sich sowohl „über die Salinen als über das verständigen, was dieser District „mehr als der eintrüge, den wir besitzen. Für diesen Ueberschuß „müßte man ein Aequivalent geben, wie Burgau, Falkenstein oder „ein anderes, aber wir könnten uns niemals direct auf die Ent„schädigung Sachsens oder Zweibrückens einlassen. Die Idee von „Erfurt mißfällt mir sehr. Wir sollten den Kurfürsten von Mainz „berauben, der sich wahrhafte Verdienste um unser Haus erwarb, und „nun von uns im Stiche gelassen werden soll, um sein Land einem „Anderen, und wem zuzuwenden? Sachsen, welches so erbärmlich an „uns handelt und dieß allzeit gethan hat. Ueber Alles, was Bayreuth „und Ansbach betrifft, würde ich hinausgehen, um rasch und dauernd „ein Ende zu machen, denn ein bloß verkleisterter Friede würde uns „noch weniger passen, als wenn wir ihn jetzt schlössen."

„Ich glaube nicht an die Wahrhaftigkeit der Gesinnungen des „Prinzen Heinrich und Knyphausens, oder wage es wenigstens nicht, „ihnen zu trauen. Ich habe daran gedacht, ob man nicht verlangen „könnte, daß der Erste oder wenigstens der Zweite sich zum Könige „begebe, und daß Knyphausen sich dann, um rascher zum Abschlusse „zu kommen, zu unserer Armee verfügen könnte, oder daß man Nugent „zum Könige sende, der ihn immer bereitwillig anhörte und hoch„schätzte. Ich ließ das Alles vorgestern durch Binder dem Fürsten „Kaunitz sagen, doch sind seither zwei Tage verflossen und ich habe „kein Lebenszeichen erhalten! Ich kann mich nicht gleich Dir zu ihm „begeben, um ihn zu drängen, und ich gestehe, ich würde weder Deine „Geduld noch Talent genug besitzen, um diese Dinge so niederzu„schreiben oder zu dictiren wie Du. Die Monarchie, mein theurer „Sohn, ist in erschreckender Weise dem Spinnrocken verfallen; sie „bedürfte Deiner ganzen Thätigkeit und Deiner Hülfe; hiezu aber „benöthigen wir den Frieden. Du kannst nicht auf beiden Seiten „zugleich sein, und ich muß Dir sagen, daß Du im Falle des Krieges „von hier aus schlecht unterstützt sein würdest, daß ich jedoch keine „Abhülfe schaffen kann, indem es an den Mitteln und den Leuten

„hiezu gebricht. Ich bedauere Dir dieses Bild entwerfen zu müssen, „es ist jedoch nicht übertrieben und leider nur zu wahr. Nichts „Traurigeres aber könnte es geben, als wenn Du ohne die geringste „Hoffnung auf einen Nutzen Dich selbst und so viele brave Leute, die „Elite der Monarchie, preisgeben wolltest, ohne ihr hiedurch Vortheile „zu verschaffen, sondern im Gegentheile nur um ihr Verderben noch zu „beschleunigen. Diese traurigen Wahrheiten drücken mich zu Boden und „lassen mich um jeden Preis, jedoch ohne Erniedrigung, den Frieden „herbeisehnen. In dem was zu demselben zu führen vermag, liegt das „einzige Mittel zur Erhaltung Deiner Monarchie, welche in Deinen „Händen besser eingerichtet und bewahrt, und auch glücklicher sein wird. „Das ist es, was ich hoffe und was mich noch aufrecht erhält" [652]).

Neben der lebhaften Sehnsucht nach dem Frieden, welcher Maria Theresia in diesem Briefe so unzweideutigen Ausdruck verleiht, ist derselbe auch um des Streiflichtes willen, das er auf ihren damaligen Verkehr mit Kaunitz wirft, besonders beachtenswerth. War es die Schwerfälligkeit des Alters — Kaunitz stand in seinem achtundsechzigsten Lebensjahre — war es sonstige Bequemlichkeit oder vielleicht die Meinungsverschiedenheit, in der er sich in Bezug auf die baierische Erbfolge der Kaiserin gegenüber befand, wir können nicht mit voller Bestimmtheit den Beweggrund angeben, in Anbetracht dessen er sich so sehr von dem persönlichen Verkehre mit ihr fern hielt. Aber das kann man sagen, daß sich Kaunitz in Bezug auf die Arbeit, welche ihm oblag, eine Verzögerung keineswegs zu Schulden kommen ließ. Nicht früher als am 26. Mai konnte Cobenzls Bericht vom 20. sammt der Antwort, welche ihm Joseph am 24. hierauf ertheilt hatte, in die Hände des Staatskanzlers gelangt sein, und schon zwei Tage später, am 28. legte er der Kaiserin sein ausführliches Gutachten hierüber vor. Der unbedingten Ablehnung der preußischen Vorschläge stimmte auch Kaunitz vollständig bei, aber das Gleiche war nicht auch hinsichtlich der von dem Kaiser entworfenen Gegenanträge der Fall. Was die erste Alternative, die Erwerbung von ganz Baiern anging, bemerkte Kaunitz, daß dieser Plan kein anderer als derjenige sei, den er schon vor fast drei Monaten dem Kurfürsten von der Pfalz vorgelegt

habe. Obgleich ihm damals auch Luxemburg und noch verschiedene andere, jetzt mit Stillschweigen übergangene Vortheile angeboten worden seien, habe ihn doch der Kurfürst für ganz unannehmbar erklärt. Wie könne man glauben, daß dem, was Karl Theodor zu einer Zeit, in welcher er von einer so entschiedenen Parteinahme Preußens gegen Oesterreich, wie sie seither eingetreten, noch nichts wußte, verwerflich gefunden, der Herzog von Zweibrücken jetzt beipflichten werde? Außerdem könne der Kurfürst bei dem Vorschlage des Kaisers weder in Bezug auf die Abrundung seines künftigen Besitzes noch auf das Erträgniß desselben seine Rechnung finden; weder er selbst und noch weniger der Herzog von Zweibrücken würden daher jemals freiwillig einen derartigen Tauschvertrag eingehen. Die Zumuthung aber, der König von Preußen solle Oesterreich behülflich sein zur Zustandebringung einer solchen Vereinbarung, werde sowohl von ihm als von allen dem Kaiserhause feindlich gesinnten Mächten so ausgelegt werden, daß man erwarte, er werde entweder mithelfen, den Kurfürsten von der Pfalz und den Herzog von Zweibrücken zu zwingen, daß sie sich zu diesem Austausche herbeiließen, oder wenigstens ein ruhiger Zuschauer bleiben, wenn ein solcher Zwang von österreichischer Seite gegen sie ausgeübt würde.

Diese Betrachtung allein schon beweise, fährt Kaunitz fort, daß es keineswegs räthlich sei, bei den Verhandlungen mit einem so gearteten Ausgleichsplane in Vorschein zu kommen. Man habe nicht nur einer ablehnenden Antwort entgegen zu sehen, sondern mit Zuversicht zu erwarten, daß der König von Preußen das Verfahren Oesterreichs, welches neuerdings mit einem Antrage hervortrete, der schon auf Grundlage günstigerer Anerbietungen verworfen worden sei, bei allen auswärtigen Mächten, insbesondere bei Frankreich und bei Rußland mit den schwärzesten Farben schildern, ja es vielleicht benützen werde, den Kurfürsten von der Pfalz mit Oesterreich zu entzweien und ihn zu verleiten, sich der von ihm abgeschlossenen Convention gänzlich zu entschlagen.

Auch auf den zweiten Antrag des Kaisers würden weder der Kurfürst von der Pfalz noch der Herzog von Zweibrücken freiwillig

eingehen, denn auch er ſei ſchon lang von der Hand gewieſen worden. Aber er werde auch nicht zur Befriedigung des Königs von Preußen gereichen, weil ihm nicht die ganze Lauſitz eingeräumt würde und auch nicht eingeräumt werden könnte. Die Niederlauſitz allein aber würde ihm weder genug Vortheile gewähren, noch ein ausreichendes Aequivalent ſein, um ihren Beſitz durch Verzichtleiſtung auf die fränkiſchen Markgrafthümer zu erkaufen.

Da ſomit weder mit dem einen noch dem anderen Vorſchlage des Kaiſers irgend etwas erreicht werden könnte, während es im Gegentheile höchſt bedenklich erſchiene, ſie zu verlautbaren, ſo komme Alles darauf an, einen anderen Ausgleichsplan zu erſinnen. Inzwiſchen müßte jedoch Cobenzl ein Verfahren vorgezeichnet werden, durch welches einerſeits die nöthige Standhaftigkeit gezeigt und andererſeits doch auch einem etwaigen Abbruche der Verhandlungen vorgebeugt werde[633]).

„placet", ſchrieb Maria Thereſia auf des Staatskanzlers Bericht; „finde alles unverbeſſerlich." Sie ermunterte ihn durch dieſe beifälligen Worte, in dem von ihr gebilligten Sinne an Joſeph zu ſchreiben. Gleichzeitig antwortete ſie ſelbſt ihrem Sohne und verſicherte ihn, ſie habe ſeinen Rath befolgt und überall ihrer Beunruhigung Ausdruck verliehen, daß ſie den Krieg als unvermeidlich betrachte. Das habe ihr keine Ueberwindung gekoſtet, denn es ſei wirklich ihre ernſte Beſorgniß. Was die preußiſchen Ausgleichsvorſchläge betreffe, ſo ſtimme ſie der ſo klaren und gelungenen Ausarbeitung des Fürſten Kaunitz über deren Unannehmbarkeit bei. „Es iſt mehr „als verletzend", ſagt die Kaiſerin wörtlich, „daß wir uns mit Allem „beladen und die Schützlinge des Königs entſchädigen ſollen, während „der unſrige, der Einzige der ſich in unſere Arme geworfen, der Kur„fürſt von der Pfalz ſo ſchlecht behandelt werden ſoll. Wer würde „ſich ein zweites Mal mit uns in ſolcher Weiſe einlaſſen wollen? Du „haſt wohl Recht zu ſagen, daß man dem Könige ſehr leicht die an„genommene Maske der Großmuth, als ob er nichts für ſich ſelbſt „wolle, abreißen könnte. Aber es iſt für uns wichtig, ihn nicht noch „mehr zu reizen; wir müſſen trachten, je eher deſto beſſer aus dem

„Abgrunde zu kommen, in welchem wir uns befinden, wo nichts zu „gewinnen und viel zu verlieren ist, denn diesem Unmenschen kann man „nicht trauen. Der Mißbrauch, den er mit dem Briefwechsel zwischen „Dir und ihm getrieben, empört mich; man muß daher sehr vorsichtig „in Allem sein, was man ihm sagt und vorschlägt. Ich gestehe Dir, „Dein letzter Brief an Cobenzl muß demselben große Besorgniß erregt „haben, daß er sich Dein Mißfallen zuzog. Da ich das wahrhaft „schreckliche Geschäft, welches ihm aufgeladen ist, nur allzusehr kenne, „so fürchte ich, daß ihn dieß entmuthigt" [654]).

Der Kaiser nahm die von seiner Mutter gebilligten Vorstellungen des Staatskanzlers gegen die nach Berlin übermittelten Ausgleichsvorschläge keineswegs gut auf. „In dem Briefe an Ihre Majestät", antwortete er dem Fürsten Kaunitz, „habe ich ihr ausdrücklich den „Grund mitgetheilt, weßhalb ich nicht schon mit allen Ausgleichs„bedingungen hervortrat. Denn da ich wollte, daß Cobenzl hievon „mit Knyphausen wie von einem Gedanken spreche, der ihm selbst „gekommen sei, würde eine vollkommene Gleichheit mit den von uns „schon gemachten Anträgen im voraus alle Wahrscheinlichkeit, daß die „Sache wirklich nur von Cobenzl allein komme, vernichtet haben. „Dann hätte er immer noch Einiges hinzufügen und hiedurch aus„forschen können, was denn diese Leute von einem solchen Austausche „denken. Wenn wir nur festhalten, bin ich moralisch überzeugt, daß „der König andere Vorschläge machen und daß der Befehl zum Marsche „und Angriffe ihn große Ueberwindung kosten wird. Ich bin übrigens „zu Allem bereit außer zu dem, aus der Sache in schmachvoller Weise „hervorzugehen" [655]).

Ausführlicher war der Kaiser in der Antwort an seine Mutter, der er erwiederte, daß in dem von ihr gewünschten aufschiebenden Sinne an Cobenzl geschrieben worden sei. Aber er fügte doch auch hinzu, daß er nicht begreife, wie man, ohne die übelste Rolle zu spielen und ansehnliche Opfer zu bringen, sich ohne Schwertstreich aus der Lage befreien könne, in der man sich befinde. Die einzige Möglichkeit bestünde darin, daß Oesterreich und Preußen sich miteinander

verständigten und sich gegenseitig anheimstellten, das Eine mit dem Kurfürsten von der Pfalz, das Andere mit dem von Sachsen einen Ausgleich zu treffen. Denn wenn nur einmal der Friede zwischen Oesterreich und Preußen wieder hergestellt und dadurch dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Herzoge von Zweibrücken alle Hoffnung auf preußischen Beistand benommen wäre, dann würde der in erster Linie vorgeschlagene und allein angemessene, ganz Baiern umfassende Austausch gewiß vor sich gehen. Und ebenso würde der König von Preußen bei den Sachsen keinen Widerstand finden, wenn sie sähen, daß er sich mit Oesterreich verglichen habe. Wie aber die Dinge stünden, könnte nichts Anderes mehr als der Krieg die Sache zu Ende führen.

„Das Wesentlichste liegt darin", fährt Joseph fort, „daß wir „standhaft bleiben. Die Auslagen sind einmal gemacht, das Ansehen „der Monarchie fordert es, und es ist hundertmal besser, erst nach„zugeben, nachdem man unglücklich war und mehrmals geschlagen „wurde, als früher. Denn ersteres ist ein Unglück, letzteres aber wäre „ein Bekenntniß der Schwäche und Ohnmacht, welches die Monarchie „den europäischen Mächten zweiten Ranges einreihen und alle für „ihre Armeen gemachten Auslagen nutzlos, ihren Credit und ihr An„sehen aber für alle Zukunft vernichten würde. Gewiß kann ich für „die Ereignisse nicht gutstehen. Aber wenn, wie Alles mich annehmen „läßt, wir Beide uns allein miteinander schlagen, dann könnte ich mir „fast schmeicheln, er werde die Vortheile, die er zu erringen vermöchte, „theuer bezahlen" [656]).

Während diese Briefe zwischen Wien und dem Hauptquartiere des Kaisers zu Hluschitz in Böhmen gewechselt wurden, war Kaunitz damit beschäftigt, den neuen Ausgleichsplan zu entwerfen, der seiner Meinung nach den fortzusetzenden Verhandlungen zu Grunde zu legen war. Es sei, schrieb er der Kaiserin, von denselben keine günstige Wirkung zu hoffen, so lang beide Mächte, Oesterreich und Preußen hinsichtlich der Hauptgrundsätze auf so entgegengesetzten Standpunkten verblieben, als sie jetzt einnähmen. Wer nur immer Anspruch erhebe

auf die baierische Succession, werde von dem Könige von Preußen ohne weiters als rechtmäßiger Prätendent anerkannt und unterstützt. Nur die Rechte und Ansprüche Oesterreichs allein würden von ihm als ungültig, die mit dem Kurfürsten von der Pfalz abgeschlossene Convention aber als wirkungslos erklärt. Hieraus giengen denn auch die von ihm bisher gestellten, höchst unanständigen Forderungen hervor, daß Oesterreich dasjenige, wovon es Besitz ergriffen, zum Theile zurückstellen und zum Theile nach einem so hoch gegriffenen Maßstabe vergüten solle, daß ihm nichts oder noch weniger als nichts übrig bliebe.

Cobenzl müsse daher beauftragt werden, in Berlin zu erklären, man sei einverstanden mit der Ansicht, dasjenige, was Oesterreich und Preußen unmittelbar betreffe, sei vorerst ins Reine zu bringen. Eine Gegenüberstellung der Ansprüche Oesterreichs auf baierisches Gebiet und derjenigen Preußens auf Ansbach und Bayreuth ergebe sich jedoch hieraus von selbst. Die gleichen politischen Rücksichten, durch welche Preußen zu seinem Widerspruche gegen die Geltendmachung der ersteren vermocht wurde, seien für Oesterreich in Bezug auf die letzteren vorhanden. Aus dieser Collision zu kommen, gebe es kein anderes Mittel als einen Vergleich, kraft dessen beiden Theilen die Verwirklichung der erwähnten Ansprüche zugestanden würde. Preußen selbst veranschlage das Einkommen aus den beiden Fürstenthümern auf jährlich zwei Millionen, während das aus den von Oesterreich besetzten baierischen Gebietstheilen etwas über eine Million betrage. Hieraus allein sehe man schon, daß Preußen bei einer derartigen Reciprocität nicht schlecht fahren würde. Wolle es nicht einmal diese Gegenseitigkeit anerkennen, dann bleibe jeder Vergleich schlechterdings unmöglich. Gehe es jedoch auf dieselbe ein, dann handle es sich um die ferneren Vorschläge, welche zu machen und durchzusetzen sein würden. Hiebei dürfe man den Grundsatz nicht aus den Augen verlieren, der König von Preußen werde nie zufriedengestellt werden, wenn er nicht die zwei fränkischen Markgrafthümer gegen die ganze Lausitz austauschen könne. Der Kaiser wolle dieß nur dann zugeben, wenn Oesterreich zugleich ganz Baiern erhalte. Zur Erreichung dieses letzteren Zweckes sei jedoch die Ein-

willigung des Königs von Preußen, des Kurfürsten von der Pfalz und des Herzogs von Zweibrücken nöthig. Der Kurfürst habe bereits seine Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, ganz Baiern und außerdem auch noch Sulzbach, Neuburg und die Obere Pfalz gegen die Niederlande zu vertauschen.

Nachdem auch der Kaiser, fährt Kaunitz fort, schon in den ersten Tagen des Jänner erklärt habe, einem Staate wie Oesterreich müsse mehr an einer passenden Abrundung an Land und an Leuten, an vortheilhaften Handelsverbindungen und an der Communication der einzelnen Provinzen unter einander als an den bloßen Einkünften gelegen sein, und da er selbst dieser Ansicht beipflichte, habe er stets den Eintausch ganz Baierns gegen die ganzen Niederlande für das vortheilhafteste gehalten, wenn nur keine allzu weitgehende Einbuße an Einkommen hiedurch herbeigeführt würde. Da solches jedoch nach den in jüngster Zeit eingetroffenen Ausweisen der Fall wäre, so könnte, obgleich aus politischen Rücksichten der Besitz Baierns demjenigen der Niederlande vorzuziehen wäre, auch dann nicht hierauf eingegangen werden, wenn gleichzeitig der König von Preußen gegen die zwei Markgrafthümer die Niederlausitz und Berg, Sachsen Bayreuth und Oesterreich noch überdieß Ansbach zu einer Secundogenitur, oder wenn Preußen die ganze Lausitz und Berg, Oesterreich aber außer Ansbach auch noch die Grafschaft Glatz erhielte.

Da somit von dem Austausche des Ganzen gegen das Ganze nicht mehr die Rede sein könne, komme es darauf an, ob mit Ausschluß von Neuburg, Sulzbach und der Oberen Pfalz, Ober- und Niederbaiern für Oesterreich zu erlangen sein könnten. Dieser Austausch sei dem Kurfürsten von der Pfalz bereits angeboten, von ihm jedoch zurückgewiesen worden. Er könne ihn übrigens auch, ohne dazu gezwungen zu werden, unmöglich annehmen. Denn er käme nicht nur im Vergleiche mit dieser für Oesterreich ungemein vortheilhaften Erwerbung an und für sich zu kurz, sondern er würde bei Erlangung von Luxemburg, Limburg und Geldern auch einen allzu großen Verlust an Einkünften erleiden. Sollte trotz dieses Hindernisses die Sache durchgeführt werden, so müßte man auf Mittel bedacht sein, den

Abgang zu ersetzen. Sie wären leicht zu finden, wenn man noch einige niederländische Provinzen abtreten könnte. Allein gegen eine Theilung der Niederlande seien die wichtigsten Bedenken vorhanden, ja deren gebe es auch gegen die Abtretung von Luxemburg, Limburg und Geldern. Alles was ohne allzugroße Gefährdung des Zusammenhanges und der Selbstständigkeit der niederländischen Provinzen vielleicht hintangegeben werden könnte, bestünde etwa in deren drittem Theile von Namur bis an die Sambre und die Maas. Auch dann wäre noch ein Abgang von fast einer Million jährlichen Einkommens zu decken. Um dieß bewerkstelligen zu können, müßte man daran denken, dem Kurfürsten von der Pfalz noch einige für ihn wohlgelegene baierische Districte am jenseitigen Donauufer zu Theil werden zu lassen und überdieß ihm selbst und dem Herzoge von Zweibrücken ansehnliche Geldopfer zu bringen. Wäre in solcher Weise mit Zustimmung des Königs von Preußen und des kurpfälzischen Hauses ein gütlicher Ausgleich herbeigeführt, dann wäre ein Ziel erreicht, an welches man kaum durch einen sehr glücklichen Krieg zu gelangen vermöchte. Außerdem würden das Blut von tausend und tausend schuldlosen Menschen und die vielen Millionen erspart werden, welche auch der glücklichste Krieg jederzeit koste. Geschähe Alles dieß, dann würden selbst durch Erwerbung der ganzen Lausitz dem Könige von Preußen nicht allzu große Vortheile zufallen [657]).

In solchem Sinne war denn auch die Depesche an Cobenzl eingerichtet, welche Kaunitz der Kaiserin gleichzeitig zur Gutheißung vorlegte [658]) und zu der er ihre Zustimmung auch erhielt. Denn zwei Dinge lagen ihr ja vorzüglich am Herzen: die Abtretung der Niederlande und den Ausbruch des Krieges wollte sie vermeiden. Auf beide Punkte kehrte sie in ihren Briefen an Joseph fortwährend zurück. „Wenn wir die Niederlande, eine so treue und so nützliche Provinz „verlieren", hatte sie ihm schon vor einem Monate geschrieben, „so ist „das eine größere Einbuße als diejenige Schlesiens für uns war" [659]). Und daß ihr gar kein Vortheil lockend genug schien, um sie mit dem Gedanken an den Ausbruch des Krieges zu versöhnen, dafür findet sich in jedem ihrer damaligen Briefe ein erneuertes Zeugniß.

In einer Beziehung war übrigens Maria Thereſia mit der Ausarbeitung des Staatskanzlers doch nicht ganz zufrieden. „Er zergliedert Alles recht wohl", ſchrieb ſie an Joſeph, „aber es ſcheint „mir, daß er nichts klar concludirt, daß er nicht recht mit der Sprache „herauskommt. Das iſt Dir vorbehalten; je öfter wir unſer Schiff „wenden, deſto mehr ſetzen wir uns dem Scheitern aus. Es handelt „ſich nicht mehr darum, wer am meiſten gewinnen wird, ſondern „die Sache zu beenden und mit Ehre aus dieſer grauſamen Lage zu „kommen; dieſes Opfer werden wir Deiner Menſchlichkeit und Deinem „Mitgefühl verdanken. Als Hauptpunkt muß beobachtet werden, daß „man nicht die Schützlinge Preußens begünſtigt und unſeren, den „Kurfürſten von der Pfalz im Stiche läßt. Es mag ſein, daß er es „nicht verdient, aber er hat ſich einmal in unſere Arme geworfen, „und es wäre von den übelſten Folgen für die Zukunft, wenn wir ihn „verließen. Du wirſt ſehen, wie eifrig der König an einem Bündniſſe „mit Frankreich und mit Rußland arbeitet, und wie wenig er auf die „Dauer einer anderen Pacification zählt. Das ſieht ihm ähnlich, er „handelt nur aus Leidenſchaftlichkeit und aus Hang zur Intrigue, „und dennoch hat er die Menge für ſich. Unbegreiflich iſt die Gewalt „der Vorurtheile auf ſie, und man ſieht daraus, wie ſehr man ſeinen „Credit ſchonen muß und wie eigentlich nichts zu gering iſt. Er „beſitzt überall große und kleine Emiſſäre, mit einem Nichts befriedigt „und erhält er ſie ſich; wir aber haben Niemand. Wir ſind honnett „und er iſt das Gegentheil; er aber imponirt aller Welt und wir „werden nur betrogen. Ich geſtehe Dir, ich bin darüber manchmal „ganz außer mir, aber nicht für mich, denn ich habe meine Laufbahn „zurückgelegt, wohl aber für Dich. Vor Allem mußt Du, mein „theurer Sohn, das Vertrauen zu Deiner eigenen Perſon ſo feſt ein„wurzeln laſſen, als Du es verdienſt; das aber erreicht man nicht „durch die Gewalt der Waffen, ſondern nur durch ſein Benehmen. „Du verdienſt ſo ſehr, daß die ganze Welt ſich Deiner Redlichkeit ver„traue; nur keine Habſucht, welche mehr Uebles als Gutes anrichtet; „das Beiſpiel Galiziens beweiſt dieß, und das damalige Gelingen „macht jetzt unſer Unglück. Verzeih' mir dieſe Tirade, wie Du dieß „bei dem erſten Briefe unſeres Nebenbuhlers gethan. Sie kommt

„aus einem Herzen, welches ganz Dir gehört und sich mit Deiner „Zukunft beschäftigt, indem es Dich glücklicher und ruhiger wünscht „als meine eigenen Tage verflossen sind“ [660]).

„Schließen wir Frieden, mein lieber Joseph“, schrieb die Kaiserin zwei Tage später ihrem Sohne. „Sei der Patriarch, der Vater Deiner „Völker! Du siehst, welchen Eindruck Deine Anwesenheit auf diese „guten Leute hervorbringt, welche die Elite Deiner Monarchie sind. „Opfern wir sie nicht für einen Gegenstand, der ihr und unser Un„glück herbeiführen kann. Erhalten wir sie für eine bessere Zeit, mir „aber zwei so theure Söhne, für welche ich mich jetzt mit Recht so „sehr beunruhige. Laß mich vielmehr die wenigen Lebenstage, die „mir übrig bleiben, noch ihre Gegenwart genießen“ [661]).

Es muß zugestanden werden, daß auch Joseph die Erhaltung des Friedens gewünscht hätte. Aber ganz abgesehen davon, daß er bei weitem nicht die Sehnsucht nach demselben empfand, wie seine Mutter, wollte er ihn mit keiner Verzichtleistung auf die Gebietserwerbung erkaufen, die er in Baiern zu machen hoffen durfte. Jede Nachgiebigkeit nach dieser Richtung hin schien ihm vom Uebel; ja er behauptete, wenn man wirklich den Frieden wolle, könne man ihn nur durch unerschütterliche Standhaftigkeit erlangen, die man dem Könige von Preußen gegenüber an den Tag lege. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, nahm er tief einschneidende Veränderungen an der Depesche vor, welche an Cobenzl abgesendet wurde, denn er behauptete, die Fassung, die ihr Kaunitz gegeben, zeuge von Furcht, von Schwäche und von Bereitwilligkeit, den Frieden durch alle nur immer möglichen Bedingungen zu erkaufen. Er wünsche mehr als er darauf hoffe, die Zustimmung der Kaiserin für diese Abänderungen [662]). Dasjenige, worauf es ankomme, habe er ihnen zu Grunde gelegt: Ernst, Entschlossenheit, aber auch Billigkeit und vollkommene Reciprocität [663]).

Nach den Umarbeitungen, welche Joseph an der Instruction für Cobenzl vornahm, hatte derselbe den preußischen Ministern drei ganz allgemein gehaltene Vorschläge zu machen. Der König von Preußen entsage jedem Widerstande gegen die Erwerbung der von Oesterreich

in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile, wogegen Oesterreich wider die dereinstige Vereinigung von Ansbach und Bayreuth mit Preußen keine Einwendung erheben werde. Die beiden Mächte sollten sich verpflichten, sich einem freiwilligen Austausche nicht zu widersetzen, welchen die eine oder die andere mit einem Nachbar zu Stande bringen könnte, sondern ihn durch seine guten Dienste zu unterstützen. Ausdrücklich sei zu bemerken, daß dieser zweite Punkt sich auch auf die Lausitz beziehe und in solchem Falle Oesterreich sein Heimfallsrecht auf dieselbe aufgeben würde. Und endlich hätten sich die beiden Höfe zu bemühen, einen billigen Ausgleich zwischen den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz über die Allodialforderungen des Ersteren zu Stande zu bringen, wozu Oesterreich durch Ueberlassung beträchtlicher Vortheile an Sachsen auch seinerseits beizutragen bereit sei.

Besonderen Nachdruck legte übrigens der Kaiser auf den Befehl, welchen er Cobenzl ertheilte, kurz und trocken zu erklären, man sei fest entschlossen, niemals abzuweichen von den Prinzipien, die man den österreichischen Vorschlägen zu Grunde gelegt habe. Wolle der König ihnen nicht beipflichten, dann wäre es besser, er schritte zu offenem Angriffe, als mit neuen Spitzfindigkeiten die beste Zeit zum Feldzuge zu verlieren. Cobenzl möge nur ja keine Bangigkeit zeigen, sondern erklären, es sei das Aeußerste und Letzte, was Oesterreich überhaupt thun könne, indem Jedermann nach Recht und Billigkeit zufriedengestellt und das politische Gleichgewicht für den König in so ausnehmend vortheilhafter Art beibehalten würde. Könne unter diesen Bedingungen eine Uebereinkunft abgeschlossen werden, so würde dieß für beide Theile sehr erwünscht sein. Wäre es jedoch nicht möglich, dann solle das Schicksal der Waffen, und zwar je eher desto besser das Weitere herbeiführen [664]).

Der Hauptgewinn, welchen Joseph von der jetzt nach Berlin abgehenden Depesche erwartete, bestand darin, daß man endlich wissen werde, woran man denn eigentlich mit dem Könige sei. Gehe er auf die ihm zu machenden Vorschläge ein, dann sei ohne Zweifel Wichtiges erreicht worden. Thue er das nicht und trete er mit anderen Anträgen

hervor, dann sehe man, daß er den Frieden ernstlich wünsche und man ihn mit Standhaftigkeit dahin bringen werde, wohin man wolle. Breche er jedoch kurz ab, dann sei es ein Zeichen, daß er nie an einen vernünftigen Frieden gedacht habe. Wisse man dieß einmal mit Bestimmtheit, dann bleibe nichts übrig, als alle Kraft einzusetzen und den Krieg mit größtem Nachdrucke zu führen. Die Umstände, das Glück und das Schicksal würden den Ausgang entscheiden[665]).

Joseph hatte wohl Recht, wenn er vermuthete, die von ihm vorgenommene Umgestaltung der Depesche nach Berlin werde nicht nach dem Sinne der Kaiserin sein. Aber nur in den rücksichtsvollsten Ausdrücken gab sie ihm ihre abweichende Meinung kund. Es handle sich ja darum, schrieb sie ihm, daß eine größere Anzahl von Personen zu einer Vereinbarung gelange; man müsse sich daher auch ein wenig an die Stelle der Anderen setzen und in Bezug auf das eigene Interesse nachgiebig sein. „Ich sehe", so lauten ihre Worte, „daß Du „Dich noch mit der Erwerbung von ganz Baiern beschäftigst; ich kann „dieß jedoch nicht mehr als ausführbar betrachten, selbst wenn wir „den übelsten Tausch eingehen und unser gutes Erbland, die Nieder„lande aufopfern sollten, dieses so glückliche Land, das uns so anhäng„lich ist und uns so viele Hülfsquellen darbietet. Man kann wohl „von dem Kurfürsten auch einen anderen Austausch verlangen, aber nie „wird der König von Preußen oder Frankreich oder die ganze Welt „einen so großen Vortheil uns gönnen. Aus dem was der König uns „mittheilte, siehst Du, daß man, wenn möglich, nach der Erwerbung „des Landstriches streben soll, der von dem Inn und der Donau „begrenzt wird. Hierauf meine ich, soll man hinarbeiten, und es wird „schon viel kosten, es zu erhalten. Aber ich will Dich nicht stören, „ich will Dir nur den Gedanken einleuchtend machen, daß es mir „unmöglich scheint, Alles zu erlangen, außer durch den Krieg und „durch gänzliche Aufopferung der Niederlande. Ich habe Kaunitz nicht „so betroffen gefunden über die Veränderungen, welche Du vornahmst, „und daß Du das Schriftstück, welches Cobenzl als Instruction dienen „sollte, zurückhieltest. Er war darüber fast vergnügt, indem er mir „sagte, er habe es nur gemacht, um mich zu beruhigen und zufrieden

„zu stellen; er selbst habe es als zu viel angesehen und er hoffe, daß „der König um deßwillen den Krieg nicht beginnen, sondern glaube, „daß er die Sache nur hinausziehen werde. Du weißt, daß er nicht „liebt, sich näher zu erklären, bevor er die Sache nicht eingehend „erwog; da er es schriftlich thun will, stimmte ich dem zu und Du „wirst bald seine Arbeit empfangen. Seit Cobenzls letztem Berichte „halte ich den Prinzen Heinrich ganz für den Frieden gestimmt, aber „das ist nicht entscheidend" [666]).

Durch den Zwiespalt der Ansichten, welcher zwischen den maßgebenden Personen am Wiener Hofe obwaltete, wurde Cobenzls Aufgabe nicht wenig erschwert. Allerdings besaß nichts Anderes bindende Gültigkeit für ihn, als was zuletzt der Kaiser ihm auftrug. Aber die Ueberzeugung, Maria Theresia stimme damit keineswegs überein, mußte doch eine gewisse Unsicherheit in sein Auftreten bringen. Und hiezu kam noch die Voraussicht, daß für die Begehren des Kaisers die Einwilligung des Königs von Preußen nicht zu erreichen sein werde.

Jetzt ist wohl Niemand mehr darüber im Zweifel, daß die vorgebliche Uneigennützigkeit Friedrichs, mit der er so viel Staat machte, in Wahrheit nicht existirte, und daß er sich ihrer nur als einer Maske bediente, unter der er die leicht irregeführte Menge zu bethören und die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen verstand. Er hätte sehr großen Werth darauf gelegt, bei diesem Anlasse die ganze Lausitz an Preußen zu bringen, es gelang ihm jedoch nicht, den Kurfürsten von Sachsen zu einer Verzichtleistung auf seine ältesten Stammlande zu bewegen. Um so weniger war dieß der Fall, als nach einer in Berlin angestellten Berechnung die fränkischen Markgrafthümer eine Million, die Ober- und die Niederlausitz zusammengenommen aber nur 600.000 Einwohner zählten. Als Ersatz für diesen Entgang verlangte man auf preußischer Seite noch Wittenberg sammt seinem Gebiete und das ganze sächsische Land am rechten Ufer der Elbe. Die Grenze sollte diesen Strom entlang bis zum Einflusse der Elster, und dann längs dieses Flusses bis an das böhmische Gebirge gezogen werden. Von einer solchen Abtretung wollte jedoch der Kurfürst, und gewiß mit

vollem Rechte nichts hören. Auf all diese Zumuthungen Preußens antwortete er ablehnend[667]), und hierin lag offenbar der Grund, weßhalb der König sich gezwungen sah, der Hoffnung auf eine ihm hochwillkommene Erwerbung allmälig zu entsagen.

Um so eifriger wiederholten seine Minister die Behauptung, es sei ihm um gar nichts für sich, sondern nur um die Wahrung der Rechte der zunächst Betheiligten und um Aufrechthaltung der bedrohten Reichsverfassung zu thun. Sollte das Haus Oesterreich durch eine Erbschaft, eine Heirat oder in irgend einer anderen Art zu einer legalen Erwerbung gelangen, dann würde es dem Könige gewiß nicht in den Sinn kommen, auch für sich ein Aequivalent zu begehren. Aber schlagend entgegnete Cobenzl, daß wenn jene Beweggründe wirklich die Handlungsweise des Königs bestimmen würden, er sich mit der Versicherung der Betheiligten, befriedigt zu sein, wohl begnügen könnte. Und jedenfalls stünde ihm kein anderes Recht zu, als seine Einwendungen gegen die Erwerbungen Oesterreichs an die Reichsversammlung zu bringen. Wenn er sich nicht darauf beschränke, so zeige er hiedurch deutlich, daß er nur durch politische Gründe vermocht werde, sich der Vollziehung der Uebereinkunft Oesterreichs mit dem Kurfürsten von der Pfalz direct zu widersetzen. Die preußischen Minister erwiederten, daß sie aus Cobenzls Mittheilung über die aus Wien erhaltene Instruction und aus seiner mündlichen Erläuterung schließen müßten, die von ihm abgegebene Erklärung sei als das österreichische Ultimatum zu betrachten. Und Cobenzl sah keinen Grund, dieser Auffassung irgendwelchen Widerspruch entgegen zu setzen[668]).

Nach dem vertraulichen Briefwechsel des Königs mit dem Prinzen Heinrich sollte man glauben, daß ihm die bündige Aeußerung Cobenzls willkommen gewesen wäre. Denn er behauptete darin, seine Minister beauftragt zu haben, von Cobenzl das österreichische Ultimatum zu verlangen, indem er nach dessen Ankunft die Eröffnung der Feindseligkeiten nicht länger hinausschieben werde[669]). Nachdem er aber die Antwort erhalten, nahm er sie keineswegs als ein Ultimatum auf, sondern er verlangte neue Erklärungen über die Art und Weise, in

welcher Oesterreich den Kurfürsten von der Pfalz befriedigen wolle. In vier Punkte wurden von seiner Seite diese Fragen gekleidet. Welche Districte Baierns und der Oberen Pfalz Oesterreich behalten und welche es zurückgeben wolle? Worin die Besitzthümer, die es einzutauschen, und die Aequivalente bestünden, die es dahinzugeben gedenke? Welche Vortheile es dem Kurfürsten von der Pfalz in Aussicht stelle, um ihn in den Stand zu setzen, den Kurfürsten von Sachsen zu befriedigen? Ob es darein willige, die ganze baierische Erbfolge in Bezug auf die Rechte der Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen so wie der Herzoge von Zweibrücken und Mecklenburg gemeinschaftlich mit dem Könige zu ordnen, der als Freund und Verbündeter dieser Fürsten, als Kurfürst und als Reichsfürst eben so viel Recht als Interesse besitze, Antheil zu nehmen an einer gerechten Vertheilung dieser Erbschaft[670]). Und gleichzeitig gab er Riedesel den Auftrag, sich an den Fürsten Kaunitz zu wenden und ihn um nähere Aufklärung über die drei von Cobenzl gemachten Vorschläge anzugehen, denn er wolle endlich einmal das letzte Wort Oesterreichs vernehmen[671]).

Während dieß von Seite König Friedrichs geschah, harrte Maria Theresia angstvollen Gemüthes der Wirkung, welche die Mittheilungen Cobenzls auf ihn hervorbringen würden. Unabläßig bemühte sie sich, einer vielleicht nicht allzu feindseligen Antwort Preußens die Pfade zu ebnen und den Kaiser dahin zu bringen, daß er sich einer solchen Erklärung gegenüber willfährig erweise. „Ein einziger Punkt ist es", schrieb sie ihm in diesen Tagen[672]), „hinsichtlich dessen ich nicht auf„hören kann Dich zu quälen. Er besteht darin, daß wenn Du noch „Mittel findest, den Krieg zu vermeiden oder um einen Monat früher „das allgemeine Unglück zum Abschlusse zu bringen, Du Dich um des „einen oder des anderen Punktes willen nicht zurückhalten lassen, „sondern aus Liebe für die öffentliche Ruhe großmüthig über Dein „eigenes Interesse hinweggehen mögest. Diese Großmuth wird Dir „mehr Ehre bringen als der Gewinn einer Schlacht oder irgend eine „Erwerbung. Ich rede nicht von einem schmachvollen Frieden, und „bin weit davon entfernt, Dir einen solchen aufbürden zu wollen. „Verliere jedoch nie den Grundsatz aus den Augen: besser ein mittel-

„mäßiger Friede als ein glücklicher Krieg. Von mir hast Du Voll-
„macht, auf dem Schlachtfelde Frieden zu schließen, und ich schreibe
„Dir keine Bedingungen vor, wenn nur der Friede zu Stande kömmt.
„Ich gestehe, wenn der Krieg ausbricht, weiß ich nicht ob Du mich
„wiederfinden wirst; ich bin so niedergeschlagen und kann nichts mehr
„auf mich nehmen. Keine Vorstellung bringt irgend einen Eindruck
„mehr auf mich hervor; nur die Unterwerfung unter den Willen
„Gottes gewährt mir einen Halt, aber sie befreit mich nicht aus einem
„Zustande, dem ich nicht lang mehr zu widerstehen vermag."

Der Umstand, daß Friedrich die bisher durch Cobenzl geführte Verhandlung mit Oesterreich zwar nicht geradezu abbrach, aber durch seinen Auftrag an Riedesel ihren Schwerpunkt nach Wien übertrug, war durchaus nicht ohne alle Bedeutung. Denn man konnte hiedurch auf die Vermuthung gebracht werden, der König hoffe in Wien von der friedliebenden Kaiserin bessere Bedingungen zu erhalten als in Berlin, wohin die Weisungen an Cobenzl immer durch des Kaisers Hauptquartier gingen und dort wesentliche Veränderungen erfuhren. Wenn aber der König in Wahrheit diese Absicht hegte, so mußte er wissen, daß auch in Wien, und zwar weder von Maria Theresia noch von Kaunitz irgend etwas ohne ausdrückliche Einwilligung des Kaisers zugestanden werden würde. Wie dem übrigens auch sein mochte, es war selbstverständlich, daß sobald Riedesel sich an Kaunitz mit der Bitte um eine Unterredung über die Antwort wandte, welche Cobenzl der preußischen Regierung in Bezug auf die baierische Erbfolge ertheilt hatte, seinem Wunsche allsogleich willfahrt wurde. Am 13. Juni fand die Zusammenkunft des Staatskanzlers mit dem preußischen Gesandten statt. Riedesel stellte hiebei das Begehren, nähere Aufklärungen über die von ihm formulirten vier Punkte zu erhalten, indem der König durch Cobenzls bisherige Erklärungen hierüber nicht deutlich genug unterrichtet worden sei. Kaunitz aber beobachtete Riedesel gegenüber sehr große Zurückhaltung. Nur von dem Kaiser und der Kaiserin, antwortete er ihm, welche auch in dieser Sache Hand in Hand mit einander giengen, könnte die gewünschte Aufklärung gegeben werden; da jedoch der Kaiser von Wien abwesend sei, werde dieß immerhin

mehrere Tage erfordern. Aber so viel dürfe er ihm wohl von seinem eigenen Standpunkte aus sagen, daß es ihm unbegreiflich erscheine, wie man einem Staate wie Oesterreich Vorschläge wie die bisherigen machen könne. Wenn man die Anträge Preußens zergliedere, so laufe Alles darauf hinaus, daß Oesterreich für das, was es in Baiern behalten wolle, aus seinem früheren Besitzthum Entschädigung geben und daher gar nichts gewinnen solle. Und obgleich in solcher Weise dem kurfürstlich pfälzischen Hause das ganze baierische Erbe oder doch dessen Werth zu Theil würde, ihm allein also auch die Pflicht zur Befriedigung der Allodialerben obläge, solle doch Oesterreich auch die letztere noch zum größten Theile auf sich nehmen. Endlich muthe man ihm zu, die ansehnliche Vergrößerung, welche Preußen durch Vereinigung der zwei fränkischen Markgrafthümer erhalten würde, in demselben Augenblicke gutzuheißen, in welchem Oesterreich selbst der eigenen, so gerechten Gebietserwerbung, und hiedurch dem bisherigen Gleichgewichte entsagt haben würde.

Was Kaunitz sonst dem Freiherrn von Riedesel mittheilte, bestand eigentlich in nicht viel Anderem als in einer Zusammenfassung und Wiederholung der Erklärungen, welche bereits durch Cobenzl in Berlin abgegeben worden waren. Kaunitz legte den Bericht über seine Besprechung mit Riedesel sowohl der Kaiserin als dem Kaiser vor. Und da er wahrscheinlicher Weise dem Sinne des Letzteren zu entsprechen glaubte, wenn er der Absicht des Königs widerstrebte, die Verhandlung nach Wien zu verlegen, so trug er darauf an, seine Darstellung möge auch an Cobenzl mitgetheilt werden, um ihm als Richtschnur für sein künftiges Verfahren zu dienen [673]). Joseph aber entgegnete hierauf mit eigener Hand:

„die expedition ist an Cobentzell abgegangen. aufs festhalten „kömt alles an, das ist wesentlicher in diesem augenblick als alle „schlachten, wenn in dieser politischen Situation das feld erhalten und „der könig zum rückzug genöthiget werden kann. ich überschicke hier „die Depeschen von Cobentzell und Knebel; erstere enthalten noch eine unverschämtere antwort. wir sind vollkommen fertig, parat, und er

„wird gewis sich bedencken, dem angriff zu wagen. Russland und „Franckreich müssen wir aber aller unserer Antworten fleißigst be„nachrichtigen, sonsten thut er es auf eine vergälte arth."

Noch viel drastischer als in diesen Worten gab Joseph seiner Ueberzeugung, daß der König von Preußen, wenn man sich ihm gegenüber nur standhaft erweise, am Ende doch nachgeben und es nicht zum Kriege kommen lassen werde, in dem Schreiben Ausdruck, das er gleichzeitig an Cobenzl abgehen ließ. „Das Einzige, was man urtheilen „kann", sagt er darin, „ist wohl dieses, daß des Königs kriegerische „Lust sehr klein, dessen Habhaftwerdung der Laußnitz aber sehr groß „seye, und Ich folgere aus all diesem, daß wenn wir bey einer billigen „aber vesten Sprache bleiben, der große Friderich mitsamt seiner Xerxes„armee endlich doch seine Donquixotische Sprache für das Heil Deutsch„lands mäßigen und seinen wesentlichen Vortheilen und der Ruhe seiner „alten Knochen das Uebrige aufopfern wird" [674]).

Die gleichen Gedanken lagen auch einem Briefe zu Grunde, den Joseph am folgenden Tage, den 18. Juni an die Kaiserin schrieb. „Ich hege fast gar keinen Zweifel", so lauten seine Worte, „daß „wenn wir nur festhalten und die Dinge aufs Aeußerste ankommen „lassen, der König von Preußen noch Mittel finden wird, sich zur „Nachgiebigkeit zu bequemen. Dann aber werden wir glorreich und „ganz anders aus diesem Streite hervorgehen, als wenn wir uns mit „ihm auf die Einzelnheiten einlassen und ihn zum Schiedsrichter „machen über unseren Austausch mit Kurpfalz. Nichts hätten wir „davon zu erwarten als den Verlust unserer Rechte und Vortheile, „insbesondere aber unseres Ansehens. Nach meiner Meinung muß man „daher in der Allgemeinheit verharren und die Einzelnheiten müssen „erst dann aus ihr hervorgehen, wenn die Armeen sich zertheilt haben." Und nachdem er die Gründe entwickelt hatte, in Anbetracht deren für den König von Preußen kein Anstand obwalte, hierauf einzugehen, sagt Joseph noch einmal: „Standhaftigkeit also und die Ueberzeugung, „die er in sich aufnehmen muß, daß wir aus gar keiner anderen „Ursache als aus Menschlichkeit den Krieg scheuen, werden es dahin

„bringen, daß er vielleicht einige Demonstrationen, sonst aber nichts „weiter unternimmt". „Schrecklich wäre es", so schließt der Kaiser seinen Brief, „wenn wir nach so vielen Mühen und Ausgaben, nach „Zusammenziehung einer solchen Armee eine ungünstige, schmachvolle „und entehrende Convention abschließen sollten, die hundertmal schlechter „wäre als eine verlorne Schlacht. Ich bitte Sie daher, bei den drei „ganz allgemein gehaltenen Punkten zu bleiben und dadurch den König „zu zwingen, sich ihnen entweder zu fügen oder den Angriff auf uns „zu beginnen" [675]).

Maria Theresia war jedoch in fast Allem einer anderen Meinung als Joseph. Nur darin stimmte sie ihm bei, daß sie in den letzten Schritten, welche der König in Wien gethan hatte, eine Selbstdemüthigung für ihn erblickte. „Ich gedenke", hatte Joseph an Cobenzl geschrieben, „daß ich allein an dieser Veränderung der Scene und der „Uebertragung des Negotiationsplatzes nach Wien schuld bin, da er „allda leichter zu handeln hoffte und eine von Soldaten entblößte „Stadt gemeiniglich aus einem wohlfeileren Tone spricht als Dörfer „und Bauernhütten, wo aus allen Fenstern die Bayonnette und aus „allen Gassen die Kanonen herausſehen wie hier" [676]). „Ich habe", meinte nun mit Beziehung hierauf Maria Theresia in der Antwort an ihren Sohn, „die gleiche Betrachtung wie Du gemacht, daß dieser „garstige König sich erniedrigte, als er „„an jenen Kaunitz"" sich wandte, „indem er darauf hoffte, ihn wohlfeileren Kaufes zu finden als Dich. „So ist dieser große Mann, den man für einen Salomo ausgibt „und der, wenn man ihn nur sorgfältig und ununterbrochen beobachtet, „sehr klein und als ein reiner Charlatan erscheint, der nur durch die „Gewalt und sein Glück gedeckt wird. Ich will mich nicht in Stolz „überheben, aber mein Joseph ist doch ganz anders und arbeitet auch „anders, Zeuge dessen die Armee, wie sie vorhanden ist und sich behauptet, die Expeditionen an Cobenzl und hieher, der Briefwechsel „zwischen Dir und diesem Ungeheuer, den ich öfter überlese, um „mich wieder zu beleben. Des letzteren bedarf ich gar sehr, denn ich „bin ganz herabgekommen, und ich gestehe Dir, daß mir die letzte „durch Cobenzl übersendete Denkschrift des Königs von Preußen ganz

„annehmbar erscheint. Unglücklicher Weise sind wir es, die sich im „Unrechte befinden, da wir nicht deutlich reden, und wir können es „nicht, da wir ungerechte Dinge begehren und ihrer durch die Ereignisse „habhaft zu werden hofften, indem wir dem Könige von Preußen die „Lausitz als Lockspeise hinhielten. Ich habe allzeit gesagt, daß er dieß„mal, ohne sich allzusehr bloßzustellen, nicht anbeißen und seiner „schnöden Denkungsart folgen kann; zu weit hat er sich vorgewagt, „und diese Antwort bringt uns einen Krieg, welchen Gott weniger „lang und weniger blutig sein lassen möge als die vorhergegangenen „es waren" [677]).

Gewiß war es keine leichte Aufgabe für Kaunitz, eine sowohl die Kaiserin als ihren Sohn zufriedenstellende Antwort auf die letzte preußische Denkschrift zu entwerfen, welche Maria Theresia annehmbar, der Kaiser aber unverschämt genannt hatte. Joseph gab noch überdieß in einer eigenen Note [678]), die er nach Wien sandte, die Prinzipien kund, von denen er wünschte, daß sie der Antwort an Preußen zu Grunde gelegt würden. Sie schmiegten genau an dasjenige sich an, was er fortwährend gesagt hatte: man solle festhalten an den bisherigen Erklärungen und sich durchaus nicht verleiten lassen, jetzt schon auf Details einzugehen. Endlich möge man dem Könige zwar nicht die Hoffnung, selbst zu ansehnlichem Gewinn zu gelangen, wohl aber den Wahn benehmen, als ob Oesterreich einen Anlaß oder gar die Pflicht hätte, die Allodialforderungen Sachsens ganz oder auch nur zum Theile zu befriedigen. Und wenn auch kein Austausch zu Stande gebracht werde, so möge doch Oesterreich das, was es in Baiern zu fordern berechtigt sei, Preußen aber die fränkischen Markgrafthümer erhalten. Beide Mächte würden dann ihre guten Dienste zu billiger Befriedigung der Allodialerben eintreten lassen.

Trotz aller Schwierigkeiten gelang diese Arbeit dem Fürsten Kaunitz so wohl, daß nicht nur Maria Theresia ihr beistimmte [679]), sondern auch Joseph sie mit Wärme belobte. Sie werde den König, so meinte er, mit innerem Zwiespalte erfüllen, aber schließlich werde er sich durch den ihm dargereichten Köder so wie durch den Wunsch

nach Ruhe, der bei seinem Alter begreiflich sei, wohl dahin bringen lassen, wo man ihn wolle. Geschehe dieß aber, dann würde sein Ansehen in Europa gewiß sehr tief sinken, dasjenige Oesterreichs aber in gleichem Verhältnisse steigen. „Ich sehe voraus", sagt Joseph wörtlich, „daß er wohl alle nur immer möglichen Demonstrationen, vielleicht „sogar die Abberufung seines Ministers, Märsche und was weiß ich „anwenden wird. Aber daß er den Krieg wirklich beginnen sollte, daran „zweifle ich sehr, und ich werde es nicht glauben als bis ich es sehe. „Ganz unerschütterlich müssen wir jedoch festhalten und uns mit ihm „in keine Details über einen Austausch einlassen, bis er diese Ueber„einkunft nicht vorläufig unterschrieb und die Armeen sich zertheilt „haben. Darin besteht die Hauptsache, der Rest wird sich ausgleichen „lassen" [680]).

Maria Theresia urtheilte jedoch ganz anders als ihr Sohn, und man muß zugeben, daß ihr Blick sich als der schärfere erwies. „Wie „glücklich wäre ich", antwortete sie ihm, „wenn Deine Hoffnungen sich „erfüllten, aber ich gestehe, ich wage es nicht mir damit zu schmeicheln; „es ist unmöglich. Welche Lust sollte denn den König anwandeln, sich „ein so grausames Dementi zu geben; wir werden somit den Krieg „haben. Wie schrecklich ist dieses Wort und wie furchtbar werden die „Folgen davon sein" [681]).

Hinsichtlich eines Punktes hatte übrigens auch Joseph Recht; der König von Preußen werde wüthend sein, meinte der Kaiser, wenn er erführe, daß man fest entschlossen sei, sich vor ihm nicht zu beugen. Dennoch glaubte Joseph auch jetzt noch, selbst im letzten Augenblicke werde Friedrich es vorziehen, nach einem Auskunftsmittel zu suchen, statt sich zum Kriege zu entschließen [682]). Aber gar bald erwies sich diese vom Kaiser so hartnäckig festgehaltene Vermuthung als irrig. Es ist leicht zu begreifen, daß Friedrich dasjenige Hochmuth nannte, was Joseph unter Standhaftigkeit verstand. „Du darfst darauf zählen", hatte der König schon am 21. Juni seinem Bruder Heinrich geschrieben, „daß der Kaiserhof sich zu keiner der annehmbaren Bedingungen „herbeilassen wird, die man ihm vorschlug; so wird denn der Degen

„entscheiden müssen. Dieser Hochmuth mag vom Kaiser oder von „Kaunitz herrühren; das ist ziemlich gleichgültig. Aber wir müssen „die Kanonen als Anwälte für unsere Sache eintreten lassen; weder „meine Feder noch meine Stimme sind so ausgiebig wie Säbel und „Geschütz, und Du mußt mich gut genug kennen, um mich nicht im „Verdachte zu haben, daß ich, nachdem ich mich in den Unterhand„lungen bis zu dem Punkte vorwagte, auf welchem ich stehe, noch „zurückweichen werde. Alles wird gut gehen. Guten Muthes und voll „Vertrauen zu uns selbst, bürge ich Dir dafür, daß der Kaiser, so „sehr er auch Cäsar ist, doch bald lernen wird, in seinen Wein Wasser „zu gießen“ [683]). Und als Prinz Heinrich seinem Bruder noch einmal zur Versöhnlichkeit rieth, antwortete ihm derselbe: „Du würdest mir „ein großes Vergnügen bereiten, wenn Du die Oesterreicher von all „den schönen Dingen überzeugen wolltest, welche Du für den Frieden „in Vorschlag bringst. Das ist es ja gerade, was ich von ihnen be„gehre und nicht zu erreichen vermag. Der Ablehnung dieser Vor„schläge aber muß die Kriegserklärung folgen“ [684]).

So geschah es denn auch wirklich. Gerade so wie der König die Aufforderung an den Kaiserhof um nähere Erläuterung der von demselben gemachten Vorschläge in zweifachem Wege, und zwar durch Cobenzl und durch Riedesel an ihre Bestimmung geleitet hatte, gerade so wie ihm die Antwort des Wiener Hofes gleichfalls auf diesen beiden Wegen zugekommen war, ließ er seine Erwiederung auf die letztere in Berlin dem Grafen Cobenzl, und in Wien durch Riedesel dem Fürsten Kaunitz überreichen. Neuerdings wurde darin dem Hause Oesterreich jede Berechtigung auf Gebietserwerbungen in Baiern bestritten und der Versuch gemacht, die seiner Zeit von preußischer Seite geschehenen Ausgleichsvorschläge als solche erscheinen zu lassen, mit denen Oesterreich alle Ursache gehabt hätte, sich zufrieden zu stellen. Was dereinst mit den fränkischen Markgrafthümern geschehen solle, sei einzig und allein Sache der Vereinbarung des Königs mit den jüngeren Mitgliedern seines Hauses. Dennoch hätte er gern die Gelegenheit ergriffen, schon jetzt einen etwaigen Widerstand Oesterreichs gegen diese Vereinbarung, der ihm in so unerwarteter Weise angekündigt worden,

aus dem Wege zu räumen. Eine Verzichtleistung des Kaiserhofes auf ein Widerstreben, zu dem derselbe kein Recht habe, könne er jedoch unmöglich als ein ihm dargebrachtes Opfer betrachten.

Gerade so verhalte es sich mit dem Projecte eines Austausches der Markgrafthümer gegen die Lausitz. Oesterreich selbst habe hiezu durch sein Anerbieten, sich einem solchen Austausche nicht zu widersetzen und seinem Heimfallsrechte auf die Lausitz zu entsagen, den Anlaß geboten. Man könne jedoch auch hierin kein großes Zugeständniß erblicken, wie denn der König sich niemals irgendwelche Mühe zur Verwirklichung dieses Planes gegeben habe. Wenn er darauf einging, so sei es ohne alle Vergrößerungsabsicht, und nur zu dem Zwecke geschehen, ein mit seinen Staaten zusammenhängendes Gebiet zu erhalten, wogegen Sachsen durch Erwerbung der Markgrafthümer und Erlangung sonstiger Vortheile reichlichst entschädigt worden wäre.

Die preußische Denkschrift wendet sich nun zu einer Widerlegung der Erklärungen, welche in der österreichischen Note enthalten waren. Nicht ohne Glück zieht sie einen Vergleich zwischen den vermeintlichen Erbrechten Oesterreichs auf baierisches Land, und denen des Hauses Brandenburg auf Ansbach und Bayreuth. Die Kaiserin selbst und mit ihr die ganze unparteiische Welt ruft sie zu einem Richterspruche auf, ob diese beiderseitigen Rechte, insofern es um ihre thatsächliche Begründung sich handle, wirklich nebeneinander gestellt werden könnten? Da dieß keineswegs der Fall sei, wäre auch der Ausgleichsvorschlag des Königs für Oesterreich gewiß annehmbar gewesen. Das Entgegengesetzte finde für Preußen hinsichtlich der durch Cobenzl mitgetheilten Anträge statt. Sie werden für dunkel und vieldeutig erklärt, für darauf berechnet, die unbefugte Theilung Baierns zu vollenden, das kurpfälzische Haus des größten Theiles seiner Erbschaft, die Allodialerben aber einer gerechten Befriedigung zu berauben. Da übrigens der Wiener Hof erklärt habe, eine Verwerfung dieser Vorschläge mache jede friedliche Vereinbarung unmöglich und jede fernere Aufklärung nutzlos, so könne der König hierin nur einen von Oesterreich ausgehenden Abbruch der Verhandlungen erblicken. Er sehe sich daher genöthigt,

zur Gewalt der Waffen als dem einzigen Wege, die Theilung Baierns zu verhindern, seine Zuflucht zu nehmen. Er zähle bei diesem Schritte auf die allgemeine Billigung der Mitstände des Reiches und auf diejenige ganz Europa's.

Vom 3. Juli war die preußische Note datirt, von welcher Maria Theresia sagt, daß sie wohl stark, aber sehr gut geschrieben sei [685]). Am Morgen des 5. Juli überschritt König Friedrich mit zahlreichen Streitkräften bei Nachod die böhmische Grenze. „Der Friede „ist gebrochen, der Himmel segne die kaiserlichen Waffen", mit diesen Worten kündigte der Commandant der äußersten österreichischen Vorhut, Rittmeister Nauendorf, den Einmarsch der Preußen an. Joseph aber schrieb seiner Mutter, er sei aufs tiefste besorgt über die Wirkung, welche diese Nachricht auf sie hervorbringen werde. Was ihn selbst betreffe, so zögere er keinen Augenblick, dem Könige entgegen zu gehen. „Gott wolle" fügte er hinzu, „die gerechte Vertheidigung Eurer „Majestät und meiner Mitbürger segnen. Von meiner Seite wird „gewiß nichts vernachlässigt werden, und binnen wenig Tagen wird „man klarer in die Zukunft sehen" [686]).

Als der entscheidende Schlag einmal gefallen war, widerstand Maria Theresia der Versuchung, sich in Vorwürfen gegen Joseph, daß er die Hand nicht zum Frieden geboten, und in Klagen über den Ausbruch des Krieges zu ergehen. Allerdings verschwieg sie ihm nicht, daß sie nur mit Angst und mit Grauen an die Lage zu denken vermöge, in der sie ihn wisse. Nur am Fuße der Altäre finde sie einigen Trost, und nur von dorther erwarte sie Hülfe. Aber sie dankte ihm doch auch wieder lebhaft, daß er ihrer und ihrer Besorgniß um ihn gedacht. Sie freute sich über seinen Entschluß, persönlich dem Könige entgegen zu gehen, aber sie beschwor ihn, sich nicht allzusehr auszusetzen und sich auch die nöthige Ruhe nicht ganz zu versagen. So lang er an Ort und Stelle sich befinde, könne für Alles noch Rath werden [687]).

Weniger zurückhaltend mit Kundgebungen ihrer Angst und ihres Schmerzes als gegen Joseph war Maria Theresia gegen andere Personen

ihres Vertrauens. „Nun sind wir in dem Kriege", schrieb sie an Mercy, „den ich seit Anfangs Jänner gefürchtet, und in welchem „Kriege! Der König ist mit zahlreicher Streitkraft bei Nachod ein„gerückt und wird uns von allen Seiten umringen, da er um vierzig„tausend Mann stärker ist als wir. Sie können sich vorstellen, wie „sehr ich davon ergriffen bin. Gott bewahre uns davor, daß dieser „Krieg nicht so ende, wie ich seinen Beginn vorhersah" [688]).

Dreizehntes Capitel.

Thuguts Mission.

Es wurde schon früher erwähnt, daß obgleich der Kaiser während der ersten Zeit nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph an den Ausbruch eines Krieges über die baierische Erbfolge nicht glaubte, er doch die Vorbereitungen hiezu mit wahrhaft aufopfernder Thätigkeit traf. Sämmtliche Regimenter des österreichischen Heeres wurden in marschfertigen Stand gesetzt, und da Ungarn, die Lombardie und die Niederlande keinen feindlichen Einfall zu besorgen hatten, so wurde der größte Theil der dort befindlichen Truppen nach Böhmen und Mähren gezogen. Ein Gleiches geschah mit den Streitkräften, welche die Militärgrenze stellen konnte. Ein Corps Tiroler Scharfschützen, ein Jägercorps, ein Stabsinfanterie-, ein Stabsdragoner-Regiment, endlich mehrere Freicorps wurden errichtet. Die Festungswerke von Olmütz und Eger wurden verstärkt, und nicht nur an den Pässen, die nach Böhmen und Mähren führen, sondern sogar um Wieliczka Verschanzungen aufgeworfen, um das dortige Salzbergwerk vor einem Ueberfalle sicherzustellen. Am emsigsten aber wurde in der Umgegend von Jaromircz in Böhmen, vier Stunden von Königgrätz geschanzt, wo einstweilen Feldzeugmeister Freiherr von Elrichshausen das Hauptheer zusammenzog. Am 27. März ging die Feldequipage des Kaisers dorthin ab, sie bestand aus nicht weniger als zwanzig sechsspännigen Wagen, neunzehn bepackten Maulthieren und hundert Handpferden [689]). Am 11. April verfügte sich Joseph selbst, wie bereits erzählt worden, zuerst nach Olmütz und dann nach Böhmen. Sein Bruder Maximilian und Lacy begleiteten ihn. Prinz Albert

nach Ruhe, der bei seinem Alter begreiflich sei, wohl dahin bringen lassen, wo man ihn wolle. Geschehe dieß aber, dann würde sein Ansehen in Europa gewiß sehr tief sinken, dasjenige Oesterreichs aber in gleichem Verhältnisse steigen. „Ich sehe voraus", sagt Joseph wörtlich, „daß er wohl alle nur immer möglichen Demonstrationen, vielleicht „sogar die Abberufung seines Ministers, Märsche und was weiß ich „anwenden wird. Aber daß er den Krieg wirklich beginnen sollte, daran „zweifle ich sehr, und ich werde es nicht glauben als bis ich es sehe. „Ganz unerschütterlich müssen wir jedoch festhalten und uns mit ihm „in keine Details über einen Austausch einlassen, bis er diese Ueber„einkunft nicht vorläufig unterschrieb und die Armeen sich zertheilt „haben. Darin besteht die Hauptsache, der Rest wird sich ausgleichen „lassen" [680]).

Maria Theresia urtheilte jedoch ganz anders als ihr Sohn, und man muß zugeben, daß ihr Blick sich als der schärfere erwies. „Wie „glücklich wäre ich", antwortete sie ihm, „wenn Deine Hoffnungen sich „erfüllten, aber ich gestehe, ich wage es nicht mir damit zu schmeicheln; „es ist unmöglich. Welche Lust sollte denn den König anwandeln, sich „ein so grausames Dementi zu geben; wir werden somit den Krieg „haben. Wie schrecklich ist dieses Wort und wie furchtbar werden die „Folgen davon sein" [681]).

Hinsichtlich eines Punktes hatte übrigens auch Joseph Recht; der König von Preußen werde wüthend sein, meinte der Kaiser, wenn er erführe, daß man fest entschlossen sei, sich vor ihm nicht zu beugen. Dennoch glaubte Joseph auch jetzt noch, selbst im letzten Augenblicke werde Friedrich es vorziehen, nach einem Auskunftsmittel zu suchen, statt sich zum Kriege zu entschließen [682]). Aber gar bald erwies sich diese vom Kaiser so hartnäckig festgehaltene Vermuthung als irrig. Es ist leicht zu begreifen, daß Friedrich dasjenige Hochmuth nannte, was Joseph unter Standhaftigkeit verstand. „Du darfst darauf zählen", hatte der König schon am 21. Juni seinem Bruder Heinrich geschrieben, „daß der Kaiserhof sich zu keiner der annehmbaren Bedingungen „herbeilassen wird, die man ihm vorschlug; so wird denn der Degen

„entscheiden müssen. Dieser Hochmuth mag vom Kaiser oder von „Kaunitz herrühren; das ist ziemlich gleichgültig. Aber wir müssen „die Kanonen als Anwälte für unsere Sache eintreten lassen; weder „meine Feder noch meine Stimme sind so ausgiebig wie Säbel und „Geschütz, und Du mußt mich gut genug kennen, um mich nicht im „Verdachte zu haben, daß ich, nachdem ich mich in den Unterhand„lungen bis zu dem Punkte vorwagte, auf welchem ich stehe, noch „zurückweichen werde. Alles wird gut gehen. Guten Muthes und voll „Vertrauen zu uns selbst, bürge ich Dir dafür, daß der Kaiser, so „sehr er auch Cäsar ist, doch bald lernen wird, in seinen Wein Wasser „zu gießen“ [683]). Und als Prinz Heinrich seinem Bruder noch einmal zur Versöhnlichkeit rieth, antwortete ihm derselbe: „Du würdest mir „ein großes Vergnügen bereiten, wenn Du die Oesterreicher von all „den schönen Dingen überzeugen wolltest, welche Du für den Frieden „in Vorschlag bringst. Das ist es ja gerade, was ich von ihnen be„gehre und nicht zu erreichen vermag. Der Ablehnung dieser Vor„schläge aber muß die Kriegserklärung folgen“ [684]).

So geschah es denn auch wirklich. Gerade so wie der König die Aufforderung an den Kaiserhof um nähere Erläuterung der von demselben gemachten Vorschläge in zweifachem Wege, und zwar durch Cobenzl und durch Riedesel an ihre Bestimmung geleitet hatte, gerade so wie ihm die Antwort des Wiener Hofes gleichfalls auf diesen beiden Wegen zugekommen war, ließ er seine Erwiederung auf die letztere in Berlin dem Grafen Cobenzl, und in Wien durch Riedesel dem Fürsten Kaunitz überreichen. Neuerdings wurde darin dem Hause Oesterreich jede Berechtigung auf Gebietserwerbungen in Baiern bestritten und der Versuch gemacht, die seiner Zeit von preußischer Seite geschehenen Ausgleichsvorschläge als solche erscheinen zu lassen, mit denen Oesterreich alle Ursache gehabt hätte, sich zufrieden zu stellen. Was dereinst mit den fränkischen Markgrafthümern geschehen solle, sei einzig und allein Sache der Vereinbarung des Königs mit den jüngeren Mitgliedern seines Hauses. Dennoch hätte er gern die Gelegenheit ergriffen, schon jetzt einen etwaigen Widerstand Oesterreichs gegen diese Vereinbarung, der ihm in so unerwarteter Weise angekündigt worden,

dieses Armeecorps eigentlich nichts anderes als die Garnison von Olmütz war, wurde seine Aufgabe darauf beschränkt, den Feind zu beobachten und das Land vor dessen etwaigen Streifzügen zu decken. Doch sollte es sich nie mit ihm ernstlich engagiren, sondern bei einem Rückzuge hatte sich das Fußvolk nach Olmütz, die Reiterei aber nach Proßnitz zu begeben.

Sorgfältig sei darauf Acht zu haben, wurde dem Prinzen Albert eingeschärft, ob nicht die kriegerischen Vorkehrungen des Feindes gegen Olmütz bloß eine Maske und dessen Absichten eigentlich gegen Böhmen gerichtet wären, in welchem Falle der Prinz ihm dorthin nachfolgen müsse. Die leichte Reiterei sei nicht in kleineren Abtheilungen einer Gefahr auszusetzen, sondern immer durch Fußvolk und Artillerie zu unterstützen. Die besondere Schonung der Grenzregimenter wurde schließlich dem Prinzen zur Pflicht gemacht. Außer Hauptschlachten seien sie nie zu exponiren; sie hätten die Piquets zur Sicherstellung der Armee gegen die Desertion zu übernehmen, wären aber nie bei der Nachhut oder in Festungen zu belassen; ihrer Gesundheitspflege sei genaue Obsorge zu widmen.

Ueber die Hauptarmee in Böhmen übernahm Joseph persönlich den Oberbefehl; unter ihm war Laudon das Commando des linken, Lacy aber dasjenige des rechten Flügels zugedacht. Der Umstand jedoch, daß der König zwei abgesonderte Armeen bildete, von denen er selbst die eine, Prinz Heinrich aber die andere commandirte, brachte es mit sich, daß sein Verfahren auch von österreichischer Seite nachgeahmt werden mußte. Laudon erhielt das Commando der Armee, welche dem Prinzen Heinrich gegenüber gestellt wurde, während der Kaiser, Lacy an seiner Seite, diejenige befehligte, die gegen den König im Felde stand. Prinz Albert aber wurde mit dem größten Theile seiner Streitkräfte gleichfalls nach Böhmen gezogen; in Mähren blieb, der ursprünglichen Anordnung getreu, nur Botta mit seinem Armeecorps zurück.

Joseph brachte die Monate Mai und Juni in aufreibender Thätigkeit zu. Er bereiste die Stellungen seiner Truppen, besuchte

die Vorposten, besichtigte die Grenzpässe und traf überall persönlich die ihm nöthig erscheinenden Anordnungen und Vorkehrungen. In den letzten Tagen des Juni vermochte er seiner Mutter zu schreiben, die Stellung der österreichischen Truppen sei eine solche, daß eine Aenderung an derselben nicht mehr vorzunehmen sei; man werde ruhig erwarten, von woher und in welcher Weise der König von Preußen zum Angriffe zu schreiten gedenke [690]).

Nachdem Friedrich am 5. Juli in Böhmen eingedrungen war, rückte er am folgenden Tage bis Kwalkowitz im Königgrätzer Kreise, unweit von Skalitz vor. Am 7. wurden durch ein an und für sich unbedeutendes Recognoscirungsgefecht die eigentlichen Feindseligkeiten eröffnet. Joseph berichtete seiner Mutter, daß er demselben nur in größerer Entfernung beigewohnt habe, um nicht zu persönlicher Betheiligung an einem so kleinen Scharmützel genöthigt zu werden [691]). Gleichzeitig übersandte er ihr jedoch eine von ihm herrührende Aufzeichnung, deren Inhalt die Kaiserin fast noch mehr bestürzt machte als der Ausbruch des Krieges. Obgleich Joseph es darin nicht ausdrücklich sagte, so geht doch aus den von ihm selbst niedergeschriebenen Worten deutlich genug hervor, daß er jetzt den unumstößlichen Beweis von der Unrichtigkeit seiner so lange Zeit hindurch festgehaltenen Ansicht, der König von Preußen werde sich nicht zu einem gewaffneten Angriffe auf Oesterreich entschließen und man brauche ihm nur Ernst und Standhaftigkeit zu zeigen, um ihn zur Nachgiebigkeit zu zwingen, keineswegs mit jener Kaltblütigkeit aufnahm, welche seine bisherige Haltung hatte voraussetzen lassen [692]).

„Aeußerste Umstände", so lauten diese merkwürdigen Worte des Kaisers, „erfordern auch äußerste Mittel. Die Erhaltung der Monarchie „hängt anjetzo bey diesem entstandenen verderblichen und höchst gefährlichen Kriege von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Der Feind, „wider welchen wir zu thun haben, ist uns an Stärke wirklich überlegen und bekannter Maaßen zu allen Mitteln bereit, ja ein großer „Kriegsmann. Wir sind wirklich ohne Alliirte, also muß die Monarchie „in sich selbst auch ihre Ressourcen holen und darauf allein bauen. Einen

„Augenblick zu verlieren, selbe aller Orten auf das Aeußerste zu „spannen, wäre unverantwortlich; es muß also meines wenigen Er„achtens nichts erspart, wohl aber Alles angewendet werden, was dazu „führen kann; also wäre wenigstens eine Recroutirung von 40.000 „Mann in allen Ländern zu machen, und dazu ohne Rücksicht, wer „nur gewehrtauglich ist, zu nehmen. Die Finanzen auf alle nur „ersinnliche Art zu vermehren, sowohl durch Vermehrung der Ein„nahmen, der Auflagen, Verminderung aller Ausgaben, unter was „immer für einem Namen, und Ziehung in das Mitleiden und Ab„bruchleidung aller Mitbürger vom Thron bis zum letzten Bauer, da „alle gleich nach ihren Kräften zur Erhaltung des Ganzen beitragen „müssen. Die Verschaffung der Credite in der Fremde, sei es durch „was immer für harte Bedingnisse, da wenn das Haus brennt, man „nicht handeln muß, ob das Wasser theuer. Wenn ich die Monarchie „nenne, so verstehen sich wohl alle Länder, und Ungarn hauptsächlich, „allwo allsogleich auf Insurrection und auf Errichtung von Corps „oder Regimentern, die statt selber dienten, zu gedenken wäre; dergleichen „nach seinem Maß in Siebenbürgen. Alles dieses müßte allsogleich „und unverzüglich unternommen werden, mit dem größten Ernst und „Nachdruck, und mit Entsagung auf alle einzelnen Uebel und Unheil, „so daraus nothwendig entstehen müssen, sowohl für ganze Provinzen „als viele Particularpersonen, allein die Erhaltung des Ganzen müßte „zum Ziel genommen werden. Wenn alle innerlichen Ressourcen ohne „mindeste Rücksicht angespannt und angewendet, und auf die künftigen „Uebel, so daraus entstehen, nicht gesehen, sondern nur das gegen„wärtige höchst dringende vermieden wird, so wäre auch von Seite „der politischen Fächer das Aeußerste anzuwenden, um entweder durch „Allianzen fremde Beihülfe zu bekommen, müßte man auch versprechen „was es immer sei, oder wenigstens Truppen in Sold nehmen zu „können, sey es wo es immer her wolle."

„Um zu diesen Sachen auf die geschwindeste und ausgiebigste „Art zu gelangen, da aller Umtrieb von allen möglichen Concertationen „nur zur Unzeit wäre und die Sache auf die Länge schöbe, so erachtete „ich daß Eure Majestät die Minister zu sich berufen, ihnen kurz diese

„Umstände vorstellen könnten und verlangten, daß aller Orten dazu „gewirket werde und ein jeder wohldenkende Patriot das Aeußerste „auch von dem seinigen gern dazu beitragen sollte. Dieses wird „unserem Feinde zu bedenken geben, wenn wir sollten glücklich sein, „nicht schaden, und wenn wir sollten unglücklich sein, unsere einzige „Ressource machen. Ich glaube mich in Pflichten verbunden zu sein, „Eurer Majestät dieses, so wie es liegt, allerunterthänigst vorzustellen, „und deren Befolgung als ein wahrer Patriot und nach der Einsicht, „die ich von allen Umständen habe, sehnlichst zu wünschen. Ich will „gerne Alles, was ich immer habe und besitze, sammt den äußersten „Kräften meines Geistes und Körpers dazu widmen" [693]).

Unbeschreiblich, ja vernichtend war der Eindruck, welchen dieses Schreiben des Kaisers auf Maria Theresia hervorbrachte. „Das ist „es", mit diesen Worten sandte sie den Brief Josephs an Kaunitz, „was ich immer vorhersah. Aber erst nach einer verlornen Schlacht, „die unausweichlich geworden, war ich darauf gefaßt, und darin lag „der Grund, weßhalb ich mich seit dem 3. Februar in keinerlei An- „ordnung, weder auf politischem, finanziellem oder sonstigem Gebiete „mehr mischte, indem ich sehr gut weiß, daß man am Ende Alles „den getroffenen Verfügungen zur Last legen will. Ohne Kanonen- „schuß hält man schon Alles für verloren, und Recruten und In- „surrection sollen die Monarchie retten, nachdem hundertsiebzigtausend „wohl eingeübte Leute in Verwirrung sich befinden. Lebwohl Monarchie; „ich sehe keinen Weg, sie zu retten. Von Ihnen und von Ihrem „Rathe erwarte ich, was ich morgen Abends antworten soll, denn „was mich betrifft, ich bin mit meinem Latein zu Ende" [694]).

Noch mit einem zweiten Billete begleitete Maria Theresia die Sendung der ihr von Joseph zugekommenen Schriftstücke an Kaunitz. „Aus dem beigeschlossenen Briefe des Kaisers", so lautet es, „und „aus seiner Note werden Sie unsere traurigen Umstände ersehen. „Wenn schon jetzt die Verwirrung einreißt, ehe man noch einen „Flintenschuß abgefeuert hat, was können wir uns von der Zukunft „versprechen? Ich bin daher fest entschlossen, das Unmögliche zu

„versuchen, um noch den Bruch zu beschwören. Ernstlich und un-
„verzüglich werden Sie daran denken, wie der Krieg allsogleich und
„ohne Aufschub beendigt werden könnte, und mir die Mittel hiezu
„vorschlagen" [695]).

In ähnlichem Sinne schrieb Maria Theresia auch an den Kaiser. Sie bestätigte ihm den Empfang seiner Briefe und schilderte ihm den niederschlagenden Eindruck, welchen ihr Inhalt auf sie hervorgebracht hatte. „Gott möge", so lauten ihre Worte, „nur eine Zersprengung
„verhüten; eine verlorne Schlacht ist gewiß ein sehr großes Uebel,
„aber sie ist nicht entscheidend für die Sache. Eine so große Armee
„mit so viel Artillerie und Gepäck würde sich weit mehr selbst zerstören
„als der Feind ihr anhaben könnte; jetzt aber ist es nicht an der
„Zeit, darüber Worte zu verlieren. Von Gott allein erwarte ich die
„Hülfe; Dir, mir und der Armee möge er Stärke verleihen; im
„Unglücke ist es, wo sich der Mensch zeigt. Ich sah Dich so oft diese
„Probe bestehen, daß ich nicht zweifle, Du wirst Dich auch dießmal
„nicht verleugnen, wenn Du nur Dich selbst und Dein kaltes Blut
„bewahrst, welch' letzteres jetzt nothwendiger ist als je. Erinnere Dich
„an den Prinzen Karl und an Daun, an Browne und an Traun;
„mit diesem Feinde ist nichts zu gewinnen, wenn man ihm Schlachten
„liefert; die Zeit ist es, die ihn mürbe macht, und der Anfang eines
„Krieges ist jederzeit schrecklich."

„Ich wende mich zu Deiner deutschen Note; Alles was Du
„darin sagst, wird geschehen, aber nicht Alles ist ausführbar und kann
„so rasch herbeikommen, ja es würde unsere günstigen Verfügungen
„zur Geldbeschaffung durchkreuzen. Die Insurrection kann außer
„Landes nicht stattfinden, und sie bedarf einer gewissen Zeit. Die
„fremden Truppen aber, wo soll man sie hernehmen? Die katholischen
„Fürsten besitzen deren kaum, die protestantischen sind alle gegen
„uns. Diese Insurrection aber, diese vierzigtausend Mann und diese
„Soldtruppen sollten uns retten, nachdem hunderttausend Mann,
„die seit siebzehn Jahren gedrillt und exercirt wurden, es nicht zu
„thun vermochten? Diese Betrachtungen sind es, mein theurer Sohn,
„die mich, da ich jenen grausamen Feind kenne, so niedergeschlagen

„machten. Aber es handelt sich darum, Dich und die Trümmer „Deines Erbes zu retten; ich fühle mich neu gekräftigt und werde „hiezu das Aeußerste aufbieten, denn das Schwert allein ist hiezu „nicht mehr genügend. Kannst Du den Frieden auf dem Schlacht- „felde abschließen, so thu' es auf welche Bedingungen es auch immer „sei; es würde keine Schwäche dabei sein, und wäre dieß der „Fall, dann wälze sie nur auf mein graues Haupt, das zu nichts „Anderem mehr gut ist. Auch meinerseits will ich trachten, Dich „zu unterstützen und in dem gleichen Sinne zu handeln, um Dich „möglichst rasch aus dieser grausamen und gefährlichen Lage zu ziehen; „durch Zeitgewinn verlieren wir nur. Fürchte nichts für mich; ich „fühle wieder meine frühere Kraft und mit Gottes Hülfe werde ich „mich wieder herausziehen. Gilt es ja doch die Rettung Josephs, „und da fühle ich dasselbe Feuer wie mit fünfundzwanzig Jahren „in mir. Erhalte Dich nur selbst, denn um dieses einzigen Punktes „willen könnte ich erliegen, und der gute Gott wird Dir helfen. „Ich weiß daß Du dieß von ihm allein erwartest, und daß Du „von seiner Hand dasjenige entgegennehmen wirst, was er Dir als „seinem Geschöpfe zusendet, dem er nichts schuldig ist, während es „ihm als seinem Schöpfer Alles verdankt. Indem ich Dich segne, um- „arme ich Dich" [696]).

An demselben Tage, an welchem Maria Theresia diese Zeilen zu Papier brachte, hatte ihr Joseph in dem gleichen Sinne geschrieben. „Unsere Lage", so lauten seine Worte, „ist gewiß ungemein kritisch. „Der Feind ist überall stärker als wir, und gleichzeitig überaus kriegs- „erfahren und kühn. Wir werden sehr große Mühe mit ihm haben; „wenn wir aber hier nicht tüchtig Stand halten, müssen wir uns „entschließen, Böhmen in seiner Gewalt zu lassen. Ein glücklicher „Augenblick, nur etwas göttliche Gnade könnte allein allen Uebelständen „abhelfen. Wir erwarten unseren Gegner mit Geduld, aber nicht „ohne die größte Unruhe, wie Sie sich wohl vorstellen können. Wenn „irgend ein Mittel den Frieden zu nur einiger Maßen anständigen „Bedingungen wiederherstellen könnte, so wäre das ein sehr großes „Glück; aber ich sehe die Mittel dazu nicht" [697]).

Auf den hier ausgesprochenen Wunsch kam Joseph in einem Briefe vom folgenden Tage zurück. „Gewiß ist", schrieb er der Kaiserin, „der Krieg eine schreckliche Sache. Das Elend, das er verursacht, ist „furchtbar, und ich kann Eurer Majestät schwören, daß welches Bild „ich mir auch von ihm entwarf, es doch weit hinter dem zurückbleibt, „was ich sehe. Wenn es ein Mittel gäbe, den Krieg abzukürzen oder „Frankreich und Rußland zur Vermittlung einer vernünftigen Ueber„einkunft zu bringen, so wäre dieß das Beste. Gewiß nicht als Feig„ling sage ich das, sondern als Mensch und als Staatsbürger. Denn „es ist schrecklich mit anzusehen, was die Leute seit acht Tagen erdulden „mußten und was sie noch zu erdulden haben werden."

So weit war Joseph gekommen, als er den letzten Brief seiner Mutter empfing. „Wenn ich darauf antworten wollte", schrieb er ihr jetzt, „so könnte ich es nicht. Alles, dessen ich Sie versichern kann, „ist daß Ihr Brief mich zu Thränen gerührt hat, und daß meine „Bewunderung Ihrer erhabenen Denkungsart meiner Dankbarkeit „gleichkommt. Wie glücklich bin ich, eine solche Mutter und eine solche „Monarchin zu besitzen, und welche Vorwürfe müßte ich mir machen, „wenn dieses kostbare Blut, das Sie in meine Adern verpflanzten, „sich jemals in mir zu verleugnen vermöchte. Nein, theure Mutter, „Sie dürfen versichert sein, ich werde sowohl meine Anstrengungen „als meine Umsicht und meinen Muth verdoppeln, um das zu leisten, „was Sie um mich verdienen, aber ich wage es zu wiederholen, man „muß das Aeußerste aufbieten, um diesem Feinde Stand halten zu „können. Die Insurrection könnte in Jablunka bleiben, wo Regimenter „aus ihr zu bilden wären. Die Recruten würden eingereiht und zur „Ersetzung der Verluste der Armee gebraucht; Alles dieß ist übrigens „in Ihren Händen und befindet sich dort gut. Ich sehe die große, „die unvergleichliche Maria Theresia wieder; sie wird die nöthigen „Mittel finden und anwenden, um ihre Armeen, ihre Staaten und „ihren Ruhm aufrecht zu erhalten" [698]).

Hätte Maria Theresia dasjenige, was ihr der Kaiser über das Wünschenswerthe eines baldigen Friedensschlusses und über die

Schreckniſſe des Krieges ſchrieb, von welch letzteren er bis dahin allerdings nur ſehr ſchwache Vorzeichen erblickt haben konnte, ſchon früher erhalten, ſo würde ſie ſich dadurch nur noch in dem Entſchluſſe beſtärkt gefunden haben, den ſie gleich nach dem Eintreffen der erſten Meldungen ihres Sohnes von dem Einmarſche der Preußen in Böhmen gefaßt hatte. Er ging darauf hinaus, der ihr unerträglichen Lage, in die ſie ohne ihr Verſchulden gerathen war, und welche jetzt auch der Kaiſer als eine äußerſt gefährliche anſah, um jeden Preis ein Ende zu machen.

Der erſte Gedanke der Kaiſerin beſtand offenbar darin, es ſei, um den Kampf noch im Momente ſeines Ausbruches wieder zu erſticken, dem Könige von Preußen im Wege unmittelbarer Verhandlung eine weitgehende Verringerung der Anſprüche Oeſterreichs auf baieriſches Gebiet, ja vielleicht ſogar eine gänzliche Verzichtleiſtung auf dieſelben anzukündigen, ſo daß er hiedurch verſöhnt und zur Beendigung der ſo eben erſt eröffneten Feindſeligkeiten vermocht werde. Daß hierin wirklich die Abſicht der Kaiſerin lag, geht auch aus einigen Zeilen hervor, welche ſie in jenen Augenblicken der höchſten Erregung an Kaunitz ſchrieb. „ob man nicht", ſo lauten ihre Worte, „die obere „pfaltz und dem kleinen ſtrich von Inn bey Kufſtein und das Amt „Burghauſen und Braunau annehmen ſolle und antragen, umb aus „der ſache zu komen, all übriges zuruck zu geben; auch diſes, wan „es zum ende komen kunte. alles was von vorigen bleiben wird, „wird der König als captiose anſehen und uns ligt alles daran, „heraus zu komen."

Stand dieſer Wille der Kaiſerin einmal feſt und war auch Kaunitz weder geſinnt noch im Stande, ſie hievon wieder abwendig zu machen, ſo handelte es ſich ſowohl um die Form als um das Weſen der Durchführung ihrer Abſicht. In erſterer Beziehung rieth der Staatskanzler, einen vertrauten Unterhändler unmittelbar in das preußiſche Hauptquartier zu ſenden. Als die geeignetſte Perſönlichkeit hiezu bezeichnete Kaunitz den Freiherrn von Thugut, denn er werde am wenigſten Aufſehen erregen, und er beſitze die zur Vollziehung

eines solchen Auftrages erforderlichen Eigenschaften, die Geschicklichkeit, die Verschwiegenheit, die Treue und den Diensteifer in ganz besonderem Maße. Um ohne alle Schwierigkeit zu dem Könige gelangen zu können, wäre Thugut mit einem Passe des russischen Botschafters Fürsten Galitzin und einem in allgemein lautenden Ausdrücken abzufassenden Schreiben desselben an den König von Preußen zu versehen. Maria Theresia selbst aber habe gleichfalls an den König zu schreiben und Thugut außerdem eine von ihr eigenhändig niedergeschriebene Vollmacht mit auf den Weg zu geben.

Am wichtigsten war übrigens natürlicher Weise die Instruction, welche Thugut als Richtschnur seines Verfahrens ertheilt werden sollte, und Maria Theresia drang mit fieberhafter Ungeduld auf unverzügliche Ausfertigung derselben. „Die Expedition Thuguts pressirt" schrieb sie am Morgen des 11. Juli an Kaunitz. „Ich fürchte eine „verlorne Schlacht oder wenigstens daß wir hinter die Elbe gedrängt „werden. Ich bitte Sie keine Convention; nichts was einen minister„riellen Auftrag bezeichnet; es muß so erscheinen als ob Alles nur „von mir selbst käme."

Kaunitz entschuldigte sich mit der Wichtigkeit der Sache, um derentwillen er dem Wunsche der Kaiserin nicht so rasch zu entsprechen vermöge, als sie es begehre. Er trachtete sie durch die Bemerkung zu beschwichtigen, daß die letzten Briefe des Kaisers geringere Beunruhigung zeigten als er sie früher empfunden zu haben scheine. Und außerdem deute nichts darauf hin, daß der König die österreichische Armee in ihrer gegenwärtigen Stellung anzugreifen gedenke. Er halte vielmehr dessen bisherige Manöver für eine Maske, hinter der eine andere Absicht stecke, welche bald an den Tag treten werde [699]).

„Das kenne ich nur gar zu wohl", erwiederte Maria Theresia auf die Bemerkungen des Staatskanzlers, insofern sie sich auf die Schwierigkeit bezogen, rasch eine passende Instruction für Thugut zu entwerfen. Und auf den sonstigen Inhalt seiner Mittheilung antwortete sie. „die expedition mus nur nicht weithläuffig sein, auch zwey auff„sätze oder projecten schonn zu vill ministerialisch scheint; es müste

„nur einer sein. Thugutt puncten mitzugeben, die er nachgehends „mehr oder weniger eingehen oder zuruckhalten kunte, sonsten förchte, „gehet dise lezte resource zu grund wie die andern."

Trotz des Wunsches der Kaiserin hielt Kaunitz schließlich doch an dem Gedanken fest, die Befehle für Thugut in zwei verschiedene Schriftstücke zu kleiden. Das Eine, welches Maria Theresia selbst unterzeichnen sollte, hatte die Vorschläge zu enthalten, die dem Könige von Preußen in ihrem Namen zu machen wären. Auf zwei Erklärungen desselben gründeten sie sich. Die eine bestand darin, er wolle Oesterreich einen Ländergewinn gönnen, dessen Erträgniß sich auf 1,300.000 Gulden belaufe. Und in der anderen habe er die Behauptung aufgestellt, die Einkünfte der Erwerbungen, welche Oesterreich für sich verlange, seien sechsmal größer als die Aequivalente, die es hiefür anbiete. Die Kaiserin sei daher bereit, von den in Besitz genommenen baierischen Landstrichen nur so viel zurückzubehalten, als ein Erträgniß von einer Million abwerfe; was darüber hinausgehe, werde sie dem Kurfürsten zurückstellen. Der König werde hieraus entnehmen, daß ihrerseits mehr geschehe, als er verlangt habe. Außerdem wolle er Oesterreich nicht im Besitze des occupirten Landstriches belassen, weil er an Regensburg grenze und Baiern zerschneide. Die Kaiserin sei daher bereit, sich mit einem Gebiete zu begnügen, dessen Erwerbung beide Nachtheile beseitige. Sie wolle endlich in Gemeinschaft mit dem Könige darauf hinwirken, daß ein billiger Ausgleich zwischen den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz unverzüglich zu Stande gebracht werde.

Maria Theresia war nicht ganz einverstanden mit dieser dem Freiherrn von Thugut zu ertheilenden Instruction. „dieses scheinet „sehr wohl gesezet nach denen vorigen Gründen", antwortete sie dem Staatskanzler, „aber siehet keiner kummervollen Frauen gleich. all „dises detail von Einer Million Einkommen oder nicht, ist nicht der „Mühe werth. ich bekenne, wann wir Braunau und den kleinen „schmallen District des Inn haben können, wo keine Salinen sind, „findete besser wegen Aroudissement. kan Burghausen und die Obere

„Pfalz darzu kommen, desto besser, sind doch land und leuth, wolte „aber nicht darauf bestehen. wegen Sachsen in nichts directe sich ein„zulassen."

„Meine Situation ist violente", schrieb Maria Theresia neben die letzten Worte des ihr von Kaunitz erstatteten Vortrages, „meiner „einsicht aber nicht so viel zutraue, daß nicht des fürsten seine nach „mein Vertrauen vorziehe."

Den besten Beweis dieser Unterordnung unter die Meinung des Staatskanzlers gab Maria Theresia dadurch, daß sie seinen wahrscheinlicher Weise mündlich gemachten Vorstellungen gegenüber ihre Bedenken fallen ließ und der Instruction für Thugut ihre Zustimmung ertheilte. Außer diesem Auftrage an ihn mußte die Kaiserin noch einen vertraulichen Brief an den König von Preußen schreiben und die Vollmacht für Thugut eigenhändig zu Papier bringen. In dem ersteren sagte sie, daß der Ausbruch des Krieges sie aufs peinlichste berührt habe. Alle Welt kenne ihr Alter und ihre Liebe zum Frieden; nichts könne ein thatkräftigerer Beweis für dieselbe sein, als der Schritt, den sie so eben unternehme. Ihr mütterliches Herz sei mit Recht beunruhigt über das Schicksal ihrer beiden Söhne und ihres Schwiegersohnes, die bei der Armee sich befänden. Ohne Vorwissen des Kaisers wende sie sich an den König, und sie bitte ihn, welchen Erfolg ihr Schritt auch nach sich ziehen möge, um strengste Geheimhaltung desselben. Sie wünsche die Wiederanknüpfung der Verhandlungen, welche bisher von dem Kaiser geleitet, jedoch zu ihrem größten Bedauern abgebrochen worden seien. Thugut sei beauftragt, ihm diesen Brief und seine Vollmacht zu eigener Hand zu überreichen. Sehnlichst wünsche sie seiner Sendung glücklichen Erfolg, auf daß hiedurch das gute Einvernehmen mit dem Könige zum Heile der beiderseitigen Familien, ja des ganzen Menschengeschlechtes wieder hergestellt werde [700]).

Außer den an den König von Preußen zu richtenden Vorschlägen, dem Entwurfe des Briefes an ihn, endlich der Vollmacht für Thugut legte Kaunitz der Kaiserin auch noch die Instruction für den Letzteren zur Genehmigung vor [701]). Nach der gewohnten Darstellung des bisher

Geschehenen, worüber Thugut hauptsächlich durch Mittheilung der gepflogenen Correspondenz aufgeklärt wurde, erhielt er den Befehl, sich unverzüglich in das Hauptquartier des Königs zu begeben. Vorläufig komme Alles darauf an, denselben zu überzeugen, daß dieser Schritt ganz ohne Vorwissen des Kaisers geschehe. Darum habe Thugut dem Könige sogleich das eigenhändige Schreiben der Kaiserin zu übergeben und bei ihm auf strengste Geheimhaltung ihres Schrittes zu dringen. In ihrem Namen möge er ihm sagen, sie hätte bisher die Leitung der Unterhandlung mit ihm ihrem Sohne ausschließlich überlassen und dabei auf ein günstiges Ergebniß derselben zuversichtlich gehofft, weßhalb denn auch deren gänzlicher Abbruch sie mit tiefstem Leidwesen erfüllte. Bei ihrer Liebe zum Frieden und zu ihren Kindern habe dieses unvorhergesehene Ereigniß sie veranlaßt, über alle Betrachtungen hinwegzugehen, um derentwillen man die Verhandlung nicht länger fortgesetzt habe. Durch erneuerte reifliche Ueberlegung der Sache sei sie zur der Ueberzeugung gelangt, daß nur ein Mißverständniß obwalte, welches allein zur Veranlassung eines blutigen und für die Menschheit verderblichen Krieges geworden sei. Sie erkenne, daß der König von seinem bisherigen, nun zu wirklichem Bruche gediehenen Widerspruche nicht abstehen könne, wenn nicht hiebei seine Ehre und die Zusage des Schutzes, die er den bei der baierischen Erbfolge betheiligten fürstlichen Häusern öffentlich ertheilt habe, ausreichend gewahrt werde. Hiezu auch ihrerseits mitzuwirken, sei jedoch die Kaiserin in jeder ihrer eigenen Ehre nicht abträglichen Weise bereit. Sie habe daher ihre Vergleichsvorschläge auf zwei von dem Könige selbst ausgegangene Erklärungen gegründet. Der König möge diese Anträge in freundschaftliche Ueberlegung ziehen und hienach urtheilen, ob sie nicht den von ihm selbst aufgestellten Grundsätzen entsprächen. Wäre dieß der Fall, dann sei Thugut bevollmächtigt, unverzüglich zum Abschlusse eines Präliminarvertrages zu schreiten, in Folge dessen die Feindseligkeiten beendigt und die Armeen wieder zertheilt werden könnten. Sollten sich jedoch wider Vermuthen noch einige Zweifel und Anstände ergeben, so könnten dieselben durch eine oder zwei Reisen des Freiherrn von Thugut wohl ohne alle Schwierigkeit ausgeglichen werden [702]).

„folgt alles", mit diesen Worten stellte Maria Thersia dem Fürsten Kaunitz seine Vorlagen zurück; „Gott gebe sein Seegen darzu. „mir von all disen copie bis montag mittag zu schicken und die „stund erinern, wan thugutt abgegangen."

Die von der Kaiserin verlangten Abschriften hatten offenbar die Bestimmung, ihrem Sohne mitgetheilt zu werden. So geschah es denn auch wirklich. Am Morgen des 13. Juli verließ Thugut Wien, und noch an demselben Tage schrieb Maria Thersia dem Kaiser und unterrichtete ihn von Allem, was von ihrer Seite geschehen war. Sie versicherte ihn, daß sie der Schritt, den sie „diesem Ungeheuer" gegenüber gethan, ein sehr großes Opfer gekostet, und daß die Furcht, Joseph werde ihn mißbilligen, sie aufs höchste beunruhigt habe. Der größte Trost sei ihr daher durch den Nachsatz seines letzten Briefes geworden, in welchem er ihr den Wunsch zu erkennen gab, man möge den Frieden herbeiführen; sie aber sei diesem Begehren, ohne ihn irgendwie bloßzustellen, aus eigenem Antrieb zuvorgekommen. Hätte sie diesen Brief schon früher gehabt, so würde sie sich gegen den König noch deutlicher erklärt haben. So aber könne dieß nachträglich geschehen, und sie versichere ihn, nachdem sie die Unterhandlung einmal begonnen, werde sie dieselbe nach ihrem eigenen Willen zu Ende führen. Es handle sich ja um ihren Sohn und daher um Alles, was ihr werth sei. Ihr graues Haupt könne auch das Aergste ertragen, und man möge nur getrost allen Tadel auf sie wälzen [703]).

Noch ehe dieser Brief in die Hände des Kaisers gelangte, hatte er die erste Bestürzung, in die er — man muß es zugeben — durch den Einmarsch des Königs von Preußen in Böhmen versetzt worden war, schon wieder so ziemlich überwunden. Es hob seine Zuversicht, daß er wahrnahm, auch in der preußischen Armee sei bei weitem nicht Alles so bestellt, wie man von der so hoch gepriesenen Vortrefflichkeit der dortigen militärischen Einrichtungen etwa hätte voraussetzen können. Mit Stolz betonte er, daß man bei den österreichischen Truppen nichts von Desertion höre, während täglich zwanzig bis dreißig Fahnenflüchtige aus dem preußischen Lager herüberkämen, unter denen die

Klage über das dort herrschende Elend allgemein sei. Neuerdings bat er sie um Vervollständigung seiner Truppen, um Pferde, Waffen und Geschütze; wenn man dem Könige von Preußen nur drei Feldzüge hindurch die Spitze bieten könne, so werde er das nicht aushalten; seine Länder seien entvölkert, und er habe Alte und Junge, Große und Kleine zu Soldaten gemacht[704]).

Joseph hegte jetzt, wie man sieht, keinen Wunsch mehr nach unverzüglichem Abschlusse des Friedens, und er war neuerdings zu seinem früheren Gedanken zurückgekehrt, man müsse dem Könige von Preußen gegenüber unbedingt Stand halten. Wie sehr und wie peinlich wurde er daher durch die Nachricht überrascht, die er so plötzlich und ganz unvorbereitet von seiner Mutter erhielt. Er vergaß ganz oder wollte es wenigstens nicht zugeben, daß er selbst durch seinen ersten Schreckensruf den Anlaß zu dem Entschlusse der Kaiserin dargeboten hatte. „Nichts in der Welt hat mich", schrieb er ihr, „mehr als diese „Nachricht betroffen. Welchen Schritt hat man Ihnen in diesem Augen„blicke anrathen können, und welche werden die Folgen davon für „Ihren Ruf, für das Ansehen der Monarchie, endlich für Alles sein, „was es auf der Welt nur immer Kostbares gibt? Gewiß ist es, daß „der König von Preußen, aufgeblasen über dieses Entgegenkommen, „lächerliche und unerträgliche Vorschläge machen wird. Es ist dadurch „dargethan, daß alle Kräfte der Monarchie für nichts sind, und daß, „wenn er irgend eine Sache will, uns nichts übrig bleibt als uns „darein zu fügen. Das aber ist unmöglich, und es wäre hundertmal „besser, während dieses Feldzuges bis Kuttenberg und Czaslau zurück„zugehen und Prag seinem Schicksale zu überlassen, als einen solchen „Antrag zu stellen." In einem Augenblicke, in welchem die Armeen noch intact seien, müsse ein derartiger Entschluß der schädlichste von allen genannt werden, meinte der Kaiser, und wenn es noch an der Zeit wäre, würde er gewiß irgend Jemand Thugut entgegengesendet haben, um ihn das preußische Lager nicht betreten zu lassen.

Der Schritt der Kaiserin zeige außerdem ihre Unzufriedenheit mit den von ihm selbst getroffenen Maßregeln; er beweise, daß sie dieselben mißbillige und verdamme. „Welcher Entschluß bleibt mir nun

„übrig", fährt Joseph fort, „als hier Alles im Stiche zu lassen und mich, „ich weiß nicht wohin, etwa nach Italien zu begeben, ohne dabei Wien „zu berühren, um die Sache nur ein klein wenig wahrscheinlich hinzu„stellen. Unmöglich ist es, daß Eure Majestät diesen Schritt gehörig „überdacht haben, und er ist wahrhaft niederschmetternd für mich. „Nichts kann mir Erfreulicheres widerfahren, als daß die Antworten „des Königs der Art seien, Ihren Entschluß erfolglos zu machen. Ist „es denn wirklich denkbar, daß meine Briefe eine solche Idee wach„rufen konnten? Ich habe Eurer Majestät die Möglichkeit der Ge„fahren geschildert, auf daß man von jetzt an daran denke, alle Hülfs„quellen zu benützen und kein Mittel zu sparen. Ich sprach von dem „Wunsche nach dem Frieden, aber durch fremde Vermittlung; ein „solcher Gedanke wie der Ihrige wäre mir nie in den Sinn gekommen. „Jetzt aber bin ich in der schrecklichsten Lage: die Ehre der Monarchie, „ihr Ansehen und das meinige durch Ihren Schritt bloßgestellt zu „sehen. Will ich aber die eine und das andere retten, dann befinde „ich mich in der traurigen Nothwendigkeit, die Verschiedenheit zwischen „unseren Meinungen öffentlich kundzuthun und dadurch die persönliche „Schwäche Eurer Majestät zu bestätigen, um nur den Fortbestand „des Staates zu sichern. All unser Geld ist fruchtlos verausgabt „und unser öffentlicher Credit ist verringert, während Preußens Macht „und Despotismus um das Doppelte gewachsen sein werden. Ich „überlasse Ihnen, das zu beurtheilen, was ich fühle, und ich kann „Ihnen noch nicht sagen was ich thun werde."

In einem späteren Briefe von dem gleichen Tage schlug Joseph einen etwas versöhnlicheren Ton gegen die Kaiserin an. „Ein Unter„than, ein Sohn", schrieb er ihr, „muß sogar das hinabschlucken, was „ihn wurmt. Ich hoffe, daß ich nie meiner persönlichen Pflichten „uneingedenk sein werde, und ich werde dem Amte, das ich bekleide, „weder Schande noch Nachtheil bereiten." Aber es mußte doch auch Maria Theresia wieder mit Schrecken erfüllen, wenn der Kaiser hinzufügte, er habe Laudon Vollmacht gegeben, dem Prinzen Heinrich gegenüber dasjenige zu thun, was er für gut halte. Denn im schlimmsten Falle werde die Hauptarmee sich nie gegen Prag, sondern auf die

Heerstraße gegen Mähren und Wien zurückziehen. Darum sei auch in Prag der Befehl ertheilt worden, die öffentlichen Cassen bereit zu halten zur Wegschaffung. Und ebenso werde er die Waffen, das Geschütz und die sonst noch vorhandenen Kriegsbedürfnisse von Prag wegbringen, dadurch aber die Stadt offen lassen für eine etwaige Besetzung durch den Feind; sie werde dann wenigstens keiner neuen Beschießung preisgegeben sein [705]).

Aber schon am folgenden Tage kam der Kaiser, und zwar mit der gleichen Bitterkeit wie früher, auf den Entschluß seiner Mutter zurück. „Wenn Gott", so lauten seine Worte, „diese Verhandlung „abbrechen und sie in völlige Vergessenheit begraben lassen wollte, so „glaube ich, würde er dem Staate eine weit größere Gnade erweisen „als durch den Gewinn einer Schlacht; wenigstens wäre Ihre Ehre „gerettet, welche sonst sammt den von uns angestrebten Vortheilen „verloren sein wird. Welcher Unterschied zwischen einem Tage und „dem andern! Ein Brief Eurer Majestät zeigt Sie mir in Ihrer „ganzen Kraft, in Ihrem Muthe; Sie wollen und anerkennen, daß „alle Anstrengungen zu einer tüchtigen Kriegführung gemacht werden „müssen. In dem anderen Briefe aber sprechen Sie nur von Er„niedrigung und von dem entwürdigendsten Schritte, der nur immer „ersonnen werden konnte. Ich komme nicht davon zurück, und mein „Kopf verliert sich in dem Meere von Betrachtungen, von Qualen „und von Folgerungen, die daraus gezogen werden müssen. Ich kann „auch mit Niemand davon sprechen, und Gott behüte mich davor, „daß ich es thue. Ich glaube daß bei dem guten Geiste, der hier „herrscht, die halbe Armee auseinander liefe, wenn sie wüßte was „ihrer harrt, während jetzt Offiziere und Soldaten von dem besten „Willen beseelt sind und sich vom Kriege Vortheile erwarten. Ich „würde, bevor dieß hier offenkundig wird, mich lieber entfernen, denn „ich wüßte nicht welche Haltung ich beobachten sollte. Sie können „sich vorstellen, welche Qual diese grausame Ungewißheit mir verur„sacht, und es ist dieß ein Blitzstrahl, auf den ich unmöglich vor„bereitet sein konnte, und mit welchem ich mich niemals aussöhnen „werde" [706]).

Wir wissen jetzt, daß der Kaiser der Wahrheit nicht vollständig treu blieb, wenn er seiner Mutter gegenüber behauptete, er könne sich über ihre Mittheilung unmöglich gegen irgend Jemand aussprechen. Wenn er dieß schon gegen Laudon that, der ihm doch viel ferner stand als Lacy, ja sogar als Hadik, so wird man wohl mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daß er auch gegen seine nächste Umgebung keineswegs stillschwieg. Der Brief aber, den er in jenen Tagen mit eigener Hand an Laudon schrieb, gewährt auch aus dem Grunde nicht geringes Interesse, weil er darthut, welch bitterer Ernst es ihm war mit seinen Kundgebungen des Ingrimmes über den Entschluß der Kaiserin, und mit seiner Drohung, die Armee zu verlassen und sich, ohne Wien zu berühren, nach Italien zu begeben. „Ich mus ihnen in gröster geheim", so lautet dieser Brief, „einen mich sehr betrübenden zufall anvertrauen. „zu meinem gröſten erstaunen vernehme ich, daß J. M. nicht allein „eigenhändig dem König in Preussen schon geschrieben, um frieden „ordentlich gebeten, sondern auch den in Constantinopel vorhero ge„brauchten Thugut zu des Königs Armee über Mähren geschicket, sehr „verkleinerliche Propositionen von König empfangen und selbe würklich „schon schier alle eingestanden hat. wie schmertzlich das alles dieses „in diesen augenblick, ohne mir ein wort als anjetzo bey geschehener „sache es zu sagen, wie spötlich und verkleinerlich vor die Ehre des „Staatts, der ohnangetasten kayserlichen waffen, ja höchst schädlich „ist, lasse ich ihnen beurtheilen. ich habe stärkesten dagegen nacher „wienn geschrieben und verzweifle aber, das eine remedur noch „getroffen werden könne. geschiehet dieses, so gehe ich augenblicklich „von hier hinweg und verfüge mich zu beweisung, das ich gewis „keinen Theil daran habe, villeicht gerad nacher Florentz, ohne wienn „zu berühren."

„dieses solle nur zu ihrer alleinigen käntnüs dienen; in meinem „leben hat mich nichts so niedergedrückt. dieses ist eine unverant„wortliche handlung und muthwillig wird dadurch der Credit von „staat weggeworfen. ich werde schon ihnen das weitere annoch zu „wissen machen; derweil müssen sie alle ihre anstalten fortsetzen. leben „sie wohl auf."

Eine ganz mißverständliche Auslegung des unbedingt nothwendigen militärischen Gehorsams liegt der so oft gehörten Behauptung zu Grunde, Soldaten und insbesondere Generale müßten jederzeit die persönliche Meinung ihres obersten Kriegsherrn zu der ihrigen machen. Der gewaltige Unterschied zwischen der pünktlichen Befolgung eines einmal ertheilten Befehles und der freien Meinungsäußerung des ehrliebenden Mannes liegt allzuklar zu Tage, als daß eine Verwechslung beider zulässig erschiene; die eine sowohl als die andere sind vielmehr gleich unabweisliche Gebote der Pflicht. Die Antwort Laudons an den Kaiser wird zeigen, wie dieselbe von einem der edelsten Männer, welche jemals dem österreichischen Heere zu glanzvollster Zierde gereichten, von einem seiner ruhmreichsten Führer erfüllt wurde.

„Für die gantz unerwartete Nachricht", so lautete sie, „die „E. M. mir allergnädigst anzuvertrauen geruhet haben, erstatte den „allerunterthänigsten Danck. Ich kann mir leicht vorstellen, wie sehr „E. M. dadurch sind betroffen worden. Inzwischen kann doch E. M. „einiger Maßen wieder beruhigen, daß die Armee, ein jeder Anderer, „und selbst die ganze Welt überzeügt gesehen hat, wie E. M. Standt „gehalten haben, und daß dieser Schritt bloß von dem milden Hertzen „J. M. der Kayserin herrühret, höchstwelche nach Ihren stets erhabenen „Einsichten den Frieden aller Vergrößerung Ihrer Macht vorzieht, „und lieber durch großmüthige Nachgebung Ihrer eigenen Rechte „solchen erhalten, als es auf einen doch immer ungewißen Ausschlag „der Waffen hiebey will ankommen lassen. Und darf ich E. M. bey „diesem Umstand meine Gedanken frey entdecken, so nehmen Aller„höchstdieselben es nicht ungnädig, daß ich es nicht für rathsam erachte, „wenn E. M. deswegen Wien nicht betreten, sondern gerad nach „Florenz sich begeben wolten; dieß würde das Aufsehen von Europa „und der gantzen Monarchie nur gewiß noch mehr auf sich ziehen. „Ich halte vielmehr dafür, daß jetzt der Zeitpunckt sey, wo E. M. „eine wahrhaft große Seele zeigen können, die, wenn sie auf einer „seite aus Klugheit weislich nachgiebt, auf der anderen sich wieder „über alles zu erheben weiß, und daß E. M. von dem Augenblick, „da der Friede bestätiget wird, aus solchen dermahlen mehr Nutzen

„ziehen als es durch die verfloßenen sechzehn Jahre her geschehen, und „derowegen allen bey der Armee in ihrer innerlichen einrichtung wahr„genommenen gebrechen und fehlern abhelfen, solide und auf den Krieg „passende Maßregeln dagegen aber einführen, die Armee selbst stets „auf einen solchen respectablen Fuß erhalten, damit man unsern so „mächtigen Nachbarn jederzeit mit Nachdruck begegnen kann, biß dahin „aber allen Gelegenheiten zu einem neuen Kriege auszuweichen suchen „und einen günstigeren Zeitpunckt mit Gelaßenheit abwarten, welcher „gewiß sich ereignen wird" [707]).

Laudons freimüthige Sprache mag dem Kaiser in zweifacher Beziehung nur wenig gemundet haben. Einerseits wurde er durch ihn abgemahnt von jeder Demonstration gegen seine Mutter, und andererseits bezeichnete Laudon ziemlich unverblümt die Reformen im Kriegswesen, welche Joseph mit dem Beistande und unter der Leitung Lacy's durchgeführt hatte, als unzulänglich, um die Armee so kriegstüchtig zu machen als die Stellung Oesterreichs dieß erheischte; ganz andere Bahnen als die bisherigen müßten zur Erreichung dieses Zieles eingeschlagen werden. Maria Theresia aber besaß keine Ahnung davon, welcher Anwalt ihr dem Kaiser gegenüber im eigenen Heerlager erstanden war. Durch Josephs zwei Briefe vom 15. Juli wurde vielmehr ihre schmerzliche Aufregung aufs höchste gesteigert. Aber nicht gegen ihren Sohn, sondern gegen Kaunitz schüttete sie ihr Herz aus, und aus ihren Worten an ihn geht hervor, daß nicht nur die Mißbilligung ihres Schrittes, sondern auch die Verfügungen, welche der Kaiser in Bezug auf Prag getroffen hatte, sie aufs peinlichste berührten. „Ich gestehe Ihnen", schrieb Maria Theresia an Kaunitz, „daß ich „nichts anderes mehr begreife als daß ein sehr großes Unglück über „uns hängt. Dieser Brief ist neuerdings so, daß ich über ihn ver„rückt werden könnte. Welche Verfügung für Prag! Um etwas alten „Plunder zu retten oder einige Häuser vor Brand zu bewahren, „richtet man die Monarchie, den Credit, das Vertrauen, das ganze „Land zu Grunde; ich wünsche daß diese Befehle geheim bleiben. Ich „bin untröstlich und meine ganze Hoffnung beruht nur noch auf dem „Könige von Preußen, auf welchen wir angewiesen sind" [708]).

In dem gleichen Sinne, aber in weit ruhigerem und durchaus nicht verletzendem Tone schrieb Maria Theresia an Joseph. „In „meiner traurigen Lage ist nichts Anderes zu thun als dasjenige zu „erwarten, was Thugut berichten wird; dann wird man klarer be„urtheilen können, was für Dich und für mich passend erscheint. Aber „ich gestehe Dir, ich dachte Dich und die Monarchie zu retten und „keineswegs Deinem Ruhme zu schaden oder das, was von Deiner „Seite geschah, Lügen zu strafen; ja ich würde das, was ich gethan, „neuerdings, und nach Deinem letzten Briefe in noch gesteigertem „Maße thun. Es ist gewiß gut, für sich selbst die Dinge schon lang „vorherzusehen; wenn aber Andere davon unterrichtet werden müssen „und in Folge dessen das Geheimniß preisgegeben wird, dann ist es „sehr gefährlich, zu viel Beunruhigung zu zeigen. Ich gestehe Dir, „von diesem Standpunkte aus betrachte ich das, was Du mir über „Prag sagst. Es ist unmöglich, daß die bei den Cassen, der Artillerie, „dem Monturwesen angestellten Leute von solchen Verfügungen nicht „Kenntniß erhalten. Man hat Alles und von allen Seiten dorthin „gebracht; wie viel Fuhrwerk wäre zu dessen Wegschaffung nöthig, und „das noch dazu in diesem Augenblicke, in welchem die Armee und die „Ernte dessen bedürfen? Sollte man Prag verlieren, so wären die „paar Millionen, die dieß ausmachen würde, ein geringfügiger Gegen„stand im Vergleiche zu dem Königreiche selbst, dessen Einkünften und „Hülfsquellen, die für uns verloren, für den Feind aber gewonnen „sein würden. Ja selbst wenn er Prag verbrennen sollte, würde man „der Stadt mit sechs Millionen zu Hülfe kommen können. Alles das „ist nichts im Vergleiche mit dem Königreiche und dem Credite, den „uns dieß rauben, dem Könige aber zulegen würde. Ich wünsche daß „nichts davon verlaute. Welche Entmuthigung würde das herbei„führen, und welche Wirkung brächte es auf Deinen grausamen Feind „hervor“ [709]).

Wir können und wollen den Ausdruck des Meinungszwiespaltes zwischen Mutter und Sohn hier nicht noch weiter verfolgen. Wie gewöhnlich gelang es keinem der beiden streitenden Theile, den anderen zu seiner Ansicht zu bekehren. Mit angstvoller Spannung sah Maria

Thereſia der erſten Meldung Thuguts entgegen; Joſeph aber war nach wie vor erbittert, daß in Friedrichs Hände die Entſcheidung gelegt war und dieſelbe in Geduld abgewartet werden mußte. Die Lage des preußiſchen Heeres ſchien ihm jetzt viel ungünſtiger als zuvor, ja er meinte daß man binnen kürzeſter Friſt und ohne eine Schlacht der Ehre theilhaft werden könnte, den großen Friedrich zu zwingen, unverrichteter Dinge dorthin zurückzukehren, von wo er gekommen war. „Die Deſerteure ſagen alle", fügte der Kaiſer dieſer Meinungsäußerung hinzu, „daß ein ruſſiſcher Geſandter bei der Armee eingetroffen ſei; „ich allein vermuthe Thugut unter ihm und bin davon aufs höchſte „beunruhigt. War es denn möglich, nur einen ſolchen Gedanken zu „faſſen! In welches Erſtaunen wird die Kunde davon ganz Europa „verſetzen, wie erniedrigend wird ſie für Ihre Monarchie und für „Ihre Armee ſein!" [710])

Die Vorausſetzung des Kaiſers war natürlicher Weiſe richtig. Unter dem Pſeudonym eines ruſſiſchen Legationsrathes Rosdorf hatte ſich Thugut über Neiſſe und Glatz in das preußiſche Hauptquartier begeben, das ſich damals zu Welsdorf im Königgrätzer Kreiſe Böhmens befand. In der Nacht vom 16. Juli traf er daſelbſt ein. Der königliche Generaladjutant von Anhalt, bei dem er ſich meldete, ließ ihm eine Wohnung anweiſen und den Cabinetsrath Koeper wecken, welchem Thugut ſeinen Paß und den Brief des Fürſten Galitzin an Friedrich [711]) mit der Bitte übergab, beide Schriftſtücke dem Könige bei ſeinem Erwachen einhändigen und ihm anzeigen zu wollen, daß der Ueberbringer derſelben ſeiner Befehle gewärtig ſei.

Aus Galitzins Einführungsſchreiben erfuhr Friedrich, wer eigentlich unter dem angenommenen Namen Rosdorf verborgen ſei. Schon früh am Tage ließ er Thugut durch den Generalmajor Grafen Görtz bei ſich einführen, und er empfing von ihm den Brief der Kaiſerin, den ihm Thugut mit der Bemerkung übergab, deſſen Inhalt werde ihm ein neuer Beweis ihrer Hochachtung für ihn und des Vertrauens ſein, welches ſie trotz der gegenwärtigen Lage der Dinge in ihn ſetze. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit und ſichtlich erfreut las der König

das Schreiben der Kaiserin, und nachdem er geendigt, erging er sich in Versicherungen der Bewunderung, die er immer für sie gehegt habe. Er erinnerte an die ruhmvollsten Epochen ihrer Regierung, und sprach hievon mit einem Ausdrucke, der darauf hindeutete, daß er das auch fühlte, was er sagte.

Auf die Frage nach den Vorschlägen der Kaiserin entwickelte sie Thugut dem Könige in umständlicher Weise. Friedrich schien sie mit Befriedigung zu vernehmen, und er erklärte sie für solche, auf deren Grundlage eine Versöhnung der streitenden Parteien wohl stattfinden könnte. Er bedauerte, daß man nicht schon vor einem Monate mit solchen Anträgen hervorgetreten sei, und er klagte darüber, daß man es aufs Aeußerste habe ankommen lassen. Thugut erwiederte, daß dieß der Kaiserin zu nicht geringerem Schmerze gereiche; der Schritt, den sie soeben gethan, sei hiefür der unwiderleglichste Beweis. Wenn aber der König über die Lage der Kaiserin nur ein wenig nachdenken wolle, dann werde er leicht einsehen, daß sie oft nach einer anderen als ihrer eigenen Auffassung zu handeln gezwungen sei. Allsogleich griff der König den Sinn der Worte Thuguts auf, und er zeigte sich erstaunt, jetzt in Erfahrung zu bringen, daß die frühere Verhandlung hauptsächlich von dem Kaiser geleitet worden sei. Er gab zu, daß sich hiedurch Alles sehr leicht erkläre. An die Versicherung, daß er die großen Eigenschaften des Kaisers immer bewundert habe, knüpfte er doch auch eine tadelnde Bemerkung über das, was er dessen allzu weitgehende Ruhmsucht nannte. Wohl kenne er die Wirkung, welche die Sehnsucht nach glorreichen Thaten auf einen Fürsten von dem Alter des Kaisers, der an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht sich befinde, hervorbringen könne, und er begreife, daß deren Einfluß einer Verhandlung nicht förderlich sei, welche eine Versöhnung zum Ziel habe. Aber er schmeichle sich doch, daß die Kaiserin von anderen Gesichtspunkten ausgehen, und daß sie sich durch gar nichts beirren lassen werde in der Verfolgung jener heilsamen Absichten, die ihr den huldigenden Beifall ganz Europa's und die Zustimmung derer eintragen würden, denen das Wohl der Menschheit am Herzen liege.

Zu Thuguts Mission zurückkehrend, sagte der König, obwohl er die Vorschläge der Kaiserin als geeignet zur Anbahnung einer Verständigung über den hauptsächlichsten Gegenstand des obwaltenden Streites betrachte, gebe es doch noch einige andere Punkte, welche nothwendiger Weise gleichfalls ausgeglichen werden müßten. So rasch als nur immer möglich hätte dieß zu geschehen, denn so sehr er auch die Besorgniß der Kaiserin theile, daß ein ernster Zusammenstoß zwischen den zwei Heeren die Schwierigkeiten eines Vergleiches leicht noch zu steigern vermöchte, so wäre es doch kaum möglich, einen Waffenstillstand zu schließen und den Lauf der kriegerischen Operationen zu unterbrechen, ehe man sich über die wichtigsten Punkte vollständig zu einigen vermochte.

Auf Friedrichs Begehren brachte jetzt Thugut die einzelnen Vorschläge der Kaiserin auszugsweise zu Papier. Der König versprach, dasjenige hinzufügen zu wollen, was seine eigenen Forderungen und Interessen betreffe. Hierauf solle Thugut nach Wien zurückkehren, um die Kaiserin zu veranlassen, sich hierüber näher zu erklären.

Um vier Uhr Nachmittags wurde Thugut neuerdings zum Könige berufen. Derselbe händigte ihm vorerst einen Brief an die Kaiserin, einen zweiten an Galitzin und einen von ihm selbst unterzeichneten Paß zur Rückreise nach Wien ein. Außerdem übergab er ihm das Papier, auf welchem die Vorschläge der Kaiserin verzeichnet waren, denen er mit eigener Hand vier andere Punkte beigefügt hatte; sie waren in die Form ebensovieler Fragen gekleidet. Dieselben lauteten wie folgt:

„Wird die Kaiserin nicht ihre Rechte auf einige Lehen in „Sachsen aufgeben, auf welche sie die Suzeränität als Königin von „Böhmen in Anspruch nimmt? Könnte man nicht den Herzog von „Mecklenburg mit irgend einem kleinen Reichslehen abfinden? Wird „man sich über die Regelung der Erbfolge in Ansbach und Bayreuth „nach Maßgabe der Vertragsbestimmungen vereinigen und zugeben, „daß der Kurfürst von Sachsen sich eventuell in den beiden Markgraf„schaften, der König von Preußen aber in der Lausitz huldigen lasse?

„Wird man die Blokade der Stadt Regensburg aufheben, wo der „Reichstag versammelt ist? Das sind ungefähr die Punkte", so schloß die Mittheilung Friedrichs, „über welche man sich verständigen müßte, „um die Präliminarien unterzeichnen zu können" [712]).

Bei der zweiten Besprechung zeigte sich Friedrich zurückhaltender und sparsamer mit Kundgebungen der Freude, welche ihm in dem ersten Augenblicke, in dem er von den Vorschlägen der Kaiserin Kenntniß erhalten hatte, entwischt zu sein schienen. Er begann mit der Behauptung, seine Stellung sei der Art, daß nur die Rücksicht auf die Wünsche der Kaiserin ihn zum Frieden zu bewegen vermöchte. Thugut antwortete hierauf, der König kenne die Lage der Kaiserin allzu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß sie keinen anderen Beweggrund haben könne, den Frieden zu wünschen, als ihre mütterliche Zärtlichkeit und ihre Sorge für das Beste der Menschheit. Der König dagegen schien andeuten zu wollen, daß hieran doch wohl noch einiger Zweifel erlaubt sei. Er ließ durchschimmern, daß er seine Lage für günstiger als diejenige Oesterreichs halte, denn er besitze Verbündete, auf welche er zählen könne, und vierzigtausend Mann stünden bereit, jeden Augenblick, in dem er es wünsche, für ihn auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Außerdem würde es schwer fallen, sein weiteres Vordringen in Böhmen zu verhindern. So vortheilhaft die Stellung des österreichischen Heeres auch sein möge, so werde sie ihm doch kein Hemmniß bereiten, das er nicht mit Leichtigkeit zu überwinden im Stande wäre. Doch möge man diese Aeußerung nicht etwa als eine Drohung betrachten, von der er sehr weit entfernt sei. Er wolle nichts als die Lage der Dinge so schildern, wie er sie ansehe.

Als man zur Durchlesung der Begehren des Königs gelangte, bemerkte er, er habe die Lehen in Sachsen nicht aufgezählt, hinsichtlich deren er eine Verzichtleistung der Kaiserin auf ihre Oberhoheitsrechte wünsche, weil ihm weder ihre Namen geläufig, noch seine Minister gegenwärtig, und endlich auch keine Actenstücke vorhanden seien, um sie näher bezeichnen zu können. Was das dem Herzoge von Mecklenburg zu verleihende Reichslehen betreffe, so werde derselbe sich mit

einem Erträgnisse von vier- bis fünftausend Thalern begnügen. Und was das Begehren wegen Aufhebung der Blokade von Regensburg anging, so schien der König sich aus den Einwendungen Thuguts von dessen Ueberflüssigkeit zu überzeugen, da diese Maßregel ja ohnedieß in den Anträgen der Kaiserin enthalten war.

Die wichtigste Forderung des Königs war ohne Zweifel diejenige, welche sich auf den Austausch der zwei fränkischen Markgrafthümer gegen die gesammte Lausitz bezog. Der König bemühte sich, Thugut glauben zu machen, sein Beweggrund zu diesem Vorschlage bestehe in dem Bestreben, die Eifersucht Oesterreichs zu beschwichtigen, zu welcher diesem Staate durch die geringe Entfernung der Markgrafthümer von Böhmen Anlaß dargeboten werden könnte. Leicht wäre es für Thugut gewesen, dem Könige die völlige Grundlosigkeit seiner Behauptung zu beweisen. Denn darüber mußte Friedrich selbst am besten Bescheid wissen, um wie viel näher die Lausitz an Böhmen gelegen und um wie viel gefahrdrohender für Oesterreich daher dieser Besitz als derjenige der Markgrafthümer in seinen Händen für Oesterreich war. Da er jedoch über diesen Punkt keine Instructionen besaß, so hielt Thugut es für besser, hierüber zu schweigen und die Erwiederung auf diesen Antrag des Königs seiner Regierung zu überlassen.

Thugut war schon nach seiner Wohnung zurückgekehrt und im Begriffe, Welsdorf wieder zu verlassen, als bei wiederholter Durchlesung der Schlußbemerkung des Königs, in welcher von etwaiger Unterzeichnung der Präliminarien die Rede war, neue Zweifel in ihm aufstiegen. So bedeutsam schienen sie ihm, daß er zu dem Könige zurückkehrte, um ihm das Erstaunen zu schildern, das dieser Ausdruck ihm verursache. Nicht um Präliminarien, sondern um eine endgültige Uebereinkunft handle es sich, durch welche alle Streitpunkte ausgeglichen würden. Außerdem möge der König schon jetzt seine rückhaltslose Zustimmung zu den Anträgen der Kaiserin erklären, über welche er sich bisher noch immer nicht unzweideutig ausgesprochen habe.

Friedrich entgegnete, er habe sich des Ausdruckes „Präliminarien" bedient, weil man wohl in den Fall kommen könnte, in den definitiven

Vertrag noch einige Punkte aufzunehmen, welche zwar kaum von größerer Wichtigkeit, die aber doch immerhin ins Reine zu bringen sein dürften, während er sie jetzt wegen der Abwesenheit seiner Minister nicht näher zu bezeichnen vermöge. Der gleiche Umstand hindere ihn auch, sich über die Begehren der Kaiserin schon jetzt definitiv zu erklären. Der Wunsch, baierisches Gebiet mit einem Einkommen von einer Million zu behalten, gewähre einen zu unsicheren Maßstab, um nicht zu neuen Schwierigkeiten Veranlassung zu geben. Und als Thugut erwiederte, daß dem keineswegs so sei, und daß die ohne Zweifel in den Händen des Kurfürsten von der Pfalz befindlichen Register der Staatseinnahmen sichere Anhaltspunkte darbieten müßten, stellte Friedrich dieß lebhaft in Abrede. Er behauptete, daß Einnahmsverzeichnisse, von dem Kurfürsten von der Pfalz vorgelegt, gar keinen Anspruch auf Verläßlichkeit besäßen. Er erging sich in lebhaften Ausfällen gegen die servile Abhängigkeit von dem Willen des Kaiserhofes, deren er den Kurfürsten anklagte. Weitschweifig sprach er von den vermeintlichen Kunstgriffen, deren man sich von Wien aus bedient habe, um sich der pfälzischen Minister zu versichern und durch sie den Kurfürsten zu unterjochen. Insbesondere waren es Zedtwitz, Ritter und Schlipp, deren der König mit ganz besonderem Ingrimm und mit argen Schmähungen gedachte.

Friedrich erwähnte nun neuerdings vieles von dem, was er und seine Minister bisher gegen eine österreichische Gebietserwerbung in Baiern überhaupt vorgebracht hatten. Er sprach von dem Westphälischen Frieden, von der allgemeinen Beunruhigung, in welche dessen angebliche Verletzung durch den Kaiserhof alle Reichsfürsten versetzt habe, von der Nothwendigkeit, die ihm hiedurch auferlegt worden sei, zu den Waffen zu greifen, um seinen Nachfolgern die „deutsche Frei„heit" so zu vererben, wie er sie von seinen Vorfahren überkam. Er verglich die Unternehmungen des Hauses Oesterreich in Baiern mit den berüchtigten Reunionskammern Ludwigs XIV., und er behauptete, die ersteren ließen sich um so weniger rechtfertigen, als es eine förmliche Entsagungsurkunde des Herzogs Albrecht von Oesterreich gebe. Er kenne nicht nur den Aufbewahrungsort derselben, sondern sie befinde

Zu Thuguts Mission zurückkehrend, sagte der König, obwohl er die Vorschläge der Kaiserin als geeignet zur Anbahnung einer Verständigung über den hauptsächlichsten Gegenstand des obwaltenden Streites betrachte, gebe es doch noch einige andere Punkte, welche nothwendiger Weise gleichfalls ausgeglichen werden müßten. So rasch als nur immer möglich hätte dieß zu geschehen, denn so sehr er auch die Besorgniß der Kaiserin theile, daß ein ernster Zusammenstoß zwischen den zwei Heeren die Schwierigkeiten eines Vergleiches leicht noch zu steigern vermöchte, so wäre es doch kaum möglich, einen Waffenstillstand zu schließen und den Lauf der kriegerischen Operationen zu unterbrechen, ehe man sich über die wichtigsten Punkte vollständig zu einigen vermochte.

Auf Friedrichs Begehren brachte jetzt Thugut die einzelnen Vorschläge der Kaiserin auszugsweise zu Papier. Der König versprach, dasjenige hinzufügen zu wollen, was seine eigenen Forderungen und Interessen betreffe. Hierauf solle Thugut nach Wien zurückkehren, um die Kaiserin zu veranlassen, sich hierüber näher zu erklären.

Um vier Uhr Nachmittags wurde Thugut neuerdings zum Könige berufen. Derselbe händigte ihm vorerst einen Brief an die Kaiserin, einen zweiten an Galitzin und einen von ihm selbst unterzeichneten Paß zur Rückreise nach Wien ein. Außerdem übergab er ihm das Papier, auf welchem die Vorschläge der Kaiserin verzeichnet waren, denen er mit eigener Hand vier andere Punkte beigefügt hatte; sie waren in die Form ebensovieler Fragen gekleidet. Dieselben lauteten wie folgt:

„Wird die Kaiserin nicht ihre Rechte auf einige Lehen in „Sachsen aufgeben, auf welche sie die Suzeränität als Königin von „Böhmen in Anspruch nimmt? Könnte man nicht den Herzog von „Mecklenburg mit irgend einem kleinen Reichslehen abfinden? Wird „man sich über die Regelung der Erbfolge in Ansbach und Bayreuth „nach Maßgabe der Vertragsbestimmungen vereinigen und zugeben, „daß der Kurfürst von Sachsen sich eventuell in den beiden Markgraf„schaften, der König von Preußen aber in der Lausitz huldigen lasse?

„Wird man die Blokade der Stadt Regensburg aufheben, wo der „Reichstag versammelt ist? Das sind ungefähr die Punkte", so schloß die Mittheilung Friedrichs, „über welche man sich verständigen müßte, „um die Präliminarien unterzeichnen zu können" [712]).

Bei der zweiten Besprechung zeigte sich Friedrich zurückhaltender und sparsamer mit Kundgebungen der Freude, welche ihm in dem ersten Augenblicke, in dem er von den Vorschlägen der Kaiserin Kenntniß erhalten hatte, entwischt zu sein schienen. Er begann mit der Behauptung, seine Stellung sei der Art, daß nur die Rücksicht auf die Wünsche der Kaiserin ihn zum Frieden zu bewegen vermöchte. Thugut antwortete hierauf, der König kenne die Lage der Kaiserin allzu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß sie keinen anderen Beweggrund haben könne, den Frieden zu wünschen, als ihre mütterliche Zärtlichkeit und ihre Sorge für das Beste der Menschheit. Der König dagegen schien andeuten zu wollen, daß hieran doch wohl noch einiger Zweifel erlaubt sei. Er ließ durchschimmern, daß er seine Lage für günstiger als diejenige Oesterreichs halte, denn er besitze Verbündete, auf welche er zählen könne, und vierzigtausend Mann stünden bereit, jeden Augenblick, in dem er es wünsche, für ihn auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Außerdem würde es schwer fallen, sein weiteres Vordringen in Böhmen zu verhindern. So vortheilhaft die Stellung des österreichischen Heeres auch sein möge, so werde sie ihm doch kein Hemmniß bereiten, das er nicht mit Leichtigkeit zu überwinden im Stande wäre. Doch möge man diese Aeußerung nicht etwa als eine Drohung betrachten, von der er sehr weit entfernt sei. Er wolle nichts als die Lage der Dinge so schildern, wie er sie ansehe.

Als man zur Durchlesung der Begehren des Königs gelangte, bemerkte er, er habe die Lehen in Sachsen nicht aufgezählt, hinsichtlich deren er eine Verzichtleistung der Kaiserin auf ihre Oberhoheitsrechte wünsche, weil ihm weder ihre Namen geläufig, noch seine Minister gegenwärtig, und endlich auch keine Actenstücke vorhanden seien, um sie näher bezeichnen zu können. Was das dem Herzoge von Mecklenburg zu verleihende Reichslehen betreffe, so werde derselbe sich mit

einem Erträgnisse von vier- bis fünftausend Thalern begnügen. Und was das Begehren wegen Aufhebung der Blokade von Regensburg anging, so schien der König sich aus den Einwendungen Thuguts von dessen Ueberflüssigkeit zu überzeugen, da diese Maßregel ja ohnedieß in den Anträgen der Kaiserin enthalten war.

Die wichtigste Forderung des Königs war ohne Zweifel diejenige, welche sich auf den Austausch der zwei fränkischen Markgrafthümer gegen die gesammte Lausitz bezog. Der König bemühte sich, Thugut glauben zu machen, sein Beweggrund zu diesem Vorschlage bestehe in dem Bestreben, die Eifersucht Oesterreichs zu beschwichtigen, zu welcher diesem Staate durch die geringe Entfernung der Markgrafthümer von Böhmen Anlaß dargeboten werden könnte. Leicht wäre es für Thugut gewesen, dem Könige die völlige Grundlosigkeit seiner Behauptung zu beweisen. Denn darüber mußte Friedrich selbst am besten Bescheid wissen, um wie viel näher die Lausitz an Böhmen gelegen und um wie viel gefahrdrohender für Oesterreich daher dieser Besitz als derjenige der Markgrafthümer in seinen Händen für Oesterreich war. Da er jedoch über diesen Punkt keine Instructionen besaß, so hielt Thugut es für besser, hierüber zu schweigen und die Erwiederung auf diesen Antrag des Königs seiner Regierung zu überlassen.

Thugut war schon nach seiner Wohnung zurückgekehrt und im Begriffe, Welsdorf wieder zu verlassen, als bei wiederholter Durchlesung der Schlußbemerkung des Königs, in welcher von etwaiger Unterzeichnung der Präliminarien die Rede war, neue Zweifel in ihm aufstiegen. So bedeutsam schienen sie ihm, daß er zu dem Könige zurückkehrte, um ihm das Erstaunen zu schildern, das dieser Ausdruck ihm verursache. Nicht um Präliminarien, sondern um eine endgültige Uebereinkunft handle es sich, durch welche alle Streitpunkte ausgeglichen würden. Außerdem möge der König schon jetzt seine rückhaltslose Zustimmung zu den Anträgen der Kaiserin erklären, über welche er sich bisher noch immer nicht unzweideutig ausgesprochen habe.

Friedrich entgegnete, er habe sich des Ausdruckes „Präliminarien" bedient, weil man wohl in den Fall kommen könnte, in den definitiven

Vertrag noch einige Punkte aufzunehmen, welche zwar kaum von größerer Wichtigkeit, die aber doch immerhin ins Reine zu bringen sein dürften, während er sie jetzt wegen der Abwesenheit seiner Minister nicht näher zu bezeichnen vermöge. Der gleiche Umstand hindere ihn auch, sich über die Begehren der Kaiserin schon jetzt definitiv zu erklären. Der Wunsch, baierisches Gebiet mit einem Einkommen von einer Million zu behalten, gewähre einen zu unsicheren Maßstab, um nicht zu neuen Schwierigkeiten Veranlassung zu geben. Und als Thugut erwiederte, daß dem keineswegs so sei, und daß die ohne Zweifel in den Händen des Kurfürsten von der Pfalz befindlichen Register der Staatseinnahmen sichere Anhaltspunkte darbieten müßten, stellte Friedrich dieß lebhaft in Abrede. Er behauptete, daß Einnahmsverzeichnisse, von dem Kurfürsten von der Pfalz vorgelegt, gar keinen Anspruch auf Verläßlichkeit besäßen. Er erging sich in lebhaften Ausfällen gegen die servile Abhängigkeit von dem Willen des Kaiserhofes, deren er den Kurfürsten anklagte. Weitschweifig sprach er von den vermeintlichen Kunstgriffen, deren man sich von Wien aus bedient habe, um sich der pfälzischen Minister zu versichern und durch sie den Kurfürsten zu unterjochen. Insbesondere waren es Zedtwitz, Ritter und Schlipp, deren der König mit ganz besonderem Ingrimm und mit argen Schmähungen gedachte.

Friedrich erwähnte nun neuerdings vieles von dem, was er und seine Minister bisher gegen eine österreichische Gebietserwerbung in Baiern überhaupt vorgebracht hatten. Er sprach von dem Westphälischen Frieden, von der allgemeinen Beunruhigung, in welche dessen angebliche Verletzung durch den Kaiserhof alle Reichsfürsten versetzt habe, von der Nothwendigkeit, die ihm hiedurch auferlegt worden sei, zu den Waffen zu greifen, um seinen Nachfolgern die „deutsche Frei„heit" so zu vererben, wie er sie von seinen Vorfahren überkam. Er verglich die Unternehmungen des Hauses Oesterreich in Baiern mit den berüchtigten Reunionskammern Ludwigs XIV., und er behauptete, die ersteren ließen sich um so weniger rechtfertigen, als es eine förmliche Entsagungsurkunde des Herzogs Albrecht von Oesterreich gebe. Er kenne nicht nur den Aufbewahrungsort derselben, sondern sie befinde

sich sogar in seinen Händen. Bis jetzt habe er von ihr nicht Gebrauch machen wollen, um die Dinge nicht zum Aeußersten zu treiben.

Da jedoch Thugut trotz dieser und anderer Abschweifungen des Königs denselben doch immer wieder auf die Nothwendigkeit einer präcisen Erklärung über die Anträge der Kaiserin zurückführte, während Friedrich sich fortwährend hinter der Abwesenheit seiner Minister verschanzte, wurde in Anregung gebracht, ob es nicht passend erschiene, wenn Thugut im preußischen Lager oder in dessen Nähe die Ankunft eines dieser Minister abwarten würde, welchen der König zu sich beriefe. Die Entscheidung dieser Frage wurde auf den nächsten Morgen verschoben, an welchem Thugut neuerdings, und somit schon zum vierten Male bei dem Könige erschien. Auf wiederholtes Andrängen Thuguts entschloß sich endlich Friedrich, auf dasselbe Papier, auf welches Thugut die Vorschläge der Kaiserin und er selbst seine Begehren gesetzt hatte, einige Zeilen zu schreiben, kraft deren er es als das Beste erklärte, wenn ihm der Wiener Hof eine Karte von Baiern übersende, auf welcher dasjenige, was man behalten oder zurückgeben wolle, genau verzeichnet wäre. Oder man möge sich deutlich über die Entschädigungen aussprechen, die man dem kurpfälzischen Hause, sei es in Flandern oder anderswo zu Theil werden lassen wolle. Dadurch würde jeder einzelne Punkt ins Klare gebracht, die Verhandlung über den Tractat aber und dessen Abschluß wesentlich erleichtert.

Hinsichtlich des Artikels, der sich auf die Befriedigung der Allodialforderungen des Kurfürsten von Sachsen beziehen sollte, waren nach der Ansicht des Königs zwei Erwägungen zu beachten. Die eine betraf den Betrag, welchen Kurpfalz dem Hause Sachsen, sei es in Geld oder in oberpfälzischen Gütern verabfolgen würde. Der anderen zufolge aber handelte es sich um Erwirkung der Zustimmung des Kurfürsten von Sachsen zu einer solchen Abmachung, indem der König ohne dessen Einwilligung keine Verhandlung über seine Ansprüche einleiten könne[713]). Mündlich fügte Friedrich noch hinzu, er glaube daß die Kaiserin in Baiern nicht über eine Million Gulden, sondern über eine Million Thaler an Einkünften behalten könne, denn

er setze voraus, daß das, was sie dort schon in Besitz genommen, weit einträglicher sei. Ja er habe nichts dawider, daß sie Alles behalte. Dann aber müsse sie dem Kurfürsten von der Pfalz eine angemessene Entschädigung geben und ihn dadurch in den Stand setzen, die sächsischen Ansprüche gleichfalls zu befriedigen. Und auch als Thugut erwiederte, Letzteres sollte eigentlich zwischen den beiden Kurfürsten abgemacht werden, blieb Friedrich bei seinem früheren Ausspruche. Lebhaft befürwortete er die Anforderungen Sachsens, von denen er behauptete, daß sie bis auf sechzig Millionen berechnet worden seien. Wenn sich auch sehr viel hievon abschneiden ließe, so sei es doch zweifelhaft, ob der Kurfürst sich mit sechs Millionen und der Verzichtleistung auf das Oberhoheitsrecht über die böhmischen Kronlehen in Sachsen zufrieden stellen werde.

Aus den wiederholten und langdauernden Gesprächen, die er mit dem Könige pflog, nahm Thugut den Eindruck in sich auf, daß es demselben doch eigentlich um den Frieden zu thun sei. Die Kennzeichen der Freude, die er in dem ersten Augenblicke an den Tag legte, in welchem er die Anträge der Kaiserin empfing, die wohlwollende Aufnahme, die er Thugut zu Theil werden ließ, die Geduld, mit der er alle Einwendungen desselben anhörte, alles dieß erweckte in Thugut die Meinung, die Beendigung des kaum erst begonnenen Krieges wäre Friedrich willkommen. Auch das Alter des Königs, die Stellung seines Heeres, in der es Mangel an Subsistenzmitteln litt, kamen in gleichem Sinne in Betracht. Und Thugut behauptete, daß die preußischen Offiziere, mit denen er in Berührung kam und die ihn insgesammt für einen russischen Gesandtschaftsbeamten hielten, ihm ihre Beunruhigung keineswegs verbargen. Rückhaltslos hätten sie die Vortrefflichkeit der Stellung der österreichischen Armee und die Gefahr anerkannt, welche der König liefe, wenn er sie angreifen wollte. Alle ihre Hoffnungen seien auf eine Diversion gebaut, durch welche Prinz Heinrich den Kaiser zu zwingen vermöchte, seine gegenwärtige Stellung mit einer minder günstigen zu vertauschen.

Trotzdem er bei dem Könige eine solche Hinneigung zum Frieden voraussetzte, konnte sich Thugut doch nicht darüber täuschen, und er

verschwieg es auch nicht, daß Friedrich in der Verhandlung mit ihm nur sehr wenig Beeiferung gezeigt habe, zu einem endgültigen Resultate zu gelangen. Es sei schwer zu entscheiden, meinte Thugut, ob die Erwartung einer günstigen Antwort von russischer Seite, eines Erfolges, den Prinz Heinrich davontragen würde, oder nur die Hoffnung, durch eine erheuchelte Gleichgültigkeit bessere Bedingungen zu erlangen, den König zu dieser Haltung vermocht habe. Er scheine es vorzuziehen, Andere mit Vorschlägen an ihn herantreten zu lassen, als deren selbst mit der erforderlichen Klarheit zu machen. Bringe man mit einer so arglistigen Verhandlungsweise den Starrsinn und das Mißtrauen, die man an dem Könige kenne, die geringe Verläßlichkeit des von ihm gegebenen Wortes, dem er von einem Tage zum andern ganz ohne Bedenken widerspreche, endlich die Spitzfindigkeit seiner Minister in Anschlag, so müsse man sich noch auf sehr große Hindernisse gefaßt machen, wenn man sich entschlösse, den von ihm gemachten Eröffnungen irgendwelche Folge zu geben[714]).

Am Nachmittage des 18. Juli verließ Thugut das Hauptquartier des Königs, und am Spätabende des 21. Juli kam er wieder nach Wien. Unverzüglich erstattete Kaunitz der Kaiserin Bericht über den Erfolg dieser Sendung. Er selbst war durch den verbindlichen Ton der Antwort des Königs an Maria Theresia erfreulich berührt[715]). Ihr aber mochte daran das willkommenste sein, daß Friedrich ihr versprach, bis zum Eintreffen ihrer Antwort keine Unternehmung ins Werk setzen zu wollen, welche das Leben ihrer im österreichischen Feldlager befindlichen Sohne irgendwie gefährde.

Nach der Ansicht des Staatskanzlers galt es rasch einen Entschluß über dasjenige zu fassen, was unverzüglich, ja sogar noch an dem gleichen Tage geschehen mußte. In der Benachrichtigung des Kaisers von dem Ergebnisse der Sendung Thuguts und in der Beantwortung des Schreibens des Königs von Preußen hatte es zu bestehen. Zu beiden Briefen legte Kaunitz der Kaiserin Entwürfe vor, welche in deutscher Sprache abgefaßt waren: er bat sie, dieselben französisch niederzuschreiben[716]). Wahrscheinlich wurde er hiezu durch den

Wunsch vermocht, den Briefen der Kaiserin an ihren Sohn und an den König die Eigenthümlichkeit ihrer Schreibweise zu verleihen, so daß ihre Mittheilungen als von ihr allein ausgehend angesehen würden. Bereitwillig erfüllte Maria Theresia den Wunsch des Staatskanzlers. Dem Könige schrieb sie, sie habe mit Freude in seinem Briefe den Ausdruck ihrer eigenen friedliebenden Gesinnungen wiedergefunden. Die von Thugut überbrachten Schriftstücke sende sie ihrem Sohne, und sie hoffe demnächst im Stande zu sein, dem Könige die Aufklärungen zu ertheilen, die er von ihr verlange. Der Mittheilung an Joseph aber fügte sie außer dem, was Thugut überbracht, eine Abschrift ihres zweiten Briefes an den König und die Bemerkung bei, daß hiedurch Alles noch unentschieden bleibe. Thugut arbeite an einer Darlegung des Verlaufes seiner Mission, Kaunitz aber habe von ihr den Auftrag erhalten, ihr sein Gutachten über das zu erstatten, was nun zu geschehen habe. Die Sache sei wichtig genug, um nichts unbeachtet zu lassen und nur in voller Uebereinstimmung zu handeln[717]).

Die Gemüthsbewegung, in welche Maria Theresia durch die Nothwendigkeit versetzt wurde, entscheidende Beschlüsse über die dem Könige von Preußen zu ertheilende Antwort zu fassen, wurde durch die üblen Nachrichten noch gesteigert, welche sie aus Böhmen erhielt. Ein preußisches Corps war bei Kommotau in dieses Land gerückt und hatte Prag in die äußerste Beunruhigung versetzt. Als man sah, daß die Artillerie von dort weggeführt werde, begann ein allgemeines Flüchten, so zwar daß Maria Theresia durch einen Eilboten den Befehl nach Prag sandte, Niemand von der Einwohnerschaft dürfe die Stadt verlassen. „Wenn wir Böhmen verlieren", schrieb sie an den Kaiser, „dann werden unsere Hülfsquellen an Menschen und an „Geld gar sehr verringert, für den Feind aber vermehrt, denn das „Land ist an beiden reich. Er wird umsonst leben und sich ebenso „recrutiren. Der Böhme wird lieber als der Deutsche bei Haus und „Hof bleiben" [718]).

Wohl mit Recht betonte Maria Theresia dem Kaiser gegenüber die Nothwendigkeit, daß sie beiderseits in der ferneren Verhandlung

mit dem Könige von Preußen nur in innigster Uebereinstimmung vorgehen sollten. Aber wie unendlich weit sie von einer solchen entfernt waren, rief ihr Joseph schon in seiner ersten Antwort mit recht dürren Worten ins Gedächtniß zurück. Den Inhalt des Briefes des Königs, seiner Erklärung auf die ihm gemachten Vorschläge und des zweiten Schreibens der Kaiserin an ihn nannte er erstaunlich. Aber sie möge ihn der Verpflichtung entheben, seine Meinung hierüber noch deutlicher zu sagen, sie sei immer eine und dieselbe geblieben. „Sie haben", schrieb er ihr wörtlich, „ohne mich zu Rathe zu ziehen, diese unglaub„liche Verhandlung begonnen; Sie sind im Begriffe, sie zu schließen, „indem Sie die Vorschläge des Königs und seinen Wunsch nach dem „Frieden Ihrer eigenen Gesinnung entsprechend fanden. Was bleibt „mir da noch zu sagen übrig? Das Uebel ist unheilbar; ich habe „an nichts Anderes mehr zu denken als die Trümmer der Ehre des „Staates und meiner eigenen zu retten. Ich werde auch demgemäß „handeln, sobald ich weiß, daß die Angelegenheit noch mehr ins Reine „gebracht oder über den Waffenstillstand entschieden ist. Die einzige „Gnade, die ich von Ihnen verlange, besteht darin, daß Sie die „Güte haben wollen, mich in Zukunft mit irgendwelchen Fragen über „diesen Gegenstand zu verschonen, von dem ich durchaus nichts wissen „und dem ich niemals zustimmen will. Glücklicher Weise bedarf „man dessen nicht und ich sehe mich dadurch nur von einer Last „befreit" [718]).

In den Tagen zwischen der Absendung des letzten Briefes der Kaiserin an ihren Sohn und der Ankunft seiner Antwort waren Maria Theresia und Kaunitz aufs Eifrigste mit der Entwerfung der ausführlicheren Mittheilung beschäftigt, welche über das jüngst Geschehene und dasjenige, was von nun an zu thun war, an Joseph ergehen sollte, denn es kam Beiden nicht in den Sinn, sich ohne Vorwissen des Kaisers mit König Friedrich noch weiter einlassen zu wollen. Dabei ist nicht zu übersehen, daß während Joseph und Kaunitz bei den ersten Schritten, welche auf die baierische Erbfolge sich bezogen, Hand in Hand gegangen waren, jetzt eine gewisse Verstimmung des Ersteren gegen den Letzteren eingetreten war. Wie in so Vielem, so

glich Joseph auch darin nicht seiner Mutter, daß ihm eine von der seinigen abweichende Ansicht nicht mißfällig gewesen wäre. Die Verstimmung des Kaisers gegen Kaunitz wurzelte ohne Zweifel in der Meinungsverschiedenheit, die zwischen ihnen über einige Punkte der Instructionen für Cobenzl obgewaltet hatte. Erkennbaren Ausdruck verlieh ihr Joseph dadurch, daß er seit geraumer Zeit keinen unmittelbaren Briefwechsel mehr mit Kaunitz unterhielt und sich bei jeder Gelegenheit feindselig über ihn aussprach. Kaunitz war in Folge dessen ungemein niedergeschlagen, und Binder, der Gegnerschaft des Kaisers sich bewußt, war dieß schon seit längerer Zeit. Bei letzterem kam noch die in Folge seines vorgerückten Alters sich mehr und mehr bemerkbar machende Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte hinzu. In Folge dieses Umstandes sah sich Kaunitz gezwungen, persönlich wieder mehr zu arbeiten als sonst, aber er reichte doch für die Anforderungen, die durch die Zeitereignisse an ihn gestellt wurden, nicht aus. Und von der Staatskanzlei sagte Maria Theresia, daß zwar redliche Leute, aber weder aufgeklärte noch wissenschaftlich durchgebildete Köpfe sich daselbst vorfänden. Routine und guter Wille sei Alles, was die dortigen Beamten besäßen; weisen Rath zu ertheilen, sei keiner geeignet [720]).

Wie behutsam Kaunitz dem Kaiser gegenüber vorging, wird aus einem anscheinend geringfügigen, aber darum nicht minder bezeichnenden Zuge ersichtlich. Er glaubte es nicht wagen zu dürfen, der Kaiserin aus eigenem Antriebe Vorschläge über die Art und Weise zu machen, in der man gegen Preußen fortan verfahren solle. Er beschränkte sich darauf, ihr zu schreiben, daß nach seiner Meinung Thuguts Mission sowohl der Sache als der Form nach den erwünschten Erfolg gehabt habe. Wie Thugut behaupte, erblicke der König die Ursache seiner Sendung nur in der mütterlichen Besorgniß der Kaiserin für ihre Söhne und in ihrer friedfertigen Gesinnung. Er scheine auch nicht an der Wahrheit der Versicherung zu zweifeln, daß jener Schritt ohne Vorwissen des Kaisers geschehen sei. Er habe die ihm gemachten Eröffnungen anständig aufgenommen, und so sei nun die abgebrochene Verhandlung neuerdings, aber in einer Art angeknüpft, daß man nach

gar keiner Richtung sich die Hände gebunden habe. Aber freilich, wenn jemals das Beste des Staates die vollste Uebereinstimmung des Willens zwischen der Kaiserin und ihrem Sohne gebieterisch verlangt habe, so sei dieß gegenwärtig der Fall. Ohne eine solche müßten nothwendiger Weise die nachtheiligsten Collisionen entstehen, und alle Maßregeln zu unwiederbringlichem Schaden des Staates sich durchkreuzen.

Gehe die beiderseitige Entscheidung dahin, daß die Unterhandlung abgebrochen werden solle, so könne dieß ebenso leicht als rasch bewerkstelligt werden. Würden sich jedoch der Kaiser und die Kaiserin zu deren Fortführung entschließen, so komme es auf verschiedene wichtige Fragen an, über welche man sich vorerst klar werden müsse. Diese Fragen, acht an der Zahl, zählt nun Kaunitz der Reihe nach auf; aber er hütet sich wohl auch nur über eine einzige derselben seine eigene Anschauung kundzuthun. Er schließt vielmehr mit den Worten, es sei unerläßlich, über sie vorerst die übereinstimmende Meinung des Kaisers und der Kaiserin zu wissen, um sodann das Weitere hinsichtlich der fortzusetzenden Verhandlung überlegen und einleiten zu können.

Auf einem abgesonderten Blatte bat Kaunitz die Kaiserin, seinen Bericht nicht schon jetzt ihrem Sohne zu übersenden. Sie möge ihm denselben vielmehr mit der eigenhändig niedergeschriebenen Bemerkung zurückstellen, daß sie trotz der darin angeführten Ursachen wünsche, Kaunitz möge ihr seine eigenen Ansichten über diese Fragen bekanntgeben [721]).

Während Kaunitz sich anschickte, diesem von ihm selbst hervorgerufenen Auftrage der Kaiserin [722]) zu entsprechen, mühte Maria Theresia sich ab, das ihr von dem Staatskanzler als unerläßlich bezeichnete und von ihr selbst so sehnsuchtsvoll herbeigewünschte Einverständniß mit ihrem Sohne zu Stande zu bringen. Neuerdings schilderte sie ihm die Bedenklichkeit der politischen Lage, in der sich Oesterreich, auf sich allein angewiesen, befand. Da er aber selbst die militärische Stellung einem so furchtbaren Feinde gegenüber als unhaltbar betrachte, so bleibe nichts übrig, als sich zum Frieden zu entschließen.

Er täusche sich darüber, wenn er glaube, daß man es auf die Länge über den König von Preußen davon tragen werde, während man doch gleichzeitig die größten und einträglichsten Provinzen an ihn verliere. Wie könne man auf drei Feldzüge rechnen, wenn man gleich Anfangs alle Hülfsquellen aufbrauche? Wie werde es erst mit diesen Hülfsquellen beschaffen sein, wenn man sich noch weiter zurückziehe? „Ich „bin ganz mit Dir einverstanden", fuhr sie fort, „daß die Lage des „Landes nichts Anderes gestattet; da man dieß jedoch wußte, hätte „man die Dinge nicht so weit kommen lassen sollen. Niemals besaß „ich größere Armeen als von hunderttausend Mann, und jetzt meinte „man, daß man mit siebzigtausend mehr diesem Uebelstande abhelfen „werde. Da man jedoch sieht, daß dem nicht so ist, muß man umso „mehr seine Zuflucht dazu nehmen, dem größten Unglücke für den „Staat, die Menschheit und unser Haus ein Ende zu machen. Man „muß den Muth haben, sich selbst aufzuopfern und gerecht zu be„urtheilen. Wir waren eine große Macht; wir sind es nicht mehr; „man muß sein Haupt beugen, wenigstens die Trümmer davon retten „und die Völker, die uns noch bleiben, glücklicher machen als sie es „während meiner unglücklichen Regierung waren, weil wir trotz unserer „Verluste uns immer auf der früheren Höhe erhalten wollten. Beginne „Deine Regierung damit, die Ruhe, den Frieden, das Glück den„jenigen zurückzugeben, die dieß so sehr verdienen; Du selbst wirst „Dich an dem Glücke der Anderen erfreuen, sogar auf Kosten Deiner „persönlichen Größe. Ich kenne Dein Herz und baue auf dasselbe; „rette Deine Völker und erwirb Dir dadurch größeren Ruhm als „durch alle Ansprüche auf den Namen eines Eroberers. Thugut muß „zum Könige zurückkehren; wenn Du es für gut hältst, möchte ich ihn „durch Deine Armee senden, um Dich besser über unsere Gedanken „zu unterrichten, denn es ist nöthig, daß wir über die Grundsätze „einig seien, mein theurer Sohn. In Bezug auf die Form werde „ich mich zu Allem herbeilassen, was Du nur immer wünschest. Ich „fürchte mich nicht vor der Schande wegen des Schrittes, den ich „unternahm; um der Sache willen trage ich sie gern, und ich „wünsche nicht sie mit Dir zu theilen, obgleich, offen gestanden, ich „nicht sehe, wie irgendwelche auf Dich fallen könnte."

„Die Zeit drängt", mit diesen Worten schloß Maria Thereſia den Brief, in welchem ſie dem Kaiſer die demnächſtige Zuſendung des Berichtes von Thugut und des Gutachtens des Fürſten Kaunitz ankündigte, „ich bitte Gott daß er Dein Herz rühre und Dich er„leuchte. Nie könnte ich unſere Lage anders beurtheilen, als daß es „geboten erſcheint, um jeden Preis Frieden zu ſchließen. Ich werde „Deine Antwort mit Sehnſucht erwarten. Das Glück von Tauſenden, „Dein eigenes hängt davon ab; das genügt, um Dir eine Idee von „meiner Lage zu geben" [723]).

Die Antwort, welche die Kaiſerin ſchon auf dieſen vorläufigen Brief von ihrem Sohne erhielt, lautete entmuthigend genug. Er vermöge ihr nichts Anderes zu ſagen, ſchrieb er ihr am 26. Juli, als daß er ſeine ihr bekannte Anſicht über die Wiederanknüpfung der Verhandlung mit dem Könige von Preußen in gar keiner Weiſe abändern könne. Wenn Thugut im Lager erſchiene, würde er denſelben gewiß nicht empfangen. Sie habe die Macht in Händen und könne thun was ſie wolle; er aber könne und wolle niemals den Anſchein auf ſich laden, daß er dasjenige gewünſcht habe, worin er ſein ganzes Leben hindurch die Schande und das Verderben des Staates erblicken werde [724]).

So wie ihrem Sohne, ſo drängte Maria Thereſia auch dem Fürſten Kaunitz gegenüber zu raſcher Entſcheidung, und die Worte ſind ſchon angeführt worden, aus denen hervorgeht, daß er ihr viel zu lang zögerte mit ſeiner Arbeit. Auf eine derartige Mahnung antwortete er ihr, er ſei unabläſſig beſchäftigt, ſeine Gedanken über die Art und Weiſe zu ordnen und niederzuſchreiben, durch die ſie der peinlichen Lage, in welcher ſie ſich ſowohl dem Kaiſer als dem Könige von Preußen gegenüber befinde, noch am eheſten ein Ende machen könne. Maria Thereſia aber antwortete ihm hierauf mit eigener Hand: „Ich habe nie daran gezweifelt, denn ich kenne Ihre Anhäng„lichkeit. Aber ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich aufs tiefſte „niedergeſchlagen bin, und daß, um mir zu helfen, mir Ihr voller „Beiſtand nothwendig iſt" [725]).

Soeben hatte Kaunitz die ihm von der Kaiserin übertragene Arbeit beendigt, als einem Briefe des Königs an Maria Thereſia vom 25. Juli ein zweiter vom 28. folgte. Des erſteren war man in Wien gewärtig, denn er war nichts als die Antwort Friedrichs auf das letzte Schreiben der Kaiserin. Auch enthielt er nur die Wiederholung der Verſicherung, der König werde vor Empfang neuer Nachrichten von der Kaiserin nichts unternehmen, wodurch das Leben derjenigen, die ihrem Herzen ſo nahe ſtünden, irgendwie gefährdet werden könnte [726]). Um ſo erſtaunter und beſtürzter war man daher in Wien, als ohne irgendwelche frühere Ankündigung ein neues Schreiben vom Könige kam, welchem ein förmlicher Plan zur friedlichen Beendigung des Streites beigeſchloſſen war [727]).

Dieſem Vorſchlage zufolge ſollte Maria Thereſia dem Kurfürſten von der Pfalz Alles zurückgeben, was ſie in Baiern und der Oberpfalz in Beſitz genommen hatte, wogegen er ihr den Diſtrict von Burghauſen von Paſſau längs des Inn bis zum Einfluſſe der Salza, dann dieſen Fluß entlang bis zur ſalzburgiſchen Grenze bei Wildshut überließe. Wenn Oeſterreich nicht geneigt wäre, den Kurfürſten hiefür durch Gebietsabtretungen zu entſchädigen, könnte es dieß, wenn auch nur in ſehr unvollkommenem Maße dadurch thun, daß es den Lehens- und Oberhoheitsrechten in der Oberpfalz und Sachſen entſage und dem Kurfürſten von Sachſen eine Million Thaler bezahle. Mindelheim und Rothenberg könnten dem Letzteren gleichfalls zugeſprochen werden. Die ſonſtige Verſtändigung zwiſchen Kurpfalz und Sachſen wäre unter der Mitwirkung Oeſterreichs und Preußens zu Stande zu bringen. Nachdem ſie erzielt worden, hätten die Häuſer Oeſterreich und Sachſen allen anderen Anſprüchen auf Baiern und die Oberpfalz zu entſagen, dem Herzoge von Zweibrücken aber die dereinſtige Nachfolge in dieſen Ländern zuzugeſtehen. Die durch den Tod des letzten Kurfürſten von Baiern erledigten Reichslehen wären dem Kurfürſten von der Pfalz, und nach dem Ausſterben ſeiner Linie dem Herzoge von Zweibrücken zu verleihen; eines dieſer kleinen Lehen aber, oder mindeſtens das Privilegium de non appellando ſollte dem Herzoge von Mecklenburg zu Theil werden. Endlich hätten

der Kaiser und die Kaiserin auf alle etwaigen Lehensrechte der Krone Böhmen in Ansbach und Bayreuth zu verzichten und sich zu verpflichten, gegen die dereinstige Einverleibung dieser Markgrafthümer in Preußen oder deren Austausch gegen die Lausitz oder irgend ein anderes Land ihrerseits kein wie immer geartetes Hinderniß zu erheben.

Es ließ sich vorhersehen, daß es nicht leicht fallen werde, über die Antwort auf diese Vorschläge des Königs von Preußen, welch letztere eigentlich nichts anderes als die Wiederaufnahme seiner früheren, lang schon zurückgewiesenen Anträge waren, eine Verständigung zwischen der Kaiserin und ihrem von Wien abwesenden Sohne zu erzielen. Um jedoch hierüber auch die dem Könige von Preußen gebührende Rücksicht nicht aus den Augen zu verlieren, schrieb ihm Maria Theresia sogleich. Sie theilte ihm mit, Thugut sei im Begriffe gestanden, sich mit einem neuen Vergleichsplane zu ihm zu begeben, als sein letztes Schreiben in Wien eingetroffen sei. Durch die demselben beigefügten Anträge werde jedoch zu ihrem größten Bedauern die Sachlage so sehr verändert, daß sie ihm ihre Gedanken hierüber unmöglich so rasch, als es ihr sonst erwünscht wäre, mittheilen könnte; doch werde dieß demnächst geschehen. Und Friedrich erwiederte, daß er begreife, wie derlei Dinge eine reifliche Prüfung erheischten. Er werde die versprochene Antwort der Kaiserin geduldig erwarten [728]).

Die schon vollständig ausgearbeiteten Instructionen, mit denen Thugut soeben zum Könige zurückkehren wollte, sind ein unanfechtbares Zeugniß, daß man in Wien ernstlich und redlich nach einem Auswege zur Wiederherstellung des Friedens zu suchen bemüht war. Um so peinlicher war man denn auch durch die letzten Vorschläge des Königs berührt, und sie zerstörten die Hoffnung, die man nach seinen mündlichen Erklärungen gegen Thugut gehegt hatte, es werde noch möglich sein, ohne Fortführung des Krieges zu einer leidlichen Beilegung des Streites zu gelangen. Da Friedrich seine Minister zu sich berufen

Kaunitz der Meinung, seine letzten Vorschläge seien den

n Hertzbergs zu verdanken.

Zur Kennzeichnung dieser Vorschläge bemerkte Kaunitz, daß in dem ersten Vergleichsplane Oesterreich zwei von einander abgerissene Gebietstheile Baierns zugewiesen worden seien. Jetzt wolle man ihm nur mehr das kleinere Stück lassen, und auch dieses sollte die Kaiserin noch mit der Abtretung von Mindelheim sowie all ihrer wichtigen Lehens- und sonstigen Rechte in der Oberpfalz, in Sachsen, in Ansbach, Bayreuth und der Lausitz, endlich der Bezahlung einer Million Thaler an Sachsen erkaufen. Das sei weit mehr als der Werth jenes Gebietstheiles, und noch überdieß solle sie nicht nur der dereinstigen Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen, sondern auch deren etwaiger Vertauschung gegen die Obere und die Niedere Lausitz zustimmen. Schon auf den ersten Blick zeige sich daher die völlige Unannehmbarkeit der Anträge des Königs, und nie werde es gelingen, den Kaiser hiezu zu bringen, während doch ohne seinen Willen und Beitritt keine Unterhandlung zu irgend einem endgültigen Ergebnisse gebracht werden könne.

Maria Theresia stimmte den Ansichten des Fürsten Kaunitz wenigstens insofern bei, als auch sie das Verfahren des Königs ein schmähliches nannte. Aber sie sei darüber, schrieb sie dem Kaiser, keineswegs erstaunt. Echt preußisch sei die Handlungsweise des Königs, und vielleicht habe die Ankunft seiner Minister auch dazu beigetragen, denn sie seien an Sachsen und an Zweibrücken verkauft. Aber darum meinte doch Maria Theresia durchaus nicht, man solle die kaum wieder angeknüpfte Verhandlung jetzt schon neuerdings abbrechen. Den allein noch ausführbaren Vorschlag habe sie selbst, ohne Vorwissen des Fürsten Kaunitz, Binders oder irgend eines Andern mit Punkten bezeichnet; der Kaiser oder Lacy möge denselben rectificiren. Nicht mehr an die Ziffer des neu zu erwerbenden Einkommens solle man denken, nicht auf eine halbe oder auch eine ganze Million weniger oder mehr, sondern nur auf die Sicherstellung der Grenzen und der Verbindungen komme es noch an. Man bedürfe des Inn; seinen Lauf entlang solle die Grenzlinie von Kufstein längs der salzburgischen Grenze bis zum Einflusse der Salza, von da bis Passau und sodann bis Waldmünchen gezogen, alles Uebrige aber zurückgegeben werden; Schärding und

Braunau würden immerhin eine schöne Erwerbung sein. Man könne sich um so eher damit begnügen, als nach den Erhebungen, welche der jüngere Lehrbach gepflogen habe, ohnedieß ein großer Theil des in Besitz genommenen Gebietes, als nicht zu dem früheren Straubingischen Antheile gehörig, vertragsmäßig dem Kurfürsten von der Pfalz zurückgegeben werden müßte. Wenn der Letztere sich zu einem für Oesterreich günstigeren Austausche zu einer Zeit nicht habe herbeilassen wollen, in der noch kein Gedanke an Krieg war, so sei jetzt um so weniger darauf zu hoffen. Der König wolle durchaus die Lausitz haben, und er könne dieß auch, jedoch nur durch Verrath an seinem Verbündeten erreichen, denn freiwillig werde der Kurfürst von Sachsen hiezu nie seine Einwilligung geben.

„Du hast zu dieser Stunde", schrieb Maria Theresia dem Kaiser, indem sie ihm den entscheidenden Beschluß anheimstellte, „das Schick„sal Deiner Staaten in der Hand, aber Du wirst dafür auch Dir „selbst und Gott verantwortlich sein. Das Glück so vieler tausend „Seelen ist daran geknüpft; die ersten Unfälle des Krieges haben Dich „gerührt; solltest Du Dich schon mit seinen verderblichen Wirkungen „vertraut gemacht haben? Denke mit gesammeltem Geiste und ohne „Voreingenommenheit darüber nach, und Du wirst finden, daß eine „zärtliche Mutter, eine vernünftige und redliche Freundin, eine billig „denkende Monarchin es ist, welche nach den ihr gegen Gott und die „Menschen obliegenden Pflichten zu handeln sich bestrebt. Die Ent„scheidung soll so, wie Du sie fällen wirst, ausgeführt werden; ich „werde Dich unterstützen, so weit meine Kräfte es nur immer gestatten, „aber ich bitte Dich, laß den Ausspruch klar sein: Krieg oder nicht. „Man füge dem von mir angedeuteten Ausmaße nichts mehr hinzu, „sondern beschränke sich darauf, es verständlicher zu machen. Für den „Fall aber, daß Du für Dich und für mich den Krieg vorziehst, wirst „Du Deine vier Feldmarschälle um ihr schriftliches Gutachten angehen „und es mir senden, ob sie glauben, daß wir in unserer gegenwärtigen „Lage und bei den Kräften, welche wir und der Feind besitzen, im „Stande sind, in der Defensive zu verharren, daß der König bei uns nehmen kann, und daß wir unsere

„armen Unterthanen vor größerem Unglücke schützen, unsere eigenen „Hülfsquellen aber nicht zerstören und sie dem Feinde überlassen. „Denn dieß würde geschehen, wenn der König während des Winters, „wenn nicht in Prag, so doch in einigen Kreisen Böhmens oder „Mährens, oder in Oberschlesien verbliebe, wo das Corps Werners „bereits eindrang und plündert. Ich verlange von jenen Herren nur „ein militärisches Gutachten, die Politik soll dabei gar nicht in Be„tracht kommen, weder was die Verbündeten noch unsere Hülfsquellen „in Geld oder Anderem betrifft. Ich will von ihnen nur in militärischer „Beziehung für Dich und für mich selbst wissen, ob wir in unserem „gegenwärtigen Zustande unsere Länder beschützen und von den Er„eignissen die Umwandlung in eine Offensive erwarten können? Das „ist Alles, was ich Dir über die wichtige Lage, in der wir uns „befinden, zu sagen im Stande bin; man muß sich klar sein und sich „keiner Täuschung hingeben, dann kann man einen Entschluß fassen. „Ich bitte Gott, daß er Dich erleuchte" [729]).

Nur mit Bedauern muß man wahrnehmen, wie die damaligen Briefe Josephs an seine Mutter ihr statt Beruhigung und Trost nur neue Qual bereiten konnten. Zum Theile lag dieß außer dem Willen des Kaisers, denn es stand nicht in seiner Macht, die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze günstiger zu gestalten; die Nachrichten, die er ihr von dort ertheilte, mußten daher an und für sich peinigend für sie sein. In den ersten Tagen des August meldete er ihr, daß Laudon durch den Anmarsch des Prinzen Heinrich genöthigt worden sei, sich nach Kosmanos hinter die Iser zurückzuziehen. Wenn der Feind die Iser gleichfalls überschreite, was binnen zwei Tagen geschehen könne, dann sehe er selbst sich genöthigt, seine Stellung aufzugeben und dadurch die reichere Hälfte Böhmens dem Feinde zu überlassen. Ehe er sich jedoch in ein solches Mißgeschick füge, werde er Alles aufs Spiel setzen, einen entscheidenden Streich wagen und den König angreifen, welche Stellung derselbe auch immer einnehmen möge. Gelinge es ihn zu besiegen, dann würde Alles in befriedigenden Zustand versetzt. Unterliege man, so werde hiedurch wenigstens die Ursache des Rückzuges kund und derselbe gerechtfertigt erscheinen. So verzweifelt

ein solcher Entschluß auch sein möge, so müsse er doch gefaßt werden, um die Dinge vielleicht doch noch zum Bessern zu ändern [730]).

Diese Mittheilungen ihres Sohnes versetzten, wie derselbe leicht vorhersehen konnte, die Kaiserin in die äußerste Bestürzung. „Senden „Sie mir Binder", schrieb sie nach deren Empfang an Kaunitz, „wenn „Sie nicht selbst kommen können. Nach diesem Brief ist kein Augen„blick zu versäumen und Thugut zurückzusenden. Der Brief ist eine „Antwort auf mein Schreiben vom 31. und noch nicht auf das über „die Bedingungen des Königs; vielleicht erhalte ich eine solche noch „diesen Abend. Ihr Rath, Ihre Standhaftigkeit sind mir jetzt äußerst „nothwendig, die meinige beginnt mich zu verlassen" [731]). Und kaum war Kaunitz von ihr gegangen, so schrieb sie ihm in Folge neuerlicher Mittheilungen, die sie von Joseph erhielt: „Dringend empfehle ich „Ihnen, das Unmögliche zu ersinnen, um uns aus dem Abgrunde zu „ziehen, in dem wir uns befinden" [732]).

Mit den von ihm selbst als trostlos bezeichneten Nachrichten stand die Haltung, welche Joseph gegen die von seiner Mutter angesponnene Verhandlung mit dem Könige von Preußen fortwährend beobachtete, in seltsamem Contraste. „Unerschütterlich in meinen Grund„sätzen", hieß es in seinem Briefe vom 4. August, „kann ich mich „durchaus nicht in Verhandlungen mischen, deren Anfang und Mittel „ich nicht kannte, und deren Folgen mir für alle Zukunft entehrend, „nachtheilig und schmachvoll erscheinen werden. Ich würde mich darauf „beschränken, nichts Anderes zu sagen, wenn meine ehrfurchtsvolle „Anhänglichkeit an Sie mir nicht eine Bemerkung abnöthigen würde. „Eure Majestät allein sollen und können über das entscheiden, was „zu thun ist. Sind Sie fest dazu entschlossen, Alles bis auf den „letzten Mann und den letzten Thaler aufzuwenden und kein Mittel „zu verschmähen, um den Staat in dieser Krise aufrecht zu erhalten? „Dann muß man den Krieg fortsetzen und mit dem Aufgebot der „äußersten Kräfte führen. Sie besitzen tapfere Soldaten, und ein „solcher Wille, stark, unbedingt, nachhaltend und standhaft könnte nach „meiner Ansicht die Lage der Dinge wohl verändern. Oder wollen

„Sie Ihre Länder nicht in diesen Zustand versetzen und kein großes „Spiel spielen, dann bleibt kein anderer Entschluß übrig als den „Frieden so rasch als möglich und auf was immer für Bedingungen „zu schließen, denn den Krieg weichlich und mit Schonung zu führen, „ohne Alles für Alles zu wagen, dazu ist keine Möglichkeit vorhanden."

„Was mich angeht, so glaube ich, daß Sie an dem Entschlusse „nicht zweifeln können, den ich ergreifen würde, aber an Ihnen ist es, „die Entscheidung zu treffen. Ich kenne meine Pflicht, und Ihnen „kann meine Ehrfurcht für Sie nicht unbekannt sein. Alles was Sie „thun werden, wird für mich ein Gesetz sein, und ich werde es unter„schreiben, da ich für jetzt kein Recht habe und weit davon entfernt „bin, mich eines solchen Ihnen gegenüber bedienen zu wollen. Ich „werde nur mein tiefes Bedauern an den Tag legen und die nöthigen „Maßregeln ergreifen können, auf daß eine unglückliche Meinungs„verschiedenheit den Staat nicht neuerdings in sein jetziges Unglück „stürze, dessen ich mich mit peinvollster Qual, aber ohne den geringsten „Vorwurf vielleicht allein als schuldig betrachte. Ihr Entschluß muß „rasch sein, denn die Verheerungen nehmen zu, und binnen wenig „Tagen werde ich selbst meine Stellung verlassen müssen, da Laudon „schon sagt, er könne sich an der Iser nicht behaupten."

„Alles dem Kurfürsten von Baiern zurückstellen, wenn man „schon diesen Schritt thun will, und daß auch der König von Preußen „nichts erlange, das scheint mir noch der äußerste Entschluß zu sein, „welchem der Vorzug zu geben wäre, wenn man überhaupt glaubt, „daß man mit dem Feinde in Böhmen Anderes thun kann als „sich zu schlagen, während hinsichtlich Sachsens und der übrigen Prä„tendenten die Entscheidung der Sache dem Reichstage übertragen „werden müßte."

„Das Gutachten der Marschälle verlange ich nicht. Was könnten „sie sagen, das ich nicht schon wüßte? Wenn wir unsere Armee ver„mehren, wenn wir glücklich sind, werden wir den König von Preußen „aus Böhmen vertreiben. Er ist mit den Sachsen um etwa vierzig„tausend Mann stärker als wir. Es handelt sich also darum, ihn

wurde. Sobald der König erkläre, daß er das, was man ihm vorschlage, als ganz unannehmbar betrachte, bleibe keine Hoffnung mehr übrig, daß andere Berathungen über denselben Gegenstand irgend welche Wirkung hervorbringen könnten.

Nicht ohne Anflug von übler Laune erwiederte der König, er sehe wohl, daß in Wien jetzt andere Ansichten über den Frieden herrschend geworden seien. Er wisse ein klein wenig von dem, was im Lager des Kaisers sich ereigne. Es sei ihm daher auch nicht unbekannt, wie ungünstig die erste Nachricht von der Wiederanknüpfung der Verhandlungen daselbst aufgenommen worden sei. Der Widerwille des Kaisers habe ohne Zweifel auf die Entschlüsse seiner Mutter Einfluß gehabt, und hauptsächlich werde Kaunitz es für nothwendig gehalten haben, mit einem Antrage hervorzutreten, von dem er mit voller Bestimmtheit wußte, daß man ihn ablehnen werde.

Thugut gab zu, daß der Kaiser die von seiner Mutter neuerdings angeknüpften Verhandlungen nicht gutheiße. Trotz dieser Meinungsverschiedenheit stehe jedoch Maria Theresia nicht ab, nur der Stimme ihrer mütterlichen Liebe und ihrer Zärtlichkeit für ihre Unterthanen zu folgen. Darum sei Thugut eben im Begriffe gewesen, Wien mit Instructionen zu verlassen, auf deren Grundlage eine Versöhnung gar wohl hätte bewerkstelligt werden können. Da seien die letzten Vorschläge des Königs in Wien eingetroffen, und die Kaiserin habe mit Schmerz aus ihnen ersehen müssen, wie weit man noch von einer Verständigung entfernt sei. Sie habe daher die schon gegebenen Befehle widerrufen, und kein sichereres Mittel mehr, zum Frieden zu gelangen, als die Beschränkung auf einen einfachen Vorschlag zu finden gewußt, kraft dessen Alles zu Ende gebracht werden könnte, denn er müsse auch vom preußischen Standpunkte aus annehmbar genannt werden.

Mit Lebhaftigkeit bestritt Friedrich diese letztere Behauptung. Nie werde er auf die Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen verzichten, denn sie sei gerecht und von ihm unwiderruflich beschlossen. Er verharre übrigens, fügte er hinzu, fortwährend in gleich günstiger

Stimmung für den Frieden, wenn man zu demselben auf andere Bedingungen hin zu gelangen vermöchte. Er sei daher auch bereit, Thugut zu hören, wenn er ihm hierüber Eröffnungen zu machen gedächte.

Nach kurzem Stillschweigen entgegnete Thugut, daß seine jetzigen Befehle sich in der That nicht weiter als auf den Vorschlag erstreckten, den er dem Könige im Namen der Kaiserin mitgetheilt habe. Aber freilich seien die Instructionen, die man ihm früher gegeben, nur unter dem Eindrucke der so unerwarteten Anträge des Königs zurückgenommen worden. Da nun derselbe neuerdings seine friedlichen Gesinnungen an den Tag lege, glaube Thugut es auf sich nehmen zu dürfen, sich seiner früheren Instructionen zu bedienen und hiedurch vielleicht den Weg zum Frieden zu bahnen, den die Kaiserin noch immer mit allen Mitteln anstrebe, die mit ihrer Würde vereinbarlich seien.

Nachdem er in ausführlicher Weise den Nutzen geschildert, welcher für beide Theile daraus hervorgienge, wenn die Verhandlungen in offener und ehrlicher Weise und ohne den Wunsch nach Ueberlistung des Gegners geführt würden, kam Thugut auf das Opfer zurück, das die Kaiserin bringe, wenn sie einer so ansehnlichen Vergrößerung der preußischen Macht, wie einer Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen, oder gar ihrer Vertauschung gegen die Lausitz zustimme. Dennoch wolle sie einer solchen Verfügung nicht nur nicht entgegentreten, sondern sie sogar aufrichtig und thatkräftig fördern, wenn der König ein Gleiches hinsichtlich jenes baierischen Landstriches thun wollte, den ihr der Kurfürst Karl Theodor im Wege des Austausches und der Entschädigung zu überlassen gedächte. Der König könnte sich um so leichter dazu verstehen, als Maria Theresia bei dieser Erwerbung kein anderes Ziel verfolge als er selbst: eine passende Abrundung ihrer Länder und eine bessere Verbindung derselben unter einander zu erlangen. Jedenfalls könnte ihm die österreichische Gebietserwerbung, fern von seinen Staaten gelegen, ungleich weniger Ursache zur Beunruhigung und zur Eifersucht darbieten, als diejenige der

Hände zu legen, welche auf die in Baiern zu machenden Erwerbungen sich bezogen.

„ich sehe keine hoffnung", so lauten sie, „das jemahls die grosse „ligne von inn accordirt wird. wäre also alzeit der meinung, das man „auch eine kleinere, wie es möglich wäre, zu erhalten suche, auch davor „ein austausch von unsern vorlanden noch antragen kunte, indem „diser strich lands uns alzeit vill besser convenirte, auch was selbige „weniger ertragen, in geld nachtragen werden kunte. wegen dem was „in niederland hat wollen gegeben werden, und von falckenstein glaube „nicht, das vor jetzo mehr ein antrag gemacht werde, indeme nicht „glaube, das man alzeit noch die million einkomen zur base nehme."

Am 6. August verließ Thugut Wien, und am Morgen des 10. war er in Welsdorf. Als er dem Hauptquartiere sich näherte, begegnete er den König; mit dem Prinzen von Preußen, dem Erbprinzen von Braunschweig und anderem Gefolge war derselbe im Begriffe, sich zum linken Flügel seiner Armee zu begeben. Der König, welcher Thugut allsogleich erkannte, schien durch dessen Ankunft einiger Maßen überrascht. Gegen elf Uhr Morgens von seinem Ritte zurückgekehrt, ließ er Thugut unverzüglich rufen und nahm von ihm den Brief der Kaiserin in Empfang. Nachdem er denselben gelesen, erkundigte er sich nach dem Vorschlage, von welchem darin die Rede sei. Als aber Thugut erklärte, die Kaiserin wolle Alles zurückgeben, was ihre Truppen in Baiern und der Oberpfalz besetzt hätten, wenn der König auf die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit der preußischen Primogenitur verzichte, zeigte sich der König etwas erstaunt. Aber er faßte sich bald wieder, sprach von seinem unbestreitbaren Rechte zu jener Vereinigung, welcher alle Glieder seines Hauses zugestimmt hätten, und erklärte diese Bedingung als ganz unannehmbar.

Thugut bemühte sich dagegen, dem Könige die Beweggründe auseinander zu setzen, in Anbetracht deren die Kaiserin die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte ansehe. Er rief ihm ins Gedächtniß zurück, wie gerade er und seine Minister immer zu beweisen gesucht hätten, die Erwerbung in Baiern sei für das Haus Oesterreich von

weit größerem Werthe als die Einverleibung der Markgrafthümer für Preußen, indem die letztere nicht gleich der ersteren schon jetzt, sondern erst in ganz ungewisser Zukunft geschehen sollte; darum allein schon habe man in Wien glauben müssen, daß man mehr anbiete als verlange. Er wies endlich darauf hin, daß die Trennung der Markgrafthümer von der Primogenitur durch eine pragmatische Sanction festgestellt worden sei, welche die Bestätigung des Kaisers und des Reiches erhalten habe. Der Kaiser und alle Mitglieder des deutschen Reiches hätten hiedurch ein unbestreitbares Recht erlangt, dem Bruche einer in so feierlicher Weise festgestellten Successionsordnung zu widerstreben.

Wie Thugut behauptet, wußte Friedrich auf diese Auseinandersetzungen nichts Stichhältiges zu erwiedern. Er kehrte stets von Neuem auf die ganz allgemein lautende Behauptung zurück, Niemand sei berechtigt, gegen die mit Zustimmung aller Mitglieder seines Hauses erfolgende Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen Einsprache zu erheben. Er verabschiedete endlich Thugut mit der Bemerkung, daß er ihn Nachmittags wieder zu sprechen begehre.

Gegen drei Uhr erhielt Thugut die Aufforderung des Königs, bei ihm neuerdings zu erscheinen. Er wurde mit der Frage empfangen, ob er den von ihm am Morgen mitgetheilten Antrag schriftlich mitgebracht habe; da der König seine Vorschläge in solcher Weise bekanntgab, erwarte er daß man ihm gegenüber nun ein Gleiches thun werde. Thugut erwiederte, er nehme keinen Anstand, seinen mündlich vorgebrachten Antrag auch niederzuschreiben. Er zog sich auf einige Augenblicke zurück und erschien bald darauf mit der Aufzeichnung, die er rasch gemacht hatte. Der König las sie und erneuerte seine Erklärung, daß sie ganz unannehmbar sei. Er fügte übrigens hinzu, nachdem sich seine Minister schon seit längerer Zeit in Reichenbach befänden, könnte Thugut, wenn er wollte, dort mit ihnen zusammentreffen und die Frage noch eingehender besprechen. Mit Feinheit entgegnete Thugut, sein Auftrag beschränke sich darauf, den König um sein eigenes Gutachten über den Antrag zu bitten, der ihm gemacht

wurde. Sobald der König erkläre, daß er das, was man ihm vorschlage, als ganz unannehmbar betrachte, bleibe keine Hoffnung mehr übrig, daß andere Berathungen über denselben Gegenstand irgend welche Wirkung hervorbringen könnten.

Nicht ohne Anflug von übler Laune erwiederte der König, er sehe wohl, daß in Wien jetzt andere Ansichten über den Frieden herrschend geworden seien. Er wisse ein klein wenig von dem, was im Lager des Kaisers sich ereigne. Es sei ihm daher auch nicht unbekannt, wie ungünstig die erste Nachricht von der Wiederanknüpfung der Verhandlungen daselbst aufgenommen worden sei. Der Widerwille des Kaisers habe ohne Zweifel auf die Entschlüsse seiner Mutter Einfluß gehabt, und hauptsächlich werde Kaunitz es für nothwendig gehalten haben, mit einem Antrage hervorzutreten, von dem er mit voller Bestimmtheit wußte, daß man ihn ablehnen werde.

Thugut gab zu, daß der Kaiser die von seiner Mutter neuerdings angeknüpften Verhandlungen nicht gutheiße. Trotz dieser Meinungsverschiedenheit stehe jedoch Maria Theresia nicht ab, nur der Stimme ihrer mütterlichen Liebe und ihrer Zärtlichkeit für ihre Unterthanen zu folgen. Darum sei Thugut eben im Begriffe gewesen, Wien mit Instructionen zu verlassen, auf deren Grundlage eine Versöhnung gar wohl hätte bewerkstelligt werden können. Da seien die letzten Vorschläge des Königs in Wien eingetroffen, und die Kaiserin habe mit Schmerz aus ihnen ersehen müssen, wie weit man noch von einer Verständigung entfernt sei. Sie habe daher die schon gegebenen Befehle widerrufen, und kein sichereres Mittel mehr, zum Frieden zu gelangen, als die Beschränkung auf einen einfachen Vorschlag zu finden gewußt, kraft dessen Alles zu Ende gebracht werden könnte, denn er müsse auch vom preußischen Standpunkte aus annehmbar genannt werden.

Mit Lebhaftigkeit bestritt Friedrich diese letztere Behauptung. Nie werde er auf die Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen verzichten, denn sie sei gerecht und von ihm unwiderruflich beschlossen. Er verharre übrigens, fügte er hinzu, fortwährend in gleich günstiger

Stimmung für den Frieden, wenn man zu demselben auf andere Bedingungen hin zu gelangen vermöchte. Er sei daher auch bereit, Thugut zu hören, wenn er ihm hierüber Eröffnungen zu machen gedächte.

Nach kurzem Stillschweigen entgegnete Thugut, daß seine jetzigen Befehle sich in der That nicht weiter als auf den Vorschlag erstreckten, den er dem Könige im Namen der Kaiserin mitgetheilt habe. Aber freilich seien die Instructionen, die man ihm früher gegeben, nur unter dem Eindrucke der so unerwarteten Anträge des Königs zurückgenommen worden. Da nun derselbe neuerdings seine friedlichen Gesinnungen an den Tag lege, glaube Thugut es auf sich nehmen zu dürfen, sich seiner früheren Instructionen zu bedienen und hiedurch vielleicht den Weg zum Frieden zu bahnen, den die Kaiserin noch immer mit allen Mitteln anstrebe, die mit ihrer Würde vereinbarlich seien.

Nachdem er in ausführlicher Weise den Nutzen geschildert, welcher für beide Theile daraus hervorgienge, wenn die Verhandlungen in offener und ehrlicher Weise und ohne den Wunsch nach Ueberlistung des Gegners geführt würden, kam Thugut auf das Opfer zurück, das die Kaiserin bringe, wenn sie einer so ansehnlichen Vergrößerung der preußischen Macht, wie einer Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen, oder gar ihrer Vertauschung gegen die Lausitz zustimme. Dennoch wolle sie einer solchen Verfügung nicht nur nicht entgegentreten, sondern sie sogar aufrichtig und thatkräftig fördern, wenn der König ein Gleiches hinsichtlich jenes baierischen Landstriches thun wollte, den ihr der Kurfürst Karl Theodor im Wege des Austausches und der Entschädigung zu überlassen gedächte. Der König könnte sich um so leichter dazu verstehen, als Maria Theresia bei dieser Erwerbung kein anderes Ziel verfolge als er selbst: eine passende Abrundung ihrer Länder und eine bessere Verbindung derselben unter einander zu erlangen. Jedenfalls könnte ihm die österreichische Gebietserwerbung, fern von seinen Staaten gelegen, ungleich weniger Ursache zur Beunruhigung und zur Eifersucht darbieten, als diejenige der

Lausitz durch Preußen wegen der Nachbarschaft Böhmens für Oesterreich mit sich bringe.

Trotz der anscheinenden Gleichgültigkeit, mit welcher Friedrich hie und da die Auseinandersetzung Thuguts unterbrach, meinte derselbe doch Kennzeichen besonderer Theilnahme an ihm zu erblicken, so oft er der Vereinigung der Lausitz mit Preußen erwähnte. Scherzend sagte der König, Thugut spiele die Rolle eines Versuchers nicht übel, um ihn zu bewegen, das pfälzische Haus dem Kaiserhofe preiszugeben, auf daß er es dann nach Herzenslust plündern könne.

Thugut erwiederte, die gegenseitigen Vortheile hätten noch jederzeit die Grundlage der politischen Entschlüsse der Höfe gebildet; natürlicher Weise müßten sie daher auch Einfluß ausüben auf die gegenwärtige Verhandlung. Der Begriff und Ausdruck „Versuchung" finde jedoch um so weniger Anwendung auf sie, als es sich um eine Vereinbarung handle, welche nur auf die Grundsätze der Mäßigung gebaut und dem pfälzischen Hause keineswegs nachtheilig wäre.

Die Wurzel des Uebels, so behauptete dagegen Friedrich, liege in dem festen Entschlusse des Kurfürsten von Sachsen, niemals in einen Austausch der Lausitz zu willigen. Derselbe habe sich hierüber mit einer Bestimmtheit erklärt, welche jeden Zweifel beseitige, und nie werde der König zu einer Gewaltmaßregel gegen ihn schreiten: man müsse sich daher nach einem anderen Austauschobjecte umsehen. Thugut erwähnte im Vorbeigehen der Niederlausitz und des Herzogthums Berg; der König aber unterbrach ihn durch eine Geberde der Mißbilligung; gleichwohl kam er zu wiederholten Malen auf seine vorige Bemerkung zurück. Als jedoch Thugut ihn bat, sich über dasjenige, was er in dieser Beziehung als ausführbar betrachte, näher zu erklären, lehnte der König dies ab. Keine andere Antwort war von ihm zu erhalten, als man müsse daran denken.

Thugut betonte hierauf die Wichtigkeit, die Verhandlung zu beschleunigen und sie ohne Aufschub zu einem befriedigenden Abschlusse

zu führen, um den neuen Schwierigkeiten zu begegnen, die aus irgend einem Kriegsereignisse hervorgehen könnten. Der König aber meinte, es würde ungemein schwer fallen, eine so sehr in Verwirrung gerathene Angelegenheit rasch wieder in Ordnung zu bringen. Man würde verpflichtet sein, die Zustimmung des Kurfürsten von Sachsen und des Herzogs von Zweibrücken zu erwirken, und er selbst könnte niemals etwas abschließen, ohne die Friedensbedingungen in St. Petersburg mitgetheilt und die Einwilligung der Kaiserin von Rußland erhalten zu haben. Thugut hob die Verzögerung hervor, welche das Abwarten einer Antwort aus Rußland verursachen müßte. Dasselbe scheine um so weniger nöthig zu sein, als ja in den Vertrag nichts aufgenommen würde, was den russischen Interessen widerstreite. Außerdem habe die Kaiserin von Rußland jederzeit erklärt, daß sie die friedliche Beilegung des Streites zwischen Oesterreich und Preußen aufrichtig wünsche. Der König aber beharrte fortwährend auf der Behauptung, er müsse vor Abschluß einer Uebereinkunft durchaus nach St. Petersburg schreiben; es sei dieß eine Consequenz seiner Allianz mit Rußland.

Friedrich kam nun auf die Ansprüche des Kurfürsten von Sachsen zu reden, und er versicherte auch jetzt wieder, daß dieselben in Dresden auf mehr als sechzig Millionen veranschlagt würden. Thugut erwiederte, daß die Vereinbarung des Kurfürsten mit seiner Mutter, in welcher diese Ansprüche im günstigsten Falle auf drei bis vier Millionen geschätzt wurden, nicht unbekannt sei. Der König behauptete, von der Existenz einer solchen Uebereinkunft nichts zu wissen. Wahrscheinlicher Weise, fügte er hinzu, beginne der Dresdner Hof mit einer Forderung von sechzig Millionen, um sich dann mit sechs oder sieben zu begnügen. Aber auch der letztere Betrag wurde von Thugut als ein viel zu hoher bezeichnet.

Der König verlangte endlich über die Ausdehnung des Landstriches, welcher Oesterreichs neue Erwerbung in Baiern zu bilden hätte, näher unterrichtet zu werden. Thugut ging nach seinen Karten, und er steckte deren zwei zu sich: eine, auf welcher die Grenzlinie von Kufstein angefangen den Inn entlang bis Wasserburg, und von da

über Langquaid, Rittenau und Rötz bis Waldmünchen gezogen, und eine andere, auf der das von Oesterreich zu erwerbende Gebiet so weit verringert war, als man in Wien zur Erlangung des Friedens nur immer zugestehen wollte. Natürlicher Weise begann Thugut mit der Vorzeigung der ersten Karte. Allerdings fand der König den Landstrich, der an Oesterreich fallen sollte, etwas zu groß, aber nachdem Thugut versicherte, daß für das Gebiet, dessen Einkommen eine Million übersteige, Ersatz gewährt werden solle, ließ er seine Einwendungen fallen. Aber er sagte doch, die Feststellung dieser Schadloshaltung würde zu endlosen Streitigkeiten führen; man müsse daher die Gebietstheile genau bezeichnen, die man dem Kurfürsten von der Pfalz abtreten wolle. Thugut könnte sich zu den preußischen Ministern nach Reichenbach begeben, um diese Punkte mit ihnen zu ordnen.

Thugut stellte dem Könige vor, wie sehr es zur Erreichung eines günstigen Resultates wünschenswerth wäre, die Verhandlungen im preußischen Hauptquartier fortzuführen, wo die Minister jeden Augenblick die Befehle des Königs einholen könnten. Friedrich ging jedoch nicht hierauf ein. Nachdem er auch Thuguts Vorschlag, die Verhandlungen in Nachod stattfinden zu lassen, verworfen, bezeichnete er das Stift Braunau als einen geeigneten Ort hiezu, und Thugut stimmte dem alsogleich bei. Der König händigte ihm nun seine Antwort an die Kaiserin ein [illegible] und verabschiedete ihn sodann. Am nächsten Morgen ließ er ihm sagen, er wolle ihn nicht weiter bemühen und wünsche ihm eine glückliche Reise. Da jedoch Thugut den Wunsch aussprach, den König nochmals zu sehen, ließ Friedrich sich hiezu alsogleich bereitfinden. Thugut redete zu ihm von den Hoffnungen, die er hege, die Minister würden in diese Verhandlungen jenen versöhnlichen Geist mitbringen, den er selbst an den Tag gelegt habe, worauf der König erwiederte, ministerielle Schwierigkeiten würden nicht gemacht werden. Aber auch in der Hauptsache sei noch vieles nicht begliechen, und es würde ganz unmöglich sein, zu einer Vereinbarung zu gelangen, ehe nicht die Landstriche genau bezeichnet wären, die man dem Kurfürsten von der Pfalz als Schadenersatz zukommen lassen

werde. Als Thugut erwiederte, dieſes Entgelt würde wohl am eheſten in den öſterreichiſchen Vorlanden gefunden werden können, meinte Friedrich, dieſelben böten keinen ausreichenden Erſatz dar und es müßten noch andere Objecte hiefür aufgeſucht werden. Thugut erklärte, daß er nicht weiter gehen und der Entſcheidung ſeiner Regierung vorgreifen könnte, gern wolle er aber neue Verhaltungsbefehle einholen. Der König billigte nicht nur dieſes Vorhaben, ſondern er ſchien es Thugut beim Abſchiede nahe legen zu wollen, dieß nur ja nicht zu verſäumen.

Am 13. Auguſt fand in Braunau die erſte Beſprechung Thuguts mit den preußiſchen Miniſtern ſtatt, aber er fand ſeine Erwartungen keineswegs beſtätigt. Schon von Anfang an ſagten ſie ihm, man ſei von irgendwelcher Verſtändigung noch ſehr weit entfernt; der König ſehe in alledem, was ihm bisher von öſterreichiſcher Seite mitgetheilt worden, durchaus keinen Anhaltspunkt zu irgend einer Annäherung. Thugut bewies ihnen dagegen, daß das Verlangen, ein Einkommen mit dem Erträgniſſe einer Million Gulden zu erhalten, weit hinter dem zurückbleibe, was Preußen ſelbſt durch Riedeſels Vermittlung angeboten habe, indem damals von dreizehnmalhunderttauſend Thalern die Rede geweſen ſei. Und ſogar in dem erſt vor kurzem veröffentlichten preußiſchen Manifeſte habe man vor ganz Europa Erklärungen abgegeben, welche hierauf gleichfalls hinausliefen.

Der preußiſche Miniſter Hertzberg, welcher für ſich und ſeinen Collegen das Wort führte, fand kein anderes Mittel der Erwiederung, als Thuguts Angaben einfach in Abrede zu ſtellen. Riedeſel könne die Mittheilung, die man ihm zumuthe, nie gemacht haben, weil er nie zu einer ſolchen ermächtigt geweſen ſei. Allerdings habe Riedeſel, wie er ſich dunkel erinnere, in einem ſeiner Berichte eine Geldſumme, jedoch nur eine weit geringere erwähnt. Und wenn Thugut ſich auf die Worte des preußiſchen Manifeſtes beziehe, ſo ſeien das Redensarten, auf die man in einer Verhandlung um ſo weniger zurückkommen könne, als der Krieg eine gewaltige Veränderung in der Lage der Dinge herbeigeführt habe.

Nach längerer Erörterung, bei welcher Hertzberg die feindseligsten Gesinnungen gegen Oesterreich an den Tag legte, während Finkenstein zu wiederholten Malen die wenig anständige Heftigkeit seines Collegen zu dämpfen sich bemühte, stellten die beiden Minister das Ansinnen an Thugut, er möge ihnen seine Vorschläge schriftlich übergeben. Nachdem dieß geschehen war, und zwar am 15. August händigten ihm die preußischen Minister eine Erklärung ein, welche eine abschlägige Antwort enthielt. Dasjenige, was Oesterreich fordere, war darin gesagt, sei viel zu beträchtlich, und was dem Kurfürsten von der Pfalz noch übrig bleibe, viel zu gering, als daß der König sich zu einer solchen Vereinbarung herbeilassen könnte. Mündlich fügten sie hinzu, daß nachdem der König kein Mittel mehr vor sich sehe, zu einer gütlichen Ausgleichung der Streitsache zu gelangen, er ihnen den Befehl ertheilt habe, sich wieder nach Berlin zurückzubegeben, wo ihre Amtsgeschäfte ihre Gegenwart nothwendig machten. Umsonst stellte Thugut ihnen vor, daß nachdem der König selbst seine Anträge als geeignete Grundlage zu einer Verhandlung bezeichnet und hiezu eine Zusammentretung veranlaßt habe, ein so rascher Abbruch der kaum erst begonnenen Verhandlungen ihn mit Erstaunen erfüllen müsse. Sie seien ja nicht einmal auf irgend eine Erörterung eingegangen, welche vielleicht zu einer Annäherung zu führen vermocht hätte. Finkenstein und Hertzberg erwiederten, sie seien von Berlin gekommen, um Vorschläge zu hören und nicht um solche zu machen. Der König habe seine Gedanken in dem nach Wien abgesendeten Versöhnungsprojecte niedergelegt und sie hätten demselben nichts Neues hinzuzufügen.

Thugut war lang schon zu der Ueberzeugung gekommen, daß es den preußischen Ministern um die Herbeiführung einer Vereinbarung gar nicht mehr zu thun sei. Um jedoch von seiner Seite nichts zu vernachlässigen, wodurch vielleicht doch noch eine friedliche Beilegung des Streites erreicht werden konnte, trat er nun mit der verringerten Anforderung hervor, welche auf der zweiten, dem Könige nicht mitgetheilten Karte ersichtlich gemacht worden war. Ja er überschritt sogar seine Vollmacht, indem er erklärte, daß wenn die

Zugrundelegung eines Einkommens von einer Million Gulden von dem für Oesterreich zu erwerbenden Gebiete durchaus unzulässig befunden würde, er sich nach Wien um neue Verhaltungsbefehle in Bezug auf die Schadloshaltung zu wenden bereit sei, die man dem Kurfürsten von der Pfalz anbieten könnte.

Die preußischen Minister verlangten Anfangs Bedenkzeit, aber sie machten nur wenig Gebrauch von derselben. Am Spätabende des 15. August übergaben sie Thugut eine zweite Note, in der sie auch gegen diese verringerten Anforderungen, und insbesondere gegen die beantragte Ueberlassung der Salinen von Reichenhall an Oesterreich sich erklärten. Umsonst meinte Thugut, man könnte sich über eine Schadloshaltung des Kurfürsten wohl unschwer verständigen. Hertzberg verstieg sich sogar zu der Behauptung, die Salinen von Reichenhall lieferten ein Erträgniß von zwei bis drei Millionen Thaler. Keine Vereinbarung hierüber sei möglich, denn im Falle einer zukünftigen Mißhelligkeit zwischen Oesterreich und Baiern könnte für das letztere Land der Fall eintreten, daß es des Salzbezuges vollständig entbehre. Was endlich die Absicht Thuguts betreffe, sich von Wien aus neue Instructionen zu erbitten, so könnten sie ihre Rückkehr nach Berlin nicht länger verschieben. Sollte übrigens Thuguts Bericht ihm Veranlassung zu neuen Eröffnungen geben, so stehe es ihm jederzeit frei, dieselben schriftlich an sie gelangen zu lassen, und er würde hierauf gewiß Antwort erhalten. Und als endlich Thugut seine Absicht aussprach, sich neuerdings in das Hauptquartier des Königs zu begeben, da trachteten sie ihn unter allerlei Vorwänden zurückzuhalten von der Ausführung dieses Vorsatzes.

Am 16. August brachen die preußischen Minister von Braunau auf und auch Thugut that das Gleiche. Von Neustadt aus schrieb er an den König und gab ihm seinen Schmerz über das Scheitern der Verhandlung kund. In der Nacht vom 20. auf den 21. August kam er nach Wien. Hier sprach er seine bestimmte Ueberzeugung aus, daß es dem Könige um eine friedliche Vereinbarung gar nicht mehr zu thun gewesen sei. Die für ihn günstige Gestaltung der

Dinge auf dem Kriegsschauplatze werde diese Veränderung seiner früheren Gesinnung herbeigeführt haben [737]).

Fast zwei Wochen, nachdem Thugut seinen ausführlichen Bericht über seine zweite Mission in das preußische Lager erstattet, legte ihn Kaunitz der Kaiserin vor [738]). „dient zur nachricht", antwortete Maria Theresia mit eigener Hand, „leyder das nichts zu stande „gekomen."

Vierzehntes Capitel.

Der Feldzug in Böhmen.

Wenige Tage bevor König Friedrich in Böhmen eingerückt war, hatte er seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich sein Wort verpfändet, er werde, wenn es nur irgend möglich erscheine, nichts verabsäumen, um sich Bahn zu brechen und jedes ihm dabei entgegenstehende Hinderniß zu überwinden [739]). Diese Absicht des Königs ging jedoch keineswegs in Erfüllung. Schon am 8. Juli hatte er ein Lager bei Welsdorf bezogen; hier aber blieb er viele Wochen hindurch unbeweglich stehen, denn er hielt es für unmöglich, die starken Stellungen zu durchbrechen, in denen sich das österreichische Heer in und um Jaromircz befand. Seitdem Prinz Albert seine Truppen aus Mähren herbeigeführt und sie mit der Hauptarmee vereinigt hatte, befehligte er den rechten Flügel derselben, während Lacy ihren linken Flügel commandirte. In Ertina, etwa dreiviertel Stunden von Jaromircz entfernt, hatte Joseph sein Hauptquartier, und von hier aus schrieb er am 18. Juli seinem Bruder Leopold einen Brief, in welchem er ihm eine keineswegs verlockende, aber gewiß anschauliche Schilderung seiner Lebensweise mittheilt.

„Ein schreckliches Ding ist es", so lauten die Worte des Kaisers, „um den Krieg, um die Verheerung der Felder und Dörfer, die „Klagen der armen Landleute, um den Ruin so vieler Unschuldiger, „um die Unruhe endlich, in die man sich Tag und Nacht versetzt sieht. „Denn so verfließt mein Leben: vor Tagesanbruch muß man aus „dem Bette und draußen sein, denn dieß ist der kritische Augenblick.

„In dieser Jahreszeit muß man daher schon um drei Uhr Morgens „zu Pferde sein, dann folgt die Hitze des Tages, und wenn die „Abendkühle eintritt, vor acht Uhr muß man zu Bett gehen. Während „der Stunden aber, die ich im Bette zubringe, kommt man zwei oder „drei Mal, mich wegen eingelaufener Berichte zu wecken. Manchmal „muß ich auch schreiben; stelle Dir vor, wie man hierauf wieder „einschlafen kann; nur aus Müdigkeit gelangt man dazu. Die Wichtig„keit des geringfügigsten Umstandes, der die bedeutsamsten Folgen „nach sich ziehen kann, die Unruhe, in der man sich befindet, ob man „auch das Richtige getroffen, Alles das macht, daß diese Existenz wie „ein wahres Hundeleben erscheint, aber nach und nach gewöhnt man „sich gleichwohl daran“ [740]).

Schon ist der Besorgniß des Kaisers Erwähnung geschehen, daß er zwar nicht durch das ihm gegenüberstehende Hauptheer des Königs von Preußen, wohl aber durch den Anmarsch des Prinzen Heinrich, wenn derselbe den Feldmarschall Laudon noch weiter zurücktriebe, genöthigt werden könnte, seine so überaus vortheilhafte Stellung bei Jaromircz zu verlassen. Bei Laudon befand sich Fürst Karl Liechtenstein, und es war natürlich, daß auf die Haltung dieser zwei Männer, welche damals auf dem am meisten gefährdeten Posten standen, die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise gerichtet war. In Wien und in ganz Oesterreich war Laudon äußerst beliebt. In frischem Andenken hielt man seine glänzenden Waffenthaten während des sieben jährigen Krieges, und ihn allein betrachtete man als einen wirklichen Feldherrn.

Es ist natürlich, daß die Liebe und die Verehrung des österreichischen Volkes für Laudon keine günstige Rückwirkung ausübte auf das Urtheil, welches man über dessen notorischen Gegner und Rivalen, über Lacy fällte. Ja man wurde sogar ungerecht gegen Lacy und zeigte sich blind für seine hervorragenden Eigenschaften, indem man behauptete, er besitze nur für Untergeordnetes und für Intriguen Geschick [741]).

Ganz anders beurtheilte jedoch Joseph die beiden Generale, und er hegte von Lacy eine weit höhere Meinung als von Laudon. Ja

es scheint fast, als ob die Anschauung ihres Sohnes auch auf diejenige der Kaiserin maßgebenden Einfluß ausgeübt hätte; in diesem Sinne wenigstens, in dem der Besorgniß, daß Laudon der ihm übertragenen Aufgabe nicht gewachsen sein könnte, war fortwährend zwischen Beiden von ihm die Rede. Anfangs zwar, als Joseph am 2. August seiner Mutter die Meldung erstattete, Laudon sei vor dem Prinzen Heinrich hinter die Iser zurückgegangen, sprach er die Hoffnung aus, er werde im Stande sein, sich daselbst zu behaupten und es dadurch auch dem österreichischen Hauptheere möglich machen, in seiner Stellung bei Jaromircz zu verharren. Aber unmittelbar darauf mußte er der Kaiserin anzeigen, der Generalmajor Baron de Vins, der die österreichische Vorhut commandirte, habe eine empfindliche Schlappe erlitten und Laudon bis gegen Jungbunzlau zurückweichen zu sollen geglaubt; dadurch seien alle Pässe und sonstigen Eingänge von Sachsen und der Lausitz nach Böhmen dem Feinde widerstandslos preisgegeben worden. Denn auch Liechtenstein, zu Leitmeritz im Rücken gefaßt, werde dort nicht mehr bleiben können, sondern sich, wenn er verfolgt werde, nach Prag zurückziehen müssen [742]).

Nicht ganz bis Jungbunzlau, wohl aber bis Münchengrätz und Kosmanos war Laudon gewichen; am 6. August bezog er bei dem ersteren Orte ein Lager. Um sich, wie der Kaiser dringend von ihm begehrte, dort zu behaupten, suchte er sich so gut als nur immer möglich zu verschanzen. Auch den Fürsten Liechtenstein zog er an sich, und nur ein Beobachtungscorps unter General Sauer blieb zwischen Leitmeritz und Melnik mit dem Auftrage stehen, sich bei stärkerem Vordringen des Feindes über Welwarn nach Prag zu ziehen.

So viel Kühnheit Laudon bei der Durchführung kriegerischer Unternehmungen an den Tag legte, und ihr verdankte er ja den größten Theil seines Ruhmes, so düster waren doch die Anschauungen, von denen er überhaupt im Leben, und so auch während der Kriegführung beherrscht wurde. Während er Alles that, sich an der Iser zu behaupten, sprach er doch gegen den Kaiser die Besorgniß aus, daß ihm dieß nicht möglich sein werde [743]). Joseph sandte ihm daher,

seinem Wunsche gemäß, acht Bataillone unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Colloredo als Verstärkung, und Laudons Liebling General Rouvroy, jener ausgezeichnete Artillerie-Offizier, der sich im siebenjährigen Kriege als Laudons unzertrennlicher Begleiter so sehr hervorgethan hatte, verfügte sich gleichfalls zu ihm [744]).

Bezeichnend ist die Antwort, welche Maria Theresia dem Kaiser auf diese Mittheilungen gab. „Schon früher, oder wenigstens in dem „Augenblicke", schrieb sie ihm am 8. August, in welchem ich Deinen „Brief vom 4. mit der Nachricht von dem hastigen Rückzuge von all „unseren Verhauen erhielt, wußte man etwas davon in der Stadt; „man murrte daß man Laudon aufgeopfert habe, und Du kannst Dir „wohl denken, gegen wen man diese Anklage erhob? Laudon habe „dreißigtausend Mann verlangt, um Stand halten zu können, da er „nur dreißigtausend besitze. Man habe bloß zehntausend gesendet, „welche dem Bedürfnisse nicht genügen und nur seine Verlegenheit „vermehren. Dieß ist nur für Dich allein, aber ich habe geglaubt, „Dich davon unterrichten zu sollen, daß man hier von dieser Seite „sehr viele Mittheilungen erhält. Ich sehe nur wenige Leute, bemerke „aber eine Vorliebe für den Einen und eine Gehässigkeit gegen den „Anderen, die sehr gefährlich ist, und man fügt hinzu, daß der Letztere „Dich in großer Unterwürfigkeit hält. Ich glaube es nicht, aber ich „meinte Dich hievon in Kenntniß setzen zu sollen. Für so groß ich „Laudon am Tage einer Schlacht halte, als so klein sehe ich ihn in „Bezug auf die Vorkehrungen und die Details an, da er keine Kennt-„niß hievon besitzt, und er hat das Unglück, ebenfalls schwarz zu sehen „und keine glückliche Hand in Bezug auf diejenigen zu besitzen, welche „er auswählt und verwendet. Ich bin daher sehr damit zufrieden, daß „Du ihm Rouvroy sandtest, den Einzigen, der ihn in diesem Augen-„blicke anfrischen und trösten kann. Er bedarf solcher Leute, denen er „nicht mißtraut, indem er hiezu äußerst geneigt ist" [745]).

Schon am folgenden Tage kam Maria Theresia auf die ungünstigen Nachrichten von der Armee Laudons neuerdings zurück. „Ich „hoffe nichts Gutes mehr", schrieb sie dem Kaiser, „denn seit dem

„Einmarsche des Prinzen Heinrich ist unsere Lage gar sehr geändert; „Gott gebe nur, daß Du nicht genöthigt wirst, Deine Stellung zu „verlassen. Was kann man von einer Armee erwarten, die einen so „mühseligen und eilfertigen Rückzug ausführt? Wie hart müssen die „Leute und noch mehr die Pferde mitgenommen sein? Wir haben „überall Verluste an Mannschaft und an Magazinen erlitten, in „Aussig, Gabel und anderswo, und man sagt sogar, daß in Gabel „der Posten überfallen worden sei. Das sind die Nachrichten aus dem „Lande, aber sie haben die Wahrscheinlichkeit für sich. Wozu haben „nun alle diese kostspieligen Befestigungen gedient, welche seit zwei „Monaten angelegt wurden? Ach mein theurer Sohn! Das ist es „ja, daß ich Dich nicht so gut unterstützt und begleitet sehe, als dieß „nothwendig wäre, daß die ganze Arbeit auf Dich fällt, und daß Du „Dich sogar mit dem Detail zu sehr belastest, weßhalb die Sache sich „auf die Länge nicht aufrecht erhalten kann. Wenn Du schon den „Schlaf verlierst, dann steht es schlimm. Gott leite uns wieder zurück „von diesem unglückseligen Wege, den ich gleich vom ersten Tage an„gefangen als solchen erkannte, und er möge Dich für Deine getreuen „Unterthanen erhalten. Ich kann Dir nicht genug ihren Eifer und „ihren guten Willen beschreiben; sie verdienen daß Du ihnen ein Vater „seiest und sie und Dich selbst für mich erhältst" [746]).

Joseph blieb seiner Mutter die Antwort auf ihre Bemerkungen über Laudon und Lacy nicht schuldig; er kenne sie Beide und lasse Jedem die ihm gebührende Gerechtigkeit widerfahren. „Was Lacy „angeht", fügte er hinzu, „so ist es meines Erachtens angemessen und „nothwendig, daß ich als Neuling in der Kunst, der ich jetzt ob„liege, insbesondere in der ersten Zeit aller Welt zeige, daß ich keinen „Schritt unternehme, ohne seine Meinung zu hören. Und von wem „sollte ich mir an seiner Stelle Rath ertheilen lassen?" [747]).

Deutlicher noch als in den Briefen an seine Mutter legte Joseph es in seinem Verkehre mit Lacy an den Tag, wie sehr er ihm den

n zu der Zeit, in welcher die Eröffnung

efunden hatte, man ihr aber als

nahe bevorstehend entgegensah, bezeigte Joseph dem Grafen Lacy in schmeichelhaftester Weise sein Vertrauen. „Je mehr wir", schrieb er ihm am 27. Juni, „der Eröffnung der Scene uns nähern, umsomehr be„darf ich eines Kopfes und eines Geistes wie der Ihrige, und Ihrer nach„sichtsvollen Freundschaft für meine Unerfahrenheit" [748]). Mit solchen Kundgebungen verglichen, waren diejenigen, welche zur selben Zeit von Seite des Kaisers an Laudon ergingen, ungleich kühler zu nennen [749]). Als aber der Feldzug begonnen hatte und die Nachrichten von der Armee Laudons immer unbefriedigender wurden, schrieb Joseph sogar an Lacy: „Welch ein Unterschied zwischen meinen zwei L. L!" [750]).

An demselben Tage, an welchem Joseph in diesem Sinne gegen Lacy sich aussprach, berichtete ihm Laudon, Prinz Heinrich sei bereits in Niemes, und in Böhmisch-Aicha stünden seine Vorposten. Es sei zu vermuthen, er werde in drei Colonnen anrücken und die an der Iser befindliche Armee in beiden Flanken zu fassen suchen. Wohl sei der Posten bei Turnau so beschaffen, daß der Feind dort nicht leicht durchdringen werde. Um so eher könne dieß zwischen Turnau und Münchengrätz geschehen; dann wären aber die acht Bataillone unter dem Feldmarschall-Lieutenant Grafen Colloredo rettungslos verloren. Die Stellung bei Münchengrätz könne nur mittelmäßig genannt werden; von ihr aus vermöge man wegen des am rechten Flügel sich erhebenden Gebirges Turnau nicht zu unterstützen. Wolle man dieß gleichwohl thun und daher die Stellung bei Münchengrätz verlassen, so laufe man Gefahr, von der österreichischen Hauptarmee und der Elbe abgeschnitten zu werden. Er müsse daher in Münchengrätz den Prinzen Heinrich erwarten, und obgleich es gegen alle Regeln der Kriegskunst verstoße, sich unfreiwillig zu schlagen, sich hiezu dennoch entschließen. Werde er jedoch besiegt, dann müßte auch der größte Theil seiner Armee und seines Geschützes verloren gehen, denn er habe keine geeignete Rückzugslinie hinter sich und könne von den in beiden Flanken nachrückenden Colonnen gar leicht von der Elbe abgeschnitten werden; ja selbst die Hauptarmee wäre in einem solchen Falle der Möglichkeit eines sehr gefährlichen Rückzuges preisgegeben. Der Kaiser wolle daher, bat Laudon, ihm klar und entscheidend befehlen, ob er stehen bleiben

und mit dem Feinde sich schlagen solle. Denn da Laudon es jederzeit als unmöglich angesehen habe, die Iser gegen einen so weit überlegenen Feind zu halten, so würde er ihn auch dort, wenn dieß nicht die Meinung des Kaisers gewesen wäre, niemals erwartet haben. Weil aber der Kaiser auch Laudons Urtheil immer in Betracht ziehe, so müsse er ihm neuerdings erklären, daß er es nie auf diesen äußersten Schritt ankommen lassen würde. Gern sei er bereit, ihm sein Leben zu opfern; ob aber durch den Verlust einer Schlacht die obwaltenden Verhältnisse gebessert oder verschlechtert werden würden, stelle er des Kaisers eigenem Ermessen anheim [751]).

Dieser so sehr beunruhigende Bericht veranlaßte den Kaiser, sich unverzüglich und in Person zu Laudon zu begeben. Denn nach seiner Meinung war es von höchster Wichtigkeit, beide Armeen so lang als nur immer möglich in ihren bisherigen Stellungen zu erhalten [752]).

Nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit von dem Hauptheere das Commando über dasselbe dem Prinzen Albert mit dem Befehle übertragen, im Falle eines feindlichen Angriffes sich bis aufs Aeußerste zu wehren, und erst wenn längerer Widerstand ganz unthunlich, den Rückzug anzutreten, traf Joseph in der Nacht vom 10. auf den 11. August in Münchengrätz ein. Wie er noch am Tage seiner Ankunft der Kaiserin berichtete, fand er die Dinge daselbst nicht in erwünschtem Zustande, und Laudon schien ihm äußerst beunruhigt und unentschlossen zu sein [753]). An Lacy aber schrieb er: „Hier würde man fast noch „größere Lust zum Frieden bekommen als bei uns" [754]).

Düsterer noch lauteten die Aeußerungen Josephs gegen Lacy, nachdem er drei Tage in Münchengrätz verweilt hatte. „Man sieht „nichts, man thut nichts während des ganzen Tages; man spricht nur „von traurigen Dingen und hört nichts als Klagen; man wird hier „noch melancholischer als bei uns. Kummervoll bringt man in diesem „ungeheuren Schlosse die Zeit hin und hört nicht auf sich zu fragen, „warum sind wir denn hier und nicht in Wartenberg und in Tolzbach, „in welchem Falle der Feind niemals aus seinen Bergen hätte hervor„brechen können" [755]).

[illegible] Sinne wie gegen [illegible] Freund auch gegen [illegible] sich aus „Wir befinden uns hier", schrieb er ihr [illegible] „in der [illegible] Ungewißheit. „Aus von dem Feinde, durch große Wälder und durch Schluchten von „ihm getrennt, haben wir keine Nachrichten über ihn. Ohne zu „wollen und vorgeht und ohne etwas zu thun zu haben, verbringen wir „mit Kindigkeiten unsere Zeit. Ich glaube hier nicht nutzlos gewesen zu „sein und vielen etwas Ruhe und Gelassenheit herbeigeführt zu haben, „welche verloren gegangen zu sein schienen. Der Feldmarschall hat zu „sehr Aengsten, ja fast zu Niemand Vertrauen: er versteht sich auch „nicht gut mit den Generalen, die ihm untergeordnet sind, und er „macht ihnen öffentlich recht empfindliche Complimente, wie zum Bei„spiel zu sagen, daß er gar Niemand habe, auf den er sich verlassen „und welchem er auch nur den geringsten Auftrag anvertrauen könne. „Endlich ist er von vielen Galopins umgeben, vor denen er über Alles „und Jedes spricht. Dem Fürsten Karl (Liechtenstein) muß ich die „Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ungemein thätig ist und den „Marschall anfeuert und unterstützt. Ich glaube, daß wenn ich nicht gekommen wäre und diese Armee nicht mehr hier, die meinige aber „noch mehr an der Elbe befände" [illegible]).

[illegible] antwortete ihm Maria Theresia, „einen [illegible] Du Dich allein zu Laudon begabst. [illegible] verdankt man [illegible] Du jederzeit [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible]

„Seite vollbringst, wird auf der anderen wieder zerstört; es ist un-
„glaublich, aber ich kenne Dich zu gut, um nicht zu sehen, wie Du
„Dich selbst zu Grunde richtest, diesen theuren und kostbaren Joseph
„tyrannisirst. Wolltest Du darauf ausgehen, ihn zu erhalten, dann wäre
„Alles gesagt, und Allem könnte man noch abhelfen" [757]).

Urtheilte schon Maria Theresia ungünstig genug über Laudon, so sprach sich Joseph in den Berichten an seine Mutter noch weit schärfer über ihn aus. „Sie gehen", schrieb er ihr am 14. August, „von einer irrigen Voraussetzung aus, wenn Sie glauben, daß wir „uns in unserer Stellung zu behaupten vermögen. Das ist durchaus „nicht der Fall; vielleicht werden nicht zwei Tage verfließen, und wir „werden sie, wenn Prinz Heinrich vorrückt, verlassen müssen. Das „erfüllt mich mit Schmerz; deßgleichen Alles, was ich hier sehe, wo „weder ein Haupt, noch Ordnung vorhanden ist. Offen muß ich Ihnen „sagen: Laudon verlor bei dem Einmarsche des Prinzen Heinrich voll-
„ständig den Kopf. Weit davon entfernt, dem von uns festgestellten „Plane zu folgen und die Befestigungen so wie die Stellung von „Niemes zu behaupten, flüchtete er sich, man muß es so nennen, ohne „einen Schuß zu thun oder den Feind gesehen zu haben, hieher. „Hiedurch hat er die Elbe verlassen und ohne den mindesten Wider-
„stand dem Feinde den Vormarsch aus dem Gebirge gestattet, aus „welchem derselbe sogar bis zu diesem Augenblicke, während ihm doch „Niemand im Wege steht, noch nicht seine ganze Artillerie zu ziehen „vermochte. Ja Laudon war auf dem Punkte, wenn ich nicht gekommen „wäre, auch von hier zurückzugehen, und hatte schon die Zelte abschlagen „lassen. Ich kann Eurer Majestät meinen qualvollen Zustand und die „Zwangslage, in der ich mich befinde, nicht genug schildern. Hundert „Projecte, alle schon widerlegt, tauchen auf, ein steter Wechsel der „Meinungen wird sichtbar. Laudon ist in Verzweiflung über das, was „er gethan, er fühlt es; er möchte todt sein, aber das Uebel ist ohne „Heilmittel, und in den nächsten Tagen werden wir, wenn der Friede „nicht eher geschlossen wird, was, wenn es schon einmal sein soll, am „besten so rasch als möglich geschehen würde, Alle hinter der Elbe, „das Land aber im Besitze des Königs sein. Ich kann für keinen

„einzigen Tag gut stehen, denn auch ohne daß wir uns schlagen, kann „und muß dieß geschehen. Ich werde heute von hier abreisen; nur „ungern entferne ich mich, denn ich besorge, daß der geringste Allarm „unseren Rückzug veranlassen wird. Unmöglich ist es, die Widersprüche „und die Verwirrung zu beschreiben, welche hier herrschen. Alles ist „darüber aufs Aeußerste gebracht und insbesondere sind die leichten „Truppen so mitgenommen, daß sie kaum mehr aushalten können. Ich „aber vermag weder eine Zurechtweisung noch einen Wechsel eintreten „zu lassen, ohne den Marschall den Credit verlieren zu machen, den „ich ihm für irgend eine große Gelegenheit zu erhalten die Pflicht habe, „bei der er vielleicht sehr nothwendig und uns daher äußerst nützlich „sein wird" [758]).

Diese letztere Betrachtung, welcher Maria Theresia mit Lebhaftigkeit zustimmte [759]), bewog denn auch den Kaiser, mit Laudon noch fortwährend in einem Tone zu verkehren, der ihm Bürge dafür sein sollte, daß er seines Vertrauens nicht verlustig geworden sei. Gerade damals war Thugut zum zweiten Male zu dem Könige von Preußen gesendet worden; der Kaiser theilte Laudon dieses Ereigniß mit den Worten mit, er könne sich wohl vorstellen, mit welcher Ungeduld er den Ausgang „dieser grausamen und tödtlichen Unentschlossenheit" erwarte. Laudon selbst möge seines vollen Vertrauens versichert sein [760]). Und als Laudon bald darauf dem Kaiser eine Andeutung machte, aus welcher sein Wunsch hervorging, seiner Stellung enthoben zu werden, entgegnete ihm Joseph: „ich kan ihnen vor jetzo nichts auf „ihr Schreiben anderst antworten, als das ich höchstens betroffen wäre, „wann ich ihres beystands, ihres guten raths und ihrer werckthätigen „hülffe in diesen augenblick beraubet wäre. meine hochschätzung ist „gegründet, die ihnen gewidmet, meine freundschafft wahrhafft und mein „vertrauen gäntzlich. streitten sie also, ich ersuche sie, mit mir gemein„schaftlich vor die rettung böhmens, sonsten sähete ich selbes ver„lohren."

Der Unmuth, welchen Joseph über die ungünstige Gestaltung der Dinge auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen und über Thuguts

Unterhandlung empfand, wurde durch die Nachricht von der Schlappe noch vermehrt, welche der Generalmajor Freiherr von Knebel, der die Vorposten des in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien befindlichen Feldmarschall-Lieutenants Botta befehligte, am 11. August bei Mladetzko erlitt. So wie er es vor wenig Tagen in Bezug auf den General de Vins gethan, so ließ der Kaiser jetzt auch Knebel in Haft nehmen und zur Rechenschaft ziehen. De Vins war so glücklich, seine Schuldlosigkeit zu beweisen und den von den Preußen gefangen genommenen Obersten Bossi von dem italienischen Infanterie-Regimente Gaisruck als denjenigen hinzustellen, welchem das Verschulden zur Last falle. Bossi wurde ausgewechselt und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches die Cassation wider ihn aussprach. Einem gleichen Schicksale verfiel der Major des betreffenden Bataillons; die übrigen Offiziere aber wurden entlassen und die Soldaten unter andere Regimenter vertheilt, eine Strafe, welche damals allgemein als eine sehr leichte angesehen wurde. Knebel kam mit einem zweimonatlichen Festungsarreste davon, und aus Gnade bewilligte ihm der Kaiser eine Pension von jährlich achthundert Gulden [761]).

War Joseph, von den düstersten Ahnungen erfüllt, von Münchengrätz in sein Hauptquartier Ertina zurückgekehrt, so wurden dieselben durch den Verlauf der Ereignisse doch in keiner Weise bestätigt. Statt wie der Kaiser besorgte, vor dem Andrängen der Preußen sowohl an der Iser als an der Elbe das Feld räumen und seinem Gegner den Besitz des größten Theiles von Böhmen überlassen zu müssen, erlebte Joseph in dem Augenblicke seiner Rückkehr nach Ertina die Genugthuung zu erfahren, daß der König am frühesten Morgen des 15. August aus seinem Lager aufgebrochen sei und den Weg gegen Trautenau eingeschlagen habe. Unverzüglich begab sich der Kaiser in das von den Preußen verlassene Lager. Unglaublich nannte er die von dem Feinde in den umliegenden Ortschaften angerichtete Verheerung; selbst die Tartaren hätten nicht ärger zu hausen vermocht [762]).

Gerade an dem Tage trug sich das zu, an welchem die zu Braunau gepflogenen Verhandlungen Thuguts mit den preußischen

Ministern abgebrochen wurden. Mit all der Bitterkeit, die er in dieser Sache fortwährend gezeigt hatte, kam Joseph auf dieselbe seiner Mutter gegenüber neuerdings zurück. In schneidendem Tone bat er sie, weder die vermeintliche Unzulänglichkeit der Armee, noch die Sorge für seine eigene Erhaltung zum Deckmantel und Vorwande für jene Verhandlungen zu nehmen. Um beide sei es sehr gut bestellt, und sie würden sich als ausreichend erweisen, wenn man nur alle Hülfsquellen der Monarchie aufbieten wollte, um mit Ehren und vielleicht mit Vortheil aus diesem Kriege zu kommen. „Dessen kann ich Sie ver„sichern", schrieb der Kaiser an Maria Theresia, „und ich muß Ihnen „gestehen, daß dieses große Interesse für meine unbedeutende Gesund„heit, während Sie für meine Ehre, meinen Ruf und mein Ansehen „gar keines an den Tag legen, mich nicht im mindesten rührt, und „daß ich fühle, ich solle nur der Vorwand sein zu Schritten, von „denen Sie selbst sich nicht verhehlen können, daß sie wahrhaft beispiel„los sind" [763].

Während Joseph die Kaiserin beschuldigte, sich ungegründeter Vorwände zur Beschönigung ihres Verfahrens zu bedienen, that er ihr gegenüber ein Gleiches. Wenigstens gewinnt es diesen Anschein, wenn er bedauert, die „unglückseligen Verhandlungen" hätten ihn gehindert, den König von Preußen, wie es ein Leichtes gewesen wäre, mit Nachdruck zu verfolgen und ihm ansehnlichen Schaden zu verursachen. Jetzt sei diese Gelegenheit verpaßt und eine so günstige werde kaum je wieder sich darbieten. Die ganze Armee sei darüber erstaunt, daß man den König unbehelligt abziehen lasse, und es werde nothwendig sein, ihr die Ursache dieses Verhaltens zu erklären.

Drei Tage später meinte Joseph diese Beschwerde nochmals wiederholen zu sollen. „Ich bitte Sie noch zu bedenken", schrieb er der Kaiserin, „daß der Feind mit all seinem Streifcorps in Ihrem Lande „steht und einen großen Theil desselben zu Grunde richtet. Durch „seine Bewegungen kann er uns noch mehr ausgedehntes Gebiet in „Besitz nehmen, und dabei soll man ruhig und in dieser Stellung „die unthätigen zusehen, auf die Vermuthung weiß Gott

„welcher Macht warten und keine Schlacht liefern, während der König „und Prinz Heinrich, wann sie nur immer wollen, uns bis Kolin „zurückweichen machen können, wenn wir nicht den Einen oder den „Anderen als Verzweifelte schlagen? Das aber ist unmöglich, und „ich bleibe dabei zu sagen: entweder müssen wir den Krieg mit Auf„gebot aller Macht führen oder ungesäumt Frieden schließen, indem „wir ganz Baiern zurückgeben" [764]).

Es fiel der Kaiserin nicht schwer, ihrem Sohne zu beweisen, daß seine Anklagen wider sie jeder thatsächlichen Begründung entbehrten. Als sie ihm das Scheitern der Unterhandlungen Thuguts mittheilte, fügte sie hinzu, es reue sie nicht, dieselben angeknüpft zu haben, denn niemals hätte sie sich zu trösten vermocht, wenn nicht ihrerseits Alles geschehen wäre, um so viele Tausende zu retten und ihren der Verheerung preisgegebenen Provinzen Hülfe zu bieten. „Meine Zärtlichkeit „für Dich", sagte sie wörtlich, „wurde mir so übel vergolten, daß ich „nicht noch hinzufüge, ich sei bestrebt gewesen, Dich aus dieser schreck„lichen Lage zu ziehen. Aber Du sollst nicht mehr durch solche Worte „belästigt werden, und ich werde mir dadurch manche Verletzung er„sparen. Denn ich weiß nichts davon, daß ein Monarch irgend eines „Vorwandes bedarf; Niemand hat er über seine Handlungen Rechen„schaft zu geben, und glücklicher Weise hat mich nie Jemand beschuldigt, „Komödie zu spielen oder Andere irre zu leiten. Ich erfreute mich „im Gegentheile des Trostes, daß ich in der Fremde sowohl als bei „meinen eigenen Unterthanen volles Vertrauen genoß, die einzige Be„lohnung für einen Fürsten" [765]).

So wie die Beschuldigung, sich der Sorge für die Erhaltung des Kaisers als eines Vorwandes zur Anknüpfung der Verhandlungen mit dem Könige von Preußen bedient zu haben, wies Maria Theresia auch die andere Anklage Josephs, daß sie ihn verhindere, sich mit dem Feinde zu schlagen, und ihn dadurch zwinge, die Plünderung Böhmens sich widerstandslos gefallen zu lassen, würdevoll zurück. „Ich „erinnere mich nicht", antwortete sie ihm, „daß ich daran jemals „nur gedacht hätte. Ich liebe nicht zu hören, daß man sich wie

„ein Verzweifelter ſchlagen will, aber bevor man ſich zurückzieht und „Böhmen preisgibt, und dieß würde der Fall ſein, wenn wir nach „Kolin giengen, wären vier Schlachten nicht zu viel“ [766]).

Man ſieht wohl, der Abmarſch des Königs aus ſeinem Lager bei Welsdorf hatte im Ganzen die kriegeriſchen Verhältniſſe nicht ſehr viel verändert. Nicht weiter als bis Soor, jenem Dorfe war er gegangen, wo er vor drei und dreißig Jahren den Prinzen Karl von Lothringen aufs Haupt geſchlagen hatte; in Burkersdorf, dem Schauplatze ſeiner damaligen Waffenthat am nächſten, nahm er ſein Quartier. Seinem Bruder gegenüber ſprach er die Abſicht aus, die Stellungen der öſterreichiſchen Truppen bei Arnau und bei Neuſchloß zu umgehen und dadurch den Kaiſer zu zwingen, ſich nicht nur nach Kolin, ſondern bis auf Czaslau zurückzuziehen; dann erſt würden die Preußen, meinte der König, die Ellenbogen frei haben in Böhmen [767]).

Dieſen Maßregeln gegenüber hielt es auch Joſeph für nöthig, ſein Heer etwas weiter nordwärts zu ziehen, um die vom Feinde beſonders gefährdeten Poſten von Arnau und Hohenelbe kräftig zu unterſtützen. Das Hauptquartier kam von Ertina nach Saleſl, etwas ſüdlich von Königinhof, und bald darauf nach Niederöls, eine halbe Stunde ſüdweſtlich von Arnau. Im Schulhauſe zu Niederöls wohnte von nun an der Kaiſer. Prinz Albert aber ſtand mit Hadik in dem früheren Lager, und Joſeph gab ſich der Meinung hin, es ſei ihm, wenn nur nicht Laudon von der Iſer weggetrieben werde, gelungen, dem Feinde neuerdings den Weg zu verſperren und ſeine Plane zu vereiteln [768]).

Inzwiſchen hatte der König von Preußen feſtgehalten an ſeinem Entſchluſſe, den Kaiſer durch eine Umgehung aus ſeiner früheren Stellung zu vertreiben und ſich ſelbſt eine Verbindung mit ſeinem noch immer bei Niemes ſtehenden Bruder zu eröffnen [769]). Hienach richtete denn auch Friedrich alle ſeine Vorkehrungen und Bewegungen ein, aber der Ausführung ſeines Planes ſtellten ſich die größten Schwierigkeiten entgegen. „Sprich mir nicht“, ſchrieb er ſeinem Bruder am 22. Auguſt, „von Defileen und von Gebirgen; hier haben wir

„deren von Viertelmeile zu Viertelmeile, wie sie nur noch in den „Alpen zu finden sind, aber ich lasse die Wege herrichten, und das „ist es, was mich noch verhindert, den von mir beabsichtigten Streich „zu führen." Demnächst hoffe er, fügte Friedrich hinzu, wenn nur das Glück auch den Greisen noch günstig sei, die bei Hohenelbe in einer Stärke von zwanzigtausend Mann stehenden Oesterreicher zu schlagen und dann die Wirkung zu beobachten, welche dieses Ereigniß auf das Hauptheer des Kaisers hervorbringen werde [770]).

Auch Joseph schloß aus den Bewegungen seines Gegners, daß es um den 26. oder den 27. August zu einer Hauptschlacht kommen werde. Um sich möglichst zu verstärken, zog er den Prinzen Albert mit dreizehn Bataillonen und einem Cavallerieregimente an sich, und er schrieb seiner Mutter, daß er mit Ergebung, mit Ruhe und mit Muth den sich vorbereitenden wichtigen Ereignissen entgegensehe. Die Armee aber sei von einem so vortrefflichen Geiste beseelt, daß Offiziere und Soldaten sich für unbesiegbar hielten [771]).

Aber wie so oft, so trat auch dießmal dasjenige nicht ein, was man als unvermeidlich betrachtete. Am Morgen des 26. August war der König mit zahlreicher Streitkraft gegen Hohenelbe gerückt, wo der Feldzeugmeister von Siskovich stand. Das Wetter war stürmisch und kalt; ein feiner Regen durchnäßte die Soldaten. Jeden Augenblick war der Kaiser des Angriffes gewärtig; nichts könne, so meinte er, den größten Theil Böhmens noch retten als eine entscheidende Schlacht, welche jedoch unverzüglich geliefert werden müßte. Denn von Laudon war Fürst Karl Liechtenstein mit der Nachricht gekommen, Prinz Heinrich sei im Begriffe, vorwärts zu gehen, und wenn sich dieß ereigne, könne man sich an der Iser nicht mehr behaupten; man müsse auf Brandeis und vielleicht noch weiter zurückweichen. Geschehe dieß aber, dann werde auch die österreichische Hauptarmee, so meinte Joseph, in der äußersten Gefahr sein. Eingeklemmt zwischen die Gebirge, wäre sie, wenn sie nicht rechtzeitig abzöge, kaum mehr im Stande, ihre Artillerie Sicherheit zu bringen. „Aber vielleicht", mit diesen Worten schließt Kaiser seinen Brief vom 26. an seine Mutter, „daß eine Phantasie

„des Königs uns einen glücklichen Tag gewährt, der den Stand „unſerer Angelegenheiten wieder herſtellt. Ich laſſe Sie urtheilen, „was man unter ſolchen Umſtänden ſowohl phyſiſch als moraliſch „aushalten muß" [772]).

Schon um zwei Uhr des nächſten Morgens harrte Joſeph, ohne ſonſt Jemand zu wecken, der Dinge, die da kommen würden, aber es trug ſich nichts zu, und aus den Bewegungen des Königs meinte der Kaiſer ſchließen zu ſollen, daß derſelbe eher mit dem Gedanken an einen Rückzug als mit dem an einen Angriff beſchäftigt ſei. Dieß war denn auch wirklich der Fall, aber nur aus der Urſache, weil Friedrich die Stellung der Oeſterreicher bei Hohenelbe bei weitem zu ſtark fand, um mit den ihm zu Gebote ſtehenden Hülfsmitteln auch nur mit einiger Ausſicht auf Erfolg einen Angriff auf ſie unternehmen zu können. Er finde ſich, ſchrieb Friedrich ſeinem Bruder [773]), neuerdings zur Unthätigkeit verdammt. Joſeph aber war der Anſicht, wenn man nur noch ſechs Tage auszuharren vermöchte, und wenn, wie es immer mehr den Anſchein gewinne, auch Laudon ſich an der Iſer behaupte, dann würde der König zum zweiten Male das Feld räumen müſſen [774]).

Wie raſch wechſelnd zu jener Zeit die Lage der Dinge erſchien, mag daraus entnommen werden, daß Joſeph ſchon am folgenden Tage ſeiner Mutter im entgegengeſetzten Sinne ſchrieb. Er habe von Laudon eine ſo poſitive Anzeige ſeines bevorſtehenden Abzuges aus Münchengrätz empfangen, berichtete er ihr, daß er glaube, er werde dieſe Stellung bereits aufgegeben haben. Dann aber müſſe auch das Hauptheer die ſeinige verlaſſen, meinte Joſeph, und er könne die tiefe Betrübniß nicht ſchildern, die er hierüber empfinde [775]).

Das andauernd ungünſtige, naßkalte Wetter erwies ſich jedoch dießmal als ein Verbündeter des Kaiſers, denn bei der durchaus unzureichenden Bekleidung der preußiſchen Soldaten litten ſie ungemein viel unter den Einflüſſen des Klimas. Schon in den erſten Septembertagen fiel Schnee in jenen Gebirgen, und wenn man auch auf öſterreichiſcher Seite die Kälte und Näſſe gleichfalls nur ſchwer ertrug und

die Armee sehr viele Kranke zählte, so gab es deren doch bei den Preußen noch viel mehr. Groß war außerdem die Noth an Lebensmitteln, die dort herrschte, und die grausamen Verheerungen, welche die preußische Armee auf Befehl ihres Königs ringsum angerichtet hatte, wurden in solcher Weise an ihrem Urheber bitter gerächt. Alle von den preußischen Deserteuren, deren durchschnittlich etwa hundert im Tage zur österreichischen Armee kamen, überbrachten Nachrichten deuteten darauf hin, daß es im preußischen Lager nicht nur um die Soldaten, sondern mehr noch um die Pferde sehr übel bestellt, und daß der König auf nichts mehr als auf rechtzeitigen Rückzug bedacht sei [776]).

Auch Friedrich gestand wenigstens seinem Bruder gegenüber, daß er vollauf Ursache habe, mit dem Ergebnisse seiner kriegerischen Unternehmungen unzufrieden zu sein. „Ich kann nicht leugnen", schrieb er ihm in jenen Tagen [777]), „daß wir einen recht albernen Feldzug „machen, aber welche Hindernisse stehen uns auch gegenüber! Festungen, „von achtzigtausend Mann vertheidigt, unwegsame Straßen, kein leben„des Wesen in den Dörfern, und ein Fluß, der allerdings nur ein „Wasserfaden, aber durch schroffe Felsen geschützt ist, so daß man keine „Möglichkeit sieht, auch nur an dreißig Husaren heranzukommen."

Da auch Prinz Heinrich jede Absicht eines Vormarsches aufgegeben zu haben schien und Laudon daher fortan unangefochten an der Iser blieb, so steigerte sich die Hoffnung des Kaisers immer mehr, daß zu Anfang des Winters kein Feind mehr in Böhmen sein werde.

Dieß war der Zustand der Dinge auf dem Schauplatze des Krieges, als plötzlich von Wien aus ein neuer Bote des Friedens im österreichischen Hauptquartiere eintraf.

Das Scheitern der Mission des Freiherrn von Thugut, so peinlich auch Maria Theresia dasselbe empfinden mochte, übte doch nicht die Wirkung auf sie, daß sie die Hände ruhig in den Schooß legte und dasjenige über sich ergehen ließ, was sie nicht ändern zu können schien. Im Gegentheile; kaum war Thugut in Wien zurück, und noch hatte er seinen ausführlichen Bericht über seine Sendung in

das preußische Hauptquartier nicht erstattet, als sich schon Maria Theresia mit dem Fürsten Kaunitz über dasjenige berieth, was nun zu geschehen habe. Nach der Meinung des Staatskanzlers war der Zeitpunkt gekommen, in welchem sowohl nach Innen als nach Außen hin die höchste Anspannung der Kräfte des Staates eintreten müsse. In ersterer Beziehung enthielt er sich jeglicher Einwirkung; nur meinte er die Hoffnung aussprechen zu sollen, daß ein günstiger Erfolg der ergriffenen Maßregeln wohl mit Zuversicht erwartet werden dürfe.

Von den Verfügungen, deren Hauptzielpunkt zunächst darin bestand, die österreichische Armee ansehnlich zu verstärken, seien hier wenigstens diejenigen erwähnt, welche in Bezug auf Ungarn getroffen wurden. Um aus diesem Lande nicht nur Rekruten, sondern auch Geldhülfe zu erlangen, faßte man ernstlich den Gedanken der Berufung eines Landtages ins Auge. Da ein solcher jedoch der unerläßlichen Vorbereitungen wegen vor dem 1. October nicht zusammentreten konnte und wenigstens die Absendung neuer Mannschaft zur Armee dringend nothwendig erschien, trat zur Aufbringung von zwölftausend Rekruten eine Anzahl vornehmer Ungarn zusammen. Der Hofkanzler Graf Franz Esterházy, der Primas Graf Joseph Batthyany, die Grafen Johann Palffy, Nicolaus Forgách, Franz Koller werden von der Kaiserin ihres besonderen Eifers wegen namhaft gemacht. Persönlich begaben sie sich in die Comitate, deren Obergespäne sie waren, um der Erfüllung des Wunsches der Kaiserin die Pfade zu ebnen[778]). Und der Vicekanzler Graf Karl Palffy eilte ins Hauptquartier zum Kaiser, mit ihm die Modalitäten zu verabreden, unter denen die ungarische Truppenstellung stattfinden solle. Dringend bat Maria Theresia ihren Sohn, dem Grafen Palffy einige Aufmerksamkeit zu schenken; das werde einen guten Eindruck auf die ungarische Nation hervorbringen, welche so anhänglich sei und aus der man noch viel Vortheil werde ziehen können, wenn man sie nur recht zu nehmen verstehe. Der eigentliche Beweggrund ihrer Bereitwilligkeit zur Hülfe habe darin bestanden, daß sich der Kaiser persönlich im Felde befinde und somit auch von seinen Unterthanen nichts vernachlässigt werden dürfe, was ihm zum Beistande gereichen könnte[779]).

Was ferner die nach Außen hin zu ergreifenden Maßregeln anging, so kamen hiebei nach der Meinung des Staatskanzlers das deutsche Reich und in demselben der Kurfürst von der Pfalz und der Herzog von Zweibrücken, von fremden Mächten aber Frankreich, Rußland und Polen am meisten in Betracht. Dem Reiche sollte mitgetheilt werden, daß zwar das Anerbieten der Kaiserin, die in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile dem Kurfürsten von der Pfalz unter der Bedingung zurückzustellen, daß auch der König von Preußen die den Gesetzen entsprechende Erbfolgeordnung in den Markgrafthümern eintreten lasse, von demselben zurückgewiesen worden, daß sie jedoch gleichwohl hiezu noch immer bereit sei. Und außerdem müsse man sich klar darüber werden, ob man noch fortan auf die Neutralität des deutschen Reiches antragen, oder dessen bewaffnete Hülfe in Anspruch nehmen solle. Das Eine wie das Andere sei nicht ohne Gefahr, und es werde daher am passendsten erscheinen, sich in allgemeinen Ausdrücken zu ergehen, um künftighin die zu stellenden Begehren nach Zeit und Umständen einrichten zu können.

Dem Kurfürsten von der Pfalz wäre vertrauliche Nachricht von dem Preußen gegenüber gemachten Anerbieten zu geben. Gleichzeitig möge man versuchen, mit ihm eine neue Uebereinkunft, und zwar in dem Sinne zu schließen, daß man ihm alle baierischen Besitzungen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung zurückstelle, daß er als Verbündeter Oesterreichs Antheil nehme an dem Kriege. Die Vortheile einer solchen Vereinbarung wären so beträchtlich, daß man trotz aller Unwahrscheinlichkeit, den Kurfürsten von der Pfalz hiezu zu bewegen, doch nichts verabsäumen solle, sie zu Stande zu bringen. Der Herzog von Zweibrücken habe gar keine Ursache mehr, sich einer solchen Verabredung zu widersetzen. Wenn er auch mit dem Könige von Preußen einen Tractat geschlossen habe, so könne er jetzt dagegen mit vollem Grunde einwenden, daß sich alle Umstände geändert hätten. Aber freilich werde der Herzog nicht anders als mit ernstlicher Unterstützung Frankreichs gewonnen werden können.

Was nun diesen letzteren Staat angehe, so könne jetzt, nachdem der König von Preußen den Vorschlag wegen völliger Zurückstellung

der baierischen Lande verworfen und damit dargethan habe, daß seine Absicht lediglich auf einen Friedensbruch gerichtet sei, an dem Vorhandensein des casus foederis kein Zweifel mehr obwalten. Nachdem aber das französische Ministerium von dem einmal eingeschlagenen Wege mit Ehren nicht abgehen könne, so möge man ihm vorstellen, daß man von österreichischer Seite nicht mehr auf die Leistung der allianzmäßigen Hülfe von vier und zwanzigtausend Mann dringe. Man wünsche nur, daß Frankreich als Garant des Westphälischen Friedens eine ernste Erklärung an das Reich richte und dort zu erkennen gebe, wenn England oder Rußland dem Könige von Preußen Truppen zusenden sollten, werde es Oesterreich ausgiebig unterstützen. Und außerdem möge es die Aufgabe übernehmen, sowohl den Herzog von Zweibrücken auf die Seite Oesterreichs zu ziehen, als den Kurfürsten von der Pfalz in seiner guten Gesinnung zu bestärken.

Rußland gegenüber hätte Oesterreich seine Bemühungen auf zwei Hauptpunkte zu richten: es möge vollständige Neutralität beobachten und sich den Absichten Oesterreichs in Polen nicht widersetzen. Denn in dem letzteren Lande sei trotz dem, was es von dem Könige von Preußen habe erdulden müssen, Alles feindselig gegen Oesterreich gesinnt, und wenn Rußland darauf ausgienge, würde, wenn nicht die ganze polnische Nation, so doch eine sehr starke Conföderation zu den Waffen wider Oesterreich greifen; dann würde nicht nur Galizien verloren gehen, sondern auch Ungarn und Siebenbürgen beunruhigt werden. Und selbst wenn Rußland von solchen Bestrebungen sich fernhielte, wäre doch noch immer Besorgniß vorhanden, daß auf dem polnischen Reichstage eine Conföderation gegen Oesterreich zu Stande komme. Um dem entgegen zu wirken und vielleicht sogar von Polen noch Vortheil zu ziehen, wäre reiflich zu überlegen, ob nicht sogleich das Aeußerste zu versuchen und eine Conföderation gegen den König von Preußen zusammenzubringen sei. Hiedurch würde ihm eine mächtige Diversion verursacht und er gezwungen werden, eine nicht ganz gering anzuschlagende Truppenzahl zur Deckung seiner eigenen Lande von seinem Heere abzusenden. Sollte auch dieß oder Aehnliches nicht zu erreichen sein, so wäre darauf anzutragen, daß der König

von Polen, so weit es von ihm abhänge, es geschehen lasse, daß Oesterreich in Polen Regimenter errichte und sie so viel als nur immer möglich nach Galizien ziehe.

Schließlich meinte Kaunitz, man habe zu erwägen, ob man sich nicht nach einer Vermittlung umsehen solle; doch wäre sie unter den obwaltenden Umständen keinem anderen Hofe als Frankreich zu übertragen. Es verstehe sich von selbst, daß alle diese Anregungen noch weiterer Durcharbeitung bedürften. Alles komme auf Zeitgewinn, auf den Zusammenhang der Entschließungen und endlich darauf an, daß man mit ruhigem Gemüthe das überdenke, wovon man sich eine günstige Wirkung versprechen dürfe, hienach aber thatkräftig handle. Die Kaiserin möge übrigens nicht daran zweifeln, daß er auf sein Dafürhalten keineswegs versessen, sondern mit größter Freude bereit sei, andere und bessere Vorschläge zum Besten ihres Dienstes in Ausführung zu bringen [780]).

Durch ihr eigenhändig beigefügtes „placet" ermächtigte zwar Maria Theresia den Fürsten Kaunitz, die Depeschen zu entwerfen, zu deren Ausfertigung er rieth, aber ihre wirkliche Absendung sollte doch erst mit Zustimmung des Kaisers erfolgen. Außerdem dachte sie den letzteren von dem Stande der Verhandlungen mit den Ungarn und dem Resultate der sonstigen Bemühungen, Truppen, Geld und Kriegserforderniße in möglichst ausgiebigem Maße zu beschaffen, genau zu unterrichten und sich seiner Einwilligung zu versichern. Endlich wollte sie ihn über verschiedene Punkte aufklären, hinsichtlich deren sie meinte, daß er ihr und den von ihr getroffenen Verfügungen keine gerechte Beurtheilung zu Theil werden lasse. Mit all diesen Aufträgen sandte sie einen Mann ihres ganz besonderen Vertrauens, den Grafen Rosenberg an den Kaiser, und sie wünschte vielleicht mehr als sie es hoffte, es werde demselben gelingen, hinsichtlich aller wichtigeren Punkte eine völlige Verständigung zwischen ihr und ihrem Sohne herbeizuführen.

Die Absicht, welche der Sendung Rosenbergs in das kaiserliche Hauptquartier zu Grunde lag, wurde jedoch in gar keiner Weise erreicht. Schon im voraus hatte Joseph diese Reise, als sie ihm von

der Kaiserin angekündigt wurde, als ganz überflüssig bezeichnet[781]). Daß er an dieser Meinung festhalte, legte er auch während der Anwesenheit Rosenbergs im Lager aufs unzweideutigste an den Tag. Unglücklicher Weise erschien Rosenberg daselbst gerade zu der Zeit, in welcher Joseph jeden Augenblick eines feindlichen Angriffes sowie der unheilvollen Wirkung gewärtig war, die ein Rückzug Laudons von der Iser auf seine eigene Lage ausüben mußte. Mit diesen militärischen Angelegenheiten vollauf, ja ausschließlich beschäftigt, schenkte Joseph dem Grafen Rosenberg nur wenig Gehör. Seiner Mutter aber schrieb er neuerdings, er könne ihr nichts Anderes sagen, als daß sie von zwei Dingen eines zu wählen habe: entweder so rasch als möglich und um jeden Preis Frieden zu schließen, wobei jeder Tag kostbar sei, oder den Krieg mit äußerster Anspannung aller Kräfte zu führen und diesem Zwecke jegliches Opfer zu bringen. Mediation und Neutralität seien gewiß ganz schöne Dinge, aber man bedürfe rascherer Mittel. Entweder müsse man die Begehren des Königs von Preußen gewähren und dadurch gleichzeitig die Feindseligkeiten aufhören lassen, womit Alles beendet sei. Oder man müsse der Hoffnung entsagen, ihn während des Winters nicht in Böhmen und in Prag zu haben; diese Stadt könne nur durch eine ganze Armee vertheidigt werden und die letztere würde dabei noch verloren gehen. Verlasse Laudon die Iser, dann sehe auch das Hauptheer sich zum Rückzuge gezwungen; es sei ein Wagniß, daß man ihn nicht heute schon antrete, sondern ihn auf morgen verschiebe. Der erste Marsch werde nach Switschin, der zweite nach Königgrätz gehen. „Ich lasse Sie", so endigte Joseph sein Schreiben, „urtheilen über meinen Zustand und die Qual, die ich „empfinde; sie ist unbeschreiblich. Aber es muß sein, und daher werde „ich alle meine Kraft und meinen Muth zusammennehmen, es zu „ertragen. Die ganze Armee wird in der tiefsten Betrübniß, das „Land aber trostlos sein" [782]).

Der Eilbote, welcher der Kaiserin diesen Brief ihres Sohnes überbrachte, war auch der Träger eines kurzen Berichtes des Grafen Rosenberg an sie. Die Nachricht von dem bevorstehenden Rückzuge Laudons habe, so schrieb er ihr, die ganze Situation vollständig

verändert. Der Kaiser sei seinen Vorstellungen und denjenigen Lacy's gewichen, und er stimme nun den Anträgen zu, welche sie dem Könige von Preußen machen werde, um unverzüglich den Friedensschluß zu erwirken. Da hiedurch seine sonstigen Aufträge gegenstandslos würden, sende ihn der Kaiser allsogleich nach Wien zurück, auf daß er nicht in den morgen beginnenden Rückzug der Armee verwickelt und dadurch über Gebühr aufgehalten werde [783]).

Von diesen Wahrnehmungen und Eindrücken durchdrungen, kam Rosenberg wieder nach Wien, und mündlich bestätigte er der Kaiserin dasjenige, was er ihr vom Lager aus geschrieben. „Rosenberg ist „zurück", mit diesen Worten kündigte Maria Theresia dem Staatskanzler seine Ankunft an, „er ist ein wenig erschöpft und wird in der „Stadt schlafen, damit Sie ihn sogleich und zu jeder Stunde sprechen „können, zu der Sie ihn zu sich bescheiden wollen. Die Zeit drängt; „es gibt kein anderes Mittel mehr als unverzüglichen Abschluß des „Friedens. Sie werden mir morgen um neun Uhr Binder zuschicken; „es ist keine Zeit zu verlieren. Man kann nicht trauriger sein als „ich es bin. Ziehen Sie mich aus diesem Labyrinth" [784]). Dem Kaiser aber schrieb sie vorläufig, Rosenbergs Mittheilungen hätten sie in der Ueberzeugung bestärkt, daß nur der Friede es sei, der Allen aufs dringendste Noth thue; ihn unverzüglich zu Stande zu bringen, darauf werde sie all ihre Bemühungen richten. Aber sie wolle auch die Verfügungen durchaus nicht vernachlässigen, welche für den Fall eines Fehlschlagens der Verhandlungen getroffen werden müßten, und sie habe dieß niemals gethan. Fielen jedoch Böhmen und Prag auch nur für drei Monate in die Hände der Preußen, dann werde es mit den noch zur Verfügung stehenden Hülfsquellen um so schlimmer bestellt sein [785]).

Dieser letzteren Meinung hatte Maria Theresia auch dem Fürsten Kaunitz gegenüber Ausdruck verliehen. Wenn man jetzt schon dem Könige von Preußen nicht ausreichenden Widerstand zu leisten vermöge, wie werde solches erst dann geschehen können, wenn man eine so beträchtliche Einbuße an Einkünften und an Mannschaft erleide,

wie sie der Verlust des größten Theiles von Böhmen unausweichlich nach sich ziehen müsse? Und ebenso unwahrscheinlich sei es, daß man dereinst mit verringerten Kräften dasjenige wiederzugewinnen im Stande sei, was man jetzt mit der ansehnlichsten Armee, welche das Haus Oesterreich jemals aufgestellt habe, nicht zu behaupten vermöge. Daher könne nicht mehr von Fortsetzung des Krieges, sondern nur noch von raschem Friedensschlusse die Rede sein. Durch ihn allein könne das geschehen, was nothwendig sei, Böhmen vor der ihm bevorstehenden Ueberfluthung durch den Feind unverzüglich zu retten.

In Rosenbergs Beisein stellte Kaunitz der Kaiserin vor, daß ein so unmittelbar wirkendes Mittel auch nicht in einer Friedensverhandlung, sondern höchstens in einer entscheidenden und glücklichen Schlacht liege, auf welche übrigens kaum gehofft werden, und die bei der Uebermacht des Feindes auch nicht leicht zu wagen sein dürfte. Neuerdings rieth er dazu, sich der Vermittlung Frankreichs zu bedienen; wenn der Umweg über Paris allzuviel Zeit erfordere, könnte ja der französische Botschafter in Wien gebeten werden, den in Berlin befindlichen Geschäftsträger seiner Regierung mit den Aufträgen zu versehen, welche den Wünschen der Kaiserin entsprächen. Aber Maria Theresia erklärte dieß Alles für bei weitem zu langsam; der rascheste Weg, um aus der Sache zu kommen, bestünde darin, daß sie selbst neuerdings an den König von Preußen schreibe und ihm erkläre, sie wolle den Kurfürsten von der Pfalz vollständig loszählen von den Verpflichtungen, die er in seiner Convention mit Oesterreich übernahm. Alles in Besitz genommene baierische Gebiet werde sie zurückgeben und auch seiner Zeit gegen die Vereinigung der Markgrafthümer Ansbach und Bayreuth mit Preußen keine Einwendung erheben.

Kaunitz stimmte der Anschauung der Kaiserin keineswegs bei, und er war eifrig bestrebt, ihr zu Gemüthe zu führen, wie sehr ein solcher, noch überdieß wohl fruchtlos bleibender Schritt ihr Ansehen und dasjenige der ganzen Monarchie preisgeben würde. Aber Maria Theresia beharrte demungeachtet fest auf ihrem Vorsatze, und sie befahl dem Staatskanzler ein Schreiben an den König, wie sie es im Sinne

habe, für sie zu entwerfen. Nothgedrungen fügte sich Kaunitz, aber indem er ihren Auftrag befolgte und ihr den verlangten Entwurf vorlegte, kam er ihr gegenüber neuerdings auf die Bedenken zurück, die er ihr schon früher auseinandergesetzt hatte.

Der entscheidende Beweggrund zu dem Schritte, den sie zu unternehmen im Begriffe stehe, stellte Kaunitz ihr vor, liege ohne Zweifel in dem an und für sich gewiß preiswürdigen Bestreben, dem verheerenden Kriege unverzüglich ein Ende zu machen und ihre Unterthanen von dessen ferneren Drangsalen zu befreien. So heilsam, so gerecht und billig dieser Zweck auch genannt werden müsse, so sei doch sehr zu besorgen, daß der Schritt, welchen die Kaiserin zu dessen Erreichung thun wolle, in dem einen Falle von großem Nachtheile für sie, und in dem anderen fruchtlos sein werde. Denn entweder könnten die beiden österreichischen Armeen sich in ihren gegenwärtigen, oder in nicht weit davon entfernten Stellungen noch halten. Dann würde ein die äußerste Nachgiebigkeit verrathender Schritt ohne Zweifel voreilig und im Interesse des Staates sehr zu bedauern sein. Oder sie könnten nicht länger mehr Widerstand leisten; dann aber würde der König sich mit den jetzt an ihn gelangenden Anträgen kaum begnügen, sondern Entschädigung für die Kriegskosten und wohl auch noch jene anderen Zugeständnisse fordern, die er dem Freiherrn von Thugut bei dessen erster Absendung als Anfragspunkte mitgab.

Für so gewichtig hielt Kaunitz diese Bedenken, daß er die Kaiserin noch einmal dringend bat, sie reiflichst zu überlegen. Sollte sie sich gleichwohl von dem beabsichtigten Schritte nicht zurückhalten lassen, so möge sie ihr Schreiben an den König von Preußen wenigstens ihrem Sohne übersenden und ihm anheimstellen, ob es an den König weiter befördert oder noch zurückbehalten werden solle. Denn der Kaiser allein könne beurtheilen, ob und welche Gefahr im Verzuge, und ob es thunlich sei, noch so viel Zeit zu gewinnen, um durch Frankreich den Frieden mit Preußen vermitteln zu lassen. Dann würde der König, wenn nur Frankreich ihm gegenüber mit dem gehörigen Nachdrucke auftrete, sich wohl zu weit weniger lästigen

Bedingungen verstehen, als wenn die Kaiserin sich mit ihrem Anliegen direct an ihn wende[786]).

Wenigstens in der letzteren Beziehung befolgte Maria Thersia den Rath des Fürsten Kaunitz. Nachdem sie den ihr vorgelegten Entwurf des Briefes, welchen sie an den König von Preußen richten wollte, einer vollständigen Umarbeitung unterzogen[787]), sandte sie ihn dem Kaiser und stellte es ihm anheim, damit zu thun was er wolle, alles werde ihr recht sein. Freilich wäre es ihr am liebsten, wenn er ihren Brief an den König weiter befördere, auf daß man eine rasche Entscheidung erlange[788]).

Joseph nahm dießmal die Sendung seiner Mutter ungleich kaltblütiger auf, als es das erste Mal der Fall gewesen war. Die Wichtigkeit der Sache hätte wohl, antwortete er ihr, Jeden erschrecken können, der nicht gleich ihm von feststehenden Grundsätzen ausgienge. Auch den neuen Schritt, welchen die Kaiserin dem Könige von Preußen gegenüber thun wolle, könne er nur als sehr demüthigend und sehr nachtheilig betrachten. Denn sie räume dem Könige hiedurch die freie Verfügung mit den Markgrafthümern, und somit auch deren Austausch gegen die Lausitz ein; das aber dürfe ihm nimmermehr zugestanden werden. Er sende ihr daher, von ihrer Erlaubniß Gebrauch machend, ihren Brief sammt den hierauf bezüglichen Betrachtungen des Fürsten Kaunitz zurück. Die Ueberzeugungskraft derselben könne ihr unmöglich entgangen sein[789]).

Die letzteren brachten einen so tiefen Eindruck auf den Kaiser hervor, daß er es für hoch an der Zeit hielt, dem gespannten Verhältnisse, welches seit fast zwei Monaten zwischen ihm und Kaunitz bestand, ein Ende zu machen. Durch einen sehr verbindlichen Brief that er dieß, den er an dem gleichen Tage wie an seine Mutter, am 5. September an den Staatskanzler schrieb. Er sei sich über den Antheil nicht klar gewesen, heißt es darin, welchen Kaunitz an den Schritten gehabt habe, die dem Könige von Preußen gegenüber geschehen seien. Form und Inhalt der in diesen Verhandlungen ausgefertigten Schriftstücke hätten durchaus nicht, meinte der Kaiser, den

Stempel des Cabinetes des Fürsten getragen, von woher er sich so oft und mit stets sich gleichbleibendem Vergnügen nicht nur Belehrung, sondern auch die Richtschnur für sein Verfahren geholt habe. Der Kaiser geht nun auf eine historische Aufzählung der Begebenheiten und der im Laufe derselben von seiner Mutter erhaltenen Mittheilungen ein, um den Beweis zu führen, daß er sich fortwährend gleich blieb und nicht anders zu handeln vermochte als es geschehen sei. Hieran knüpft er eine ziemlich eingehende Schilderung der Lage, in der er sich befand. Der König von Preußen habe sich mit seiner Armee in die Gebirge um Hohenelbe vertieft. Es bleibe ihm durchaus keine andere Wahl und kein anderer Ausweg, als entweder die kaiserliche Armee anzugreifen und sie aus ihren Stellungen zu vertreiben, oder nach Trautenau zurückzumarschiren; Alles deute darauf hin, daß der Mangel an Lebensmitteln ihn zu letzterem Entschlusse nöthigen werde.

Anders als um den König stehe es um den Prinzen Heinrich von Preußen. Seitdem Laudon ohne jede ausreichende Ursache die Stellungen bei Leitmeritz und Niemes verlassen, könne der Prinz, auch ohne dem Wagnisse einer Schlacht sich auszusetzen, gegen Prag oder an die Iser marschiren. Im ersteren Falle müßte Laudon ihm folgen, im zweiten aber die Iserlinie vertheidigen, was ihm bei der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht leicht fallen würde. Müsse man aber die Iser aufgeben, dann wäre auch das österreichische Hauptheer im Rücken bedroht und zum Rückzuge nach Königgrätz, ja bis nach Kolin gezwungen, wodurch dem Könige ein sehr großer Theil von Böhmen preisgegeben würde. Aber die Jahreszeit schreite vor und Prinz Heinrich hätte das Alles schon vor einem Monate thun können, habe es jedoch fortwährend unterlassen; dadurch steigere sich die Wahrscheinlichkeit, daß es auch jetzt nicht mehr geschehen werde. Ueberhaupt führten Beide, der König und sein Bruder den Krieg nicht wie wahre Soldaten, sondern sie giengen hauptsächlich darauf aus, das Land zu Grunde zu richten und dadurch ihren Gegner zum Frieden zu zwingen. Dächten sie den Winter hindurch in Böhmen zu bleiben, dann würden sie nicht Alles, was in ihre Hände geriethe, nach Sachsen hinwegführen.

Von diesem Standpunkte ausgehend, der demjenigen des Kaisers nur wenig entsprach, wurde Kaunitz genöthigt, seine Antwort an den Letzteren etwas auf Schrauben zu stellen. Nie habe er daran gezweifelt, sagt er darin, daß der Kaiser nur nach seiner tiefeingewurzelten Ueberzeugung und aus keinerlei anderem Antriebe handle. Das Gleiche nehme er jedoch auch für sich selbst in Anspruch, denn so wenig er sich als unfehlbar hinstelle, so stehe er doch, was die Redlichkeit seiner Absichten angehe, gar Niemand nach. Er freue sich übrigens, daß der Kaiser trotz der günstigeren Aussichten auf dem Kriegsschauplatze an dem Vorschlage festhalte, ganz Baiern zurückgeben zu wollen, wenn der König auf die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen verzichte. Das sei der richtige Weg, um einem Kriege ein Ende zu machen, der nunmehr ohne irgendwelchen lohnenden Zweck weitergeführt werde. Aber freilich wäre es in Wien sehr willkommen gewesen, diese Ansicht des Kaisers schon früher zu kennen und sie nicht erst errathen zu müssen. Er möge die Bitte gestatten, künftighin mit seiner Meinung weniger zurückhaltend zu sein [792]).

Auch Maria Theresia nahm dießmal die Zurücksendung ihres Briefes durchaus nicht übel auf, obgleich sie, wie sie den Kaiser neuerdings versicherte, die Weiterbeförderung an den König lieber gesehen hätte. „Aber Du denkst als Staatsmann", schrieb sie ihrem Sohne, „und ich als Mutter und als Frau. Ja ich gestehe, die gegen„wärtige Witterung macht mich noch eifriger, diesen unglücklichen und „für alle Welt verderblichen Krieg zu Ende zu bringen. Aber ich „muß doch auf den Augenblick, in welchem jener Brief geschrieben „wurde, zurückkommen. Rosenberg und Dein Brief vom 28. stellten „uns Deinen Rückzug und den Verlust Böhmens für den ganzen „Winter in Aussicht. Die Dinge haben sich seither geändert, und ich „wünsche mehr als ich glaube, daß sie ihre günstigere Umgestaltung „beibehalten mögen" [793]).

Neben den besseren Nachrichten vom Kriegsschauplatze trug auch die Ankunft des Großherzogs von Toscana nicht wenig dazu bei, den tief gesunkenen Muth der Kaiserin wieder etwas zu heben. In der

Angst ihres Herzens, und da sie sich nach der Abreise ihrer Söhne Joseph und Maximilian sowie ihres Schwiegersohnes, des Prinzen Albert so schrecklich vereinsamt und hülflos fand, hatte sie mit Josephs Zustimmung Leopold nach Wien berufen, wo derselbe am 6. September eintraf. Nachdem er eine Woche in Wien verweilt, eilte der Großherzog zum Kaiser nach Böhmen und er wohnte nun durch etwa zwei Wochen als Augenzeuge den Kriegsereignissen bei. Sowohl die Briefe, welche Joseph während dieser Zeit an seine Mutter, als diejenigen, die er gleich nach der Abreise seines Bruders aus dem Lager an ihn schrieb, beweisen deutlich, daß die Behauptung des Königs von Preußen [794]), Leopold habe sich während seines Aufenthaltes in Böhmen mit seinem Bruder, dem er friedlichere Gesinnungen einflößen sollte, überworfen, aller thatsächlichen Begründung entbehrt.

Das ist übrigens richtig, daß der Kaiser immer eifriger dazu rieth, sich jetzt mit Friedensvorschlägen nur ja nicht zu übereilen, und er hatte damit in Anbetracht der immer mehr sich verändernden Umstände gewiß auch vollständig Recht. Schon am 8. September konnte er melden, daß der König sich am Morgen dieses Tages von Hohenelbe hinter die Schlucht von Hermanseifen zurückgezogen habe. Da jetzt kein Grund mehr obwalte, ihn zu schonen, habe man ihn während des Rückzuges beunruhigt und ihm nicht ganz unbeträchtlichen Nachtheil zugefügt. Sein Plan, sich mit seinem Bruder zu vereinigen, sei somit gescheitert, und Alles deute auf seinen baldigen Rückzug nach Schlesien hin [795]).

Binnen ziemlich kurzer Frist ging diese Erwartung denn auch wirklich in Erfüllung. Nach verschiedenen, sich scheinbar widersprechenden Bewegungen, welche bald auf den Plan eines erneuerten Angriffes, bald auf den eines unverzüglichen Rückzuges hinzudeuten schienen, trat ihn endlich Friedrich in der Nacht vom 13. auf den 14. September, und zwar nach Trautenau an, wo er sich neuerdings festsetzte. Mit so großer Vorsicht bewerkstelligte der König den Rückzug, daß die Hoffnung des Kaisers, dem Feinde bei dieser Gelegenheit empfindlichen Schaden zufügen zu können, unerfüllt blieb. Zwar drangen die

Oesterreicher voll Eifer nach, aber sie konnten der preußischen Armee, die sich überall trefflich zu schützen verstand, nur sehr wenig anhaben.

Joseph hegte die Absicht, sich in dem Augenblicke, in welchem der König sich weit genug zurückgezogen haben würde, daß man dessen baldige Wiederkehr nicht zu besorgen habe, mit Laudon zu vereinigen, um auch den Prinzen Heinrich aus Böhmen zu verdrängen. Maria Theresia billigte lebhaft diesen Vorsatz, aber sie bat dringend, sich nur ja mit dem Prinzen in keine Schlacht einlassen zu wollen, denn es sei dabei gar nichts zu gewinnen. Selbst wenn man siege, könne man ihm doch die sichere Rückzugslinie, die ihm jederzeit offen stehe, keineswegs abschneiden. Unterliege man jedoch, so besitze man durchaus keine solche, und Böhmen sei rettungslos verloren. „Ich werde erst „dann Ruhe haben", so schloß Maria Theresia ihren Brief an den Kaiser, „wenn ich Dich an der Spitze der Armee Laudons weiß. Da „aber dort über Alles entschieden werden wird, so bitte ich Dich, laß „nicht etwa aus Schonung Lacy zurück" [796]).

Der Verlauf der Ereignisse war jedoch ein wesentlich anderer, als ihn der Kaiser sich gedacht hatte. Der Rückzug des Königs ging nur ungemein langsam und mit großen Unterbrechungen von Statten, so daß es nichts weniger als rathsam zu sein schien, die österreichische Hauptarmee nach einer ganz anderen Richtung zu führen. Und auch Prinz Heinrich wartete in Niemes den etwaigen Anmarsch der Oesterreicher nicht ab. Die bei seinem Heere befindlichen Sachsen, die er durch preußische Truppen verstärkte, sandte er nach Zittau, um die Lausitz zu decken. Mit der Hauptarmee aber schlug der Prinz, zunächst um sich der Elbe zu versichern, die westliche Richtung ein. Nach mühseligen Märschen bezog er bei Tschiskowitz, zwei Stunden von Leitmeritz ein Lager.

Inzwischen ging auch der König, und zwar am 19. September von Trautenau auf Schatzlar zurück, einem hart an der schlesischen Grenze gelegenen Städtchen. Man könne schon fast sagen, meinte Joseph, daß die Preußen wenigstens nach dieser Seite hin Böhmen

verlassen hätten. Ein so erfreuliches Resultat sei in Wahrheit nur dem überlegenen Talente Lacy's zu danken, der durch glücklich gewählte Stellungen und durch zutreffende Enträthselung der Absichten des Feindes dieselben zu nichte zu machen und ihm den Weg zu versperren gewußt habe [797]).

Wie sie es jederzeit zu thun gewohnt war, behielt auch jetzt Maria Theresia ihre Freude nicht für sich allein. Am 23. September erschien ein Extrablatt zum Wienerischen Diarium, durch welches der Rückzug des Königs bis Schatzlar allgemein kundgegeben wurde. Wie in dem Briefe Josephs, so war auch in dem Extrablatte gesagt, daß man dieses erfreuliche Ergebniß nur der Kriegskunst und der Einsicht Lacy's verdanke. Um aber in den Augen der Bevölkerung deren Liebling Laudon nicht als zurückgesetzt erscheinen zu lassen, fügte man hinzu, daß man Letzterem die Festhaltung des Prinzen Heinrich an der Iser zuzuschreiben habe. So seien auf beiden Punkten die Anschläge des Feindes vereitelt worden.

Durch diese glücklichen Begebenheiten wurden der Eifer des Kaisers und seine rastlose Unermüdlichkeit in gar keiner Weise geschwächt, ja wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, nur noch gesteigert. Mit seinem Bruder Leopold — Maximilian hatte wegen ernstlicher Erkrankung in Sadowa untergebracht werden müssen — eilte er überall hin, wo er seine Gegenwart für nothwendig hielt. Von Gitschin aus durchstreifte er mit Lacy, dem er fortwährend Beweise seines unbegrenzten Vertrauens und seiner Dankbarkeit gab [798]), zu Pferde die Thäler von Reichenberg und Gabel, um eine Stellung ausfindig zu machen, von der aus man dem zu Zittau befindlichen Feinde die Spitze zu bieten und den Wiedereintritt in Böhmen zu verwehren vermöchte [799]). Am folgenden Tage eilte er zu Laudon, den er in Straschkow, südlich von Budin, nicht ganz unbedenklich erkrankt traf. Als jedoch Joseph am 24. September die Stellung des Feindes in Augenschein nehmen wollte, fand er denselben nicht mehr; am frühesten Morgen hatte Prinz Heinrich sich auf den Rückmarsch gegen Teplitz begeben. Da sich Alles zurückziehe, schrieb Joseph seiner Mutter, werde sich nichts

Wichtiges mehr zutragen. In diesem Falle aber habe der König von Preußen einen schmachvollen Feldzug gemacht, der ihn theuer zu stehen komme [800]).

Ungemein groß waren die Verluste, welche beide preußische Armeen während ihres langdauernden Rückzuges erlitten. Nicht so sehr die Oesterreicher fügten sie ihnen zu, obwohl auch diese nicht müßig blieben, und einzelne Truppenabtheilungen, insbesondere diejenige, welche der Feldmarschall-Lieutenant Graf Wurmser commandirte, den Preußen mannigfachen Nachtheil verursachten. Aber die Krankheiten und der Mangel an Lebensmitteln waren ihnen noch furchtbarere Feinde; außerordentlich stark war in Folge dessen ihre Einbuße an Mannschaft und an Pferden. Wer die Wege verfolgte, welche die preußischen Heere zurückgelegt hatten, fand sie mit verfaulenden Cadavern von Pferden [801]), mit zertrümmerten Wagen, mit unbrauchbar gewordenem Geschütz, mit weggeworfenen Gewehren bedeckt. Und insbesondere von der Umgebung von Trautenau wird berichtet, daß sie einer Abdeckerei glich, so sehr war Alles ringsumher mit verfaulendem Pferdeaas bedeckt, und unerträglich war der Gestank, den es verbreitete [802]). Prinz Heinrich aber gab selbst den Verlust, den er an Pferden erlitt, auf dreitausend Stück an [803]).

Es schien fast, als ob sich der König von Preußen nicht so rasch von Böhmen zu trennen vermöchte, als dieß von Seite seines Bruders der Fall war. Am 26. September bezog Prinz Heinrich bei Nollendorf, an den folgenden Tagen aber bei Ottendorf in Sachsen und bald darauf bei Großsedlitz an der Elbe, unfern von Pirna, ein Lager. War auf dieser Seite Böhmen nunmehr vom Feinde völlig geräumt, so blieb hingegen Friedrich noch während der ganzen ersten Hälfte des October bei Schatzlar stehen. Einen Anschlag, von preußischen Deserteuren entworfen, sich mit Hülfe der Croaten der Person des Königs zu bemächtigen und ihn gefangen nach dem kaiserlichen Lager zu bringen, verwarf Joseph, da er meinte, derselbe würde entweder völlig mißlingen oder Friedrich hiebei sein Leben verlieren. Wie der König behauptet, vertrieben ihn erst die steigende Kälte und ein starker Schneefall

von Schatzlar. Und als er endlich Böhmen gleichfalls geräumt hatte und zu Landshut in Schlesien eingetroffen war, entwarf er von den Eindrücken, unter denen dieß geschah, seinem Bruder in einem Briefe von 16. October ein recht charakteristisches Bild[804]). „Du „kannst nicht glauben", schrieb er ihm, „welches Gefühl wir Alle bei „unserer Rückkehr empfanden, als wir wieder Männer und Frauen, „als wir Vieh von allen Gattungen sahen, womit hier die Städte „und die Dörfer bevölkert sind; wer soeben Sibirien verließe, könnte „sich keines angenehmeren Aufenthaltes erfreuen. Ich wohne hier bei „einem Kaufmanne; als ich in das Haus trat, glaubte ich mich im „Palaste des Großmoguls, wenn ich es mit den Hütten von Lauter„wasser verglich. Alles in Böhmen ist anwidernd, während hier Alles „gefällt".

Wer sich vergegenwärtigt, daß der König während seines verunglückten Feldzuges nur die rauhere und ärmere Gebirgsgegend Böhmens, nicht aber die reichen und fruchtbaren Theile dieses schönen Landes betrat, der wird gegen seine für Böhmen so ungünstige Schilderung, wenn sie gleich ein wenig an die Fabel des Fuchses und der sauren Trauben erinnert, nicht viel Einwendung erheben. War der König erfreut, Böhmen im Rücken zu haben, so war man es dort nicht minder, einen Feind wieder los zu sein, der viel ärger im Lande gehaust hatte, als es der Krieg schon an und für sich mit sich bringt. Es ist leicht zu begreifen, daß der Anblick all des grenzenlosen, zum Theile sogar böswillig angerichteten Elendes mit Erbitterung erfüllte, und die Verlockung lag nahe, bei etwaigem Vordringen auf feindliches Gebiet daselbst Vergeltung zu üben. Aber Maria Theresia wies schon von vorneherein jeden solchen Gedanken weit von sich ab. „Lassen wir „uns", schrieb sie schon am 26. September dem Kaiser[805]), „zur „Rache an Sachsen nicht hinreißen. Häufen wir nicht auf unsere „eigenen Häupter solche Verbrechen, welche die Frucht davon sind, daß „sie den Preußen und deren Zügellosigkeit sich hingaben. Nur Un„schuldige würden darunter leiden. Wenn man aus diesem Lande „Summen für unsere armen Unterthanen zu ziehen vermöchte, so wäre „dieß etwas Anderes. Aber zu erlauben daß man plündert und raubt,

„wäre allzu grauſam und ungerecht und ſelbſt für die Truppen von „Nachtheil. Beſchränken wir uns darauf, unſere Grenzen zu ſchützen, „uns zu erholen und uns vorzubereiten für die Zukunft."

Joſephs Meinung war dießmal in vollkommenem Einklange mit der Anſicht ſeiner Mutter. „Ich werde in Sachſen", antwortete er ihr, „weder plündern noch Verheerungen anrichten laſſen. Wenn ich „jedoch etwas an Geld und Pferden haben kann, ſo will ich es weg„nehmen, um damit unſere Unterthanen zu betheilen, die deſſen beraubt „wurden." Und von der Caſſe ſprechend, die er errichtet hatte, um aus ihr Samengetreide für die durch den Krieg ſo hart mitgenommenen Landleute anzuſchaffen, berichtet er, daß ſie unter der Leitung des Commiſſärs Schmelzing Vortreffliches leiſte[806]).

In ſeinem Vorſatze wurde jedoch der Kaiſer durch die Nachricht, der König von Preußen habe anſehnliche Streitkräfte nach dem öſterreichiſchen Schleſien geſchickt, die ſich auch dort wieder grauſame Plünderungen zu Schulden kommen ließen, faſt wieder wankend gemacht. Wenn dieß ſo fortgehe, meinte Joſeph, dann werde er ſich wohl genöthigt ſehen, einen Theil von Sachſen zu verwüſten. Oder man könnte den noch in den Niederlanden befindlichen Truppen den Befehl geben, einen ähnlichen Raubzug in die Gebiete von Weſel und von Cleve zu unternehmen[807]).

Aber Maria Thereſia war auch, nachdem ſie von den Plünderungen in Oberſchleſien Kenntniß erhalten, nicht der Meinung, daß man von öſterreichiſcher Seite in Sachſen ein Gleiches thun ſolle. So aufgebracht ſie auch gegen den Kurfürſten und ſein Haus war, eine ſolche Rache ſchien ihr ihrer ſelbſt unwürdig zu ſein. „Ich bitte „Dich", ſchrieb ſie an Joſeph, „verbiete ſtreng, daß unſere Truppen „in Sachſen ſich der Zügelloſigkeit hingeben. Nicht um dieſer Elenden „willen, aber man kann es uns hundertfach vergelten, und damit „würde der Krieg zu einem der grauſamſten werden und überdieß ein „ſchmutziges Anſehen gewinnen. Um der Ehre unſerer Truppen willen „beſchwöre ich Dich, alle Plünderung zu verhüten. Wir haben

„diejenigen der Preußen getadelt, und jetzt ſollten wir noch ſchlechter „handeln?“

Maria Thereſia war jedoch nichts weniger als der Anſicht, daß man dem herausfordernden Verfahren des Königs gegenüber die Hände in den Schooß legen ſolle. Bitter beklagte ſie ſich über die Unbeweglichkeit Botta's, der die Plünderungen in Schleſien ruhig geſchehen laſſe. Ihr bangte auch um Mähren, für das ſie immer die größte Beſorgniß gehegt hatte, und ſie bat den Kaiſer, Botta zu befehlen, den Feind, dem er an Truppenzahl überlegen ſei, aus dem öſterreichiſchen Gebiete zu vertreiben. Nicht nur durch die Drangſale der Unterthanen, ſondern auch durch die Sorge für die Hülfsquellen des Staates werde dieß dringend gefordert [808]).

Bereitwillig gehorchte Joſeph dem Wunſche ſeiner Mutter. Wie er dieß ſchon früher gethan, ſo verſtärkte er jetzt neuerdings die Truppen in Mähren; Elrichshauſen übertrug er das Commando über ſie, und er traf Anſtalt ſich ſelbſt dorthin zu begeben, wenn dieß wider Vermuthen durch die Ereigniſſe nothwendig gemacht würde [809]). Aber ſeine Anſicht beſtätigte ſich, daß keine Urſache zu ernſtlicher Beſorgniß für Mähren vorhanden ſei. Hatte Botta zu großer Unzufriedenheit des Kaiſers bei der Annäherung des Erbprinzen von Braunſchweig die vortheilhafte Stellung verlaſſen, in der er ſich bis dahin bei Heidenpiltſch an der Mora befunden, ſo fiel es Elrichshauſen nicht ſchwer, dort neuerdings Poſten zu faſſen. Nur aus Troppau und Jägerndorf vermochte er die Preußen nicht zu vertreiben, denn um ſich das Anſehen zu geben, den Feldzug nicht ganz reſultatlos geſchloſſen zu haben, legte Friedrich viel Werth darauf, ſich wenigſtens in Oeſterreichiſch-Schleſien zu behaupten. In dieſer Abſicht ſandte er nicht nur anſehnliche Streitkräfte dorthin, ſondern er fand ſich perſönlich in Jägerndorf ein und verweilte dort einige Zeit, bis er ſich endlich in den erſten Tagen des November nach Breslau begab.

So endigte dieſer Feldzug, über deſſen Ausgang und Ergebniß wir ſtatt eines eigenen Urtheils dasjenige eines Augenzeugen und Mitkämpfers, des Prinzen Albert von Sachſen hier anführen wollen.

„Wir können uns nicht rühmen", so sagt er, „während desselben „heldenmüthige Thaten verübt oder glänzende Erfolge davongetragen „zu haben. Gewiß ist es übrigens, daß die vortheilhaften Stellungen, „welche man auszufinden und rechtzeitig einzunehmen verstand, nicht „wenig dazu beitrugen, den Unternehmungen des Königs Halt zu „gebieten und ihn zu zwingen, fast ohne Schwertstreich und ohne „irgendwelchen erwähnenswerthen Verlust von unserer Seite Böhmen „wieder zu verlassen, nachdem seine Armee durch Krankheiten und „Desertion sehr beträchtlich geschwächt worden war, während die unsrige „wenigstens in letzterer Beziehung gar nicht gelitten hatte. Unseren „leichten Truppen hingegen, welchen fast allein die Kriegführung oblag, „war Gelegenheit geboten, sich durch kleine Vortheile, die sie sehr häufig „über diejenigen des Feindes davontrugen, im Kampfe zu üben. Den„noch können wir nicht bestreiten, daß wie verständig und klug auch „die Wahl dieser Stellungen, und wie besonnen und vorsichtig die „Leitung der Operationen gewesen sein mag, welche in Folge des „einmal angenommenen Systems der strengsten Vertheidigung aus„geführt wurden, sie die Wirkung, welche sie hervorbrachten, sicher „verfehlt haben würden, wenn Prinz Heinrich sich nicht durch Ursachen, „die ich nicht kenne, hätte davon abhalten lassen, mit größerem Nach„drucke zu handeln und Nutzen aus den Vortheilen zu ziehen, welche „die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte ihm mehrmals, und insbesondere „im Anfange über Laudon gab."

Dieses Urtheil des Prinzen bestätigt so ziemlich dasjenige, welches der König von Preußen über die Ursachen seines verunglückten Feldzuges fällte. Aber freilich entging auch er selbst nicht den Anklagen, die nirgends mit größerer Leidenschaftlichkeit als in seiner eigenen Umgebung sich erhoben. Allgemein war die Unzufriedenheit seiner Offiziere und Soldaten, welche durch die Leiden und die Anstrengungen eines fruchtlosen Feldzuges erschöpft, durch die verdoppelte Strenge des Königs aber aufs tiefste verletzt waren. Außerdem sagten sie von ihm, daß er durch Alter und durch Kränklichkeit gehindert wurde, sich so rasch als in vergangener Zeit dorthin zu begeben, wo die Gegenwart des Feldherrn nothwendig werde. So sei manche Gelegenheit verloren

gegangen, aus der ein Anderer vielleicht beträchtliche Vortheile zu ziehen vermocht hätte. Waren beim Ausmarsche des Heeres unerschütterliches Vertrauen auf die Führung des Königs und begeisterte Anhänglichkeit an seine Person überall bemerkbar geworden, so sah man diese Gefühle bei der Rückkehr nach Schlesien in sichtlicher Abnahme begriffen.

Wie das Heer mit dem Könige, so war dagegen Friedrich mit dem Heere, insbesondere aber mit den commandirenden Generalen nicht recht zufrieden, und wir finden nur selten, daß er Einem derselben ein anerkennendes Wort zu Theil werden läßt. Anfangs voll Schonung für seinen Bruder, war er später nicht ganz sparsam mit bitteren Anspielungen auf dessen Unthätigkeit, wodurch sich Prinz Heinrich natürlicher Weise wieder aufs tiefste gekränkt fühlte.

Anders und besser stand es in dieser Beziehung im Lager des Kaisers. Niemand kann es in den Sinn kommen, denselben als Feldherrn mit König Friedrich auch nur im Entferntesten vergleichen zu wollen. Aber die ganz unermüdliche Thätigkeit Josephs, der Alles und vielleicht sogar allzuviel auf sich nahm, die Nichtachtung seiner selbst, mit der er gleich dem Geringsten seiner Leute den ärgsten Strapazen sich unterzog, seine unermüdliche Sorgfalt für das Wohl der Soldaten mußten unfehlbar einen ihm günstigen Eindruck hervorbringen. Er selbst aber war wieder durch die Leistungen der Truppen in hohem Maße befriedigt, während sich von den Generalen eigentlich nur Lacy und Wurmser seines vollen Beifalls erfreuten. Dem Ersteren, den er fortwährend mit Lobsprüchen überhäufte [810]), und nicht sich selbst schrieb er das Scheitern der Plane des Königs von Preußen hauptsächlich zu. Ohne ihn sei er nichts, schrieb ihm der Kaiser, und nur die vertrauensvolle Sicherheit, die er seinen Rathschlägen verdanke, diene ihm als Stütze auf der gefährlichen Bahn, welche er eingeschlagen habe [811]). Er leite und erleuchte seine Gedanken; ohne ihn befinde er sich fortwährend im Zweifel, mit ihm aber könne ihn nichts in Verlegenheit bringen [812]). Wurmser aber nannte Joseph den Einzigen, der eigentlich den Theresienorden wahrhaft verdient habe. Außer ihm

schien ihm höchstens noch der Husarenmajor Karl Poutet Anspruch auf diese Auszeichnung zu besitzen [813]).

Wie in Allem und Jedem, so war jedoch Maria Theresia auch in dieser Beziehung weniger sparsam gesinnt als der Kaiser. Schon vor einiger Zeit hatte sie ihn an den von ihr gestifteten Orden erinnert und gefragt, ob es nicht zweckmäßig wäre, Verleihungen desselben an Offiziere stattfinden zu lassen, die sich während des Krieges besonders hervorgethan hätten. Neben Wurmser nannte sie den Major Friedrich von Nauendorf und den Oberstlieutenant Quosdanovich, die ihr dieser Ehre würdig erschienen. Aber auch noch Andere wollte sie derselben theilhaft werden lassen. „Ich möchte", schrieb sie dem Kaiser, „die Belohnungen und die wenngleich unerreichbaren Aussichten für „dieses schwierige und widernatürliche Handwerk vermehren; nichts ist „zu viel" [814]).

So wie in Bezug auf die Anzahl, so war die Kaiserin auch hinsichtlich der Grade der Ordensverleihungen nicht so kärglichen Sinnes als ihr Sohn. Als er ihr die Absicht kundgab, Wurmser das Ritterkreuz des Theresienordens zu verleihen, dünkte ihr das bei weitem zu gering. Seit der Eröffnung des Feldzuges, wendete sie dagegen ein, sei Wurmser Tag und Nacht bei der Arbeit. Er habe fast allein gegen die Preußen wirklich gekämpft und bekleide außerdem die Stelle eines Feldmarschall-Lieutenants; für diesen Rang und sein Verdienst könne nur das Commandeurkreuz angemessen sein. „Ich kenne ihn nicht", fügte sie hinzu, „aber man sagt, daß er auch von den Truppen und „im Lande geliebt und geachtet sei; das hebt seine persönlichen Eigen„schaften noch mehr hervor. Außerdem ist er auch von guter Geburt; „wenn alle diese Eigenschaften bei einem Manne zusammentreffen, muß „man ihn emporziehen; man findet deren so wenige" [815]).

Der Wunsch der Kaiserin ging, insofern er auf Wurmser sich bezog, wirklich in Erfüllung; am 21. November 1778 erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens. Neben ihm wurde nur noch der Feldmarschall-Lieutenant d'Alton, der die feste Stellung von Arnau

behauptet hatte, der gleichen Auszeichnung theilhaft; ein Ritterkreuz aber wurde bei dieſer Gelegenheit gar nicht verliehen.

Man wird wohl annehmen dürfen, daß Maria Thereſia es war, welche ſich mit einer ſo ſpärlichen Zuerkennung von Belohnungen nicht begnügte. Am 15. Februar 1779 kam es zu einer zweiten, und nach völliger Beendigung des Krieges, am 19. Mai 1779 zu einer dritten Promotion. Elrichshauſen und der Generalmajor Baron Terzi erhielten das Commandeurkreuz, drei andere Generale und vierzehn Offiziere, unter ihnen Poutet, Nauendorf und Quosdanovich das Ritterkreuz des Ordens.

Fünfzehntes Capitel.

Die vermittelnden Mächte.

König Friedrich befand sich noch im Lager zu Schatzlar und hatte daher Böhmen noch nicht vollständig geräumt, als der Kaiser sich schon mit dem Gedanken an die Winterquartiere zu beschäftigen begann. Um hinsichtlich derselben einen Beschluß fassen zu können, hielt er es für nöthig, über die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Feldzuges und über die Art und Weise, in der er zu führen sein werde, vollkommene Klarheit zu erhalten. Wenn die Kaiserin während des Winters Frieden schließen wolle, würden ganz andere Vorkehrungen erforderlich sein als wenn sie neuerdings Krieg führe. Und auch der Charakter dieses Krieges, ob er wie bisher ein defensiver, oder ob er ein offensiver sein und etwa durch einen Einmarsch in die Lausitz eröffnet werden sollte, sei für die Wahl der Winterquartiere entscheidend. Im ersteren Falle habe man nur an die größte Sparsamkeit und Schonung des Landes zu denken. Im zweiten müsse man nach dem Feinde sich richten, im dritten aber ausschließlich dasjenige ins Auge fassen, was die Ausführung des Angriffsplanes zu erleichtern vermöchte. Joseph bat seine Mutter, diese Fragen mit Kaunitz reiflich zu überlegen und ihm sonach Antwort zu geben. Denn wenn man den dritten und einzig und allein vortheilhaften Plan wirklich durchführen wolle, so wäre es hoch an der Zeit, jetzt schon die nöthigen Vorbereitungen zu treffen [816]).

Joseph nun die Fortsetzung des Krieges als dasjenige hin-
h seiner Meinung am meisten im Interesse Oesterreichs

liege, so bewies er dadurch zum mindesten wenig Consequenz. Denn erst vor zehn Tagen hatte er vertraulich an Lacy geschrieben: „Gott „gebe daß wir diesen Feldzug mit dem Abmarsche des Feindes aus „Böhmen beendigen. Dann aber verleihe er uns einen ehrlichen und „anständigen Frieden, denn unter den obwaltenden Umständen läßt „sich nichts Gutes mehr hoffen“ [817]).

Unverzüglich theilte Maria Theresia die an sie gelangten Anfragen des Kaisers dem Fürsten Kaunitz mit, und dieser beeilte sich nicht minder, ihr seine Gedanken über die Art und Weise zu eröffnen, in der sie zu beantworten wären. Er that dieß mit all der staatsmännischen Einsicht und der geistigen Ueberlegenheit, die er noch jedesmal, und gerade in den schwierigsten Lagen am glänzendsten bewährt hatte.

Die ausführliche Entwicklung seiner Ansichten läßt sich dahin zusammenfassen, daß er die Fortführung des Krieges im Interesse Oesterreichs als durchaus nicht mehr wünschenswerth erklärte. Große Erfolge, wie man im vergangenen Kriege auf sie gehofft, eine Wiedereroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz seien schon darum in gar keiner Weise zu erwarten, weil selbst für den unwahrscheinlichen Fall einer völligen Niederwerfung des Königs von Preußen Rußland sie nicht zugeben, sondern ihm mit ansehnlicher Heeresmacht zu Hülfe kommen würde. Und auch von Frankreich hätte sich Oesterreich keinen Beistand zu versprechen. Denn es würde in Anbetracht seiner eigenen Bedrängniß, und weil es Oesterreich eine so beträchtliche Machtvergrößerung nicht gönne, sich zu nichts Anderem als zum Festhalten an seiner bisherigen Neutralität verstehen.

Das Höchste, worauf man sich Hoffnung machen könnte, bestünde darin, daß es gelänge, den König von Preußen zur Annahme der ihm gemachten, von ihm aber zurückgewiesenen Friedensbedingungen zu zwingen. Hiefür sei jedoch gleichfalls nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden. Denn was den Widerstand Oesterreichs gegen die Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen angehe, so könne ihn der König gar leicht vereiteln. Da er die Zustimmung der Agnaten bereits

erhalten, brauche er bloß diejenige des Kaisers und des Reiches zu begehren. Sie werde ihm nicht verweigert werden können, indem die protestantischen Reichsfürsten für ihn eintreten und die katholischen es ohne Zweifel nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen.

Ungefähr ebenso werde es um die Forderung Oesterreichs bestellt sein, den östlichen Theil Baierns von Kufstein bis Waldmünchen zu erhalten. Man dürfe sich der Erwartung nicht hingeben, hiezu die Einwilligung des Königs zu erlangen, und selbst wenn dieß der Fall wäre, könnte es leicht sein, daß sie erfolglos bliebe. Denn die Zustimmung des kurpfälzischen Hauses sei gleichfalls nichts weniger als gewiß. Könne somit von der Fortsetzung des Krieges kein ansehnlicher Vortheil, sondern nur große Gefahr und unermeßlicher Aufwand vorausgesehen werden, so werde nichts übrig bleiben als von österreichischer Seite eine verringerte Forderung zu stellen, von der man mit der Hoffnung sich schmeicheln dürfe, daß sowohl das Deutsche Reich als Frankreich und Rußland sie bei Preußen mit Nachdruck befürworten würden. Jetzt schon mit einer solchen hervorzutreten, sei noch nicht an der Zeit. Man habe wenigstens vier bis fünf Monate zu Verhandlungen vor sich, und außerdem könnten unerwartete Vorfälle sich ereignen, welche vielleicht eine Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführen würden. Um aber auch den König willfähriger zu stimmen und sich nicht schon von vorneherein von seinem Gutdünken allzu abhängig zu machen, müsse man möglichst ausgiebige Vorkehrungen für einen zweiten Feldzug treffen. Komme es überhaupt zu einem solchen, dann sei wohl zu wünschen, daß der Krieg nicht bloß defensiv, sondern angriffsweise und mit so großem Nachdrucke als nur immer möglich geführt werde [518]).

Erst in der neuesten Zeit ist dieses Gutachten des Staatskanzlers so orakelhaft als nur möglich genannt worden [519]), während doch in der That nicht viel Scharfsinn dazu gehört, es klar und deutlich zu finden. Kaunitz wollte eine Ermäßigung der österreichischen Forderungen bis zu einem Grade, daß ihre Billigkeit überall einleuchte und daher auch ihre Unterstützung von Seite der fremden Mächte wahr-

scheinlich werde. Wie weit diese Ermäßigung gehen solle, brauchte nicht jetzt schon unwiderruflich festgestellt zu werden, sondern konnte dem Verlaufe der Verhandlungen vorbehalten bleiben. Um sich jedoch nicht dem Könige von Preußen gegenüber schon von vorneherein die Hände zu binden und sich seinem Machtgebote nicht unbedingt unterwerfen zu müssen, schien es nothwendig, die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges, so unwillkommen auch eine solche sein würde, nachdrucksvoll zu betreiben. Käme es zuletzt wirklich noch einmal zum Kriege, dann wäre es besser, ihn nicht bloß vertheidigungsweise, sondern in einer Art zu führen, von der eine möglichst empfindliche Schädigung des Feindes erwartet werden dürfe.

Einen besseren Gewährsmann für die Richtigkeit der Behauptung, das Gutachten des Staatskanzlers sei nichts weniger als dunkel, sondern für Jedermann leicht verständlich gewesen, kann es übrigens gar nicht geben als den Kaiser selbst. Rasch bei der Hand mit dem Tadel, auch wenn es eine Handlung oder eine Arbeit des Fürsten Kaunitz galt, sparsam mit dem Lobe, spendete doch Joseph das letztere dem Aufsatze des Staatskanzlers in reichlichstem Maße. „Ich finde nicht „nur nichts dawider zu sagen", antwortete er ihm, „sondern ich be„wundere von Neuem all die Klarheit und Richtigkeit der Ansichten, „die darin herrschen. Ich werde demgemäß meine Maßregeln treffen." Neuerdings sprach Joseph die Hoffnung aus, daß es gelingen werde, entweder den König dahin zu bringen, daß er der Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen entsage, oder sich darein füge, daß Oesterreich hiefür einen Ersatz in Baiern erlange. Weit davon entfernt, einem solchen grundsätzlich zu widerstreben, scheine Frankreich jetzt gleichfalls dafür zu sein, daß Oesterreich irgend Etwas erlange oder behalte, weil es hierin das geeignetste Mittel zur Beendigung der Feindseligkeiten erblicke. Niemand Anderem als Kaunitz sei diese günstige Wendung zu verdanken. Freilich könne man noch nicht vorhersehen, was wirklich geschehen werde, aber das Urtheil und die Meinung Rußlands würden wohl am meisten beitragen zur Entscheidung der Sache. Auch die Furcht, welche man den Sachsen etwa einflößen könnte, sich durch den Krieg zu Grunde gerichtet und ihm zum Opfer gebracht

schien ihm höchstens noch der Husarenmajor Karl Poutet Anspruch auf diese Auszeichnung zu besitzen [813]).

Wie in Allem und Jedem, so war jedoch Maria Theresia auch in dieser Beziehung weniger sparsam gesinnt als der Kaiser. Schon vor einiger Zeit hatte sie ihn an den von ihr gestifteten Orden erinnert und gefragt, ob es nicht zweckmäßig wäre, Verleihungen desselben an Offiziere stattfinden zu lassen, die sich während des Krieges besonders hervorgethan hätten. Neben Wurmser nannte sie den Major Friedrich von Nauendorf und den Oberstlieutenant Quosdanovich, die ihr dieser Ehre würdig erschienen. Aber auch noch Andere wollte sie derselben theilhaft werden lassen. „Ich möchte", schrieb sie dem Kaiser, „die Belohnungen und die wenngleich unerreichbaren Aussichten für „dieses schwierige und widernatürliche Handwerk vermehren; nichts ist „zu viel" [814]).

So wie in Bezug auf die Anzahl, so war die Kaiserin auch hinsichtlich der Grade der Ordensverleihungen nicht so kärglichen Sinnes als ihr Sohn. Als er ihr die Absicht kundgab, Wurmser das Ritterkreuz des Theresienordens zu verleihen, dünkte ihr das bei weitem zu gering. Seit der Eröffnung des Feldzuges, wendete sie dagegen ein, sei Wurmser Tag und Nacht bei der Arbeit. Er habe fast allein gegen die Preußen wirklich gekämpft und bekleide außerdem die Stelle eines Feldmarschall-Lieutenants; für diesen Rang und sein Verdienst könne nur das Commandeurkreuz angemessen sein. „Ich kenne ihn nicht", fügte sie hinzu, „aber man sagt, daß er auch von den Truppen und „im Lande geliebt und geachtet sei; das hebt seine persönlichen Eigen„schaften noch mehr hervor. Außerdem ist er auch von guter Geburt; „wenn alle diese Eigenschaften bei einem Manne zusammentreffen, muß „man ihn emporziehen; man findet deren so wenige" [815]).

Der Wunsch der Kaiserin ging, insofern er auf Wurmser sich bezog, wirklich in Erfüllung; am 21. November 1778 erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens. Neben ihm wurde nur noch der Feldmarschall-Lieutenant d'Alton, der die feste Stellung von Arnau

behauptet hatte, der gleichen Auszeichnung theilhaft; ein Ritterkreuz aber wurde bei dieſer Gelegenheit gar nicht verliehen.

Man wird wohl annehmen dürfen, daß Maria Thereſia es war, welche ſich mit einer ſo ſpärlichen Zuerkennung von Belohnungen nicht begnügte. Am 15. Februar 1779 kam es zu einer zweiten, und nach völliger Beendigung des Krieges, am 19. Mai 1779 zu einer dritten Promotion. Elrichshauſen und der Generalmajor Baron Terzi erhielten das Commandeurkreuz, drei andere Generale und vierzehn Offiziere, unter ihnen Poutet, Nauendorf und Quosdanovich das Ritterkreuz des Ordens.

Fünfzehntes Capitel.

Die vermittelnden Mächte.

König Friedrich befand sich noch im Lager zu Schatzlar und hatte daher Böhmen noch nicht vollständig geräumt, als der Kaiser sich schon mit dem Gedanken an die Winterquartiere zu beschäftigen begann. Um hinsichtlich derselben einen Beschluß fassen zu können, hielt er es für nöthig, über die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Feldzuges und über die Art und Weise, in der er zu führen sein werde, vollkommene Klarheit zu erhalten. Wenn die Kaiserin während des Winters Frieden schließen wolle, würden ganz andere Vorkehrungen erforderlich sein als wenn sie neuerdings Krieg führe. Und auch der Charakter dieses Krieges, ob er wie bisher ein defensiver, oder ob er ein offensiver sein und etwa durch einen Einmarsch in die Lausitz eröffnet werden sollte, sei für die Wahl der Winterquartiere entscheidend. Im ersteren Falle habe man nur an die größte Sparsamkeit und Schonung des Landes zu denken. Im zweiten müsse man nach dem Feinde sich richten, im dritten aber ausschließlich dasjenige ins Auge fassen, was die Ausführung des Angriffsplanes zu erleichtern vermöchte. Joseph bat seine Mutter, diese Fragen mit Kaunitz reiflich zu überlegen und ihm sonach Antwort zu geben. Denn wenn man den dritten und einzig und allein vortheilhaften Plan wirklich durchführen wolle, so wäre es hoch an der Zeit, jetzt schon die nöthigen Vorbereitungen zu treffen[816]).

Wenn Joseph nun die Fortsetzung des Krieges als dasjenige hinstellte, was nach seiner Meinung am meisten im Interesse Oesterreichs

liege, so bewies er dadurch zum mindesten wenig Consequenz. Denn erst vor zehn Tagen hatte er vertraulich an Lacy geschrieben: „Gott „gebe daß wir diesen Feldzug mit dem Abmarsche des Feindes aus „Böhmen beendigen. Dann aber verleihe er uns einen ehrlichen und „anständigen Frieden, denn unter den obwaltenden Umständen läßt „sich nichts Gutes mehr hoffen" [817]).

Unverzüglich theilte Maria Theresia die an sie gelangten Anfragen des Kaisers dem Fürsten Kaunitz mit, und dieser beeilte sich nicht minder, ihr seine Gedanken über die Art und Weise zu eröffnen, in der sie zu beantworten wären. Er that dieß mit all der staatsmännischen Einsicht und der geistigen Ueberlegenheit, die er noch jedesmal, und gerade in den schwierigsten Lagen am glänzendsten bewährt hatte.

Die ausführliche Entwicklung seiner Ansichten läßt sich dahin zusammenfassen, daß er die Fortführung des Krieges im Interesse Oesterreichs als durchaus nicht mehr wünschenswerth erklärte. Große Erfolge, wie man im vergangenen Kriege auf sie gehofft, eine Wiedereroberung Schlesiens und der Grafschaft Glatz seien schon darum in gar keiner Weise zu erwarten, weil selbst für den unwahrscheinlichen Fall einer völligen Niederwerfung des Königs von Preußen Rußland sie nicht zugeben, sondern ihm mit ansehnlicher Heeresmacht zu Hülfe kommen würde. Und auch von Frankreich hätte sich Oesterreich keinen Beistand zu versprechen. Denn es würde in Anbetracht seiner eigenen Bedrängniß, und weil es Oesterreich eine so beträchtliche Machtvergrößerung nicht gönne, sich zu nichts Anderem als zum Festhalten an seiner bisherigen Neutralität verstehen.

Das Höchste, worauf man sich Hoffnung machen könnte, bestünde darin, daß es gelänge, den König von Preußen zur Annahme der ihm gemachten, von ihm aber zurückgewiesenen Friedensbedingungen zu zwingen. Hiefür sei jedoch gleichfalls nur sehr wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden. Denn was den Widerstand Oesterreichs gegen die Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen angehe, so könne ihn der König gar leicht vereiteln. Da er die Zustimmung der Agnaten bereits

erhalten, brauche er bloß diejenige des Kaisers und des Reiches zu begehren. Sie werde ihm nicht verweigert werden können, indem die protestantischen Reichsfürsten für ihn eintreten und die katholischen es ohne Zweifel nicht wagen würden, sich ihm zu widersetzen.

Ungefähr ebenso werde es um die Forderung Oesterreichs bestellt sein, den östlichen Theil Baierns von Kufstein bis Waldmünchen zu erhalten. Man dürfe sich der Erwartung nicht hingeben, hiezu die Einwilligung des Königs zu erlangen, und selbst wenn dieß der Fall wäre, könnte es leicht sein, daß sie erfolglos bliebe. Denn die Zustimmung des kurpfälzischen Hauses sei gleichfalls nichts weniger als gewiß. Könne somit von der Fortsetzung des Krieges kein ansehnlicher Vortheil, sondern nur große Gefahr und unermeßlicher Aufwand vorausgesehen werden, so werde nichts übrig bleiben als von österreichischer Seite eine verringerte Forderung zu stellen, von der man mit der Hoffnung sich schmeicheln dürfe, daß sowohl das Deutsche Reich als Frankreich und Rußland sie bei Preußen mit Nachdruck befürworten würden. Jetzt schon mit einer solchen hervorzutreten, sei noch nicht an der Zeit. Man habe wenigstens vier bis fünf Monate zu Verhandlungen vor sich, und außerdem könnten unerwartete Vorfälle sich ereignen, welche vielleicht eine Veränderung in der Lage der Dinge herbeiführen würden. Um aber auch den König willfähriger zu stimmen und sich nicht schon von vorneherein von seinem Gutdünken allzu abhängig zu machen, müsse man möglichst ausgiebige Vorkehrungen für einen zweiten Feldzug treffen. Komme es überhaupt zu einem solchen, dann sei wohl zu wünschen, daß der Krieg nicht bloß defensiv, sondern angriffsweise und mit so großem Nachdrucke als nur immer möglich geführt werde [518].

Erst in der neuesten Zeit ist dieses Gutachten des Staatskanzlers so orakelhaft als nur möglich genannt worden [519], während doch in der That nicht viel Scharfsinn dazu gehört, es klar und deutlich zu finden. Kaunitz wollte eine Ermäßigung der österreichischen Forderungen bis zu einem Grade, daß ihre Billigkeit überall einleuchte und daher auch ihre Unterstützung von Seite der fremden Mächte wahr-

scheinlich werde. Wie weit diese Ermäßigung gehen solle, brauchte nicht jetzt schon unwiderruflich festgestellt zu werden, sondern konnte dem Verlaufe der Verhandlungen vorbehalten bleiben. Um sich jedoch nicht dem Könige von Preußen gegenüber schon von vorneherein die Hände zu binden und sich seinem Machtgebote nicht unbedingt unterwerfen zu müssen, schien es nothwendig, die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges, so unwillkommen auch eine solche sein würde, nachdrucksvoll zu betreiben. Käme es zuletzt wirklich noch einmal zum Kriege, dann wäre es besser, ihn nicht bloß vertheidigungsweise, sondern in einer Art zu führen, von der eine möglichst empfindliche Schädigung des Feindes erwartet werden dürfe.

Einen besseren Gewährsmann für die Richtigkeit der Behauptung, das Gutachten des Staatskanzlers sei nichts weniger als dunkel, sondern für Jedermann leicht verständlich gewesen, kann es übrigens gar nicht geben als den Kaiser selbst. Rasch bei der Hand mit dem Tadel, auch wenn es eine Handlung oder eine Arbeit des Fürsten Kaunitz galt, sparsam mit dem Lobe, spendete doch Joseph das letztere dem Aufsatze des Staatskanzlers in reichlichstem Maße. „Ich finde' nicht „nur nichts dawider zu sagen", antwortete er ihm, „sondern ich be„wundere von Neuem all die Klarheit und Richtigkeit der Ansichten, „die darin herrschen. Ich werde demgemäß meine Maßregeln treffen." Neuerdings sprach Joseph die Hoffnung aus, daß es gelingen werde, entweder den König dahin zu bringen, daß er der Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen entsage, oder sich darein füge, daß Oesterreich hiefür einen Ersatz in Baiern erlange. Weit davon entfernt, einem solchen grundsätzlich zu widerstreben, scheine Frankreich jetzt gleichfalls dafür zu sein, daß Oesterreich irgend Etwas erlange oder behalte, weil es hierin das geeignetste Mittel zur Beendigung der Feindseligkeiten erblicke. Niemand Anderem als Kaunitz sei diese günstige Wendung zu verdanken. Freilich könne man noch nicht vorhersehen, was wirklich geschehen werde, aber das Urtheil und die Meinung Rußlands würden wohl am meisten beitragen zur Entscheidung der Sache. Auch die Furcht, welche man den Sachsen etwa einflößen könnte, sich durch den Krieg zu Grunde gerichtet und ihm zum Opfer gebracht

zu ſehen, könnte Einfluß hierauf ausüben, und es wäre gut, wenn man ihnen unter der Hand einige Anregung gäbe, ſich gegen den Tyrannen, der ihr Land beſitze und bedrücke, etwas widerſpänſtig zu bezeigen. Für die Armee könne er gutſtehen, wenn nur kein Geldmangel eintrete. Wenn man ſich anſtrenge, könne man ſie für den nächſten Feldzug um dreißigtauſend Mann vermehren; aber die Aufbringung dieſer Verſtärkung und der Unterhalt der ganzen Armee würden ſehr große Koſten verurſachen. Käme es neuerdings zum Kriege, dann wolle er ein ſtarkes Corps in Mähren und eine Armee bei Jaromircz an der Elbe zurücklaſſen, ſelbſt aber mit dem Hauptheere nach Zittau und Bautzen marſchiren [820]).

Hätte Joſeph, wie aus ſeinen hier angeführten Worten ziemlich deutlich hervorgeht, durch den nahe bevorſtehenden, recht ruhmloſen Abzug des Feindes aus Böhmen auf andere Gedanken gebracht, als er ſelbſt ſie früher gehegt hatte, im Inneren ſeines Herzens doch eigentlich der Fortführung des Krieges den Vorzug gegeben, ſo war bei ſeiner Mutter natürlicher Weiſe das Gegentheil der Fall. „Der „Beſuch, den Du Mähren und Schleſien zu machen gedenkſt", ſchrieb ſie ihm am 10. October, „würde dieſen armen Ländern zum Heile „gereichen, wie dieß an der Iſer und der Elbe der Fall war, aber „es iſt ſchrecklich, daß überall Deine Gegenwart nothwendig wird, um „die Sachen wieder in Stand zu ſetzen. Wie kannſt Du da ausreichen, insbeſondere wenn der nächſte Krieg ein offenſiver ſein ſoll? „Irgend ein geheimes Gebrechen ſteckt dahinter, denn ich kann die „Generale, die in früheren Kriegen unſere beſten geweſen ſind, nicht „jetzt für Feiglinge halten. Es herrſcht bei uns ein gewiſſes Mißtrauen, das Einer gegen den Anderen und wider die Truppen hegt, „eine viel zu hoch geſpannte Idee von dem Feinde, und das verweichlichte Leben, welches hinzutrat, kann leicht die Urſache davon ſein. Ich „bin fortwährend damit beſchäftigt, aber dieſer Mangel oder ein „anderer, aus welchem hervorgeht, daß weder unſere ſchöne Armee „noch Deine ganz außerordentlichen und auf die Länge nicht zu ertragenden Anſtrengungen die gewünſchten Erfolge zu erringen im „Stande ſind, Alles dieß vermehrt ſtets die Sehnſucht nach dem

„Frieden. Wie kann man in solcher Weise Erfolge erwarten? Die „Maschine ist zu groß, um nicht vieler Handlanger zu bedürfen; das „hat das Unglück des früheren Krieges herbeigeführt und wird es „fortwährend thun" [821]).

Selbstverständlich brachte es Maria Theresia mit diesen und ähnlichen Kundgebungen ihrer friedliebenden Gesinnungen keineswegs dahin, auch ihren Sohn zu solchen zu bekehren. Aber er war doch bemüht, sie durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Vorbereitungen zu einem künftigen Feldzuge in nichts Anderem bestünden, als sich längs der Grenze der geeigneten Stellungen, um den Feind von dort aus mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen, und der Centralpunkte zu versichern, von denen aus man sich überallhin zu verfügen im Stande sei. Da die österreichischen Streitkräfte denen des Königs von Preußen der Zahl nach nicht gleichkommen würden, gedenke er, fügte der Kaiser hinzu, weder nach Sachsen noch nach Schlesien zu marschiren, ohne daß irgend ein glückliches Ereigniß ihm die Mittel dazu darbiete. Wohl aber beabsichtige er, den Feind immer mehr einzuengen und dadurch zu einer Entscheidungsschlacht zu treiben.

Der entgegengesetzten Anschauung der Kaiserin lagen, wie wir gesehen haben, außer ihrem Abscheu vor Blutvergießen und ihrer Liebe zum Frieden auch noch ein gewisses Mißtrauen gegen die eigene Wehrkraft, die Ueberzeugung, daß man von Frankreich durchaus keinen werkthätigen Beistand erwarten dürfe, und die lebhafte Besorgniß zu Grunde, Rußland werde in einem nächsten Feldzuge als Verbündeter Preußens theilnehmen am Kriege. Auch Kaunitz war, wie wir wissen, der gleichen Meinung, und wie zuversichtlich Friedrich schon für die nächste Zukunft die gewaffnete Hülfe Rußlands erwartete, davon liefert der Briefwechsel des Königs mit dem Prinzen Heinrich den besten Beweis. Im Geiste sah Friedrich die Russen nicht nur in Galizien, das die Oesterreicher, um sich in Böhmen und in Mähren zu verstärken, fast ganz von Truppen entblößt hatten, sondern auch schon in Ungarn. Einfälle in dieses letztere Land würden, so meinte er, den Wiener Hof bestimmen, demselben unverzüglich und in ausgiebigstem

Maße zu Hülfe zu kommen; dadurch werde aber die gegen ihn selbst im Felde stehende Streitmacht der Oesterreicher ansehnlich geschwächt und zu fernerem Widerstande untauglich werden [822]). Ja der König behauptete mit Bestimmtheit zu wissen, das demnächst in Galizien einmarschirende russische Corps werde aus achtzehn Bataillonen, zwei Dragonerregimentern und dreitausend Kosaken bestehen [823]).

Von Tag zu Tag sah Friedrich der Erfüllung seiner Erwartung entgegen, aber sein Harren blieb fruchtlos und seine Ungeduld wurde auf eine sehr harte Probe gestellt. „Von Schildkröten könne man", schrieb er einmal seinem Bruder, „sich keinen anderen Gang als den der „Schildkröten versprechen" [824]). Aber bald belebte sich seine Hoffnung von Neuem, und wenn er sich auch kaum mehr schmeicheln konnte, noch in dem eben zu Ende gehenden Feldzuge die Russen auf seiner Seite kämpfen zu sehen, so kündigte er solches doch für das nächste Jahr mit voller Bestimmtheit an. Rußland werde dann, versicherte er den Erbprinzen von Braunschweig, mit sechzigtausend Mann theilnehmen am Kriege, und dadurch eine gar gewaltige Aenderung in den Planen des Kaisers hervorbringen [825]).

So wie Friedrich sich dasjenige, was er wünschte, von der Zukunft versprach, so war das Gleiche, aber natürlicher Weise im entgegengesetzten Sinne auch bei Joseph der Fall. Wohl gab er zu, daß er schon seit langer Zeit von Frankreich auf keinerlei Hülfeleistung hoffe, denn die Schwäche Ludwigs XVI. und seines Ministeriums so wie der Verfall des ganzen Königreiches ließen von dorther keine thatkräftigen Entschlüsse erwarten. Aber was Rußland angehe, so glaube er, schrieb Joseph seiner Mutter, ehe es nicht wirklich geschehen sei, durchaus nicht daran, daß es dem Könige von Preußen auch nur einen einzigen Mann zusenden werde [826]).

Vielleicht in derselben Stunde, in welcher Maria Theresia diesen Brief ihres Sohnes empfing, händigte der Vertreter Rußlands in Wien, Fürst Galitzin, dem Fürsten Kaunitz eine Erklärung ein, von welcher der König von Preußen vorhersagte, daß sie in Wien einen sehr tiefen Eindruck hervorbringen werde. Ob aber zuletzt der Stolz

oder die Weisheit an dem Kaiserhofe den Sieg davontragen würden, könne Niemand vorausbestimmen. Man rede zwar von der Neigung der Kaiserin zum Frieden. Wenn er sich aber an den „impertinenten Hochmuth" des Fürsten Kaunitz erinnere, komme es ihm nicht ganz unwahrscheinlich vor, der österreichische Dünkel werde wieder die Oberhand behaupten [827]).

Nachdem Rußland, wie bereits erwähnt worden, die ersten Eröffnungen Oesterreichs, welche sich auf die baierische Erbfolge bezogen, günstig aufgenommen und mit willfährig lautenden Erklärungen beantwortet hatte, war es allmälig immer kühler geworden und schien endlich nicht abgeneigt zu sein, der preußischen Auffassung dieser Frage vor derjenigen Oesterreichs den Vorzug zu geben. Aber bis zu der von König Friedrich erwarteten Hülfeleistung im Kriege war noch ein sehr weiter Weg, und noch in den letzten Tagen des Juli erklärte der Leiter der russischen Politik, Graf Panin, dem österreichischen Gesandten Grafen Joseph Kaunitz, des Staatskanzlers jüngstem Sohne, Alles was der König von Preußen von einer angeblichen Hülfeleistung Rußlands verbreite, sei vollkommen unwahr; Rußland werde keinen einzigen Mann für Preußen ins Feld stellen [828]).

Auch die Sendung Thuguts in das preußische Hauptquartier wurde in St. Petersburg als dasjenige, was sie wirklich war, als eine Handlung betrachtet, aus welcher die sehnliche Friedensliebe der Kaiserin unzweideutig hervorging. Unerschöpflich war man in Lobsprüchen für Maria Theresia, und auf die Frage, ob Rußland zur Zustandebringung des Friedens seine guten Dienste eintreten lassen wolle, erklärte man sich hiezu mit Freuden bereit [829]).

Hiemit stand es nicht völlig im Einklange, daß es dem Könige von Preußen gelang, Rußland zwar nicht zu gewaffnetem Beistande, wohl aber zu dem Versprechen zu bewegen, eine energische Ermahnung zur Nachgiebigkeit an den Wiener Hof zu richten. Graf Joseph Kaunitz schrieb diese Wendung dem Einflusse des Günstlings Potemkin zu. Durch die Aussicht, Herzog von Kurland zu werden, für Preußen gewonnen, habe er auch Panin auf die Seite Preußens gezogen.

Allerdings sei Panin nicht fähig, seiner Herrin eine für Rußland so nachtheilige Sache wie die offene Parteinahme für Preußen in Vorschlag zu bringen. Er sei jedoch auch bei weitem zu schwach, sich der Ausführung solcher Rathschläge, wenn Andere sie der Kaiserin von Rußland ertheilten, mit Nachdruck zu widersetzen. Mehr als wahrscheinlich sei es, daß Rußland entweder schon jetzt definitiv Partei ergriffen habe für Preußen, oder daß es wenigstens nicht lang mehr zögern werde, es zu thun [530]).

Dieses Urtheil seines Sohnes konnte natürlicher Weise den Eindruck nur verstärken, welchen die russische Erklärung auf den Staatskanzler hervorbrachte. Im Eingange derselben geschah der Besorgnisse Erwähnung, mit welchen die Kaiserin von Rußland die Conflicte betrachtet habe, die aus den Ansprüchen Oesterreichs auf baierische Gebietstheile hervorgingen. Sie habe jedoch stets auf eine gütliche Schlichtung derselben gehofft und hiezu so viel beizutragen sich bemüht, als nur immer von ihr abhing. Mit Schmerz sehe sie jetzt, daß alle hierauf abzielenden Bemühungen fruchtlos geblieben seien und auch die Sendung Thuguts, dieses neue Kennzeichen der Großmuth und Mäßigung der Kaiserin Maria Theresia, erfolglos sein mußte, weil die von ihm überbrachten Bedingungen nicht der Art waren, um angenommen werden zu können. Den seither ausgebrochenen Krieg müsse sie jedoch ganz anders als den früheren Meinungsstreit ansehen. Deutschland bilde den Centralpunkt aller Angelegenheiten und Interessen Europa's; jede Aenderung an seiner Regierungsform, und insbesondere ein Krieg, der innerhalb seiner Marken geführt werde, sei von sehr großer Wichtigkeit für die benachbarten Staaten, hauptsächlich aber für Rußland, das in vielfachen und innigen Verbindungen mit den Fürsten des Reiches, mit Preußen aber in enger Allianz stehe. Die Kaiserin von Rußland sei dadurch wider Willen genöthigt gewesen, sich auch ihrerseits ein Urtheil über die österreichischen Ansprüche an Baiern zu bilden. Nach reiflicher Prüfung betrachte sie dieselben als nicht ausreichend begründet und als im Widerspruche mit dem westphälischen Frieden, der die Basis und das Bollwerk der deutschen Reichsverfassung sei. Da ihr Umsturz eine große Gefahr nicht nur für

Deutschland selbst, sondern für ganz Europa und somit auch für Rußland in sich berge, müsse Katharina derselben vorbeugen. Sie lade daher die Kaiserin ein, dem gegenwärtigen Kriege in Deutschland ein Ende zu machen und mit dem Könige von Preußen und den übrigen Betheiligten ein den Reichsgesetzen entsprechendes gütliches Uebereinkommen zu treffen. Sie hoffe auf eine willfährige Aufnahme dieser Anregung; sollte dieselbe jedoch wider besseres Vermuthen erfolglos bleiben, dann werde sie sich genöthigt sehen, dasjenige in ernste Erwägung zu ziehen, was durch die Interessen ihres Reiches, der ihr befreundeten Fürsten, die sich an sie um Beistand gewendet, und insbesondere durch ihre Verpflichtungen gegen ihren Alliirten von ihr gefordert werde[831]).

Leider besitzen wir den Brief nicht mehr, mit welchem Maria Theresia diese Erklärung der Kaiserin von Rußland ihrem Sohne übersandte. Aus der Antwort des Letzteren sehen wir, daß die Schärfe des Tones, in dem sie gehalten war, ihn nicht wenig erstaunte. Aber er wies darauf hin, daß sie sich mit einer erst vor kurzem an Rußland ergangenen Aufforderung, gleichzeitig mit Frankreich die förmliche Vermittlung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen zu übernehmen, gekreuzt habe. Man solle vorerst die Wirkung dieser Aufforderung abwarten; wäre man jedoch durchaus der Meinung, daß die russische Erklärung beantwortet werden müsse, dann möge man nur erwiedern, man kenne so genau die Einsicht der Kaiserin von Rußland und ihres Ministeriums, daß man sich die Bitte an sie erlaube, sie möge auch Oesterreich so viel davon zutrauen, daß es ihre Erklärung im rechten Lichte zu betrachten verstehe. Man zweifle daher nicht, daß nur die Zudringlichkeiten ihres Verbündeten ihr dieselbe zu entreißen vermocht hätten, während ihr Rechtsgefühl und das Wohl ihres Staates ihr niemals gestatten würden, den von ihr angedeuteten Schritt auch wirklich zu thun. Ihre Vermittlung werde übrigens Oesterreich in hohem Grade willkommen sein.

In den stärksten Ausdrücken, welche keinen Zweifel übrig lassen über die Gereiztheit seiner Stimmung, lich Joseph gleichzeitig seiner

Ueberzeugung neuerdings Worte, es werde zur russischen Truppenstellung für Preußen nicht kommen. „Die Kaiserin müßte nur verrückt sein", fügte er hinzu, „und ihr Minister ein mit Geld erkaufter „Schurke, wie Stutterheim in Sachsen, dann ist Alles möglich. Die „russische Erklärung soll wohl das Seitenstück zu derjenigen sein, welche „die Franzosen in Berlin abgegeben haben. Ließe man doch lieber „diese elenden Perrückenmacher schlafen, denen es gerade so an Herz „mangelt wie an Geld! Ich glaube daß Rußland sich in Allem mit „ihnen auf die gleiche Stufe stellen will, und das würde auch unendlich „viel besser sein" [832]).

Die bittere Anspielung des Kaisers auf die Franzosen war durch den Auftrag verursacht, der nach lang dauerndem Schwanken endlich dem französischen Geschäftsträger in Berlin von Paris aus ertheilt worden war. Will man jedoch gerecht sein, so muß man anerkennen, daß gerade so wie in Rußland eine Wendung zu Gunsten Preußens eingetreten war, in Frankreich sich eine solche für Oesterreich vollzog. Den eifrigen Bemühungen der Königin Marie Antoinette war dieses Resultat vor Allem zu verdanken. Mit der Bedrängniß und der trostlosen Stimmung, in der sich ihre Mutter befand, schien auch ihre Liebe, ihre Anhänglichkeit für sie zu wachsen. Die dringenden Bitten der Kaiserin, sie möge ihres Vaterlandes eingedenk sein und sich zu Gunsten desselben in Frankreich mit Nachdruck verwenden, fielen daher auch bei der Königin auf fruchtbaren Boden, und die Hingebung, mit der sie den Wünschen ihrer Mutter nachkam, erfüllten das Herz derselben mit dankbarer Freude. „Die Folge wird zeigen", schrieb ihr Maria Theresia einmal, „daß dieß auch durch das Ansehen und das „Interesse Frankreichs gefordert wird. Hätte man gleich Anfangs diese „Sprache geführt, von der wir jetzt die günstigsten Wirkungen verspüren, so bin ich gewiß, daß Alles sich beruhigt haben würde, ohne „die Schreckensgestalt anzunehmen, die uns jetzt bedroht. Frankreich „hat nie zu befürchten, daß wir es bloßstellen, in Mißgeschick hineinziehen oder seinen Einfluß verringern wollen. Unsere Interessen, und „zwar auch diejenigen unserer Herzen und Familien sind zu innig „mit einander verbunden, als daß wir nicht auf die Anschauungen

gerade das Gegentheil bestehe, betrachte man die Leichtigkeit und Raschheit, mit der die Hauptmacht des Königs in das Herz der österreichischen Monarchie eindringen könne, erinnere man sich, wie während des siebenjährigen Krieges so viele und so mächtige Staaten nichts Entscheidendes gegen Preußen ausrichten konnten, und erwäge man, wie in dem gegenwärtigen Kriege die Anspannung der äußersten Kräfte zur Selbstvertheidigung Oesterreichs kaum zureiche, so lasse sich unmöglich verkennen, daß es zur Umstoßung des Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Preußen nur noch auf einen, wenn auch an und für sich nicht gerade sehr beträchtlichen Machtzuwachs für Preußen ankomme, ohne daß Oesterreich gleichzeitig entsprechende Vortheile erhalte. Ein solcher Zuwachs aber würde ihm durch die Vereinigung der beiden Markgrafthümer mit Preußen zu Theil werden.

Kaunitz drang daher in die französische Regierung, daß nicht nur ihr Geschäftsträger in Berlin, der ihm ertheilten abschlägigen Antwort zum Trotze, fortwährend im Sinne seiner früheren Erklärung sich äußere, sondern daß auch von den übrigen Repräsentanten Frankreichs im deutschen Reiche eine solche Sprache geführt werde. Mercy aber wurde beauftragt, sich in gleichem Sinne zu verwenden, und außerdem dahin zu wirken, daß Frankreich den Kurfürsten von der Pfalz in seiner bisherigen guten Gesinnung bestärke, und den Herzog von Zweibrücken, den es ja völlig in seiner Hand habe, dahin bringe, daß er sich durch das Anerbieten der Kaiserin befriedigt erkläre [835]).

Noch war man in Frankreich nicht zur Ertheilung einer Antwort auf diese Begehren des Kaiserhofes gekommen, als man von Wien aus die am 20. October durch Galitzin überreichte russische Erklärung erhielt. Schon einen Tag nachdem er sie empfangen, sandte sie Kaunitz an Mercy zu unverzüglicher Mittheilung an den Hof von Versailles. Er möge sich dessen baldigste Meinungsäußerung über sie erbitten, und sich, wenn es mit Aussicht auf Erfolg geschehen könnte, dafür verwenden, daß so wie Rußland in Wien eine Erklärung zu Gunsten seines Verbündeten abgeben ließ, ein Gleiches in Berlin von Seite Frankreichs im Interesse Oesterreichs geschehe [836]).

„O Gott! Wie gern möchte ich all mein Blut hingeben, auf daß sie „glücklich sei und die Freude und Ruhe genieße, die sie so sehr verdient. „Sollte es anders kommen, so wird es niemals die Schuld ihrer „Kinder sein. Nach meinem eigenen Herzen beurtheile ich auch die „ihrigen; man müßte sehr undankbar sein, wenn man für eine so zärt„liche Mutter wie die unsrige nicht Alles aufopfern wollte. So denke „wenigstens ich, und ich bin überzeugt, so denken sie Alle“ [34]).

Daß dieß wirklich die Gesinnung der Königin war, davon gab sie ihrer Mutter auch überzeugende Proben. Nicht nur ihren Gemal, sondern auch dessen Minister Maurepas und Vergennes bestürmte sie mit Vorstellungen, den erprobten Bundesgenossen Oesterreich nicht im Stiche zu lassen. Muthig bekämpfte sie die in Frankreich vorherrschende, durch den unbefriedigenden Ausgang des siebenjährigen Krieges noch gesteigerte Abneigung gegen die österreichische Allianz. Sie allein setzte es durch, daß endlich der französische Geschäftsträger in Berlin den Auftrag zu jener Erklärung erhielt, welche Joseph so bitter bespöttelte.

Die letztere hatte in einer lebhaften Unterstützung des von der Kaiserin ausgegangenen Anerbietens bestanden, sie wolle all ihren Ansprüchen auf baierische Gebietstheile entsagen, wenn der König von Preußen von jeglicher Aenderung der gesetzmäßigen Erbfolge in den fränkischen Markgrafthümern abstehe. Aber der König hatte hierauf erwiedert, daß er eine Vermengung dieser beiden, ihrer Natur nach außer allem und jedem Zusammenhange stehenden Angelegenheiten von der Hand weise und eine Einmischung Fremder in eine nur ihn selbst und sein Haus angehende Sache nie zugeben werde. Das für den Fall der Zurückweisung seines Anerbietens gestellte Vergrößerungsbegehren des Kaiserhofes begreife den ansehnlichsten und reichsten Theil Baierns, ja sogar die Salzwerke von Reichenhall in sich, welche Baiern unmöglich entbehren könnte, da sie dessen wichtigste Einnahmsquelle seien. Durch eine solche Abmachung würde der Herzog von Zweibrücken noch ärger geschädigt, als es durch den Vertrag vom 3. Jänner geschehen sei. Sachsen, dessen Ansprüche auf den Wortlaut des west-

phälischen Friedens gegründet seien, und welches jetzt auf eine dereinstige Vereinbarung mit dem kurfürstlich pfälzischen Hause vertröstet werden solle, würde sich gleichfalls und mit Recht über eine so ungerechte Behandlung beschweren. Die Ehre und das Ansehen des Königs würden durch ein Uebereinkommen, durch welches die Unterdrückung derer, die seinen Beistand in Anspruch genommen, erst recht besiegelt würde, allzusehr bloßgestellt, als daß er sich hiezu jemals herbeilassen könnte.

Wie es so oft schon der Fall gewesen, so war auch jetzt Kaunitz durchaus nicht einverstanden mit der Meinung des Kaisers, man solle sich von nun an um die Haltung Frankreichs nicht mehr kümmern, denn wirklichen Beistand dürfe Oesterreich von dieser Macht ohnehin nicht erwarten. Auch Kaunitz rechnete durchaus nicht auf einen solchen, aber er verkannte doch den sehr großen Unterschied nicht, der darin lag, ob ein Staat wie Frankreich, so herabgekommen er auch damals war und so sehr der Krieg mit England seine ohnedieß geschwächte Kraft in Anspruch nahm, sich für Oesterreich wohlwollend, oder ob er sich gleichgültig verhielt. Darum gab Kaunitz sich ernstliche Mühe, den Hof von Versailles dahin zu bringen, daß er seine Sprache gegen den König von Preußen verschärfe und in eine drohende verwandle. Wenn es demselben gestattet würde, sagte er dem französischen Botschafter Breteuil, sich in fremde, ihn gar nicht berührende Angelegenheiten zu mengen und die Gültigkeit einer Convention zu bestreiten, welche zwei von ihm durchaus unabhängige Reichsstände mit einander abgeschlossen hätten, dann könne es der Kaiserin gewiß nicht verdacht werden, wenn sie sich der Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit der preußischen Primogenitur, der die zu einem förmlichen Reichsgesetze erhobene pragmatische Sanction des Hauses Brandenburg entgegenstehe, auch ihrerseits widersetze. Durch seine Gebietsvergrößerung in Polen, in die man sich nothgedrungen fügen mußte, sei der König in den Stand gesetzt worden, seine Streitmacht um fast dreißigtausend Mann zu vermehren. Gelänge ihm die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen, dann würde seine Wehrkraft eine neue und nicht viel geringere Steigerung erfahren. Schon in dem gegenwärtigen Feldzuge sei er Oesterreich um wenigstens dreißigtausend

Mann überlegen gewesen. Außerdem kenne Jedermann seine enge Verbindung mit Rußland und mit allen protestantischen Höfen. Oesterreich habe zwar einen großen Theil der katholischen Stände für sich, von ihnen sei jedoch bei ihrer bekanntlich sehr schlechten militärischen und finanziellen Verfassung wenig oder gar nichts zu hoffen. Wenn man also von dem zu besorgenden Umsturze des Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und dem Könige von Preußen rede, so seien dieß keine leeren Worte, keine scheinbaren Vorspiegelungen, keine unter dem Vergrößerungsglase dargestellten Befürchtungen, sondern thatsächlich bestehende Verhältnisse. Nicht nur für Oesterreich selbst, sondern für alle katholischen Mächte und insbesondere für Frankreich, ja für das ganze europäische Staatssystem würden und müßten sie von den verderblichsten Folgen sein, wenn man dem Uebel nicht noch rechtzeitig vorbeuge.

Mit der ganzen geistigen Ueberlegenheit des erfahrenen und erprobten Staatsmannes führte Kaunitz dem französischen Botschafter zu Gemüth, wie thöricht man in Frankreich doch handle, indem man, obgleich man äußerlich in einem Bündnisse mit Oesterreich sich befinde, innerlich von der früheren Abneigung gegen dasselbe beseelt sei. Noch immer verfahre man dort nach Grundsätzen, welche der Epoche vor Abschluß des westphälischen Friedens und somit einer Zeit ihre Entstehung verdankten, in der das Haus Brandenburg noch eine sehr untergeordnete Rolle spielte, Rußland im Rathe der Völker ganz unbekannt war und alle protestantischen Reichsstände noch nicht die Hälfte jener Kriegsmacht besaßen, welche jetzt der König von Preußen allein auf die Beine gebracht habe.

Hiezu komme noch die natürliche Lage der österreichischen Erbländer, ihre weite Entfernung von einander, die große Verschiedenheit ihrer inneren Verfassung, die in Ungarn gesetzlich bestehende Beschränkung der königlichen Gewalt. Aus all dem gehe hervor, mit welch unendlichen Schwierigkeiten man bei der Verwaltung dieser Länder, bei der Ausbeutung ihrer Kräfte und Hülfsquellen kämpfen müsse. Bedenke man, daß von alledem in der preußischen Staatsmaschine

gerade das Gegentheil bestehe, betrachte man die Leichtigkeit und Raschheit, mit der die Hauptmacht des Königs in das Herz der österreichischen Monarchie eindringen könne, erinnere man sich, wie während des siebenjährigen Krieges so viele und so mächtige Staaten nichts Entscheidendes gegen Preußen ausrichten konnten, und erwäge man, wie in dem gegenwärtigen Kriege die Anspannung der äußersten Kräfte zur Selbstvertheidigung Oesterreichs kaum zureiche, so lasse sich unmöglich verkennen, daß es zur Umstoßung des Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Preußen nur noch auf einen, wenn auch an und für sich nicht gerade sehr beträchtlichen Machtzuwachs für Preußen ankomme, ohne daß Oesterreich gleichzeitig entsprechende Vortheile erhalte. Ein solcher Zuwachs aber würde ihm durch die Vereinigung der beiden Markgrafthümer mit Preußen zu Theil werden.

Kaunitz drang daher in die französische Regierung, daß nicht nur ihr Geschäftsträger in Berlin, der ihm ertheilten abschlägigen Antwort zum Trotze, fortwährend im Sinne seiner früheren Erklärung sich äußere, sondern daß auch von den übrigen Repräsentanten Frankreichs im deutschen Reiche eine solche Sprache geführt werde. Mercy aber wurde beauftragt, sich in gleichem Sinne zu verwenden, und außerdem dahin zu wirken, daß Frankreich den Kurfürsten von der Pfalz in seiner bisherigen guten Gesinnung bestärke, und den Herzog von Zweibrücken, den es ja völlig in seiner Hand habe, dahin bringe, daß er sich durch das Anerbieten der Kaiserin befriedigt erkläre [835]).

Noch war man in Frankreich nicht zur Ertheilung einer Antwort auf diese Begehren des Kaiserhofes gekommen, als man von Wien aus die am 20. October durch Galitzin überreichte russische Erklärung erhielt. Schon einen Tag nachdem er sie empfangen, sandte sie Kaunitz an Mercy zu unverzüglicher Mittheilung an den Hof von Versailles. Er möge sich dessen baldigste Meinungsäußerung über sie erbitten, und sich, wenn es mit Aussicht auf Erfolg geschehen könnte, dafür verwenden, daß so wie Rußland in Wien eine Erklärung zu Gunsten seines Verbündeten abgeben ließ, ein Gleiches in Berlin von Seite Frankreichs im Interesse Oesterreichs geschehe [836]).

Die lahme Erwiederung der französischen Regierung auf das erstere Begehren des Fürsten Kaunitz, welche inzwischen nach Wien gelangte, war nicht dazu angethan, Hoffnung auf ein energisches Eintreten des Hofes von Versailles zu Gunsten Oesterreichs zu erwecken. Man zögerte sogar, den Repräsentanten Frankreichs bei den Einzelnstaaten Deutschlands den Befehl zu ertheilen, sich dort in gleichem Sinne zu erklären, wie dieß von Seite des französischen Geschäftsträgers am preußischen Hofe geschehen war. Und ebensowenig legte man irgendwelche Geneigtheit an den Tag, auf den Kurfürsten von der Pfalz oder den Herzog von Zweibrücken in einem Oesterreich günstigen Sinne zu wirken.

„Deinem Eifer und Deiner Zärtlichkeit lasse ich", schrieb Maria Theresia ihrer Tochter an deren Geburtstage, „Gerechtigkeit widerfahren; ja ich zittere manchmal, daß Du Dich allzuweit vorwagen könntest, ohne irgend einen Erfolg zu erzielen, oder daß Du Dich Menschen gegenüber bloßstellst, die übel gesinnt sind oder Dich mit Vorschlägen hinhalten, hinsichtlich deren ich mich durch die Thatsachen überzeuge, daß man dasjenige nicht mit Genauigkeit erfüllt, wozu man sich gegen uns anheischig gemacht hat. Welch ein Unterschied zwischen dem Alliirten des Königs von Preußen und dem Unsrigen. Nicht allein daß Rußland bei jeder Gelegenheit die gleiche Sprache wie sein Verbündeter führt. Aber seine deutliche Erklärung, welche Dir unser letzter Courier überbracht haben wird, versetzt uns in große Verlegenheit, und auf diese Art dürfen wir auf den Frieden nicht hoffen, der doch so ungemein wünschenswerth ist. Seit vierzehn Tagen weisen die Bewegungen des Königs auf weitaussehende Plane desselben hin. Nachdem er in Schlesien bereits die Quartiere bezogen, sammelt er plötzlich seine Truppen und wirft sich mit all seiner Streitmacht auf das uns noch gehörige Stück von Schlesien, welches ganz unbeschützt und dem Erstbesten offen ist. Wie gewöhnlich plündert er und gibt sich den Anschein, nach Mähren vorrücken zu wollen, was ich in Anbetracht der späten Jahreszeit und des unwegsamen Zustandes der Straßen nicht für wahrscheinlich halte. Ich glaube eher, es ist eine den russischen Truppen angepaßte Bewegung,

„von denen die Nachrichten aus Polen behaupten, daß sie trotz des „türkischen Krieges schon in Marsch gesetzt worden sind. Das würde „das Maß unseres Unglückes voll machen, aber in der Zeit, in der „wir leben, muß man auf Alles gefaßt sein, insbesondere da wir von „unserem Verbündeten gar nicht unterstützt werden, der uns sogar „bei dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Herzoge von Zweibrücken „nicht nützlich sein zu können glaubt" [837]).

Daß es der Kaiserin trotz des Schmerzes über ihre Bedrängniß und der Lebhaftigkeit ihrer Klagen doch voller Ernst war mit dem Wunsche, ihre Tochter möge sich nicht durch allzu eifrige Parteinahme für Oesterreich in Frankreich Feinde erwecken, geht aus einem gleichzeitigen Briefe an Mercy unwiderleglich hervor. „Ich bin ungemein „dankbar", schrieb sie ihm ebenfalls am 2. November, „für das „Interesse, welches meine Tochter an unseren Angelegenheiten nimmt. „Ich wünsche nur, daß sie dabei nicht mit zu viel Ungestüm auftrete „und sich dadurch dem Könige lästig, den Ministern verdächtig, der „Nation aber verhaßt mache" [838]).

Die Unzufriedenheit, die man in Wien über die Antwort Frankreichs auf das erste Begehren des Kaiserhofes empfand, mochte nicht wenig dazu beitragen, daß man nicht erst der Erwiederung auf die dort geschehene Mittheilung der russischen Erklärung harrte, um mit sich selbst über dasjenige zu Rathe zu gehen, was von österreichischer Seite in Folge der letzteren zu thun sei. Der Vorschlag des Kaisers, daß man entweder gar nicht antworten und die Erklärung des russischen Hofes über das an ihn gerichtete Vermittlungsbegehren abwarten, oder das letztere einfach erneuern solle, ist bereits erwähnt worden. Auch das wurde gesagt, daß der Kaiser zu diesem Ausspruche durch die Voraussetzung vermocht wurde, Rußland werde sich zu gewaffneter Betheiligung an dem Kriege gegen Oesterreich niemals entschließen. Aber weder Maria Theresia noch Kaunitz waren dieser Meinung des Kaisers. „Fürchte nicht", schrieb ihm seine Mutter, „daß wir in „politischer Beziehung nicht festhalten; Dir gegenüber muß ich es „jedoch aussprechen, daß es mehr als nothwendig ist, an ein Ende

„zu denken; für uns ist gar nichts zu gewinnen, aber Alles zu ver„lieren“ [839]).

Auf diese flüchtige Bemerkung beschränkte sich Maria Thersia, während Kaunitz dem Kaiser ausführlicher schrieb. Man möge sich nur ja nicht darüber täuschen, stellte er ihm vor, daß wenn man während des Winters nicht zu einem anständigen Frieden gelange, Rußland zu Gunsten des Königs von Preußen Antheil nehmen werde an dem Kriege. Dann aber werde man sich schon während des nächsten Feldzuges gezwungen sehen, den Frieden auf Bedingungen hin zu schließen, die der König von Preußen vorschreiben würde. Nur dann könnte es dem Hause Oesterreich gelingen, dieser Nothwendigkeit zu entgehen, wenn es eine Verbindung anzuknüpfen vermöchte, durch die es in den Stand gesetzt würde, den Krieg gegen die vereinigten Höfe von Berlin und St. Petersburg, ja vielleicht auch noch gegen andere Anhänger derselben zu führen. Seit der Ankunft der russischen Erklärung von dieser traurigen Wahrheit überzeugt, habe er unablässig nachgedacht über den zu fassenden Entschluß. Er habe auch das Resultat dieses Nachdenkens schon zu Papier gebracht, aber es sei ebenso unmöglich, über so wichtige und verwickelte Dinge im Correspondenzwege zu verhandeln, als unerläßlich, sich rasch über dasjenige zu entscheiden, was man thun wolle. Der Kaiser und die Kaiserin müßten sich hierüber verständigen; das könne jedoch nur durch mündliche Erörterung und unter Beobachtung des tiefsten Geheimnisses geschehen. Im Interesse der Sache und zu seiner eigenen Sicherstellung müsse er daher den Kaiser bitten, sich wenn auch nur für einige Tage nach Wien zu begeben, auf daß er ihm und der Kaiserin seinen Plan vorlegen und auseinandersetzen könne [840]).

Maria Thersia unterstützte das Begehren des Fürsten Kaunitz mit warmen Worten, ja sie beschwor ihren Sohn, demselben so rasch als nur immer möglich zu willfahren; Joseph aber war nichts weniger als gesonnen, dieß zu thun. Er ging von der gleichfalls nicht ganz unberechtigten Ansicht aus, daß so lang der König von Preußen noch im Felde stehe, seine Operationen fortsetze, ja sich noch auf öster-

reichischem Boden befinde, er selbst sich nicht aus der Nähe des Kriegsschauplatzes entfernen dürfe. Jeden Augenblick könnten Nachrichten kommen, die ihn dorthin beriefen, um die erforderlichen Maßregeln zu treffen, welche ohne ihn gewiß vernachlässigt werden würden. Bedenke man überdieß, daß sich die Vorbereitungen zur nächsten Campagne in vollem Zuge befänden, daß Alles auf ihm laste und ohne ihn gar nichts geschehen würde, dann werde man einsehen, daß er an seiner Pflicht und an seinem Vaterlande zum Verräther werden müßte, wenn er der Kaiserin nicht die Unmöglichkeit darlegen würde, sich in diesem Augenblicke nach Wien zu verfügen. Sollte sie es ihm dennoch positiv befehlen, dann werde er, nachdem er ihr seine Gegenvorstellung gemacht, ihr so rasch als nur immer möglich gehorchen.

Was jedoch die Sache selbst angehe, um die es sich handle, so habe er schon oft wiederholt, er werde Alles blindlings unterschreiben, wozu sie sich entschließe. Glaube man wirklich, daß Rußland im nächsten Jahre am Kriege Theil nehmen werde und Frankreich nicht, dann bleibe nichts übrig als Baiern zurückzugeben und die Vereinigung der Markgrafthümer gar nicht mehr zu berühren; dann werde eben der König seinen Triumph, die Kaiserin aber ihren Frieden haben. Dieß wäre übrigens allen sonstigen Projecten noch weit vorzuziehen, man möge die Anknüpfung einer Verbindung in Polen, die Hineinziehung des Königs von Schweden, oder andere Träumereien im Sinne haben, die er hie und da auftauchen sah. Nachdem er sich in dieser Weise erklärt habe, werde es nicht schwer sein, auch ohne ihn zu einem Entschlusse zu gelangen. Käme es jedoch auf ihn allein an, so würde er vor einem Wagnisse nicht zurückschrecken. Denn er könne nicht daran glauben, daß die Russen die Sache aufs Aeußerste treiben wollten; ein neuer Feldzug aber könnte sowohl dem Könige von Preußen als seinen sächsischen Parteigängern warm machen [841]).

Aber der innere Widerspruch, der sich so oft im Laufe dieses Feldzuges in den Ansichten des Kaisers bemerkbar gemacht, zeigte sich auch jetzt. Oftmals hatte er den schleunigsten Abschluß des Friedens als unerläßlich erklärt, um die Monarchie vor dem ihr drohenden

Verderben zu retten, dann aber die Schritte, welche Maria Thereſia hiezu that, als eine Erniedrigung der unerhörteſten Art bezeichnet, durch die ihre und ſeine eigene Ehre ſowie diejenige des öſterreichiſchen Staates aufs Aergſte befleckt werde. Unwillkürlich wird man an dieſe ſich fortwährend erneuernde Inconſequenz erinnert, wenn man ſieht, wie unmittelbar nachdem Joſeph ſeiner Mutter geſchrieben, er für ſeine Perſon würde es auf ein Wagniß ankommen laſſen, er Worte an ſie richtet, die ſich hiemit nicht vereinbaren laſſen. „Hinſichtlich der Friedens„projecte", ſo lauten ſie, „unterwerfe ich mich vollſtändig Allem, wofür „Sie ſich zu entſcheiden gedenken; ja Sie würden mir eine ganz „beſondere Gnade erweiſen, wenn Sie hierüber noch vor meiner „Rückkehr irgendwelchen Entſchluß faſſen wollten. Ich bin vielleicht „ſonderbar, und ich gebe in Anbetracht der Kenntniß, die ich von den „Umſtänden und den Perſonen beſitze, ſogar zu, daß der Augenblick „nicht gerade günſtig iſt für energiſche Maßregeln. Man wird alſo „allmälig zurückweichen und nur die Thüre offen halten müſſen, um „es ein andermal beſſer zu machen, wozu die Zeit den Anlaß herbei„führen muß" [812]).

Deutlicher noch rückt der Kaiſer am folgenden Tage, dem 3. November mit der Sprache heraus. Nun bezeichnet er ſelbſt ſchon den Abſchluß des Friedens als wünſchenswerth, und er kommt auf den Plan eines Austauſches der Niederlande gegen Baiern zurück, wobei der Kurfürſt von der Pfalz die Schadloshaltung Sachſens auf ſich nehmen und die Zuſtimmung des Herzogs von Zweibrücken auswirken müßte. „Vielleicht wäre dieß", meint Joſeph ſeiner Mutter gegenüber, „der mindeſt ungünſtige Entſchluß, den man unter den einmal ob„waltenden Umſtänden zu faſſen vermöchte. Ich wage ihn hier nur „anzudeuten: Sie und Fürſt Kaunitz werden richtiger darüber urtheilen „als ich" [813]).

Was den Letzteren anging, ſo hatte er mit ſeiner Anſicht nicht hinter dem Berge gehalten, ſondern ſie der Kaiſerin ausführlich entwickelt. Vor Allem erneuerte er die Behauptung, es ſei nicht wahrſcheinlich, daß Oeſterreich einen Theil Baierns behalten könne, der

das Wagniß und die Kosten der Fortsetzung des Krieges verlohne. Für noch unwahrscheinlicher aber betrachte er es, daß man dem Könige von Preußen gegenüber, selbst wenn er allein und ohne fremde Beihülfe bliebe, Eroberungen zu machen vermöge. Die Fortführung des Krieges müsse daher aussichtslos genannt und gewünscht werden, daß der Friede noch während dieses Winters zu Stande komme. Nur wenn dieß nicht ohne Erniedrigung der österreichischen Monarchie geschehen könnte, würde die Fortsetzung des Krieges zu rechtfertigen sein.

Fasse man die etwaigen Friedensbedingungen ins Auge, so müsse man sich erinnern, daß der König von Preußen beide ihm durch Thugut überbrachten Vorschläge zurückgewiesen habe. Weder Frankreich noch Rußland seien geneigt, sie bei ihm mit solchem Nachdrucke zu unterstützen, daß man mit der Hoffnung sich schmeicheln könne, er werde sie nachträglich annehmen; sie seien daher nicht mehr als geeignete Hülfsmittel zur Herbeiführung des Friedens zu betrachten und man müsse sich nach anderen umsehen. Alles wozu der König sich vielleicht herbeilassen könnte, bestünde in der Zustimmung zu dem Eintausche einiger nicht sehr umfangreicher baierischer Gebietstheile gegen bisher österreichischen Besitz, ohne daß dem Kaiserhause hiedurch eine wirkliche Vergrößerung seiner Staaten zu Theil werde, indem der ganze Gewinn nur in einer besseren Abrundung derselben bestehe. Gleichwohl empfehle sich ein solcher Ausweg, denn behalte man nur irgend etwas von Baiern, so werde es nicht mehr den Anschein haben, daß man Alles zurückgeben mußte, sondern Viele würden sogar glauben, man habe ein gutes Geschäft gemacht; dieß würde aber dem Ansehen der Monarchie nicht wenig zu Gute kommen. Was man von Baiern eintausche, werde wegen seines Zusammenhanges mit Böhmen und Oesterreich ob der Enns jederzeit werthvoller als dasjenige sein, was man als Aequivalent etwa dahingebe. Das Opfer, welches Oesterreich bringe, wenn es ablasse von seinem Widerstande gegen die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen, könne im Grunde als nichtexistirend angesehen werden, indem dieses Widerstreben ohne Zweifel nutzlos bleiben würde und von dem Könige von Preußen sehr leicht vereitelt werden könnte. Es sei also nicht zu

zweifeln, daß man sich auch mit einem geringeren Theile Baierns begnügen sollte, und man müsse sich nur darüber klar werden, worin derselbe zu bestehen hätte.

Da man den durch Thugut in Braunau begehrten Theil Baierns von Kufstein bis Waldmünchen nicht zu erlangen im Stande sei, müsse man hievon ein Beträchtliches abschlagen. Vor Allem habe dieß in Bezug auf das Rentamt Burghausen und somit auf die Salinen von Reichenhall, hiedurch aber auch auf eine directe Verbindung mit Tirol zu geschehen. Auf eine solche könne man auch leicht verzichten und sich mit einem an Oesterreich ob der Enns und an Böhmen grenzenden Theile Baierns begnügen, indem die hiefür zu leistende Entschädigung in Landstrichen, welche von Oesterreich abgetrennt wären, und in anderen wenig bedeutsamen Zugeständnissen bestünde. Außerdem würde der Kaiserin die Unannehmlichkeit erspart, unmittelbar beitragen zu müssen zur Schadloshaltung des kurfürstlich sächsischen Hauses, das in dieser ganzen Angelegenheit sich so überaus schlecht gegen sie benommen habe.

Zur Beurtheilung dessen, was man bei Preußen durchsetzen könne, stelle es sich am zweckmäßigsten heraus, auf dasjenige zurückzugehen, was von dem Könige selbst angeboten worden sei. Zweierlei Vorschläge besitze man von ihm. Kraft des Einen wollte er die auf einer beigefügten Karte näher bezeichneten baierischen Districte Oesterreich lassen, wogegen es dem Kurfürsten von der Pfalz Limburg und Geldern abtreten und ihm die in Baiern gelegenen Reichslehen zukommen lassen sollte. Sachsen hätte die Reichslehen in Schwaben, dann Mindelheim und Wiesensteig als Austauschobjecte zu erhalten. Oesterreich verzichte außerdem auf die Oberhoheitsrechte der Krone Böhmen über einzelne Parzellen in der Oberpfalz, in Sachsen und Bayreuth, und es lege der dereinstigen Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen oder ihrer etwaigen Vertauschung gegen die obere und die niedere Lausitz keine Hindernisse in den Weg. In dem zweiten Vorschlage aber habe der König zwar die an Oesterreich zu überlassenden baierischen Gebietstheile, aber auch die demselben

aufzuerlegenden Gegenleistungen beträchtlich geschmälert. In diesen Anträgen Preußens meinte nun Kaunitz, obgleich sie früher von österreichischer Seite zurückgewiesen worden waren, doch die Elemente gefunden zu haben, auf deren Grundlage eine Verständigung herbeigeführt werden könnte[844]).

So weit war Kaunitz mit seiner Arbeit gediehen, als er sie, wie es scheint, in Folge der Weigerung des Kaisers, sich zu gemeinschaftlicher Berathung nach Wien zu begeben, wieder abbrach. Aber lange Zeit konnte sie nicht ruhen, denn schon am 4. November traf aus Rußland die Nachricht ein, die Kaiserin Katharina sei erbötig, gleichzeitig mit Frankreich die Vermittlung zwischen Oesterreich und Preußen zu übernehmen. Fürst Repnin sei zu diesem Ende nach Berlin abgeschickt worden, und der russische Gesandte in Paris, Fürst Bariatinsky werde mit dem Auftrage versehen werden, sich mit dem französischen Ministerium über die Art und Weise zu verständigen, in welcher diese Vermittlung ins Werk zu setzen wäre.

Maria Theresia war über diese Nachricht keineswegs erfreut. „das gehet in das lange", antwortete sie dem Fürsten Kaunitz, als er sie ihr mittheilte[845]), „bey einen congreß mit repnin wenig zu „hoffen. wan was geschehen kan, mus es kürtzer genohmen werden, „sonsten komt sachsen und andere zu indemnisirn."

Wir besitzen leider die Briefe nicht mehr, welche in jenen Tagen sowohl Maria Theresia als Kaunitz dem Kaiser schrieben. Aus den Antworten des Letzteren aber kann man nicht nur seine eigenen Ansichten mit Bestimmtheit entnehmen, sondern auch auf dasjenige, was ihm mitgetheilt worden war, ziemlich sichere Schlüsse ziehen. Seine Mutter beschwor er, in Bezug auf den Frieden nur ja nichts zu überstürzen. Was Sachsen angehe, so würde es, nachdem die dortigen Truppen auf österreichischem Gebiete geplündert hätten, ja sogar die sächsischen Bauern mit Wagen gekommen seien, geraubte Gegenstände aller Art nach ihrer Heimat zu schleppen, unwürdig sein, von irgend einer Entschädigung für dasselbe auch nur zu sprechen; man müßte darin eine ganz unerträgliche Erniedrigung erblicken. Wenn man

außer der einfachen Zurückstellung aller in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile auch nur einen Groschen, oder etwa noch die Abtretung einiger Rechte oder Lehen verlangen würde, dann wäre es besser, Alles aufs Spiel zu setzen und den Krieg bis aufs Aeußerste weiter zu führen. Schon durch jene Zurückstellung würden die Ehre und das Ansehen des Staates empfindlich geschädigt. Gestehe man außerdem noch Anderes zu, dann würde man sich mit Schande bedecken und der unglücklichste Feldzug könnte nicht zu noch größerer Einbuße zwingen. „Ich bin immer der Meinung", so lauten die Worte des Kaisers, „daß die Preußen und noch mehr die Sachsen den Krieg lebhaft „bereuen, indem sie vorhersehen, daß wir ihnen Stand halten werden. „Sie wissen nicht was sie im künftigen Jahre unternehmen sollen. „Der König von Preußen richtet sich zu Grunde, ohne etwas zu „gewinnen. Durch die Drohung mit Rußland will er uns erschrecken „und dazu verleiten, uns mit dem Abschlusse eines für uns schmach„vollen Friedens zu übereilen. Wenn wir Rußland schmeicheln und „es in Gemeinschaft mit Frankreich zum Friedensvermittler machen, „wenn wir Zeit gewinnen und die Sachsen sehen, daß sie diesen „Winter hindurch aufgefressen werden, wenn der König von Preußen „für den Feldzug sehr kostspielige Vorbereitungen zu machen hat, dann „glaube ich daß Beide leichter zu behandeln sein werden. In dem „gegenwärtigen Augenblicke wäre es ihnen freilich, schon um keine „Ausgaben machen zu müssen, äußerst bequem, den Abschluß des „Friedens zu überstürzen. Das ist meine Meinung; ich unterwerfe „sie ganz Ihrem Urtheil, aber es scheint mir von äußerster Wichtig„keit zu sein, unser politisches Ansehen, welches wir durch unsere „Kriegführung aufrecht erhielten, auch bei dem Friedensschlusse zu „wahren" [516].

Weit ausführlicher noch entwickelte Joseph seine Gedanken in dem Briefe, den er einen Tag später, am 6. November an Kaunitz abgehen ließ. Neuerdings gab er zu, daß Oesterreich allein, weder vom deutschen Reiche noch von Frankreich thatkräftig unterstützt, unmöglich einen erfolgreichen Krieg gegen die gesammte Streitmacht des Königs von Preußen, wenn sie mit derjenigen Sachsens vereinigt und

noch durch eine russische Armee verstärkt würde, zu führen vermöchte. Selbst wenn man sich ihm gegenüber, was immerhin denkbar, zu behaupten im Stande wäre, würde ein solcher Feldzug, wenngleich ruhmvoll, doch für die österreichischen Länder verderblich und daher zu vermeiden sein.

Daß man von Frankreich keinen Beistand, und zwar weder an Geld noch durch Truppen erwarten dürfe, könne wohl als feststehend angenommen werden. Und selbst wenn man ihm die 24.000 Mann abzunöthigen vermöchte, die es kraft des Allianzvertrages stellen sollte, was könnten sie und was würde man mit ihnen beginnen? Der in Frankreich herrschende Geldmangel, der thörichte Krieg, den es gegen England unternahm und durch welchen sein Handel zu Grunde gerichtet werde, während er ihm nicht den geringsten Vortheil gewähre, die Schwäche des französischen Ministeriums und theilweise auch sein übler Wille böten die sicherste Bürgschaft, daß von dorther nichts zu erwarten sei.

Dagegen gebe es auch für Rußland keinen zureichenden Grund, um es zu bestimmen, wider Oesterreich geradezu offensiv aufzutreten. Es habe nichts dabei zu gewinnen, und wenn Dinge jeder vernünftigen Convenienz so sehr widersprächen, so hörten sie auch auf, wahrscheinlich zu sein. Aber so wenig es auch in Rußlands Interesse gelegen sein könne, Oesterreich in dem Augenblicke zu bekämpfen, in welchem es selbst weder gegen die Pforte sichergestellt sei, noch die Schäden verwunden habe, an denen es in Folge des letzten Krieges noch fortwährend leide, so könnten doch der Ehrgeiz und die Ruhmsucht der Kaiserin Katharina sie zu dem Bestreben verleiten, Oesterreich zum Frieden zu zwingen, und durch eine einzige von ihr ausgehende Kundgebung oder einige Demonstrationen den Streit in Deutschland zu schlichten. Vielleicht schmeichle man ihr mit diesem Gedanken, und aus ihm könnte leicht die in Wien abgegebene Erklärung hervorgegangen sein.

Wären Preußen und Sachsen der russischen Hülfe gewiß, und würden bei Eröffnung des nächsten Feldzuges dreißigtausend Russen zu ihrer Verfügung stehen, läge es da nicht in ihrem Vortheil, dieß zu

verschweigen und zu verbergen, statt es, wie von ihrer Seite geschehe, durch ganz Europa zu verbreiten und damit zu prahlen? Würden sie es verbergen, dann könnten durch eine solche unerwartete Hülfe alle militärischen und politischen Maßregeln Oesterreichs aufs höchste gefährdet werden. Kündige man es dagegen schon fünf Monate zuvor an, dann setze man Oesterreich hiedurch in die Lage, rechtzeitig seine Vorkehrungen dawider zu treffen. Es müsse also irgend ein Grund vorhanden sein, um deßwillen von ihrer Seite dieser Beistand mit so viel Aufsehen ausposaunt werde. Vielleicht geschehe es zur Ermuthigung ihrer Freunde im Reiche, welche durch die Nutzlosigkeit des letzten Feldzuges und durch das Scheitern der Absichten, zu deren Verwirklichung man ihn unternahm, etwas in ihrer Standhaftigkeit erschüttert worden seien. Vielleicht geschehe es auch, um den Muth Sachsens neu zu beleben, welches die Last seines Verbündeten aufs schwerste empfinde und unter ihr leide. Vielleicht handle man auch so, um Rußland zu binden, denn es habe Oesterreich gegenüber noch immer nicht erklärt, daß es feindselig wider dasselbe auftreten wolle. Am wahrscheinlichsten sei es, daß man, die Sehnsucht der Kaiserin nach dem Frieden kennend, sie zu großem Nachtheil der österreichischen Monarchie und zu schwerer Schädigung ihres politischen Ansehens zu einem überstürzten Friedensschlusse veranlassen wolle.

Welche Motive könne es jedoch für Preußen und für Sachsen geben, die Dinge in dem gegenwärtigen Augenblicke so sehr auf die Spitze zu treiben? Offenbar würde Sachsen ganz zu Grunde gerichtet werden, wenn es den Winter hindurch die Bedürfnisse der preußischen Armee bestreiten und gleichzeitig Magazine für den künftigen Feldzug anlegen sollte. Schlesien befinde sich in einem ebenso trostlosen Zustande, der König von Preußen aber müßte ungeheure Geldsummen aufwenden, um Sachsen auch nur für einen Theil dessen schadlos zu halten, was er ihm wegnehme, und um gleichzeitig seine Reiterei, den Artillerietrain und die übrige Bespannung wieder zu beschaffen, welche der vergangene Feldzug gänzlich vernichtet habe. Endlich sehe er, daß die österreichische Armee mehr als zweimalhunderttausend Mann zählen und mit Allem vollständig versehen sein werde, daß sie günstige

Stellungen innehabe und deren neue vorbereite, so daß der Feind künftighin weder in Böhmen noch in Mähren einrücken könne, ohne allsogleich, und zwar in einer für ihn ungünstigen Lage eine Schlacht liefern zu müssen. Erleide er auch nur die geringste Schlappe, so sehe sich Sachsen schon jetzt als unvermeidliches Opfer an. Könne er aber nicht offensiv vorgehen und werde er genöthigt, sich auf die Vertheidigung der schlesischen und sächsischen Grenze gegen einen Angriff Oesterreichs zu beschränken, dann verzehre Oesterreich sein Geld im eigenen Lande, der König von Preußen aber das seinige wenigstens zum Theile in Sachsen, welch Letzteres gleichwohl zu Grunde gerichtet würde.

Bestünden hierin wirklich die Ursachen, in Anbetracht deren von preußischer und sächsischer Seite ein rascher Friedensschluß gewünscht werde, so sei es gewiß, daß Oesterreichs Interesse Alles dasjenige gebiete, was dem ihrigen entgegengesetzt sei. Wenn die Kaiserin nichts überstürze, wenn man, ohne Rußland zu verletzen, ja im Gegentheile ihm schmeichelnd, eine Verhandlung beginne, deren Verlauf und Abschluß in die Ferne gerückt sei, dann würden Oesterreichs Feinde in der Ungewißheit, ob die Friedensverhandlung nicht vielleicht dennoch erfolglos bliebe, alle früher erwähnten Auslagen auf sich nehmen müssen. Sollten sie sich dessen jedoch entschlagen, dann könnte Oesterreich noch weniger nachgiebig gegen sie sein, denn man würde wissen, daß sie einen Feldzug nicht zu beginnen und noch weniger ihn auszuhalten vermöchten. Die Furcht, die Dinge in die Länge gezogen zu sehen, die Ungewißheit ihres Ausganges, die Nothwendigkeit sehr großer Auslagen werde sie schon mürbe machen und den Frieden auf weit günstigere Bedingungen hin verschaffen.

Was schließlich die letzteren anging, so gab Joseph hinsichtlich derselben nichts Neues an die Hand. Er meinte, man solle auch fortan bei den früheren Erklärungen beharren. Höchstens könnte man es als sehr große Willfährigkeit gegen Rußland hinstellen, daß man Baiern dem Kurfürsten von der Pfalz zurückgebe, wobei man jedoch gleichzeitig aussprechen müßte, man werde der Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen niemals zustimmen. Auch jetzt wieder

erklärte der Kaiser sich eifrig gegen jede Schadloshaltung für Sachsen und gegen das Aufgeben irgend eines Rechtes auf die Lausitz oder auf ein sonstiges Lehen. Innerhalb dieses und keines anderen Rahmens könne man an die Zustandebringung des Friedens denken, und man solle nur noch die Möglichkeit einer geheimen Vereinbarung mit dem Kurfürsten von der Pfalz über den Austausch ganz Baierns gegen die Niederlande nicht aus dem Auge verlieren. In diesem Falle müßte der Kurfürst in Anbetracht des großen Vortheils, der ihm hiedurch zu Theil würde, allsogleich den Beitritt des Herzogs von Zweibrücken und dessen Bruders erwirken. Sie hätten sich für völlig befriedigt zu erklären und hievon gleichzeitig mit dem Begehren um die kaiserliche Bestätigung dieser Vereinbarung den König von Preußen, die Kaiserin von Rußland und die Garanten des westphälischen Friedens in Kenntniß zu setzen. Der Kurfürst von der Pfalz hätte in Anbetracht der für ihn so vortheilhaften Erwerbung der Niederlande die Befriedigung der Allodialerben auf sich zu nehmen. Nachdem in Folge der Schwäche Englands der Besitz der Niederlande für Oesterreich weniger gesichert sei als zuvor und mehr als je von dem Willen Frankreichs abhängig erscheine, so würde wohl, wenn die Verabredung nur sorgsam geheim gehalten und erst nach Erzielung eines vollkommenen Einverständnisses plötzlich bekannt gemacht würde, von keiner Seite eine Einwendung laut werden; nur Frankreich und Rußland müßte man im Augenblicke des Abschlusses verständigen. Auf etwas mehr oder weniger Einkommen solle man nicht so genau achten, und durch eine Vereinbarung über die Schulden, mit denen der eine und der andere Theil sich zu belasten hätten, könnte man das Gleichgewicht herstellen. Ein Meisterstreich wäre dieß, wenn es gelänge, und es würde Oesterreich eine sehr beträchtliche Abrundung verschaffen.

So wie früher die Kaiserin, so stellte jetzt auch Joseph dem Fürsten Kaunitz die Entscheidung über die von ihm hingeworfenen Gedanken anheim[547]). Aber weder Maria Theresia noch Kaunitz waren einverstanden mit dem Kaiser. Ohne noch einzugehen in die Einzelnheiten seiner Betrachtungen, stieß sich Maria Theresia schon an dem Wunsche, man möge zu einem raschen Friedensschlusse nicht

die Hand bieten, sondern die Verhandlungen und deren Beendigung thunlichst hinausschieben. „Ein schnelles Ende ist das Einzige", schrieb sie an Kaunitz, als sie ihm den Brief ihres Sohnes übersandte, „was „uns noththut; wir kommen sonst in große Veränderungen und Weit- „läufigkeiten" [848]). Dem Kaiser aber antwortete sie, wohl um ihrer Meinung bei ihm leichter Eingang zu verschaffen, sie habe Lacy, der inzwischen nach Wien zurückgekehrt war, gesprochen, und er habe ihr den Abschluß des Friedens nicht widerrathen.

Bei dieser Gelegenheit theilte Maria Theresia dem Feldmarschall auch die Worte des Kaisers mit, welche sich auf die Abreise Lacy's aus dem Feldlager bezogen. Nichts bedauere er so sehr, hatte ihr Joseph geschrieben, als von Lacy getrennt zu sein, dessen Rathschläge, Urtheil und Kenntnisse ihm von dem größten Nutzen gewesen seien [849]). „Er schien mir", äußerte sich jetzt Maria Theresia, „dankbar dafür, „aber gleichzeitig ganz still oder matt" [850]).

So wie Maria Theresia, so war auch Kaunitz nichts weniger als einverstanden mit dem Gedankengange des Kaisers. Insbesondere wich er von dessen Ansicht in Bezug auf die von demselben so sehr betonte Unwahrscheinlichkeit des gewaffneten Beistandes ab, den sich der König von Preußen mit so vieler Bestimmtheit von Rußland versprach. Schon die durch Galitzin übergebene Erklärung enthalte, so meinte jetzt Kaunitz, eine förmliche Anerkennung der für Rußland bestehenden Verpflichtung, Preußen zu Hülfe zu kommen. Da noch überdieß in St. Petersburg sehr viele einflußreiche Personen dem Könige von Preußen vollständig ergeben seien, da der Großfürst Paul gleich seinem verstorbenen Vater zu des Königs blinden Anhängern gehöre, und seine Gemalin, die Großfürstin Marie, in der gleichen Gesinnung erzogen sei, da die Kaiserin selbst große Vorliebe für ihn hege und hierin von ihrem Günstling Potemkin in jeder Weise bestärkt werde, so sei eine wirkliche Theilnahme Rußlands an dem Kriege im Falle seiner Fortführung fast mit Bestimmtheit vorherzusehen.

Dem gegenüber sei von französischer Seite so eben mitgetheilt worden, man habe sich in Berlin schon bereit erklärt, gleichzeitig

mit Rußland die Friedensvermittlung zwischen Oesterreich und dessen Gegnern zu übernehmen. Der dortige französische Gesandte sei angewiesen worden, so nachdrücklich als nur immer möglich dahin zu wirken, daß der König von Preußen den ihm von österreichischer Seite zuletzt gemachten Vorschlägen sich füge. Es komme nunmehr auf die Feststellung der Grundsätze an, von denen man ausgehen, und die man befolgen müsse. Alles hänge davon ab, daß zur Förderung des Friedenswerkes weder zu viel noch zu wenig geschehe. Vor der Hand scheine die Erklärung Rußlands nur darauf berechnet, die Kaiserin einzuschüchtern und sie hiedurch zum Abschlusse eines wenn auch noch so ungünstigen Friedens zu treiben. Sollten Rußland und Preußen gewahr werden, daß sie diese Absicht erreichen könnten, dann würde auch die äußerste Nachgiebigkeit zu nichts führen, sondern von dem Könige von Preußen nur noch mehr mißbraucht werden, um zuletzt die unerträglichsten Zugeständnisse zu erzwingen, durch welche er reichliche Entschädigung für seine Kriegskosten, und zwar entweder in Geld oder durch Gebietsabtretungen erhielte. Sowohl in Berlin als in St. Petersburg würde man es ohne Zweifel nur als eine Frucht dieser Einschüchterung ansehen, wenn die Kaiserin jetzt in Folge der in Wien überreichten russischen Erklärung plötzlich von ihren früheren Vorschlägen abgehen und aus eigenem Antriebe mit neuen, noch tiefer herabgestimmten Anträgen hervortreten wollte.

Dagegen lasse sich keineswegs erwarten, daß der König von Preußen jetzt einen der beiden österreichischen Vorschläge freiwillig annehmen, oder daß er hiezu durch nachdrückliche Vorstellungen Rußlands und Frankreichs vermocht werden würde. Allzudeutlich habe sich Rußland gegen dieselben erklärt, und wenn auch Frankreich sich schon früher und erst vor kurzem für sie ausgesprochen habe, so sei doch kein Zweifel, daß es sie nicht als das einzige Auskunftsmittel, sondern nur als Grundlage zu ferneren Verhandlungen betrachte.

Um allem Verdachte einer geschehenen Einschüchterung vorzubeugen, sei es daher nothwendig, vor der Hand wenigstens dem Scheine nach auf den österreichischen Anträgen zu beharren. Hiedurch

könnte auch der König von Preußen um so eher zur Annahme nicht so weit gehender Anträge vermocht werden. Denn es wäre ein zu großes Wagniß und würde nicht nur das ganze Friedenswerk vereiteln, sondern auch die Gefahr hervorrufen, künftighin gegen Rußland und Preußen zugleich Krieg führen zu müssen und der Hoffnung auf den Beistand Frankreich vollends verlustig zu werden, wenn man auf jenen Propositionen unerschütterlich verharren und dadurch, statt größere Willfährigkeit zu zeigen, sogar von dem wieder zurücktreten wollte, wozu sich die Kaiserin schon früher angeboten habe.

Entschließe man sich nothgedrungen zu einiger Nachgiebigkeit, so könnte sie nur in einer Modification des zweiten von der Kaiserin gestellten Begehrens bestehen. Denn es sei schon jetzt vorherzusehen, daß weder die ganze Innlinie und dadurch die Verbindung mit Tirol, noch die Erwerbung der baierischen Salzwerke Oesterreich zugestanden werden dürfte. Wie weit man hierin zurückweichen müsse, werde von der Sicherheit, mit welcher dem Könige von Preußen russische Hülfe in Aussicht stehe, und von dem größeren oder geringeren Nachdrucke abhängen, mit dem Frankreich für Oesterreich sich einsetze. Wenn man auch darnach streben müsse, die Forderungen Oesterreichs so wenig als nur immer möglich schmälern zu lassen, so möge man doch auch das Gewicht der Betrachtung nicht vergessen, daß um irgend eines verhältnißmäßig geringfügigen Zugeständnisses willen nicht die Friedensverhandlung selbst aufs Spiel gesetzt werden dürfe.

Insbesondere habe man darauf zu achten, daß Preußen den Austausch der fränkischen Markgrafthümer gegen die ganze Lausitz nicht ins Werk setzen könne. Man besitze um so mehr Aussicht auf Erreichung dieses Zweckes, als einestheils Sachsen auf jenen Plan nur schwer oder gar nicht eingehen werde, und auch Frankreich dessen Verwirklichung bereits mißrathen habe.

Richte man übrigens auch nach diesen Grundsätzen das fernerhin zu beobachtende Verfahren ein, so sei es doch nicht unmöglich, daß die Kaiserin zwischen der Fortsetzung des Krieges gegen Preußen und Rußland zugleich, und der Annahme eines Friedens zu wählen gezwungen

sei, durch welchen nicht nur das Interesse Oesterreichs, sondern auch dessen politisches Ansehen hingeopfert werde. Für diesen Fall schlug Kaunitz Maßregeln vor, durch welche Rußland eine empfindliche Diversion gemacht, eine Theilung seiner Kräfte herbeigeführt und es somit von einer ausgiebigen Unterstützung des Königs von Preußen abgehalten würde. Sie hätten vorerst in der Anreizung der Pforte zum Kriege gegen Rußland zu bestehen, den sie nicht leicht unter günstigeren Umständen wieder aufzunehmen vermöchte. Wolle sie außerdem Geld anwenden, so könnte sie sich einen beträchtlichen Anhang in Polen erwerben und mit österreichischer, ja vielleicht auch mit französischer Hülfe, wenn nicht den König von Polen mit dem größten Theile der polnischen Nation, so doch eine ansehnliche Conföderation für sich gewinnen. Oesterreich könnte hiezu durch das Versprechen, wenn es Schlesien wiederbekäme, Galizien abtreten zu wollen, sehr vieles beitragen und Polen zu äußerster Anstrengung anspornen, das an Preußen und vielleicht auch das an Rußland abgetretene polnische Gebiet wieder zurückzuerobern.

Zum Schlusse kam Kaunitz auch auf den von dem Kaiser neuerdings in Anregung gebrachten Plan wegen des Eintausches ganz Baierns gegen die Niederlande zu sprechen. Er zweifelte nicht, daß der Kurfürst von der Pfalz sehr gerne hierauf eingehen, und daß auch das Haus Zweibrücken sich hiezu herbeilassen würde. Damit sei jedoch weder das Zustandekommen dieses Planes gesichert, noch der Friede wieder hergestellt. Immer komme es hauptsächlich darauf an, ob auch der König von Preußen diesen Austausch zulassen und Frankreich hiemit übereinstimmen werde: beides scheine noch zweifelhaft zu sein. Dennoch walte nicht das geringste Hinderniß ob, hierüber den französischen Hof, und zwar um so eher auszuforschen, als die Gelegenheit dargeboten wäre, ihm gleichfalls einige Vortheile zukommen zu lassen [illegible].

Hierin bestanden im Wesentlichen die Vorschläge des Staatskanzlers über das, was von Wien aus geschehen sollte. Dießmal zollte ihnen jedoch Maria Theresia ihren Beifall nicht. Ein Courier

aus Frankreich war eingetroffen und hatte den Rath der dortigen Regierung überbracht, man möge trachten, durch Rußlands Vermittlung zu einem Vergleiche mit Preußen zu gelangen. Sie glaube, schrieb nun Maria Theresia an Kaunitz, man könne nichts Besseres thun, als diesen Rath befolgen, und das um so mehr, als auch der Kaiser dieser Meinung sei. Wenn es möglich erscheine, möge man die Berufung eines Congresses vermeiden; wenn aber nicht, wären Wien, Linz, Regensburg, Augsburg, Krakau als Versammlungsort vorzuschlagen, nie aber eine Stadt, die noch weiter entfernt sei oder sich gar auf russischem Gebiete befinde [852]).

Nichts Gutes lasse sich, hatte Joseph seiner Mutter geschrieben, wohl aber manche sehr gehässige, ja vielleicht ganz unerträgliche Forderung von einem Congresse erwarten [853]). Und einige Tage später mahnte er zur Ertheilung einer Antwort an Rußland. Man möge entweder die Vermittlung annehmen oder in der Form eines Ultimatums erklären, was man eigentlich wolle. Endlich könnte man vorschlagen, die ganze Angelegenheit der Reichsversammlung und ihrer Entscheidung zu übertragen. Wenn man die in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile zurückstelle, könnten die Vermittler den Waffenstillstand und vielleicht auch den Frieden zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande bringen; müsse das überhaupt geschehen, dann wäre es noch am besten, wenn es möglichst bald eintrete. Am kürzesten und schönsten wäre es freilich zu sagen: „Ich besitze einen Theil „Baierns kraft meines Rechtes und der an mich erfolgten Abtretung; „man möge ihn mir nehmen, aber ich will mich vertheidigen".

Unmöglich konnte sich jedoch der Kaiser darüber täuschen, daß es nicht hiezu kommen werde. Da er eine lange Verhandlung vorhersah, glaubte er sich auch für baldige Beendigung der Feindseligkeiten erklären zu müssen. „Ich spreche gegen mich selbst, gegen meine „Neigungen", schrieb er seiner Mutter, „wie ich jedoch die Sachen „betrachte, ist nichts Anderes mehr zu thun. Ich halte mich umso„mehr für verpflichtet dieß zu sagen, als der Krieg, wenn man es „unparteiisch prüft, mehr gegen mich persönlich als gegen die Monarchie

„geführt wird. Ihrem Wohle habe ich so oft mich selbst aufgeopfert, „daß ich die Wirkung gar nicht in Betracht ziehe, die hieraus für mich „hervorgeht, und welche auch auf mich allein zurückfallen mag“ [534].

Maria Theresia, welcher gleichzeitig andere und durchaus nicht günstig lautende Nachrichten zugekommen waren, wurde hiedurch in ihrem Vorsatze nur bestärkt, nichts zu versäumen, um so rasch als nur immer möglich aus ihrer Bedrängniß zu kommen. Von dem Briefe des Kaisers, dessen wichtigste Stelle sie in einer eigenhändig angefertigten Abschrift dem Fürsten Kaunitz unverzüglich überfandte [535], meinte sie, dem Letzteren werde hiedurch vollkommen freie Hand gewährt. „Mit äußerster Ungeduld erwarte ich daher“, schrieb sie dem Staatskanzler, „Ihr Werk, welches die Monarchie retten und mich „aus dieser Lage befreien soll“ [536].

Kaunitz war etwas unwirsch über das Drängen der Kaiserin, und er verhehlte ihr das auch nicht, indem er ihr antwortete, selbst wenn eine rasche Erledigung der wichtigen Angelegenheiten, um die es sich handle, noch nothwendiger wäre, als dieß wirklich der Fall sei, so würde seine Unzulänglichkeit ihm nicht gestattet haben, ihr die befohlene Arbeit schneller zu liefern. Inzwischen überlese er sie jetzt, und er werde sich, wenn seine Gesundheit es erlaube, zur Mittagszeit, im Falle des Gegentheils aber zu einer anderen Stunde bei ihr einfinden, ihre Entscheidung zu vernehmen [537].

„Mein Drängen zu raschen Entschlüssen“, antwortete ihm hierauf entschuldigend Maria Theresia, „war dadurch hervorgerufen, daß Sie „mich Samstag Abends, als Sie bei mir waren, durch die Ver„sicherung vollständig beruhigten, Sie hofften uns mit einem Male, „ohne Vermittlung oder Congreß, aus der Sache zu ziehen: Alles sei „hiezu bereits eingeleitet und ich würde es morgen oder übermorgen, „was Montag gewesen wäre, haben. Seither hat unsere Lage sich „nicht zum Besseren verändert. Der Brief des Kaisers, den ich an„führe, gewährt uns freie Hand, den kürzesten Weg einzuschlagen: er „wird nicht zurückkehren, bis nicht die Couriere abgegangen sind, und „seine Gegenwart ist doch höchst nothwendig für die Vorkehrungen

nicht aufgedrungen, sondern sie müßten beim Reichstage vorgebracht werden, wodurch Preußen und Rußland genöthigt würden, selbst mitzuwirken zur Herbeiführung eines solchen Vergleiches. Als Endzweck desselben wurde von Kaunitz auch jetzt wieder der Eintausch ganz Baierns gegen die Niederlande bezeichnet [859]).

Er dürfe zwar, ließ Kaunitz sich weiter vernehmen, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß noch andere Vorschläge, um aus der Sache zu kommen, vorhanden seien. Vier derselben meinte er der Kaiserin aufzählen zu sollen. Als den ersten nannte er den Antrag, baierisches Land mit einem Gesammteinkommen von einer Million zu verlangen, indem selbst Frankreich hierauf einzugehen scheine. Allein man könne vorhersehen, daß die Verwirklichung dieses Vorschlages an so viele Abtretungen, Verzichtleistungen und andere Bedingungen würde geknüpft werden, daß der etwaige Vortheil nur sehr gering ausfallen dürfte.

An den zweiten Platz stellte Kaunitz den Gedanken, nicht Oesterreich, sondern die Vermittler sollten neue Friedenspropositionen machen, denn wenn dieß von österreichischer Seite geschähe, werde man fortwährend Concessionen über Concessionen begehren. Diese Besorgniß falle jedoch hinweg, wenn seiner Meinung zufolge Alles in die Hände des deutschen Reiches gelegt werde, indem man dann einer förmlichen Vermittlung gar nicht bedürfe.

Drittens könnte man auf den Ausweg gerathen, Alles an Frankreich zu überlassen und diesem Staate unbeschränkte Gewalt zur Feststellung der Friedensbedingnisse einzuräumen. Es wäre nicht unmöglich, daß Frankreichs Ehrgeiz hiedurch gereizt und es bewogen werde, für Oesterreich günstigere Bedingungen zu erwirken. Wenn man jedoch andererseits die Gesinnung des jetzigen französischen Ministeriums und den Umstand in Betracht ziehe, in welch demüthigender Weise man sich in solchem Falle ganz in die Arme Frankreichs werfen und Alles gleichsam von dessen Gnade annehmen müßte, dann fielen die Bedenken dieses Vorschlages von selbst in die Augen.

„geführt wird. Ihrem Wohle habe ich so oft mich selbst aufgeopfert, „daß ich die Wirkung gar nicht in Betracht ziehe, die hieraus für mich „hervorgeht, und welche auch auf mich allein zurückfallen mag“ [854]).

Maria Theresia, welcher gleichzeitig andere und durchaus nicht günstig lautende Nachrichten zugekommen waren, wurde hiedurch in ihrem Vorsatze nur bestärkt, nichts zu versäumen, um so rasch als nur immer möglich aus ihrer Bedrängniß zu kommen. Von dem Briefe des Kaisers, dessen wichtigste Stelle sie in einer eigenhändig angefertigten Abschrift dem Fürsten Kaunitz unverzüglich übersandte [855]), meinte sie, dem Letzteren werde hiedurch vollkommen freie Hand gewährt. „Mit äußerster Ungeduld erwarte ich daher“, schrieb sie dem Staatskanzler, „Ihr Werk, welches die Monarchie retten und mich „aus dieser Lage befreien soll“ [856]).

Kaunitz war etwas unwirsch über das Drängen der Kaiserin, und er verhehlte ihr das auch nicht, indem er ihr antwortete, selbst wenn eine rasche Erledigung der wichtigen Angelegenheiten, um die es sich handle, noch nothwendiger wäre, als dieß wirklich der Fall sei, so würde seine Unzulänglichkeit ihm nicht gestattet haben, ihr die befohlene Arbeit schneller zu liefern. Inzwischen übersende er sie jetzt, und er werde sich, wenn seine Gesundheit es erlaube, zur Mittagszeit, im Falle des Gegentheils aber zu einer anderen Stunde bei ihr einfinden, ihre Entscheidung zu vernehmen [857]).

„Mein Drängen zu raschen Entschlüssen“, antwortete ihm hierauf entschuldigend Maria Theresia, „war dadurch hervorgerufen, daß Sie „mich Samstag Abends, als Sie bei mir waren, durch die Ver„sicherung vollständig beruhigten, Sie hofften uns mit einem Male, „ohne Vermittlung oder Congreß, aus der Sache zu ziehen; Alles sei „hiezu bereits eingeleitet und ich würde es morgen oder übermorgen, „was Montag gewesen wäre, haben. Seither hat unsere Lage sich „nicht zum Besseren verändert. Der Brief des Kaisers, den ich an„führe, gewährt uns freie Hand, den kürzesten Weg einzuschlagen; er „wird nicht zurückkehren, bis nicht die Couriere abgegangen sind, und „seine Gegenwart ist doch höchst nothwendig für die Vorkehrungen

„zum Feldzuge. Von aller Welt verlassen, haben wir keinen Augen-
„blick zu verlieren, um uns aus unserer mehr als kritischen Lage zu
„befreien. Ziehen Sie uns aus der Sache; Sie wissen wie sehr ich
„Sie hochschätze. Ich fürchte Sie sind unwohl, denn es ist schon
„ein Uhr" [858]).

Nachdem die Kaiserin den Vorschlag, den er ihr gemacht, nicht für ausführbar gehalten, entgegnete ihr jetzt Kaunitz, so habe seine Pflicht ihm geboten, einen anderen, und zwar einen solchen zu ersinnen, der in jeder Beziehung ihrem Ansehen nicht nur, sondern auch der Wohlfahrt ihres Hauses und des gesammten deutschen Reiches entspreche und gleichzeitig eine feste Grundlage abgeben könne, um auch für die Zukunft unheilvollen Ereignissen und gefährlichen Kriegen zu begegnen. Dadurch, daß Frankreich und Rußland die Vermittlung angenommen hätten, sei die Gefahr etwas verringert worden, indem während der Dauer dieser Verhandlung Rußland nicht zu den Waffen greifen werde. Allein das Uebel bestehe doch insofern fort, als man sich von Frankreich nicht viel Gedeihliches versprechen dürfe und fast alle Mächte gegen Oesterreich und für Preußen gestimmt seien. Leicht lasse sich daher vorhersehen, daß die Vermittler neue Vorschläge begehren, die Vortheile für Oesterreich immer mehr verringern und ihm fernere Zugeständnisse und Abtretungen zumuthen, daß außerdem Preußen und Rußland das Richteramt üben und Letzterem hiedurch auch die Angelegenheiten Deutschlands zur Beeinflussung preisgegeben würden. Endlich müsse man Rußlands förmliche Vermittlung für um so bedenklicher ansehen, als es kurz vorher in Wien eine Erklärung abgegeben habe, in welcher für den Fall, daß Oesterreich nicht Frieden schließen wolle, gewisser Maßen schon im Voraus seine Betheiligung am Kriege angekündigt wurde.

Um trotzdem so viele Bedenken aus dem Wege zu räumen und Oesterreichs wirkliche Absichten zu erreichen, möge man mit dem Kurfürsten von der Pfalz eine neue Uebereinkunft schließen und ihm Alles zurückgeben, was man von baierischem Lande in Besitz genommen habe. Dem deutschen Reiche möge man dieß mittheilen und ihm

gleichzeitig erklären, daß man sich seiner Entscheidung über die baierische Erbfolge zu fügen bereit sei. Endlich stelle man ihm die Maßregeln anheim, die es wegen der brandenburgischen Succession in den fränkischen Markgrafthümern zu ergreifen für räthlich ansehen werde.

Die Vortheile dieses Vorschlages fielen nach der Ansicht des Staatskanzlers von selbst in die Augen. Oesterreich entsage hiedurch, meinte er, seinen Gerechtsamen in gar keiner Weise; es lege vielmehr eine neue Probe seiner Mäßigung und seiner Rücksicht auf die Ehre und die Wohlfahrt des Reiches ab. Letzteres werde in der brandenburgischen Successionssache entweder zu Gunsten Preußens, oder gar nicht entscheiden. In ersterem Falle müsse sich das Reich den Nachtheil und die Schande selbst beimessen, im zweiten aber bleibe die Sache unausgetragen und die nachgebornen Prinzen könnten unter anderen Verhältnissen gegen die Abänderung der Erbfolge protestiren und sie umstoßen.

Durch Annahme und Durchführung seines Vorschlages würde auch, fuhr Kaunitz fort, die überaus wichtige Absicht erreicht, dem Könige von Preußen alle Ursache zum Kriege zu benehmen und gleichzeitig seine geheimen Tauschprojecte zu vereiteln. Man bedürfe dabei keiner Vermittlung, und habe also auch nicht Ursache, Frankreich und Rußland für dieselbe dankbar zu sein. Zugleich würde denen der Mund gestopft, welche vorgäben, die von österreichischer Seite angebotene Zurückstellung der in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile wäre nicht ernstlich gemeint. Ueberdieß könnten durch die neue mit Kurpfalz abzuschließende Convention immer noch andere und wesentliche Vortheile erreicht werden. Und man bahne sich den Weg, künftighin in etwaigen sehr wichtigen Fällen, wie in dem des immerhin möglichen Aussterbens des kurpfälzischen Hauses, den Wiederausbruch des Krieges von vorneherein zu verhüten. Da endlich der Reichstag höchst wahrscheinlicher Weise nicht zu einem förmlichen Rechtsspruche kommen, sondern den Versuch machen werde, den obwaltenden Streit durch einen Vergleich zu beenden, so dürfte hiedurch Preußen selbst zu annehmbareren Vorschlägen vermocht werden. Auch könnten sie Oesterreich

nicht aufgedrungen, sondern sie müßten beim Reichstage vorgebracht werden, wodurch Preußen und Rußland genöthigt würden, selbst mitzuwirken zur Herbeiführung eines solchen Vergleiches. Als Endzweck desselben wurde von Kaunitz auch jetzt wieder der Eintausch ganz Baierns gegen die Niederlande bezeichnet [859]).

Er dürfe zwar, ließ Kaunitz sich weiter vernehmen, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß noch andere Vorschläge, um aus der Sache zu kommen, vorhanden seien. Vier derselben meinte er der Kaiserin aufzählen zu sollen. Als den ersten nannte er den Antrag, baierisches Land mit einem Gesammteinkommen von einer Million zu verlangen, indem selbst Frankreich hierauf einzugehen scheine. Allein man könne vorhersehen, daß die Verwirklichung dieses Vorschlages an so viele Abtretungen, Verzichtleistungen und andere Bedingungen würde geknüpft werden, daß der etwaige Vortheil nur sehr gering ausfallen dürfte.

An den zweiten Platz stellte Kaunitz den Gedanken, nicht Oesterreich, sondern die Vermittler sollten neue Friedenspropositionen machen, denn wenn dieß von österreichischer Seite geschähe, werde man fortwährend Concessionen über Concessionen begehren. Diese Besorgniß falle jedoch hinweg, wenn seiner Meinung zufolge Alles in die Hände des deutschen Reiches gelegt werde, indem man dann einer förmlichen Vermittlung gar nicht bedürfe.

Drittens könnte man auf den Ausweg gerathen, Alles an Frankreich zu überlassen und diesem Staate unbeschränkte Gewalt zur Feststellung der Friedensbedingnisse einzuräumen. Es wäre nicht unmöglich, daß Frankreichs Ehrgeiz hiedurch gereizt und es bewogen werde, für Oesterreich günstigere Bedingungen zu erwirken. Wenn man jedoch andererseits die Gesinnung des jetzigen französischen Ministeriums und den Umstand in Betracht ziehe, in welch demüthigender Weise man sich in solchem Falle ganz in die Arme Frankreichs werfen und Alles gleichsam von dessen Gnade annehmen müßte, dann fielen die Bedenken dieses Vorschlages von selbst in die Augen.

Als vierte und letzte Eventualität ſtellte Kaunitz den Plan hin, daß man zu unverzüglicher Herbeiführung des Friedens nicht nur die in Beſitz genommenen baieriſchen Gebietstheile zurückgebe, ſondern auch die dereinſtige Vereinigung der fränkiſchen Markgrafthümer mit Preußen zulaſſe. Dieſes Mittel bleibe jedoch für den äußerſten Fall noch jederzeit übrig. Und nachdem durch ſeinen gegenwärtigen Vorſchlag, meinte Kaunitz, in der Hauptſache das Gleiche herbeigeführt, und nur einſtweilen dem Vorwurfe, man erkenne nur das eigene Unrecht an, dadurch ausgewichen werde, daß man Alles einer förmlichen Entſcheidung des Reiches anheimſtelle, ſo ſcheine wenigſtens für jetzt ſein Antrag den Vorzug zu verdienen.

Kaunitz beendigte ſeine weitläufige Darlegung mit der Bemerkung, in die mit dem Kurfürſten von der Pfalz abzuſchließende Convention wären nur ſolche Bedingungen aufzunehmen, welche aller Welt geoffenbart werden könnten. Dieß ſchließe jedoch nicht aus, daß er dahin zu bringen wäre, ſich insgeheim und durch einen abgeſonderten Revers noch zur Zugeſtehung weſentlicher Vortheile an Oeſterreich anheiſchig zu machen [860]).

Der Staatskanzler war aber zu jener Zeit der Kaiſerin gegenüber nicht ſo glücklich mit ſeinen Vorſchlägen als ſonſt. Sie ertheilte denſelben ihre Genehmigung nicht, ſondern gab vielmehr ihre Anſicht und ihre Entſcheidung in folgenden Worten kund:

„es kan keine frag ſein eines andern plans als diſen Nr. 4, „nachdeme ganz europa wider uns, ſo gahr unſere alijrte. das reich „weis man wie es gedenckt, da iſt nichts guttes zu hoffen, und ſehr „gefährlich, das preüſſen bey dem reichstag dem meiſter ſpille, auch „vor künfftige zeitten. mithin wäre allein nach diſen plan die antwort „an ruſſland und franckreich einzurichten, das man alſogleich ohne „conditionen oder convention mit bayern zurückſtelle, indeme von „diſen hoff nichts guttes zu hoffen weder offentlich noch heimblich. „wegen deren zwey margraviaten wolte noch nichts declarirn in der „antwort, ſelbes an [illegible] laſſen, doch denen zweyen mediateurs [illegible] ſagen, das man davon ablaſſen wird;

„ihnen überlasse, wie es an schicklichsten kunte eingeleitet werden. all „dise umbstände, die in beyligenden extract sich finden, gebrauchte „mich gegen beede, und wan wider verhoffen nicht durch selbe also„gleich der friden kunte hergestelt werden, man in übelsten fall die „congress annehmete, nicht aber anderst als zu wienn, augspurg, in „pessimum cracau. es wäre aber zu suchen, dises zu verhindern „wegen der länge der zeit und unkosten, die unsere innerliche Ver„fassung, besonders das militare erfordert. ich entzihete mich auch „nicht, der Kayserin selbst zu schreiben, wan dis ein vorschub geben „kunte, welches alles der fürst nach sein so offt erprobten eyffer zum „besten auseinander setzen wird, als unvollkomen es hier ansetze. all „übrige vortheil, die man mit pfaltz ausdingen kunte, seind nicht an„zusehen, wan sie umb ein monath nur dem schlus auffhielten und „wenig staatt auf disen hoff zu machen ist. dis alles kunte mit wenig „umbschweyff unsern beeden geschickten ministren in wenig Tagen „zuzuschicken seyn; pressirt umb so mehr als des Kayserś May. pressirt „zu wissen an was man seye[861]). kein tag zu versaumen ist wegen „der immensen vorkehrungen, die es erfordert vor die künfftige cam„pagne. tarnotzi dem courir nach paris und ein andern der ge„schicktesten nach petersburg zu schicken wäre. in alle übrige allodial„und nebensachen können wir in nichts eingehen; kan noch dem reichs„tage verwisen werden."

Nachdem Maria Theresia durch diese Entscheidung den Antrag des Staatskanzlers abgelehnt und einen anderen Beschluß gefaßt hatte, mußte Kaunitz neue Entwürfe, und zwar eben sowohl für das an den König von Frankreich zu richtende Schreiben als für die in St. Petersburg abzugebende Erklärung ausarbeiten lassen. Aber auch an diesen Projecten nahm Maria Theresia wieder Aenderungen vor. Hiedurch entstand trotz unabläßigen Drängens der Kaiserin, vielleicht nicht ganz ohne absichtliches Zuthun des Staatskanzlers, der sie in etwas unwirschem Tone bat, ihm doch die zur Vollendung so überaus wichtiger Arbeiten durchaus nothwendige Zeit zu gönnen[862]), eine Verzögerung von einigen Tagen, während deren, und zwar am Morgen des 23. November Joseph endlich wieder nach Wien kam. Höchst

unzufrieden war er, daß er nicht vermocht hatte, vor seiner Abreise vom Kriegsschauplatze den Preußen etwa durch einen Ueberfall auf Jägerndorf einen tüchtigen Schlag zu versetzen[863]). Schon darüber äußerst verstimmt, mag er es noch übler aufgenommen haben, daß sein Wunsch, die Erklärungen an Rußland und an Frankreich sollten schon vor seiner Rückkehr nach Wien an ihre Bestimmung abgesendet sein, auf daß er an ihnen nicht betheiligt erscheine, durch das Zaudern des Fürsten Kaunitz vereitelt wurde[864]). Am Tage nach seiner Ankunft hatte der Kaiser eine längere Unterredung mit Kaunitz, und am Abende des folgenden Tages, des 25. November gingen die Couriere nach Paris und nach St. Petersburg ab, welche die entscheidenden Mittheilungen des Wiener Hofes dorthin überbrachten.

Die persönliche Anschauung der Kaiserin und ihr Urtheil über ihre Lage lassen sich am deutlichsten dem Briefe entnehmen, welchen sie an jenem Tage an Mercy richtete. „Wenn ich mich jemals", heißt es darin, „in einer großen Verlegenheit befand, so ist es in diesem „Augenblicke der Fall, in welchem es sich darum handelt, den sichersten „und kürzesten Weg einzuschlagen, um zu einem möglichst günstigen „Frieden zu gelangen. Ich empfinde all die Pein, die es dem Kaiser „und dem Fürsten Kaunitz verursacht, als Urheber eines Friedens zu „erscheinen, welcher kaum ein sehr ehrenvoller sein kann. Da ich ihn „jedoch als unerläßlich betrachte, so macht meine Liebe für mein Haus „und für die Monarchie so wie für die Menschheit mich über all den „Tadel hinweggehen, den man auf meine friedlichen Absichten wird „werfen wollen, wenn sie nur auch den Erfolg haben, den ich wünsche. „Ich gestehe Ihnen, daß so sehr ich auch Kaunitz schätze, ich ihn doch „in dieser Gelegenheit nicht wieder erkenne. Nur damit beschäftigt, „seinen Ruf nicht zu gefährden, und wie es scheint, durch Binders „Träumereien beeinflußt, schmeichelt er sich allzu leichtfertig mit der „Hoffnung, durch etwa eintretende Ereignisse noch einen Ausweg zu „erhalten. Das aber macht ihn die Entscheidungen verzögern, während „inzwischen die Angelegenheiten von Tag zu Tag verwickelter werden, „ohne daß man Aussicht besäße, sie wieder in Ordnung zu bringen, „selbst wenn unsere Armee im künftigen Feldzuge um vierzigtausend

„Mann stärker wäre, was sie denn auch wirklich sein wird. Dieß ist „das Urtheil der erfahrensten Marschälle und Generale, vom Prinzen „Albert angefangen bis zum letzten Hauptmann. Und man täusche „sich nur ja nicht mit der Hoffnung, den König von Preußen durch „Erschöpfung seiner Hülfsquellen in einem dritten Feldzuge zu Grunde „zu richten. Die Erfahrungen des letzten Krieges und die gegenwärtige „politische Lage des Königs, welche der unsrigen weit überlegen ist, „müßten eine so grundlose Voraussetzung zerstören."

Maria Theresia läßt sich nun dem Grafen Mercy gegenüber in eine nähere Schilderung des Verfahrens ein, welches Kaunitz in dieser Angelegenheit beobachtete. Sie tadelt nicht nur die Langsamkeit desselben, sondern auch den Inhalt der Rescripte nach St. Petersburg und nach Paris. Nachdem nichts Bestimmtes darin gesagt sei, werde man Monate brauchen, um zu definitiven Feststellungen zu gelangen; in der Zwischenzeit könnten die Dinge leicht eine viel ungünstigere Gestalt annehmen. Die Verhandlung möge daher auf Grundlage der Zurückstellung aller in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile, ohne irgend eine Gegenforderung an Preußen zu stellen, gepflogen, und von der Abhaltung eines Congresses möglichst abgesehen werden. Denn bei einem solchen sei allzuviel Gelegenheit zu Streit und zu Verbitterung so wie zu Verzögerungen aller Art und zu immer neuen Begehren nach Entschädigungen, Abtretungen und Gebietsaustausch vorhanden. „Ich „bin aber fest entschlossen", sagt die Kaiserin, „mich hierauf nicht ein„zulassen, selbst wenn es nur um einen geringfügigen Theil meiner „Besitzungen in Schwaben oder der Niederlande sich handelte. Viel„leicht würde ich darauf eingegangen sein, wenn man durch die Er„werbung Baierns eine ansehnliche Abrundung für die Monarchie zu „erlangen vermocht hätte. Aber daran ist nicht mehr zu denken, und ich „will, daß die Monarchie ungeschmälert auf dem Fuße bleibe, auf welchem „sie sich gegenwärtig befindet, wenn sich nicht der König von Preußen „zur Abtretung irgend eines Theiles von Schlesien oder von Glatz an „mich entschließt; jeden solchen Gedanken aber halte ich für illusorisch."

Bezeichnend für den Mißmuth der Kaiserin und für ihre innere Unzufriedenheit mit den Worten, welche ihr Kaunitz in ihrem Briefe

gleichzeitig erklären, daß man sich seiner Entscheidung über die baierische Erbfolge zu fügen bereit sei. Endlich stelle man ihm die Maßregeln anheim, die es wegen der brandenburgischen Succession in den fränkischen Markgrafthümern zu ergreifen für räthlich ansehen werde.

Die Vortheile dieses Vorschlages fielen nach der Ansicht des Staatskanzlers von selbst in die Augen. Oesterreich entsage hiedurch, meinte er, seinen Gerechtsamen in gar keiner Weise; es lege vielmehr eine neue Probe seiner Mäßigung und seiner Rücksicht auf die Ehre und die Wohlfahrt des Reiches ab. Letzteres werde in der brandenburgischen Successionssache entweder zu Gunsten Preußens, oder gar nicht entscheiden. In ersterem Falle müsse sich das Reich den Nachtheil und die Schande selbst beimessen, im zweiten aber bleibe die Sache unausgetragen und die nachgebornen Prinzen könnten unter anderen Verhältnissen gegen die Abänderung der Erbfolge protestiren und sie umstoßen.

Durch Annahme und Durchführung seines Vorschlages würde auch, fuhr Kaunitz fort, die überaus wichtige Absicht erreicht, dem Könige von Preußen alle Ursache zum Kriege zu benehmen und gleichzeitig seine geheimen Tauschprojecte zu vereiteln. Man bedürfe dabei keiner Vermittlung, und habe also auch nicht Ursache, Frankreich und Rußland für dieselbe dankbar zu sein. Zugleich würde denen der Mund gestopft, welche vorgäben, die von österreichischer Seite angebotene Zurückstellung der in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile wäre nicht ernstlich gemeint. Ueberdieß könnten durch die neue mit Kurpfalz abzuschließende Convention immer noch andere und wesentliche Vortheile erreicht werden. Und man bahne sich den Weg, künftighin in etwaigen sehr wichtigen Fällen, wie in dem des immerhin möglichen Aussterbens des kurpfälzischen Hauses, den Wiederausbruch des Krieges von vornherein zu verhüten. Da endlich der Reichstag höchst wahrscheinlicher Weise nicht zu einem förmlichen Rechtsspruche kommen, sondern den Versuch machen werde, den obwaltenden Streit durch einen Vergleich zu beenden, so dürfte hiedurch Preußen selbst zu annehmbareren Vorschlägen vermocht werden. Auch könnten sie Oesterreich

nicht aufgedrungen, sondern sie müßten beim Reichstage vorgebracht werden, wodurch Preußen und Rußland genöthigt würden, selbst mitzuwirken zur Herbeiführung eines solchen Vergleiches. Als Endzweck desselben wurde von Kaunitz auch jetzt wieder der Eintausch ganz Baierns gegen die Niederlande bezeichnet [859]).

Er dürfe zwar, ließ Kaunitz sich weiter vernehmen, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß noch andere Vorschläge, um aus der Sache zu kommen, vorhanden seien. Vier derselben meinte er der Kaiserin aufzählen zu sollen. Als den ersten nannte er den Antrag, baierisches Land mit einem Gesammteinkommen von einer Million zu verlangen, indem selbst Frankreich hierauf einzugehen scheine. Allein man könne vorhersehen, daß die Verwirklichung dieses Vorschlages an so viele Abtretungen, Verzichtleistungen und andere Bedingungen würde geknüpft werden, daß der etwaige Vortheil nur sehr gering ausfallen dürfte.

An den zweiten Platz stellte Kaunitz den Gedanken, nicht Oesterreich, sondern die Vermittler sollten neue Friedenspropositionen machen, denn wenn dieß von österreichischer Seite geschähe, werde man fortwährend Concessionen über Concessionen begehren. Diese Besorgniß falle jedoch hinweg, wenn seiner Meinung zufolge Alles in die Hände des deutschen Reiches gelegt werde, indem man dann einer förmlichen Vermittlung gar nicht bedürfe.

Drittens könnte man auf den Ausweg gerathen, Alles an Frankreich zu überlassen und diesem Staate unbeschränkte Gewalt zur Feststellung der Friedensbedingnisse einzuräumen. Es wäre nicht unmöglich, daß Frankreichs Ehrgeiz hiedurch gereizt und es bewogen werde, für Oesterreich günstigere Bedingungen zu erwirken. Wenn man jedoch andererseits die Gesinnung des jetzigen französischen Ministeriums und den Umstand in Betracht ziehe, in welch demüthigender Weise man sich in solchem Falle ganz in die Arme Frankreichs werfen und Alles gleichsam von dessen Gnade annehmen müßte, dann fielen die Bedenken dieses Vorschlages von selbst in die Augen.

Als vierte und letzte Eventualität stellte Kaunitz den Plan hin, daß man zu unverzüglicher Herbeiführung des Friedens nicht nur die in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile zurückgebe, sondern auch die dereinstige Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen zulasse. Dieses Mittel bleibe jedoch für den äußersten Fall noch jederzeit übrig. Und nachdem durch seinen gegenwärtigen Vorschlag, meinte Kaunitz, in der Hauptsache das Gleiche herbeigeführt, und nur einstweilen dem Vorwurfe, man erkenne nur das eigene Unrecht an, dadurch ausgewichen werde, daß man Alles einer förmlichen Entscheidung des Reiches anheimstelle, so scheine wenigstens für jetzt sein Antrag den Vorzug zu verdienen.

Kaunitz beendigte seine weitläufige Darlegung mit der Bemerkung, in die mit dem Kurfürsten von der Pfalz abzuschließende Convention wären nur solche Bedingungen aufzunehmen, welche aller Welt geoffenbart werden könnten. Dieß schließe jedoch nicht aus, daß er dahin zu bringen wäre, sich insgeheim und durch einen abgesonderten Revers noch zur Zugestehung wesentlicher Vortheile an Oesterreich anheischig zu machen [860]).

Der Staatskanzler war aber zu jener Zeit der Kaiserin gegenüber nicht so glücklich mit seinen Vorschlägen als sonst. Sie ertheilte denselben ihre Genehmigung nicht, sondern gab vielmehr ihre Ansicht und ihre Entscheidung in folgenden Worten kund:

„es kan keine frag sein eines andern plans als disen Nr. 4, „nachdeme ganz europa wider uns, so gahr unsere alijrte. das reich „weis man wie es gedenckt, da ist nichts guttes zu hoffen, und sehr „gefährlich, das preüssen bey dem reichstag dem meister spille, auch „vor künfftige zeitten. mithin wäre allein nach disen plan die antwort „an russland und franckreich einzurichten, das man alsogleich ohne „conditionen oder convention mit bayern zurückstelle, indeme von „disen hoff nichts guttes zu hoffen weder offentlich noch heimblich. „wegen deren zwey margraviaten wolte noch nichts declarirn in der „antwort, selbes an uns komen lassen, doch denen zweyen mediateurs „durch unsere ministres zu errinern, das man davon ablassen wird;

„ihnen überlasse, wie es an schicklichsten kunte eingeleitet werden. all „dise umbstände, die in beyligenden extract sich finden, gebrauchte „mich gegen beede, und wan wider verhoffen nicht durch selbe also„gleich der friden kunte hergestelt werden, man in übelsten fall die „congress annehmete, nicht aber anderst als zu wienn, augspurg, in „pessimum cracau. es wäre aber zu suchen, dises zu verhindern „wegen der länge der zeit und unkosten, die unsere innerliche Ver„fassung, besonders das militare erfordert. ich entzihete mich auch „nicht, der Kayserin selbst zu schreiben, wan dis ein vorschub geben „kunte, welches alles der fürst nach sein so offt erprobten eyffer zum „besten auseinander setzen wird, als unvollkomen es hier ansetze. all „übrige vortheil, die man mit pfaltz ausdingen kunte, seind nicht an„zusehen, wan sie umb ein monath nur dem schlus auffhielten und „wenig staatt auf disen hoff zu machen ist. dis alles kunte mit wenig „umbschweyff unsern beeden geschickten ministren in wenig Tagen „zuzuschicken seyn; pressirt umb so mehr als des Kaysers May. pressirt „zu wissen an was man seye[861]). kein tag zu versaumen ist wegen „der immensen vorkehrungen, die es erfordert vor die künfftige cam„pagne. tarnotzi dem courir nach paris und ein andern der ge„schickteſten nach petersburg zu schicken wäre. in alle übrige allodial„und nebensachen können wir in nichts eingehen; kan noch dem reichs„tage verwisen werden."

Nachdem Maria Thereſia durch dieſe Entſcheidung den Antrag des Staatskanzlers abgelehnt und einen anderen Beſchluß gefaßt hatte, mußte Kaunitz neue Entwürfe, und zwar eben ſowohl für das an den König von Frankreich zu richtende Schreiben als für die in St. Petersburg abzugebende Erklärung ausarbeiten laſſen. Aber auch an dieſen Projecten nahm Maria Thereſia wieder Aenderungen vor. Hiedurch entſtand trotz unabläſſigen Drängens der Kaiſerin, vielleicht nicht ganz ohne abſichtliches Zuthun des Staatskanzlers, der ſie in etwas unwirſchem Tone bat, ihm doch die zur Vollendung ſo überaus wichtiger Arbeiten durchaus nothwendige Zeit zu gönnen[862]), eine Verzögerung von einigen Tagen, während deren, und zwar am Morgen des 23. November Joſeph endlich wieder nach Wien kam. Höchſt

worden war, zwischen Oesterreich und Preußen Alles, was sie selbst oder die sonst an dem Streite über die baierische Erbfolge Betheiligten angehe, ins Reine gebracht und die getroffene Verabredung sodann den Letzteren zur Zustimmung vorgelegt werden. Oder beide Staaten könnten sich einstweilen durch Präliminarien über die Grundsätze des allgemeinen Ausgleichs verständigen, worauf nach Maßgabe dieser Vereinbarung zwischen Oesterreich und dem kurpfälzischen Hause, wie auch zwischen dem letzteren und Sachsen ein Vertrag abgeschlossen würde. Beide Tractate hätten dem von Oesterreich und Preußen auszufertigenden Friedensinstrumente zur Veranlassung und Grundlage zu dienen. Auch in dieser Beziehung würde man von österreichischer Seite der zweiten Modalität den Vorzug vor der ersteren geben. Nicht nur wäre der Anstand besser gewahrt, sondern beide Höfe könnten gleichzeitig mit dem Abschlusse der Präliminarien unter Gewährleistung der Vermittler einen Waffenstillstand abschließen, die Truppen auseinander gehen lassen und sich dadurch wahrhaft drückende Auslagen ersparen.

Etwa zwei Wochen später hatte Kaunitz eine neuerliche Unterredung mit Breteuil. Er versicherte ihn, zuverlässige Nachrichten ließen ihn nicht zweifeln, der König von Preußen wünsche aufrichtig und sehnlich den Frieden, denn er mißkenne nicht, daß Sachsen auch nur einen einzigen Feldzug schwerlich mehr aushalten könne und wolle. Auch Preußen trage die Kriegskosten außerordentlich schwer, während es nicht viel Aussicht besitze, daß selbst im günstigsten Falle der Erfolg seiner Waffen gegen Oesterreich entscheidend genug sein würde, um zu irgend einem Ersatze für seinen Aufwand zu gelangen. Außerdem sei es wahrscheinlich, daß der König auf die Beihülfe Rußlands durchaus nicht mit Zuversicht zählen könne: man dürfe vielmehr vermuthen, Rußland werde gleichzeitig mit seiner Erklärung in Wien auch in Berlin mit nicht weniger nachdrücklichen Vorstellungen hervorgetreten sein. Mit Grund sei daher zu hoffen, der König von Preußen werde sich nicht mehr so hartnäckig wie früher, sondern billiger und nachgiebiger zeigen. Das an Frankreich mitgetheilte Ultimatum sei natürlicher Weise auf den übelsten, und somit für den Fall eingerichtet

gewesen, wenn Günstigeres sich in gar keiner Weise durchsetzen ließe. Von der Freundschaft des Königs von Frankreich als ihres einzigen Verbündeten erwarte daher die Kaiserin, daß er nichts übereilen, daß er stufenweise zu Werke gehen und nichts unversucht lassen werde, was ihr zu größerem Vortheil gereichen könnte. Solches würde dadurch geschehen, wenn ihr der durch Thugut verlangte baierische District, dessen Grenze von Kufstein längs des Inn nach Wasserburg, nach Mühldorf und Marktl, von da aber nach Pfarrkirchen, Osterhofen, Deggendorf, endlich über Viechtach und Waldmünchen nach Böhmen zu ziehen sein werde, mit Ausschluß des Salinenbezirkes zu Theil würde. Kaunitz bat den Botschafter Frankreichs, sich in diesem Sinne bei seiner Regierung zu verwenden. Breteuil sagte es zu und auch Mercy erhielt den hierauf abzielenden Auftrag [870]).

Man wird wohl nicht irren, wenn man diese neuerliche Erweiterung der Begehren des Wiener Hofes dem Einflusse des Kaisers zuschreibt, der seit seiner Rückkehr nichts unversucht gelassen haben wird, um der nach seiner Meinung allzuweitgehenden Nachgiebigkeit seiner Mutter zu steuern. Aber andererseits läßt es sich auch begreifen, daß das stete Schwanken in den Begehren des Wiener Hofes keinen günstigen Eindruck hervorbringen konnte. Und was die Hauptsache war, es blieb wenigstens in dem gegebenen Falle auch schon aus dem Grunde nutzlos, weil man in Frankreich auf Grundlage der weniger hoch gespannten Anforderungen Oesterreichs einen Friedensplan ausgearbeitet hatte, von dem man sich nun nicht leicht mehr abbringen lassen wollte.

Nach der Ansicht der französischen Regierung sollte der Friede nicht nur, sondern die völlige Beendigung allen obschwebenden Streites durch drei abgesonderte Conventionen zu Stande gebracht werden. Die erste würde zwischen Oesterreich und Preußen, die zweite zwischen Oesterreich und dem kurfürstlich pfälzischen Hause, die dritte endlich zwischen dem Letzteren und dem Kurfürsten von Sachsen als Allodialerben abzuschließen sein. Vorerst legte Frankreich nur Projecte zu den beiden ersten Vereinbarungen vor.

Durch den Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen sollten nicht nur der westphälische Friede, sondern auch die übrigen zwischen beiden Mächten abgeschlossenen Tractate und insbesondere der von Hubertsburg ihre Bestätigung erhalten. Die beiderseitigen Truppen hätten gleich nach Abschluß des Friedens alles etwa von ihnen besetzte feindliche Gebiet zu räumen, Gefangene und Geiseln aber sollten binnen sechs Wochen ohne Lösegeld zurückkehren dürfen. Das Recht des Königs von Preußen, die Markgrafthümer Ansbach und Bayreuth dereinst mit den Ländern seiner Hauptlinie zu vereinigen oder mit ihnen nach seinem Gutdünken anderweitig zu verfügen, werde von der Kaiserin für sich und ihre Erben ausdrücklich anerkannt und sie erkläre, seiner Zeit gegen die unbehinderte Ausübung dieses Rechtes keine Einwendung erheben zu wollen. Schließlich entsage sie den Rechten der Krone Böhmen auf ihre in den genannten Markgrafthümern befindlichen Lehen, während von Seite des Königs von Preußen ein Gleiches hinsichtlich einiger von Ansbach und Bayreuth abhängiger Lehen in Oesterreich geschehe.

Zu dem Vertrage, welcher zwischen Oesterreich und dem kurpfälzischen Hause abzuschließen war, legte Frankreich zwei von einander verschiedene Entwürfe vor. Die zwei ersten Artikel waren in beiden Projecten gleich: die Convention mit dem Kurfürsten von der Pfalz vom 3. Jänner 1778 sollte als nicht bestehend angesehen werden und der Letztere in Besitz aller von österreichischer Seite occupirten baierischen Gebietstheile treten. Dagegen werde er, und zwar nach dem einen Projecte den Theil der Oberpfalz und des Herzogthums Neuburg, der zwischen der böhmischen Grenze und den Flüssen Cham, Regen und Rab liegt, an Oesterreich abtreten. Nachdem zwei von den drei Landgerichten, aus denen die Landgrafschaft Leuchtenberg bestehe, sich innerhalb dieser Grenze befänden, würde auch diese an Oesterreich gelangen. Nach dem zweiten Plane aber hatte dieß mit dem Theile des Rentamtes Burghausen, der zwischen der Donau, dem Inn und der Salza gelegen ist, daher mit den Bezirken von Wildshut, Braunau, Mauerkirchen, Friedburg, Mattighofen, Ried und Schärding zu geschehen. Die drei zuletzt genannten Flüsse sollten beiden Uferstaaten gemeinsam

gehören und von ihnen mit keinen neuen Verkehrshindernissen oder Abgaben belegt werden.

Die letzten Artikel der beiden Vertragsentwürfe waren wenigstens der Hauptsache nach wieder identisch. Die Kaiserin sollte dem Kurfürsten von der Pfalz die in der Oberpfalz gelegenen Lehen der Krone Böhmen, insofern sie in dem ihm verbleibenden Gebiete gelegen wären, verleihen, für die Zukunft aber der Aufhebung dieses Lehensbandes beipflichten. Ein Gleiches hatte hinsichtlich der Reichslehen in Baiern und in Schwaben zu geschehen. Sie verpflichte sich überdieß, dem Kurfürsten von der Pfalz zur Entschädigung für Sachsen als Allodialerben eine gewisse Summe zu bezahlen und außerdem die Oberherrlichkeit der Krone Böhmen auf die Grafschaft Schönborn nicht mehr fortbestehen zu lassen.

In dem Schreiben, welches Ludwig XVI. gleichzeitig an die Kaiserin abgehen ließ, machte er sie darauf aufmerksam, daß der König von Preußen sich wohl leichter zur Annahme des zweiten, als zu der des ersten Vorschlages herbeilassen werde. Denn nachdem Oesterreich den Austausch der fränkischen Markgrafthümer gegen die Lausitz nicht zugeben wolle, werde es ihm keineswegs erwünscht sein, daß sich das an Oesterreich kommende Gebiet in nächster Nähe der ihm dereinst zufallenden Markgrafthümer befinde [871]).

In Wien war man jedoch weder mit dem einen noch mit dem anderen Projecte durchwegs zufrieden. Den meisten Anstoß erregte es, daß man eine Geldsumme beisteuern sollte zur Befriedigung Sachsens; dieses Verlangen wurde von Seite des Kaisers geradezu als eine Demüthigung erklärt. Und außerdem kam er auf seinen Gedanken zurück, man möge eine größere Gebietsabtretung begehren, sei es auch nur, um sich am Ende etwas mehr abdringen lassen zu können. Aber was er in dieser Beziehung an Kaunitz schrieb, verdient hauptsächlich aus dem Grunde Beachtung, weil es den Beweis liefert, wie sehr es auch dem Kaiser um den Abschluß des Friedens zu thun war. Denn nach all den Wahrnehmungen, die er seit seiner Rückkehr machte,

hielt er eine nachdrückliche Fortführung des Krieges nicht mehr für möglich [572]).

Es geht hieraus unzweifelhaft hervor, wie sehr König Friedrich sich täuschte, wenn er der Meinung sich hingab, Joseph dränge auch jetzt noch fortwährend zum Kriege und er habe nicht nur Kaunitz auf seine Seite gebracht, sondern auch die Kaiserin zu seinen Gedanken bekehrt [573]). In all diesen Vermuthungen irrte der König, und nur darin hatte er Recht, daß er annahm, der Kaiser übe den maßgebendsten Einfluß auf alles dasjenige, was mit dem Friedensgeschäfte in irgendwelchem Zusammenhange stand. Dennoch würde man fehlgehen, wenn man der Meinung sich hingeben wollte, Maria Theresia hätte sich jeder Einwirkung hierauf völlig entschlagen. Keineswegs war dieß der Fall; von ihr holte vielmehr Kaunitz sich die Verhaltungsbefehle, als Breteuil mit den in Frankreich ausgearbeiteten Friedensprojecten an ihn herantrat.

Es war begreiflich, daß man wider dieselben am Kaiserhofe so Manches einzuwenden fand. Nicht so sehr gegen den Entwurf des Vertrages, der zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen werden sollte, geschah dieß. Nur gegen den Wortlaut des Artikels, durch welchen König Friedrich ermächtigt würde, nicht nur die fränkischen Markgrafthümer mit Preußen zu vereinigen, sondern auch sonst mit ihnen nach seinem Gutdünken zu verfügen, sträubte sich Kaunitz. Denn es lag auf der Hand, daß unter diesen letzteren Worten auch der Austausch der Markgrafthümer gegen die Lausitz begriffen werden konnte. Bei dem leicht erklärlichen Widerwillen, der in Wien hiegegen bestand, drang man darauf und setzte es wenigstens vor der Hand durch, daß dieser Zusatz in dem betreffenden Artikel wegblieb. Nur auf die dereinstige Vereinigung der Markgrafthümer mit Preußen, nicht aber auf eine anderwärtige Verfügung mit ihnen sollte die Zustimmung Oesterreichs sich erstrecken.

Zahlreicher waren die Einwendungen gegen den Entwurf des [illegible]trages, der zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz

abzuschließen war. Insbesondere wollte man, und gewiß mit vollem Rechte, durchaus nichts davon hören, daß die Convention vom 3. Jänner 1778 als ungültig erklärt werden sollte; man hätte ja dadurch das eigene Verfahren zu einem unbefugten gestempelt. Kaunitz begehrte vielmehr und Breteuil willigte ein, daß die neue Uebereinkunft als die Verwirklichung des in der früheren Convention ausgesprochenen Vorbehaltes zur Herbeiführung einer derartigen Verständigung hingestellt werde.

Die ferneren Abänderungen, denen man von österreichischer Seite das Vertragsproject unterzogen sehen wollte, betrafen ebenso sehr die Form als das Wesen der Sache. Die ganze Verabredung mit dem Kurfürsten von der Pfalz sollte mehr das Ansehen gegenseitiger Zugeständnisse als einseitiger Abtretungen von Seite des Kurfürsten erlangen; darum wurde mit den österreichischen Concessionen der Anfang gemacht. An die Verzichtleistung der Kaiserin auf alle baierischen Gebietstheile wurde die ihrerseits geschehende Abtretung der Herrschaft Mindelheim, dann der Oberherrlichkeitsrechte der Krone Böhmen auf die Grafschaft Schönburg an den Kurfürsten geknüpft; mit letzteren sollte er nach seinem Gutdünken verfügen können. Außerdem würden ihm und seinen Nachfolgern sowohl die böhmischen Lehen in der Oberpfalz, als die Reichslehen in Baiern und in Schwaben verliehen werden, wie der verstorbene Kurfürst von Baiern sie besaß. Dagegen hätte der Theil des baierischen Regierungsbezirkes Burghausen, der die Landgerichte Wildshut, Braunau mit der gleichnamigen Stadt, Mauerkirchen, Friedburg, Mattighofen, Ried und Schärding umfasse, an Oesterreich zu fallen. Hiezu wurde noch, und zwar, wie wir gesehen haben, auf ausdrückliches Begehren des Kaisers ein Landstrich am linken Ufer des Inn, der sich vom Einflusse der Vils in die Donau über Aunkirchen, Altersbach, Aidenbach, Walburgskirchen, Thann, Julbach und Seibersdorf bis zum Einflusse der Salza in den Inn erstreckte, in Anspruch genommen. Außerdem beharrte Oesterreich fest auf seiner Weigerung, zur Entschädigung des Kurfürsten von Sachsen eine Beisteuer zu widmen, und es gab daher auch die Einschaltung eines derartigen Artikels durchaus nicht zu. Endlich nahm es in sein

Project die Bestimmung auf, daß der Herzog von Zweibrücken Theil nehme an dem Vertrage.

Nur höchst ungern hatte Maria Theresia es gestattet, daß nach dem Willen des Kaisers auch noch ein Landstrich am linken Ufer des Inn für Oesterreich verlangt werde. Als sie zuletzt den Fürsten Kaunitz hiezu ermächtigte, befahl sie ihm ausdrücklich, auf diesem Begehren nicht zu beharren, wenn Breteuil seine Einwilligung hiezu von neuen Verhaltungsbefehlen aus Frankreich abhängig mache. Und wirklich geschah dieß, denn mit Recht erklärte Breteuil, daß ein solches Begehren mit den ihm bekannten persönlichen Ansichten der Kaiserin durchaus nicht im Einklange stehe. Kaunitz ließ es daher zuletzt fallen; um so entschiedener erklärte er jedoch dem französischen Botschafter, daß das in solcher Weise umgearbeitete Vertragsproject das Aeußerste sei, wozu Oesterreich sich jemals herbeilassen werde. Gehe man von preußischer Seite nicht darauf ein, so bleibe nichts übrig, als entweder den Krieg mit äußerster Anstrengung fortzuführen, oder die in Besitz genommenen Gebietstheile Baierns dem Kurfürsten zurückzustellen und die Entscheidung über die mit der dortigen Erbfolge zusammenhängenden Fragen gleichzeitig mit der über die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen dem deutschen Reiche zu übertragen [574].

Maria Theresia stimmte dem Verfahren ihres Staatskanzlers ausdrücklich zu. Breteuil aber brachte dasjenige, was er einstweilen in Gemeinschaft mit Kaunitz festgestellt hatte, durch die Repräsentanten Frankreichs in Berlin und St. Petersburg zur Kenntniß des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland. Von Ersterem wissen wir, daß er zu jener Zeit des Krieges so hohen Muth überdrüssig geworden war und daher den baldigen Abschluß des Friedens aufs lebhafteste wünschte. Nicht minder war der Stimmung durch den Verlauf des Jahres 1778 günstig, welche in der ersten Hälfte des Januars 1779 durch den Vertrag in Teschen und in Preußen begründet und daher zu den bedeutungsvollsten Momenten im Unterhandlungsverfahren [illegible] angesehen werden muß, zum Ende [illegible]

Lichnowsky war, wie es scheint, am Wiener Hofe nichts weniger als beliebt; man traute ihm nicht und sah ihn, ob mit Recht oder mit Unrecht, das ist jetzt schwer zu entscheiden, als einen Mann an, der den Mantel nach dem Winde drehe und auf beiden Achseln zu tragen sich bemühe[875]). In den letzten Tagen des November, vor seiner Abreise nach Schlesien sah er die Kaiserin. Er behauptete den Eindruck in sich aufgenommen zu haben, sie wünsche so lebhaft den Frieden, daß er nichts ihr Mißfälliges zu vollbringen glaubte, wenn er von dieser Stimmung die preußischen Minister benachrichtigte. Er that dieß auch wirklich und bot sich in Breslau, wo Friedrich damals verweilte, als Mittelsmann an, um ihn mit der Kaiserin wieder zu versöhnen. Ja er fügte sogar hinzu, daß wenn der König geneigt wäre, der zweiten Demarcationslinie zuzustimmen, welche Thugut zuletzt in Braunau vorgeschlagen habe, wogegen Oesterreich jeden Widerstand gegen die Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen aufgeben würde, er auf Befehl des Königs unverzüglich nach Wien zurückkehren wolle, um zu sehen, ob nicht der Friede auf dieser Grundlage zu Stande gebracht werden könnte.

Wie wenigstens Lichnowsky sagte, fand sein Anerbieten eine so günstige Aufnahme bei dem Könige von Preußen, daß er sich hiedurch veranlaßt sah, der Kaiserin hievon directe Mittheilung zu machen. Der König lasse ihr eröffnen, schrieb ihr Lichnowsky, er denke genau so wie sie, und um ihr einen Beweis hievon zu geben, habe er ihn zu folgender Erklärung ermächtigt: Wenn sie auf den District, der die Salinen von Reichenhall in sich schließe, so wie auf jeden anderen Anspruch an Baiern verzichte, alle übrigen damit im Zusammenhange stehenden Fragen mit ihm gemeinschaftlich regle, zur Befriedigung Sachsens mitwirke und sein Nachfolgerecht in Ansbach und Bayreuth anerkenne, dann könnte auf dieser Basis und derjenigen der zweiten Proposition Thuguts, derzufolge Oesterreich ein Gebiet mit einer Million Einkommen erhalten und für alles Uebrige den Kurfürsten von der Pfalz entschädigen sollte, eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen wohl leicht herbeigeführt werden.

Lichnowsky war auf dem Punkte, sich mit dieser Antwort nach Wien zu begeben, als er zu seinem Schmerze und zu seiner Beschämung einen Brief des Freiherrn von Pichler, Cabinetssecretärs der Kaiserin erhielt. Im Auftrage derselben wurde ihm befohlen, sich auf seine Privatangelegenheiten zu beschränken und jeder Einmischung in die öffentlichen Geschäfte zu enthalten. Nothgedrungen mußte er dieß thun, aber er berichtete doch der Kaiserin dasjenige, was von seiner Seite geschehen war und wovon er auch jetzt noch sich die günstigsten Wirkungen versprach [576]).

Man sieht wohl, daß Lichnowsky seinen eigenen Worten zufolge zu seinen Mittheilungen in Breslau nichts weniger als autorisirt war, sondern daß er, um sich wichtig zu machen und der Erkenntlichkeit der Kaiserin wie des Königs von Preußen theilhaft zu werden, auf eigene Gefahr handelte. In Wien that man gewiß Recht daran, ihn der angemaßten Mission rasch zu entkleiden; denn nachdem man die Vermittlung Frankreichs und Rußlands einmal angenommen hatte, wäre es wohl die ärgste Beleidigung für diese zwei Mächte gewesen, hinter ihrem Rücken durch einen Privatmann wie Lichnowsky mit dem Könige von Preußen unmittelbar zu verhandeln. Friedrich aber hatte, durch Lichnowsky hinter das Licht geführt, wirklich an eine geheime Sendung desselben geglaubt und war von dem Widerrufe der ihm angeblich ertheilten Vollmacht recht unangenehm berührt. Er sah darin ein neues Kennzeichen, daß der Kaiser nur den Krieg wolle, daß Kaunitz mit ihm einverstanden sei und daß Beide die Kaiserin völlig unterjocht hätten. Von Wien aus seien daher nur ganz unannehmbare Vorschläge zu erwarten. Das einzige günstige Resultat derselben werde darin bestehen, daß sich der Kaiserhof mit Rußland noch mehr überwerfe und sein Verhältniß zu Frankreich sich noch unfreundlicher gestalte als es ohnedieß der Fall sei [577]).

Man kann wohl getrost behaupten, daß man nicht leicht bei irgend einer hervorragenden Persönlichkeit der damaligen Zeit größeren politischen Selbsttäuschungen begegnet als bei dem Könige von Preußen. Das Gleiche war auch dießmal wieder der Fall. Als Friedrich durch

Vermittlung des französischen Gesandten Marquis de Pons die Mittheilung Breteuils über dessen vorläufige Vereinbarung mit Kaunitz erhielt, sah er ein, wie sehr er sich geirrt hatte. Die Vorschläge des Wiener Hofes seien, schrieb er seinem Bruder, im Wesentlichen identisch mit den Begehren, welche von preußischer Seite in Braunau gestellt worden waren. Die Angelegenheiten des Kurfürsten von der Pfalz könne man fast schon als definitiv geregelt betrachten, und Aehnliches dürfe von der dereinstigen Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen gesagt werden. Nur den Interessen des Kurfürsten von Sachsen scheine Frankreich nicht die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet zu haben, und für ihn müsse nothwendiger Weise noch etwas geschehen. Alles in Allem gerechnet, beginne er zu glauben, daß der Friede bis Ende Februar zu Stande gebracht sein könnte. Denn er selbst würde um so bereitwilliger die Hand dazu bieten, als ihn die russische Hülfe, wenn sie ihm überhaupt zu Theil würde, außerordentlich theuer zu stehen käme [878]).

Prinz Heinrich, an welchen diese vertrauliche Mittheilung des Königs gerichtet war, suchte seinen Bruder in der Hinneigung zum Frieden nur noch zu bestärken. Auch nach seiner Meinung war derselbe der Fortführung des Krieges bei weitem vorzuziehen. Was endlich den einzigen noch streitigen Hauptpunkt, die Entschädigung für Sachsen betraf, so meinte auch der Prinz, es werde sich für den Kurfürsten schon noch etwas thun lassen. Aber er fügte doch hinzu, es wäre wahrhaft zu bedauern, wenn das Privatinteresse eines Kurfürsten von Sachsen ein so heilsames Werk wie den Friedensschluß aufhalten könnte. Uebrigens werde der Kurfürst seine Forderungen wohl beträchtlich herabstimmen, denn gerade für Sachsen wäre ja die Fortführung des Krieges außerordentlich drückend [879]).

War nun auch der König von Preußen, wie seine eigenen Worte es darthun, sehr für den Frieden gestimmt, so gab er sich doch nicht vorzeitig bloß, sondern ging vielmehr mit äußerster Vorsicht zu Werke. Dem Marquis de Pons ließ er erwiedern, ohne vorhergegangene Verständigung mit den betheiligten Fürsten und mit seiner Verbündeten,

der Kaiserin von Rußland dürfe er keine förmliche Antwort auf die ihm zugekommene Mittheilung geben. Aber er meine doch jetzt schon sagen zu können, er habe nichts in den Friedensvorschlägen gefunden, wogegen er sich gleich mit Entschiedenheit aussprechen müßte. Darum wolle er auch den Antrag, demzufolge der Kurfürst von der Pfalz einen Theil des Regierungsbezirkes Burghausen an Oesterreich abtreten sollte, keineswegs verwerfen. Aber er würde es doch vorziehen, wenn Oesterreich den oberpfälzischen District zwischen der Nab und der Schwarzach erhielte; in diesem Falle brauchte es weder Schulden zu übernehmen, da das betreffende Gebiet nicht mit solchen belastet sei, noch sich an der Entschädigung des Kurfürsten von Sachsen zu betheiligen. Bestehe es jedoch auf der Erwerbung des Landstriches am Inn, dann müsse es auch für die hierauf entfallende Schuldensumme einstehen. Außerdem wäre es dann gerecht, daß Oesterreich etwa bis zu einer Million Thaler beisteuere zur Entschädigung des Kurfürsten von Sachsen. In beiden Fällen hätte es seiner Oberherrlichkeit auf die Lehen in Sachsen und der Lausitz sowie allen sonstigen Rechten auf diese Provinz zu entsagen.

Was ihn selbst anging, verlangte der König das von Kaunitz schon einmal abgelehnte Zugeständniß, daß er und seine Nachfolger mit den fränkischen Markgrafthümern ganz nach Gutdünken verfügen dürften. Und schließlich meinte er, der Herzog von Mecklenburg wäre für seine Ansprüche durch das Privilegium de non appellando schadlos zu halten.

Nachdem Finkenstein und Hertzberg dem Marquis de Pons diese Mittheilung gemacht hatten, ergänzten sie dieselbe durch besondere Betonung des Werthes, welchen der König darauf lege, daß Oesterreich nicht den Landstrich am Inn, sondern das Grenzgebiet in der Oberpfalz erhalte. Freilich erwiederte ihnen de Pons, daß sie ja selbst in Braunau die erstere Erwerbung angeboten hätten: daß sie damals nicht verwirklicht worden sei, lasse sie jetzt nicht weniger zweckmäßig erscheinen. Die preußischen Minister wußten hierauf nichts Stichhaltiges zu erwiedern, aber de Pons nahm doch den Eindruck in sich auf, daß wenn der Wunsch des Königs nicht in Erfüllung gehen sollte,

derselbe nur um so hartnäckiger an seinen anderen Begehren, der Betheiligung Oesterreichs an der baierischen Schuld und an der Entschädigung Sachsens festhalten werde. Fruchtlos hob de Pons die außerordentliche Mäßigung des Wiener Hofes hervor, welche in einer so weitgehenden Herabstimmung seiner ursprünglichen Forderungen Ausdruck gefunden habe und es unbillig erscheinen lasse, ihm auch noch Geldleistungen aufbürden zu wollen. Er schmeichelte sich nicht mit der Hoffnung, daß er vermocht habe, die preußischen Minister zu seiner Anschauung zu bekehren. Aber er fügte doch auch schließlich wieder hinzu, noch nie sei ihm von der preußischen Regierung so angelegentlich wie jetzt der Wunsch des Königs und dessen Absicht betheuert worden, zu einer friedlichen Vereinbarung zu gelangen [880]).

Eine ähnliche, nur minder ausführliche Mittheilung über die Erklärungen der preußischen Regierung, wie Breteuil von de Pons, erhielt der russische Botschafter Fürst Galitzin von dem Fürsten Repnin, der sich erst vor kurzem als Bevollmächtigter Rußlands bei dem Könige von Preußen in Breslau eingefunden hatte [881]). Denn mit lebhafter Befriedigung war die Kaiserin Katharina durch die verbindliche Antwort des Kaiserhofes auf ihre nichts weniger als freundschaftlich lautende Erklärung erfüllt worden. Daß ihr Maria Theresia nicht nur die Friedensvermittlung gemeinschaftlich mit Frankreich übertrug, sondern daß sie ihr hiebei eine so weitgehende Machtvollkommenheit einräumte, die Festsetzung der Friedensbedingungen ihrem Gefühle für Recht und Billigkeit zu überlassen, schmeichelte nicht allein ihrer persönlichen Eitelkeit aufs höchste, sondern war für sie auch von ganz unschätzbarem politischem Werthe. Denn ihrem Staate und ihrer Regierung konnte nicht leicht etwas Willkommeneres als die Zugestehung eines so großen Einflusses auf die europäischen Angelegenheiten widerfahren. Deßhalb war denn auch die Erwiederung Rußlands in einem Tone gehalten, wie er schmeichelhafter gar nicht mehr gedacht werden konnte. Es war schwer zu begreifen, wie so grundverschiedene Kundgebungen binnen so kurzer Frist von einer und derselben Regierung ausgehen konnten [882]).

Nicht ganz im Einklange schien es damit zu stehen, daß die Kaiserin Katharina zu ihrem Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen gerade den Fürsten Repnin ernannte, der sich seiner Zeit durch brutales und gewaltsames Auftreten in Polen vielleicht den Ruf eines energischen, aber gewiß nicht den eines versöhnlichen Mannes zu erwerben vermocht hatte. Die entscheidende Ursache für diese Wahl wird in dem Umstande gesucht werden können, daß Repnin das russische Hülfscorps befehligte, auf welches Friedrich so lange Zeit gehofft, das ihm aber fortwährend vorenthalten worden war. Und als man endlich Miene machte, dasselbe wirklich zu stellen, da wurde dieß, wie bereits gesagt worden, an so kostspielige Bedingungen geknüpft, daß der König von Preußen dem früher so heiß ersehnten Beistande Rußlands jetzt nicht ganz ungern wieder entsagte.

Hocherfreut war Maria Theresia über die so günstig lautenden Nachrichten aus Rußland [553]). Auf deren Mittheilung durch Kaunitz antwortete sie ihm: „Aus meiner Niedergeschlagenheit können Sie „urtheilen, wie tief mich die Kunde gerührt hat, die Sie mir zu„sandten. Nie habe ich daran gezweifelt, daß Sie mich aus meiner „Verlegenheit ziehen würden, denn allzuviele Proben besitze ich hie„von" [554]).

Als Kaunitz der Kaiserin diese Meldung erstattete, sprach er ihr gegenüber gleichzeitig die Meinung aus, daß so zufriedenstellend die Nachrichten aus Frankreich und aus Rußland auch wären, Alles doch zunächst auf diejenigen ankomme, denen man stündlich aus Breslau entgegenzusehen habe. Obschon er es nicht ausdrücklich sagte, schien er doch zu hoffen, daß auch die letzteren günstig sein würden. Binnen kürzester Frist sollte er jedoch das Gegentheil erfahren, denn es verstand sich wohl von selbst, daß die Antwort des Königs von Preußen auf die an ihn gelangten Vorschläge in Wien nur einen peinlichen Eindruck hervorbringen konnte. Kaunitz legte das Verschulden davon der Hauptsache nach dem Marquis de Pons zur Last, der es versäumt habe, dem Könige von Preußen zu erklären, er habe es mit dem Ultimatum des Wiener Hofes zu thun. Nachdem ihm dieß nicht

deutlich gesagt worden, mochte er glauben, es handle sich nur um eine vorläufige Mittheilung, über die er noch markten könne.

Freilich werde durch dieses Mißverständniß, wünschte Kaunitz dem französischen Botschafter gegenüber erklären zu dürfen, an dem inneren Werthe der preußischen Antwort nichts geändert. Der an den König gelangte Vorschlag wegen Ueberlassung eines Theiles des Regierungsbezirkes Burghausen an Oesterreich sei nichts als die Wiederholung des Antrages, den er selbst im Juli 1778 nach Wien gelangen ließ, der aber damals wegen der daran geknüpften Bedingungen nicht angenommen werden konnte. Statt nun hinsichtlich der letzteren, die im Laufe der Zeit nicht gerechter und nicht vernünftiger geworden seien, eine Ermäßigung eintreten zu lassen, sei man jetzt in Breslau auf noch härtere, ja ganz unannehmbare verfallen. Für die Erwerbung eines Landstriches, der zur Zeit der österreichischen Occupation unter Kaiser Joseph I. jährlich nicht mehr als 130.000 Gulden abgeworfen habe, solle man jetzt Sachsen eine Million Thaler bezahlen, einen Antheil an den baierischen Schulden übernehmen und der Oberherrlichkeit über die Lehen in Sachsen und der Lausitz, ja sogar dem Rückkaufs- und Rückfallsrechte auf die letztere entsagen, wodurch dem Könige von Preußen ihr dereinstiger Eintausch gegen die Markgrafthümer erleichtert werden würde. Und wolle man wenigstens den von preußischer Seite für Baiern und für Sachsen in Anspruch genommenen Geldleistungen entgehen, so hätte man sich mit einem armseligen und entvölkerten Bruchtheile der Oberpfalz zu begnügen, der in gar keiner Beziehung irgend welchen erwähnenswerthen Vortheil gewähre.

Die Kaiserin könne, so lautete es weiter in dem Entwurfe der Erklärung, welche Kaunitz an Breteuil zu richten gedachte, auf jede Erwerbung in Baiern verzichten, aber niemals werde sie Vorschlägen zustimmen, welche gleich denjenigen des Königs von Preußen durchaus unvereinbar seien mit ihrer Würde wie mit den Interessen ihres Reiches. Auf einen Theil von Baiern erstreckten sich ihre Ansprüche. Ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, könne sie dieselben freiwillig so weit verringern als es ihr beliebe. Aber sie dürfe sich nicht

erlauben, sie anderswo als in Baiern befriedigen zu lassen, wenn es um einen Vergleich über die baierische Erbfolge sich handle. Darum könne sie sich auch mit dem Districte zwischen der Nab und der Schwarzach, selbst wenn er ihr sonst anständig wäre, nicht abfinden lassen, weil er nicht zu Baiern, sondern zur Oberpfalz gehöre.

Mit gleichem Nachdrucke wollte Kaunitz auch die Zumuthung zurückweisen, Oesterreich solle einen Theil der baierischen Schulden auf sich nehmen und zur Befriedigung des Kurfürsten von Sachsen eine Million Thaler entrichten. Gienge man hierauf ein, dann würde es das Ansehen gewinnen, daß man, statt wenigstens einen kleinen Theil der erhobenen Ansprüche verwirklichen zu können, dieß nur durch eine Art von Kauf zu erreichen vermocht habe.

Was endlich die begehrte Verzichtleistung auf das Oberhoheitsrecht über die Lehen in Sachsen und der Lausitz, sowie auf das Rückkaufs- und Rückfallsrecht hinsichtlich der letzteren anging, so erklärte Kaunitz, daß wenn auch die übrigen Bedingungen so annehmbar wären als sie es nicht seien, doch diese durchaus unzulässig erscheine. Denn die Erhaltung jener Rechte sei unendlich viel wichtiger als die Erwerbung des kleinen Landstriches am Inn. Ueberhaupt wolle die Kaiserin ihre durch den Marquis de Pons an den König von Preußen gelangten Vorschläge als ihr Ultimatum angesehen wissen. Komme auf dieser Grundlage nicht bald eine Vereinbarung zu Stande, dann werde sie ihre Sache vor den Reichstag bringen und sich neuerdings zu einstweiliger Zurückstellung aller von ihr in Besitz genommenen baierischen Gebietstheile, jedoch unter Aufrechthaltung ihrer sämmtlichen Ansprüche an die baierische Erbfolge bereit erklären. Gleichzeitig wären jedoch auch die übrigen Forderungen an dieselbe sowie des Königs Verlangen nach dereinstiger Vereinigung der fränkischen Markgrafthümer mit Preußen dem Spruche des Reiches zu unterziehen. Sie werde dadurch das Ihrige gethan haben zur Beseitigung jedes Vorwandes zu fernerer Kriegführung. Bleibe diese Bemühung jedoch fruchtlos, dann werde sie keine Anstrengung scheuen, um den Kampf fortzusetzen mit dem Aufgebote all ihrer Kraft.

So sollte wenigstens in ihren wesentlichsten Punkten die Note abgefaßt sein, welche Kaunitz dem Botschafter Frankreichs zustellen wollte [885]). Um jedoch auch die Empfindlichkeit Rußlands zu schonen, das bisher an den Vermittlungsverhandlungen ungleich geringeren Antheil als Frankreich genommen hatte, wünschte Kaunitz eine Abschrift der an Breteuil zu richtenden Note seinem in St. Petersburg beglaubigten Sohne mit dem Auftrage übersenden zu dürfen, sich zu verwenden, daß Repnin angewiesen werde, den österreichischen Standpunkt in dieser Sache bei dem Könige von Preußen energisch zu vertreten.

Sowohl Maria Theresia als Joseph stimmten in Allem und Jedem den Anträgen des Fürsten Kaunitz bei. Mit einem gewissen Eifer geschah dieß, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken gebracht wird, ihre Einwilligung sei ihnen ganz besonders vom Herzen gegangen. „Wir Beide", schrieb Maria Theresia an Kaunitz, „finden „diese Expeditionen ganz den Umständen und unseren Absichten an„gemessen. Sie sehen Ihnen gleich und gereichen Ihrem Ministerium „zur Ehre" [886]). Joseph aber behauptete, es sei unmöglich, die Dinge mit größerer Klarheit und Richtigkeit zu beurtheilen und zum Ausdrucke zu bringen. Er versprach sich eine große Wirkung hievon [887]).

So wie dem Fürsten Kaunitz, so lag auch Breteuil die Absicht vollkommen fern, Rußland bei den Verhandlungen über die Friedensvermittlung irgendwie in den Hintergrund drängen zu wollen. Den besten Beweis hiefür lieferte er dadurch, daß er nun mit Repnin in directe Verbindung trat. Nicht nur an de Pons, sondern auch an Repnin schrieb er, und er unterrichtete ihn von dem peinlichen Eindrucke, welchen die ganz unerwarteten Begehren des Königs von Preußen in Wien hervorgebracht hatten. Er betonte ihm gegenüber, wie nachgiebig der Kaiser und die Kaiserin sich hinsichtlich ihrer Ansprüche auf baierische Gebietstheile gezeigt hätten, da sie sogar zur Zurückstellung derselben und zur Ueberweisung des Schiedsspruches an das Reich bereit seien. Er bat ihn nichts unversucht zu lassen zur Abkürzung der Langwierigkeit dieses Rechtsweges, und versicherte ihn

seines Eifers und seiner Bereitwilligkeit, gemeinschaftlich und im besten Einvernehmen mit ihm zur Zustandebringung des Friedens wirksam zu sein[888]).

Das Entgegenkommen Breteuils fand bei Repnin willfährige Aufnahme und verbindliche Entgegnung. Aber freilich wurde aus letzterer klar, daß sowie Breteuil den Standpunkt Oesterreichs vertrat, der des Königs von Preußen an Repnin einen eifrigen Fürsprecher fand[889]). De Pons berichtete jedoch über ihn, daß er von den friedlichsten Gesinnungen beseelt nach Breslau gekommen, und daß er seit seiner Ankunft daselbst der Rolle eines Friedensvermittlers niemals untreu geworden sei. Aber freilich wäre es nicht zu verwundern, wenn er sich durch diejenige eines Feldherrn verblenden ließe, zu der er für den Fall bestimmt sei, daß trotz seiner Bemühungen die Friedensverhandlungen eine allzu ungünstige Wendung nehmen sollten[890]).

Wie de Pons weiter berichtete, brachte der Wortlaut der österreichischen Note vom 11. Jänner in Breslau einen tiefen Eindruck hervor. König Friedrich fühlte sich persönlich durch den schneidenden Ton verletzt, in dem sie abgefaßt war, und er meinte hiezu durch seine vorläufige Antwort keinen ausreichenden Anlaß gegeben zu haben. Er habe, so ließ er sich vernehmen, die Mittheilungen des Wiener Hofes nicht als dessen Ultimatum betrachtet, sondern den Zeitraum, der bis zum Eintreffen der Antwort der russischen Regierung auf seine an sie gerichteten Anfragen nothwendiger Weise vergehen müsse, benützen zu sollen geglaubt, um einstweilen in Wien seine Anschauungen kundgeben zu lassen. Sei man hierüber zu keiner Verständigung gelangt, so befinde man sich dort, wo man vor dem Austausche dieser Mittheilungen gewesen. So lang werde man dabei bleiben müssen, bis er durch die Nachrichten, die er aus St. Petersburg und von den übrigen Betheiligten erwarte, in den Stand gesetzt sei, eine förmliche Antwort zu geben.

Nicht geringes Interesse gewährt es, diesen Meldungen des französischen Gesandten am preußischen Hofe die vertraulichen Aeußerungen des Königs gegenüber zu stellen. Allerdings scheint er seinen

Bruder nicht ganz in die Verhandlung eingeweiht zu haben, welche damals gepflogen wurde. Aber er schrieb ihm doch, daß er binnen wenig Tagen die Antwort aus St. Petersburg erwarte, nach deren Ankunft er sein Ultimatum nach Wien senden werde; von dem Entschlusse des Kaiserhofes hänge sodann das Uebrige ab.

Was den letzteren anging, so behauptete Friedrich, daß Maria Theresia und ihre Familie sowie der ganze österreichische Adel nach dem Frieden sich sehnten; nur der Kaiser wolle ihn nicht, und Kaunitz, um das Glück seiner Kinder zu machen, unterstütze ihn dabei. Zu seiner Umgebung, die ihm ebenfalls dringend zum Frieden gerathen habe, hätte Joseph gesagt, seine Stellung in Wien sei zu beengt, denn er spiele daselbst nur die zweite Rolle, während er bei der Armee den ersten Platz einnehme. Er könne daher nicht anders als die Fortsetzung des Krieges dem Friedensschlusse vorziehen [891]).

Wie ungenau König Friedrich aus Wien und aus Oesterreich überhaupt, somit auch über die eigentlichen Anschauungen und Wünsche des Kaisers berichtet war, ist schon früher gezeigt worden. Aber das läßt sich keineswegs bestreiten, daß Joseph mit unermüdlichem Eifer die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge traf. Daß es ihm Ernst war, wenn er die Möglichkeit desselben in den Kreis seiner Berechnungen zog, zeigt auch der eindringliche und entschiedene Ton, mit welchem er Lacy's Bitte zurückwies, in Anbetracht seiner geschwächten Gesundheit nicht mehr im Felde verwendet zu werden [892]).

„Wenn Sie mein Freund", antwortete ihm hierauf der Kaiser, „wenn Sie für mich und für sich selbst gerecht sind, werden Sie mir „die Rathschläge nicht weigern, welche allein mich aufrecht halten, den „Staat und meine Ehre retten können. Jede Art, in der dieß geschieht, „gilt mir gleich, wenn ich nur, sollte der Krieg stattfinden, in die „Lage versetzt bin, Ihre Ansicht zu erfahren. Ich kann und will den „Brief, der mir zu viel Kummer verursacht, gar nicht behalten, und „ich erkläre, daß ich Sie nicht davon lossspreche, mit mir zu kommen. „Richten Sie es für Ihre Gesundheit ein, wie es Ihnen gefällt, ich „stimme Allem mit Vergnügen zu, aber verlassen Sie mich nicht in

„der schwierigen Lage, in der wir uns dann befänden. Ich erwarte „und ich hoffe es von Ihnen“ [893]).

Lacy hatte, und mit Recht, diese Schwierigkeit in nichts so sehr als in der Wahrscheinlichkeit erblickt, daß in einem künftigen Feldzuge Rußland sich zu Gunsten Preußens an der Kriegführung betheilige. Auch Joseph verkannte solches nicht; gleichwohl schrieb er, ehe er noch eine Antwort von Lacy erhalten haben konnte, in etwas großsprecherischer Weise, die sonst nicht in seiner Art lag, dem Feldmarschall: „Mit Ihnen und einer Armee fürchte ich gar nichts; man „braucht eben nur die Einen nach den Anderen zu schlagen“ [894]).

Viel begründeter als die Meinung Friedrichs von der Kriegslust des Kaisers war sein Ausspruch, der größte Stein des Anstoßes bestehe in der Entschädigung für Sachsen, zu der man sich in Wien nicht herbeilassen wolle, während es für ihn selbst eine Pflicht der Ehre sei, auf ihr zu bestehen. Außerdem biete Alles, was sich auf den Herzog von Zweibrücken beziehe, große Schwierigkeiten dar. Die übertriebenen Begehren seiner Verbündeten zu mäßigen und den Wiener Hof zu einiger Nachgiebigkeit zu bringen, darin liege vor der Hand seine Aufgabe. Leicht sei Alles dieß gesagt, aber nur sehr schwer durchgeführt.

Binnen etwa drei Wochen, meinte der König, werde das Friedenswerk zu Stande gebracht sein können, aber Rußland setzte seine Geduld hart auf die Probe. Um so schwerer war sie zu bestehen, als gerade damals die bisherige Waffenruhe eine für Friedrich recht unwillkommene Störung erlitt. Allerdings gab er selbst hiezu zuerst den Anlaß, indem er den Versuch machte, die Oesterreicher aus ihren Stellungen bei Zuckmantel zu vertreiben. Aber er konnte seinen Plan nicht durchführen, denn der Generallieutenant von Wunsch, den er hiezu angewiesen hatte, vermochte denselben nicht zu verwirklichen. Nun aber wollte auf österreichischer Seite Wurmser auch nicht mehr unthätig sein. In fünf Colonnen drang er in der Nacht vom 17. auf den 18. Jänner 1779 in die Grafschaft Glatz ein. Am Morgen des 18. überfielen die kaiserlichen Obersten Alvintzy und Pallavicini das Städtchen Habelschwert;

nach tapferem Widerstande wurde die preußische Besatzung überwältigt und gefangen.

Eine andere österreichische Colonne, bei welcher sich Wurmser selbst befand, rückte unter der Führung des Generalmajors Terzi gegen das Blockhaus zu Oberschwedelsdorf vor, in welchem ebenfalls preußische Besatzung lag. Auch sie widerstand tapfer, aber auch sie mußte schließlich sich ergeben. Und der preußische Succurs, der aus Glatz herbeieilte, mußte sich mit einigem Verluste unverrichteter Dinge zurückziehen. Der Gewinn der ganzen Unternehmung bestand für die Oesterreicher darin, daß ein General, der Prinz von Hessen-Philippsthal, drei Oberste, ein Major, vier und dreißig andere Offiziere und mehr als tausend Mann gefangen genommen wurden. Außerdem fielen noch sieben Geschütze und zehn Fahnen in ihre Hände. Ihr eigener Verlust war dagegen nicht bedeutend zu nennen [895]).

Friedrich wurde durch diese Schlappen, welche seine Truppen erlitten, aufs Aeußerste erbittert. Er ließ nicht nur durch den Generallieutenant von Möllendorf einen Streifzug nach Böhmen, und zwar bis Brüx unternehmen [896]), sondern er hielt es für nöthig, daß er selbst Breslau verlasse und sich nach Schweidnitz, von da aber nach Reichenbach begebe, um näher bei seinen Truppen die etwa noch bevorstehenden Ereignisse zu erwarten. Denn weit davon entfernt, den Feind zu fürchten, schrieb er seinem Bruder, ziehe er es vor, denselben in Schrecken zu versetzen und für seinen eigenen Herd zittern zu machen [897]).

Gewiß war dieß während König Friedrichs ruhmreicher Feldherrnlaufbahn schon sehr oft geschehen; zu der Zeit aber, von welcher jetzt die Rede ist, konnte er sich dessen doch nicht rühmen. Früher hatte er zu wiederholten Malen die Oesterreicher in offener Schlacht geschlagen; daß sie ihm jetzt im kleinen Kriege, und nur ein solcher konnte zur damaligen Winterszeit geführt werden, ziemlich überlegen waren, darüber täuschte er sich wohl selbst am wenigsten, wenn er es auch erst später offen gestand. Darum rechnete und rechnete er, bis wann sein Courier aus Rußland zurück sein könne, und immer

verrechnete er sich wieder, so daß er zuletzt nach seinem eigenen Geständnisse schon die Geduld verlor. „Sollteſt Du es glauben", schrieb er seinem Bruder, „daß schon seit zehn Tagen alle Papiere, welche unsere „Friedensverhandlungen enthalten, in dem Cabinete der Kaiserin von „Rußland sich befinden, und daß es kein Mittel gibt, aus demselben „jene Antwort zu ziehen, welche zur Beschleunigung der Schritte der „Vermittler so nothwendig ist. Ich gestehe Dir daß mich die Geduld „manchmal verläßt" [898]).

Aus diesen Worten scheint nicht undeutlich hervorzugehen, daß König Friedrich seine demüthigende Unterordnung unter das Machtgebot der Kaiserin von Rußland manchmal recht peinlich fühlte. Wie er selbst erzählt, rief sie auch den Spott Josephs hervor, der ihn den von Rußland beschirmten Gegenkaiser genannt haben soll [899]). Aber schließlich erbarmte sich doch Katharina ihres Schützlings, und am 25. Jänner 1779 ergingen von St. Petersburg aus die Depeschen nach Berlin, nach Wien und nach Paris, welche die Ansichten der Kaiserin von Rußland über die Bedingungen kundgaben, auf deren Grundlage der Friede zu Stande kommen sollte. In den drei wichtigsten Punkten gab sie von vorneherein der österreichischen Auffassung Recht. Auch sie meinte, daß der vom Wiener Hofe in Anspruch genommene Theil des baierischen Regierungsbezirkes Burghausen und nicht der oberpfälzische Grenzdistrict an Oesterreich fallen sollte. Der Weigerung Oesterreichs, seinem Rückkaufs- und Rückfallsrechte auf die Lausitz zu entsagen, wäre gleichfalls Rechnung zu tragen, und ihm die Zahlung einer Million Gulden zur Befriedigung Sachsens, oder die Uebernahme eines Theiles der baierischen Schulden nicht aufzuerlegen. Dagegen könnte der Kaiserhof angegangen werden, nicht zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz, sondern Sachsen gegenüber den Oberhoheitsrechten der Krone Böhmen auf die Grafschaft Schönburg so wie auf andere in Sachsen und nicht in der Lausitz befindliche Lehen zu entsagen, dem in der Note des Fürsten Kaunitz mit Stillschweigen übergangenen Herzoge von Mecklenburg aber nach dem Wunsche des Königs von Preußen entweder ein erledigtes Reichslehen oder das Privilegium de non appellando zu Theil werden zu lassen [900]).

Wer die einander gegenüberstehenden Erklärungen der Höfe von Wien und von Berlin mit den Aussprüchen der Kaiserin von Rußland vergleicht, wird zugeben müssen, daß sie weit mehr dem Standpunkte Oesterreichs als demjenigen Preußens sich näherten. Aber noch war der Eilbote mit den sehnlich erwarteten Mittheilungen aus Rußland nicht bei König Friedrich eingetroffen, als derselbe, durch seinen Gesandten in St. Petersburg, den Grafen Solms, von dem Inhalte der dort gefaßten Beschlüsse schon vorläufig in Kenntniß gesetzt [901]), und von seinem lebhaften Wunsche nach baldigem Friedensschlusse getrieben, sein Ultimatum nach Wien abgehen ließ. In allen wichtigeren Punkten schmiegte er der Entscheidung — so darf man es ja wohl nennen — der Kaiserin Katharina sich an. Auch von dem ihm einzuräumenden Rechte, mit den fränkischen Markgrafthümern nach seinem Gutdünken zu verfügen, war in dem neuen Friedensprojecte des Königs von Preußen nicht mehr die Rede. Und da ihm Nürnberg oder Augsburg zu weit entfernt zu sein schienen, um den Frieden so rasch als nur immer möglich zum Abschlusse zu bringen, schlug er vor, die hiemit zu betrauenden Minister sollten in irgend einer Stadt zwischen Wien und Breslau, welche neutral zu erklären wäre, zusammentreten [902]).

Galitzin war der Erste, der dem Fürsten Kaunitz vertrauliche Mittheilung machte von diesen Anträgen des Königs. Der Staatskanzler beeilte sich, sie zur Kenntniß der Kaiserin zu bringen, und er fügte hinzu, daß so viel er aus flüchtiger Durchsicht der ihm zugesendeten Papiere habe entnehmen können, wohl kein wesentliches Hinderniß mehr gegen die Zustandebringung des Friedens obzuwalten scheine [903]).

„dis ist wohl", antwortete hierauf Maria Theresia mit eigener Hand, „ein angenehme Zeittung, die seith 14 monath mir grossen „Kummer verursacht. cremsier [904]) wäre die beste statt vorzuschlagen; „ist indiferente" [905]).

Kurz darauf legte Kaunitz der Kaiserin eine ähnliche Mittheilung, wie er sie von Galitzin erhalten hatte, auch von Breteuil vor. „Kaunitz

„war bei mir", schrieb Maria Thereſia dem Kaiſer, „und überbrachte „mir dieſelben Papiere von Breteuil, wie Du ſie von Galitzin geſehen „haſt, mit Ausnahme des Briefes an dieſen. Ich ließ Dich nicht „holen, da er mir nichts Beſonderes ſagte. Er wird allſogleich an „den Bemerkungen arbeiten, welche zu machen ſein werden: er hält „die Stadt Neuſtadt für die beſte zur Zuſammenkunft jener Herren. „Ich wage es Dir meinen Glückwunſch zu dieſem Ereigniſſe darzu„bringen, das ganz Europa und insbeſondere meine guten Länder „von einer ihnen drohenden Gefahr befreit. Deinem weiſen und um„ſichtigen Benehmen im vergangenen Feldzuge verdankt man das Ende „der Uebel, die uns bevorſtanden. Zweckmäßige Maßregeln für die „Zukunft werden Dich und Deine guten und treuen Unterthanen „glücklicher machen als ich es geweſen bin: das iſt Alles was ich „wünſche" [906]).

So wie man in Wien noch in dem Augenblicke, der dem Empfange der letzten Nachrichten aus Breslau vorherging, ſtarke Zweifel an der Nachgiebigkeit des Königs von Preußen gehegt hatte, ſo hielt auch Friedrich noch fortwährend an jener Vorausſetzung feſt, die bei ihm gleichſam zur fixen Idee geworden war: Joſeph wolle durchaus die Fortſetzung des Krieges [illegible]. Da aber Kaunitz mit ihm gehe und ihnen gegenüber der Wille der friedliebenden Kaiſerin ziemlich machtlos erſcheine, ſo ſei man der Beendigung des Kampfes nichts weniger als gewiß. Aber von all dem, was der König beſorgte, geſchah gerade das Gegentheil, denn alle drei Perſonen, von denen die Entſcheidung am Kaiſerhofe abhing, wünſchten den Frieden. Drei Tage nach Ankunft der erſten Nachricht von dem preußiſchen Ultimatum legte Kaunitz die Entwürfe zu den Antwortſchreiben vor, welche an Breteuil und an Galitzin ergehen ſollten: ſie waren ſämmtlich in zuſtimmendem Sinne gehalten. Joſeph aber ſchrieb auf des Staatskanzlers Bericht [illegible]: „Ich glaube daß dieſer Antwort auch nicht das „Geringſte beizufügen iſt, und ich würde nur meinen, daß der Ort „Neuſtadt ausgelaſſen werden könnte, da er zu ſehr inmitten unſerer „ganzen Armee liegt". Maria Thereſia aber ſetzte hinzu: „Ich bin „vollkommen einverſtanden mit dem Kaiſer".

Der Kernpunkt der Antwort des Wiener Hofes auf das Ultimatum des Königs von Preußen bestand darin, daß man allen in ihm enthaltenen wesentlicheren Bedingungen beipflichtete, und man konnte, ja man mußte dieß umsomehr thun, als man sich ja preußischer Seits den von Wien aus gestellten Begehren gefügt hatte. Aber nur in einer einzigen Beziehung kam es zu einer vorläufigen Einigung nicht. Denn im Namen der Kaiserin wurde erklärt, daß sie dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber sich zu gar keinem Zugeständnisse herbeilassen werde; sie habe mit seinen Ansprüchen nicht das Geringste zu thun. Darum gedenke sie ihre lehensherrlichen Rechte über die Besitzungen der Grafen Schönburg wohl dem Kurfürsten von der Pfalz, nicht aber dem von Sachsen zu cediren. Die in dem letzteren Lande gelegenen Lehen der Krone Böhmen seien von weit größerer Anzahl, Ausdehnung und Bedeutung als man dieß annehme. Eine solche Verzichtleistung widerspreche daher der Würde eines großen Staates, selbst wenn er von diesen Rechten gar keinen Gewinn zöge.

Als Versammlungsort der Bevollmächtigten zu definitiver Zustandebringung des Friedens schlug man von Wien aus Troppau oder Jägerndorf vor; man meinte hiedurch die unverzügliche Räumung dieser beiden noch von den Preußen besetzten Städte zu erreichen. Sollte König Friedrich nicht hierauf eingehen, so möge man auf Teschen sein Augenmerk lenken. Endlich kam man neuerdings auf den schon früher gestellten Antrag eines Waffenstillstandes zurück, auf welchen der König, und wie es scheint, zu seinem eigenen Schaden bisher nicht eingegangen war. Prinz Heinrich wenigstens hielt diesen Entschluß gerade im Interesse Preußens für äußerst bedauerlich[909]), und man kann wohl sagen, daß die kriegerischen Ereignisse während der Wintermonate ihm Recht gaben.

„Sachsen wird uns noch zu thun geben", schrieb Maria Theresia einige Tage später an Kaunitz[910]), und sie traf damit den Nagel auf den Kopf, denn der König von Preußen nahm die Zurückweisung seines Begehrens, demzufolge auf die Oberhoheitsrechte der Krone Böhmen über die in Sachsen befindlichen Lehen verzichtet werden sollte,

übel genug auf. Sowohl Repnin als de Pons kamen in Folge dessen neuerdings auf diesen Gegenstand zurück, und sie meinten, der Wiener Hof sollte sich wenigstens hinsichtlich einiger dieser Lehen nachgiebig bezeigen. Repnin meldete gleichzeitig, von den drei Städten, welche man von österreichischer Seite vorschlage, halte er Teschen für die geeignetste, und auch der König sei dieser Meinung. Pflichte man ihr auch in Wien bei, so sei Teschen allsogleich neutral zu erklären und alle Truppen wären von dort zu entfernen. Die Vermittler hätten sich so bald als nur immer möglich dorthin zu begeben, und es wäre erwünscht zu wissen, wen Oesterreich als seinen Bevollmächtigten nach Teschen absenden werde. Dem Antrage auf Abschluß eines Waffenstillstandes stimme der König von Preußen zu, doch wolle er, daß die beiderseitigen Truppen die von ihnen besetzten fremden Gebietstheile nicht schon jetzt, sondern erst nach dem definitiven Abschlusse des Friedens zu räumen hätten [911]).

Maria Theresia war in den Tagen, in denen sie von Stunde zu Stunde der Antwort aus Breslau entgegensah, in hohem Grade beunruhigt durch eine kriegerische Unternehmung, welche der Kaiser ins Werk setzen ließ und die sie gewiß nicht mit Unrecht für ganz unzeitgemäß hielt. „Ich bin", schrieb sie insgeheim an Kaunitz, „in Ver„zweiflung über den Angriff, der diese Nacht recht zur Unzeit geschehen „und durch den die Elite unserer Truppen aufgeopfert werden soll, „was auch für den Frieden üble Folgen haben könnte, wenn wir den „König allzusehr aufbringen, während es in der Oeffentlichkeit gleich„falls einen sehr üblen Eindruck hervorbringen wird. Ich zittere daß „der Prinz von Preußen sich vielleicht dort befindet, indem sein „Regiment da ist. Sie werden jedoch diese Sache Niemand erzählen. „Nachdem der Kaiser sie mir nicht mittheilte, würde ich den verrathen, „von dem ich sie habe; sie ist daher nur für Sie ganz allein" [912]).

Diese Worte der Kaiserin beziehen sich auf die Angriffe, welche der Kaiser am frühesten Morgen des 28. Februar durch die Generale Olivier Wallis und Clerfayt gegen das schon in Preußisch-Schlesien gelegene Grenzstädtchen Neustadt ausführen ließ, um das dort befindliche

Regiment des Prinzen von Preußen gefangen zu nehmen. Der Oberſt von Winterfeldt aber, der es commandirte, vereitelte durch tapferen Widerſtand die Ausführung dieſer Abſicht. Allerdings mußte er, nachdem Neuſtadt durch die Geſchütze der Oeſterreicher in Brand gerathen war, das Städtchen räumen, aber er vereinigte ſich hinter demſelben mit dem herbeieilenden Succurſe. Da Wallis den letzteren für weit beträchtlicher hielt, als er wirklich war, zog er ſich, ohne ein anderes Reſultat als die Verbrennung eines ſchuldloſen Städtchens erreicht zu haben, wieder zurück.

Es begreift ſich leicht, daß ſo wie Maria Thereſia dieſe Unternehmung mißbilligte, auch ihr Gegner, der König von Preußen nur mit Aerger die Kunde von ihr vernahm. Bei ſeinen Mittheilungen über ſie trat neuerdings die ſo tief in ihm eingewurzelte Meinung zu Tage, daß Joſeph nichts anderes wolle als die Fortſetzung des Krieges. „Das ſind", ſchrieb der König ſeinem Bruder, „die letzten „Anſtrengungen der Wuth des Kaiſers, der in Verzweiflung iſt über „den bevorſtehenden Frieden; aber wenn ſeine Mutter ihn will, wird „er gleichfalls zur Zuſtimmung genöthigt ſein. In wenig Tagen „werden wir ſehen, ob Waffenſtillſtand ſein wird oder nicht. Wenigſtens „werden wir, wenn die Dinge auf dem Punkte bleiben, auf welchem „ſie jetzt ſind, nicht die Letzten geſchlagen worden ſein."

Von Wichtigkeit iſt noch eine zweite Aeußerung des Königs, die in dem gleichen Briefe an den Prinzen Heinrich enthalten iſt. Der Stiftung des Thereſienordens legt er es zur Laſt, daß die kaiſerlichen Generale, ohne ſich um das Schickſal der Truppen zu kümmern, welche oft ſicherem Verderben entgegengiengen, Wagniſſe aller Art unternähmen, nur um jenes ſo hochgehaltenen Ordens theilhaft zu werden [913]).

Wenn von charakteriſtiſchen Ausſprüchen der beiden Gegner, der Kaiſerin und des Königs von Preußen die Rede iſt, ſo wird es geſtattet ſein, nur noch einen zu erwähnen, der gleichfalls in jenen Tagen von Maria Thereſia gethan wurde. Bekanntlich bekämpften ſie ſich, ſo oft Krieg zwiſchen ihnen geführt wurde, nicht minder

leidenschaftlich mit der Feder wie mit dem Schwerte. Das Gleiche war auch jetzt wieder der Fall, und der greise Vorstand des geheimen Hausarchives, Hofrath von Rosenthal hatte den Auftrag erhalten, mehrere Streitschriften zu widerlegen, welche vor kurzem erschienen waren. Rosenthal that dieß, und zwar nicht nur in umständlicher, sondern auch in recht leidenschaftlicher Weise; insbesondere schloß er seine Abhandlung mit einem heftigen persönlichen Ausfalle auf den König von Preußen. Schon Kaunitz meinte, daß er es wegen der von Rosenthal gebrauchten, „obgleich ganz gegründeten Ausdrücke" der Kaiserin anheimstellen müsse, ob seine Schrift durch den Druck bekannt zu machen sei oder nicht[914]). Maria Theresia aber entgegnete hierauf:

„der gutte alte rosenthall hat es wohl gemeint, allein das ende „ist keine sprach eines souvrains gegen dem andern. mus gantz „erligen bleiben."

In dieser Stimmung war Maria Theresia, als es um die Antwort auf die letzten Mittheilungen aus Breslau sich handelte. Die Kaiserin willigte ein, daß die Bevollmächtigten der kriegführenden und der vermittelnden Mächte in Teschen zusammentreten sollten, um dort den definitiven Frieden zu Stande zu bringen; von österreichischer Seite werde der frühere Gesandte in Berlin, Graf Ludwig Cobenzl sich am 10. März daselbst einfinden. Sie stimmte dem Vorschlage, daß an diesem Tage der Waffenstillstand beginne, und dem Wunsche des Königs von Preußen zu, demzufolge die beiderseitigen Truppen bis zum Frieden in ihren bisherigen Stellungen belassen werden sollten; aber sie deutete doch an, daß sie es vorzöge, den Feindseligkeiten unverzüglich ein Ende zu machen. Sie versprach ihre Mitwirkung zur Herbeiführung einer Verständigung zwischen den Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen, aber sie that der Zumuthung, daß sie sich selbst an der Entschädigung Sachsens betheiligen solle, mit keinem Worte Erwähnung, während Cobenzl an Repnin schrieb, die Kaiserin könne sich zu einer Schmälerung der Ehrenrechte der Krone Böhmen nun einmal nicht entschließen[915]). Sie endigte mit der

Versicherung, sie sehe mit Befriedigung dem Augenblicke entgegen, in welchem die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen ihr und dem Könige von Preußen wieder hergestellt sein würden [916]).

Das lebhafteste Interesse brachte nun Maria Theresia Allem entgegen, was sich auf das Zusammentreffen der Bevollmächtigten in Teschen bezog. Neben der Erklärung, derzufolge diese Stadt während der dort abzuhaltenden Friedensverhandlungen als neutral anzusehen war, lagen ihr auch die sonst noch daselbst zu treffenden Vorkehrungen gar sehr am Herzen. „habe dem cobenzel", erwiderte sie auf eine Anfrage des Fürsten Kaunitz [917]), „selbst gemeldet zu blümegen zu „gehen, das er gleich an dem gubernialrath a sole, der alda in der „nähe und ein verständiger man ist, schreiben solle, was der fürst „wird nöthig finden, das so vill es sein kan, alles mit anständigkeit „geschehe. keine quartier glaubte nicht anständig denen ministren „zahlen zu lassen, welches der hoff bestreitten solte, sonsten aber in „nichts eingehen. disen a sole wären 6000 f. vor ein und anders „mitzuschicken, was zu disen ende wird nöthig sein, über welche er „solle rechnung legen. von einen hoffbedienten falt es ab. was cobentzel „zu geben wäre, erwarte ich" [918]).

In dem Augenblicke, in welchem Graf Ludwig Cobenzl sich zur Abreise nach Teschen bereit machte, erkrankte er jedoch in ziemlich ernstlicher Weise, und sein Vetter, der Vicepräsident der Ministerial-Bancodeputation, Graf Johann Philipp Cobenzl wurde von Kaunitz, der ihm nicht nur persönlich wohlwollte, sondern auch wußte, daß der Kaiser eine sehr gute Meinung von ihm hegte, als derjenige bezeichnet, der an dessen Stelle zu treten hätte [919]). Da Philipp Cobenzl jedoch nie in diplomatischen Geschäften gebraucht worden war und auch keine Kenntniß von dem Hergange und dem Zusammenhange der Dinge besaß, die in Teschen verhandelt werden sollten, hielt es Kaunitz für unerläßlich, daß ihm eine mit denselben vollkommen vertraute Persönlichkeit, jedoch ohne irgend einen öffentlichen Charakter beigegeben werde. Der Hofrath in der Staatskanzlei, Peter Philipp von Herbert schien ihm hiezu besonders geeignet [920]). Und so wie Oesterreich

beabsichtigt hatte, sich durch seinen früheren Gesandten in Berlin bei den Friedensverhandlungen in Teschen vertreten zu lassen, so verfügte sich jetzt auf Befehl des Königs von Preußen auch dessen ehemaliger Gesandter am Kaiserhofe, Freiherr von Riedesel dorthin.

Ueber die ziemlich weitläufige Instruction, welche dem Grafen Cobenzl mit auf den Weg gegeben wurde [921]), können wir um so leichter hinweggehen, da sie im Wesentlichen nur den bisher getroffenen und hier schon näher erörterten Verabredungen entsprach. Der Instruction für Cobenzl lagen förmlich ausgearbeitete Projecte für den Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Preußen und für die Vereinbarung zwischen Maria Thresia und dem Kurfürsten von der Pfalz, dann für die Beitrittserklärung des Herzogs von Zweibrücken und endlich für den förmlichen Abschluß des Waffenstillstandes bei. Auch dem französischen Vermittler Breteuil überfandte Kaunitz diese Entwürfe, auf daß er sich ihrer bei den Verhandlungen bediene.

Wie es verabredet worden, kamen Reynin, Breteuil und Riedesel am 10. März nach Teschen. Cobenzl traf erst am Morgen des 11. März dort ein, denn in Folge der schlechten Wege brauchte er zwei Tage und drei Nächte, um von Wien nach Teschen zu gelangen. Sachsen war daselbst durch den Grafen von Zinzendorf, der Kurfürst von der Pfalz durch den Grafen von Törring-Seefeld, der Herzog von Zweibrücken endlich durch seinen Minister Hofenfels vertreten.

Reynin und Riedesel waren die Ueberbringer preußischer Entwürfe, und zwar ebenowohl für den Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen als für die Vereinbarung zwischen der Kaiserin und dem Kurfürsten von der Pfalz. Mit den österreichischen Projecten verglichen, waren wichtige Unterschiede darin bemerkbar. Ein Hauptpunkt fiel vor allen übrigen ins Auge: er bestand in der Abfassung des Einganges zum Friedensvertrage. Von preußischer Seite wollte man Alles vermeiden, was die Convention zwischen Oesterreich und Kurpfalz vom 3. Jänner 1778 als rechtsgültig hinstellte. In Wien aber meinte man auch jetzt wieder darauf beharren zu sollen, weil man,

wie schon früher angedeutet worden, sonst sein eigenes Verfahren als unberechtigt erklärt hätte [922]).

Ungleich wichtiger als dieser Punkt, der sich ja, wie es schließlich auch wirklich geschah, durch eine veränderte Stylisirung vollständig umgehen ließ, war das Begehren des Königs von Preußen, daß er gerade so wie Frankreich und Rußland zum Garanten der Conventionen erklärt werden solle, welche zwischen Oesterreich und dem Kurfürsten von der Pfalz sowie zwischen dem Letzteren und dem Kurfürsten von Sachsen abzuschließen waren.

Die Ursachen, weßhalb König Friedrich dieß wünschte, lagen auf der Hand. Er mochte fühlen, daß er, wie man ihm von österreichischer Seite immer zum Vorwurfe gemacht, durchaus kein Recht gehabt hatte, sich in eine Verabredung zu mischen, welche zwischen Oesterreich und Kurpfalz im Wege der freien Vereinbarung getroffen worden war. Diesem Mangel für die Zukunft zu begegnen und sich ein solches Einmengungsrecht in die Angelegenheiten anderer Reichsfürsten zu erwerben, darauf war nun die Absicht des Königs von Preußen gerichtet. Sogar Männer, welche so parteiisch für ihn waren wie Repnin, bedauerten lebhaft, daß er auf diesen Gedanken gerathen war, und sie suchten ihn wieder abzubringen von demselben [923]). Daß dieß auch gelingen werde, meinte Breteuil mit ziemlicher Zuversicht vorhersagen zu können, denn allzu seicht schienen ihm die Gründe zu sein, mit denen Riedesel das Begehren seines Königs unterstützte. Ja Breteuil ging sogar so weit, schon im vorhinein diese Schwierigkeit als beseitigt zu erklären [924]).

Aber gar bald wurde er inne, wie sehr er sich in dieser Voraussetzung getäuscht hatte. Unerschütterlich beharrte der König auf seinem Begehren, und er wurde hierin noch durch die Nachricht bestärkt, daß die französische Regierung es billig finde, die Gewährleistung der auf die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen bezüglichen Conventionen nicht nur den vermittelnden, sondern auch den kriegführenden Mächten zu übertragen. Natürlicher Weise mußte dann nicht nur Preußen,

sondern auch Oesterreich in der Reihe der Garanten aufgezählt werden [925]).

So großen Werth jedoch Friedrich, so geringen legte Maria Theresia auf das ihr zuzuerkennende Recht, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Schon auf die erste Nachricht von diesem neu aufgetauchten Begehren des Königs meinte Kaunitz, dasselbe sei weder mit der Reciprocität der kriegführenden, noch mit dem Ansehen der vermittelnden Mächte vereinbar. Da es jedoch schon von den Repräsentanten der letzteren als unannehmbar erklärt worden sei, dürfe man erwarten, es werde hievon nicht mehr die Rede sein [926]).

Es war nicht leicht zu bestreiten, daß die Gegenseitigkeit, deren genaue Beobachtung Kaunitz mit Recht in Anspruch nahm, nicht dadurch gewahrt wurde, daß man neben Preußen auch Oesterreich das Recht der Gewährleistung der beiden auf Kurpfalz und Sachsen bezüglichen Conventionen zugestehen wollte. Denn in einer derselben hatte ja Oesterreich selbst als vertragschließender Theil zu erscheinen, während dieß bei Preußen keineswegs der Fall war. Letzteres wäre somit zur Ueberwachung von Verpflichtungen bestellt worden, welche Oesterreich einging, während diesem Staate nicht auch das gleiche Recht in Bezug auf Preußen eingeräumt worden wäre.

Hierin lag denn auch ohne Zweifel der bestimmende Grund für Kaunitz, hinsichtlich dieses Punktes nicht zur Nachgiebigkeit zu rathen. Entschiedener noch, ja nicht ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit sprach sich Joseph dagegen aus. „Man gewährt", so sagte er im Hinblick auf den betreffenden Artikel, „dem Könige von Preußen die Garantie „unserer neuen Convention mit dem Kurfürsten von der Pfalz; hie„durch triumphirt er, gewinnt das Ansehen eines Protectors und setzt „uns tausend Chicanen aus. Ich würde es daher als wesentlich „betrachten, uns auf diesen Artikel durchaus zu steifen. Der (fran„zösische) Botschafter mag reden was er will: direct hat uns Frank„reich nichts davon gesagt, und ich zweifle noch ob die Sache über„haupt wahr sei und er wirklich solche Instructionen besitze."

Hinsichtlich dieses und der übrigen wichtigeren Differenzpunkte behauptete Joseph, sie besäßen eine so weittragende Bedeutung, daß man sich durch gar nichts zur Nachgiebigkeit bewegen lassen dürfe. Es handle sich um das Ansehen des Staates und um die Gewinnung von Vortheilen, die man durchaus behaupten müsse. Wenn man nur standhaft bleibe, werde man sie alle erlangen. Aber man müsse durch entschlossene Haltung bei Jedermann die Ueberzeugung hervorrufen, daß man weit eher den Krieg fortsetzen als nachgeben wolle [927]).

Wo möglich noch lebhafterer Streit erhob sich über die Begehren des Kurfürsten von Sachsen und über die Befriedigung derselben durch den Kurfürsten von der Pfalz. War der Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen über den soeben besprochenen Punkt eine Frage des Ansehens und der Würde des einen der beiden Staaten, so trat in der Differenz zwischen den zwei Kurfürsten die unedle Leidenschaft der Habgier in recht anwidernder Weise hervor. Wie überspannt die Forderungen waren, welche der Kurfürst von Sachsen auf Grundlage seines Anspruches auf die Allodialerbschaft nach dem verstorbenen Kurfürsten von Baiern erhob, ergibt sich am besten aus einer Vergleichung ihrer Höhe mit der Summe, die er seiner Mutter als der eigentlichen Erbberechtigten ausbezahlt hatte.

König Friedrich gab zu, daß die Begehren Sachsens zu weit getrieben seien; aus eigener Machtvollkommenheit veranschlagte er sie, immer noch hoch genug, auf vier Millionen Thaler. Diese Summe begehrte er nun von dem Kurfürsten von der Pfalz für Sachsen, und er fügte hinzu, die größere Hälfte sei in baarem Gelde, die geringere aber in liegenden Gütern zu entrichten, als welche er Mindelheim und Wiesensteig namentlich anführte. Dem gegenüber stand Karl Theodors Auftrag an den Grafen Seefeld, wie sein Bevollmächtigter in den damaligen Aufzeichnungen kurzweg genannt wird, eine Zahlung von einer halben Million Gulden anzubieten; werde das nicht genügend befunden, so dürfe er sich höchstens zu einer Million Gulden herbeilassen.

Diese Mittheilung Seefelds rief unter den Bevollmächtigten in Teschen große Aufregung hervor, welche durch einen zweiten Umstand

nicht wenig vermehrt wurde. Seefeld sollte behauptet haben, kein Anderer als der österreichische Gesandte bei dem Kurfürsten von der Pfalz, Freiherr von Lehrbach habe ihm eingeschärft, nur ja nicht mehr als höchstens eine Million Gulden als Entschädigung des Kurfürsten von Sachsen zuzugestehen. Dringend verlangten Repnin und Breteuil von dem Fürsten Kaunitz, der österreichische Gesandte in München möge eines Besseren belehrt und angewiesen werden, den Kurfürsten hinsichtlich dieses Punktes zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Einen sonderbaren Eindruck bringt die Erbitterung hervor, mit welcher König Friedrich diese Nachricht entgegennahm. „Die Oester-
„reicher", schrieb er seinem Bruder, „handeln mit einer abscheulichen
„Doppelzüngigkeit, die nicht nur mich, sondern auch die Vermittler
„empört. Die Thatsache besteht in Folgendem: Der Wiener Hof
„hatte versprochen, den Kurfürsten von der Pfalz dahin zu bringen,
„sich mit dem von Sachsen dadurch auszugleichen, daß er ihm, sei es
„in Geld oder in liegenden Gütern die Summe von vier Millionen
„Thaler zukommen lasse. Statt dieser Verpflichtung zu genügen,
„zwingt der Kaiser, wie die Vermittler entdeckten, den Kurfürsten von
„Baiern, das was er an Sachsen bezahlen soll, auf eine Million
„Gulden, und somit auf das Gegentheil des schon gegebenen Ver-
„sprechens zu beschränken. Darin besteht aber die Hoffnung des
„Kaisers: durch die Hartnäckigkeit des Kurfürsten von der Pfalz dem
„Friedensschlusse Hindernisse zu bereiten, in solcher Weise hinter der
„Coulisse zu spielen und sodann den Krieg fortführen zu können. Ich
„aber, der ich diese ganze List vorhersah, habe mich über sie schon
„früher in Frankreich, in Rußland und gegen die Vermittler erklärt.
„Jetzt aber, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, von diesem Hofe
„hintergangen zu werden, habe ich das Verlangen gestellt, daß der
„Wiener Hof unzweideutig sich ausspreche, ob er auf das Entschädi-
„gungsproject für Sachsen eingehen wolle. Im Falle seiner Weigerung
„würde ich die Verhandlungen als abgebrochen betrachten und die
„Feindseligkeiten unverzüglich wieder beginnen. Ich kann diese Ant-
„wort nicht vor dem 22. oder dem 23. haben und dann werde ich
„wissen, woran mich halten. Du kannst darauf rechnen, daß der

„Kaiser sich besser befindet als Du und ich, daß er sich gegen die „bloße Nennung des Friedens sträubt und daß keine Rücksicht ihn ab„halten wird, den Krieg fortzusetzen, wenn nicht seine Mutter den „Muth besitzt ihren Willen zu behaupten und zu sagen: Ich verlange „durchaus den Frieden“ [928]).

Auch jetzt wieder wurde die Geduld des Königs von Preußen auf keine geringe Probe gestellt. Nicht wie er sich geschmeichelt hatte, in zwei oder drei, ja auch nicht in acht Tagen erhielt er die von ihm verlangte Erklärung aus Wien. In wo möglich noch energischeren Ausdrücken wiederholte er jetzt seine frühere Betheuerung. „Wenn „Sachsen keine anständige Genugthuung erhält“, schrieb er an Heinrich, „so wird sich künftighin Niemand mehr mit Preußen verbünden wollen. „Darum beharre ich fest auf diesem Punkte, entweder entschädige man „Sachsen oder ich setze den Krieg fort. Das sind die sacramentalen „Worte der Verhandlung: warten wir in Geduld ab, was der Congreß „thun wird. Und da ich auf jedes Ereigniß vorbereitet bin, habe ich „auch nichts zu fürchten“ [929]).

Wer heut zu Tage diese Aeußerungen des Königs von Preußen einer vorurtheilslosen Prüfung unterzieht, wird finden, daß sie mehr die Ausgeburt der Leidenschaft und des Mißtrauens als das Resultat einer kalt abwägenden, staatsmännischen Auffassung waren. Würde er der letzteren zugänglich gewesen sein, so hätte er auf den ersten Blick erkannt, daß es einer Aufstachlung von Seite des Wiener Hofes gar nicht bedurfte, um den Kurfürsten von der Pfalz zu veranlassen, sich der Belastung mit den überspannten Begehren zu Gunsten des sächsischen Hofes aus allen Kräften zu widersetzen. Schon die Verschiebung, welche diese Frage in der Parteistellung der einzelnen Bevollmächtigten in Teschen herbeiführte, hätte den König von Preußen eines Besseren belehren können. Gewiß gab es unter ihnen keinen eifrigeren Verehrer Friedrichs als Hofenfels, den Minister des Herzogs von Zweibrücken; hatte er doch ebenso offen wie insgeheim in fortwährendem Einverständnisse mit dem Könige von Preußen gehandelt. Jetzt aber trat er gemeinsam mit dem Repräsentanten des Kurfürsten von der Pfalz den

Forderungen des Königs zu Gunsten Sachsens mit allem Nachdrucke entgegen. Und noch ein Dritter, der baierische Geheimrath von Goldhagen, welcher um dieser Angelegenheit willen eigens nach Teschen abgesendet worden war, gesellte sich zu Hofenfels und Seefeld. Sie Alle bemühten sich zu beweisen, daß die Forderung für Sachsen eine viel zu hochgespannte sei, und im Namen des Kurfürsten Karl Theodor so wie des pfälzischen Hauses wiesen sie jede Abtretung von Land und Leuten weit von sich ab.

Repnin, Breteuil und Riedesel[930]) ereiferten sich gleichmäßig über diese Erklärungen; in der Lebhaftigkeit des Streites, der sich darüber erhob, scheint einzig und allein der Jüngste in der Versammlung, Graf Cobenzl kaltes Blut bewahrt zu haben. Er erklärte, daß die Kaiserin auf die Höhe der Entschädigungssumme, welche der Kurfürst von der Pfalz an Sachsen bezahlen solle, weder Einfluß genommen habe noch ihn zu nehmen gedenke. Durch diese von keiner Seite bestrittene Behauptung ist auch die Versicherung des Königs von Preußen, Oesterreich habe versprochen, den Kurfürsten zur Zahlung von vier Millionen Thaler an Sachsen zu bewegen, Lügen gestraft. Aber nicht darum war es dem Grafen Cobenzl jetzt zu thun, sondern er erwähnte das Beispiel der Kaiserin, welche zur Herbeiführung des Friedens sich zur Wiederabtretung des Gebietes von Straubing entschließe und dem kurpfälzischen Hause auch noch andere Vortheile gewähre, nur um zu zeigen, daß auch den beiden Kurfürsten einige Nachgiebigkeit zugemuthet werden dürfe, um durch dieselbe den Frieden in Deutschland wieder herstellen zu helfen.

Schon diese Sprache des Grafen Cobenzl wird hinreichen, um darzuthun, daß auch die zweite Beschuldigung, welche König Friedrich gegen den Kaiserhof vorbrachte, er zwinge den Kurfürsten von der Pfalz, sich gegen die Erfüllung der zu Gunsten Sachsens gestellten Begehren zu sträuben, jeder thatsächlichen Begründung entbehrte. Nirgends ist ein solcher Auftrag an Lehrbach zu entdecken: ja die Depeschen an ihn und seine Berichte aus München stellen das Gegentheil als unzweifelhaft dar. Allerdings wünschte man in Wien, so

wenig man auch in der letzten Zeit Ursache gehabt hatte, mit der Haltung des Kurfürsten von der Pfalz zufrieden zu sein, daß derselbe nicht zu Gunsten Sachsens allzu hart mitgenommen werde, und dem Dresdner Hofe ausgiebige Vortheile zu gönnen, besaß man noch weit weniger Grund. Aber man rieth doch auch in München, sich nicht ganz der Nothwendigkeit zu verschließen, gleichfalls Opfer zu bringen, denen man sich nach der allgemeinen Lage der Dinge nun einmal auf die Dauer nicht entziehen könne[931]). Und Lehrbach führte den Beweis, daß er nie anders als in diesem Sinne gewirkt habe[932]).

Ein vierter Differenzpunkt bestand endlich darin, daß der Herzog von Zweibrücken verlangte, als vertragschließender und nicht bloß als zustimmender Theil zu erscheinen; außerdem ging er auf allerlei Gewinn aus, und wollte unter anderem auch die Grafschaft Falkenstein erwerben. Das erstere Begehren wurde in Wien als unanständig betrachtet, weil der Herzog nicht der Besitzer, sondern nur der präsumtive Erbe der Gebietstheile war, um die es sich handelte. Und was sein zweites Verlangen betraf, so wies schon Maria Theresia dasselbe kurzweg ab. „wegen falckenstein", schrieb sie an Kaunitz, der nicht ganz abgeneigt gewesen wäre, dem Herzoge zu willfahren[933]), „kunte niemahls einen anwurff machen; müste directe an des Kayſers „May. gemacht werden, welches aber vor jetzo niemahls thunlich findete „und ville schwürigkeiten vor die substitution hätte; sehr odiose, „das eintzige, was Kayſer eygen hat, es ihme zu benehmen."

Waren die Begehren des Herzogs von Zweibrücken, wenigstens insofern sie sich auf die Abtretung der Grafschaft Falkenstein bezogen, durch die verneinende Antwort des Kaiserhofes abgethan, so war nicht auch das Gleiche mit der Forderung der Fall, die er an den Kurfürsten von der Pfalz stellen zu dürfen glaubte; in einer Erhöhung seiner Apanage um eine halbe Million Gulden jährlich bestand sie. Der Herzog meinte eben, das Eisen schmieden zu sollen, so lang es warm war; er wußte ja nicht, wie lang er sich noch des mächtigen Schutzes des Königs von Preußen erfreuen werde. Aber der Kurfürst von der Pfalz, ohnedieß schon erbittert über die Anforderungen

Sachsens, wurde durch die gleichzeitig hervortretende Begehrlichkeit des Herzogs ungemein aufgebracht. Er erklärte sich entschlossen, demselben vor der Hand gar keine Zugeständnisse zu machen, und er stellte die förmliche Bitte an Lehrbach, daß dem Herzoge auch von Wien aus kein Merkmal einer Rücksicht, die man etwa für ihn hege, zu Theil werden möge, denn er habe sich einer solchen durch sein „unartiges" Betragen im höchsten Grade unwürdig gemacht.

Gleichzeitig mit dieser Anzeige erstattete Lehrbach auch Bericht über das Ergebniß der Schritte, die er in Folge des ihm von Kaunitz ertheilten Auftrages bei dem Kurfürsten unternahm, um denselben zu größerer Willfährigkeit in Bezug auf die Forderungen Sachsens zu bewegen. Wie er erzählt, fand er Karl Theodor ungemein betrübt über die peinliche Lage, in der er sich befand, und über die Begehren, die von allen Seiten an ihn gestellt wurden. Lehrbach versichert, daß er seine ganze Beredsamkeit aufbieten mußte, um ihn nach und nach dem Gedanken, er habe sich Sachsen gegenüber zu größeren Opfern zu verstehen, zugänglicher zu machen. „Was für „außerordentliche Schwürigkeiten ich hiebey zu überwinden hatte", schreibt Lehrbach wörtlich, „bin ich wirklich nicht fähig durch die Feder „auszudrücken. Da ich mich aber durch nichts abhalten ließ, auf das „dringendste diesem Herrn alle aus der fernern Widersetzlichkeit entspringenden Folgen vor Augen zu halten, so war ich endlich so glücklich, die fernere Entschließung von ihm zu bewirken, daß er mit „seinem Anerbieten bis auf drei Millionen Gulden in leidentlichen „Terminen gehen wollte." Doch verband Karl Theodor mit dieser Zusage die erneuerte Versicherung, daß er sich nur zur Entrichtung baaren Geldes und niemals zur Abtretung von Land und Leuten an Sachsen verstehen werde, und die ausdrückliche Bedingung, daß nicht etwa er selbst durch seinen Bevollmächtigten in Teschen sich zu dem jetzt von ihm gemachten Zugeständnisse bereit zu erklären habe. Oesterreich möge dem mittheilen lassen, es hege gegründete Hoffnung, ihn hiezu bewegen zu können"[1].

Von diesem letzteren Wunsche ging jedoch Karl Theodor wieder ab, und er ermächtigte Bretteuil, sein Anerbieten vor den Congreß zu

bringen. Dort aber fand es nichts weniger als eine willfährige Aufnahme; von preußischer Seite wurde die Erklärung erneuert, daß man von den für Sachsen begehrten vier Millionen Thaler keinen Pfennig ablassen werde, und Zinzendorf betheuerte im Namen seines kurfürstlichen Gebieters, derselbe werde mit keiner geringeren Summe zufrieden zu stellen sein. Breteuil schrieb an den französischen Geschäftsträger O'Dune in München, dem Kurfürsten die Nothwendigkeit zu Gemüthe zu führen, sich der Forderung des Königs von Preußen für Sachsen zu fügen[935]). Und nach Wien erging das dringende Begehren Repnins und Breteuils, durch Lehrbach in gleichem Sinne auf Karl Theodor zu wirken[936]).

Daß Repnin zu Gunsten Preußens und Sachsens nachdrucksvoll eintrat, nahm in Wien nicht Wunder; Rußland war ja mit Preußen verbündet, und demgemäß richtete es auch sein Verfahren bei dem Friedenscongresse ein. Hiezu kam noch, daß man Repnins stolzen und hochfahrenden Charakter schon von Polen her kannte, daß man wußte er sei von dorther gewohnt, in hohem Tone zu sprechen und seinen Forderungen durch den Ungestüm, mit dem er sie aufstellte, Eingang und Erfüllung zu verschaffen. Das an Unterwürfigkeit grenzende Benehmen des Königs von Preußen gegen ihn war Ursache, daß er einerseits zwar dessen Gesandten, den Freiherrn von Riedesel ziemlich herrisch und geringschätzig behandelte, aber andererseits die Interessen des Königs so eifrig wahrnahm, als wären sie die des eigenen Staates[937]).

Hatte man in Wien von Repnin nie viel anderes erwartet, so war man dagegen um so unzufriedener mit der Haltung Breteuils. Statt ein Gegengewicht für Repnin zu bilden und sich als Vertreter einer Macht zu geberden, die mit Oesterreich alliirt war, nahm er in allen wichtigeren Fragen für dessen Widersacher Partei. In den unzweideutigsten Ausdrücken machten Joseph und Kaunitz ihrem Unmuthe über ihn Luft[938]). Maria Theresia aber schrieb an dem gleichen Tage ihrer Tochter Marie Antoinette die folgenden Worte:

Sachsens, wurde durch die gleichzeitig hervortretende Begehrlichkeit des Herzogs ungemein aufgebracht. Er erklärte sich entschlossen, demselben vor der Hand gar keine Zugeständnisse zu machen, und er stellte die förmliche Bitte an Lehrbach, daß dem Herzoge auch von Wien aus kein Merkmal einer Rücksicht, die man etwa für ihn hege, zu Theil werden möge, denn er habe sich einer solchen durch sein „unartiges" Betragen im höchsten Grade unwürdig gemacht.

Gleichzeitig mit dieser Anzeige erstattete Lehrbach auch Bericht über das Ergebniß der Schritte, die er in Folge des ihm von Kaunitz ertheilten Auftrages bei dem Kurfürsten unternahm, um denselben zu größerer Willfährigkeit in Bezug auf die Forderungen Sachsens zu bewegen. Wie er erzählt, fand er Karl Theodor ungemein betrübt über die peinliche Lage, in der er sich befand, und über die Begehren, die von allen Seiten an ihn gestellt wurden. Lehrbach versichert, daß er seine ganze Beredsamkeit aufbieten mußte, um ihn nach und nach dem Gedanken, er habe sich Sachsen gegenüber zu größeren Opfern zu verstehen, zugänglicher zu machen. „Was für „außerordentliche Schwürigkeiten ich hiebey zu überwinden hatte", schreibt Lehrbach wörtlich, „bin ich wirklich nicht fähig durch die Feder „auszudrücken. Da ich mich aber durch nichts abhalten ließ, auf das „dringendste diesem Herrn alle aus der ferneren Widersetzlichkeit ent„springenden Folgen vor Augen zu halten, so war ich endlich so „glücklich, die fernere Entschließung von ihm zu bewirken, daß er mit „seinem Anerbieten bis auf drei Millionen Gulden in leidentlichen „Terminen gehen wollte." Doch verband Karl Theodor mit dieser Zusage die erneuerte Versicherung, daß er sich nur zur Entrichtung baaren Geldes und niemals zur Abtretung von Land und Leuten an Sachsen herbeilassen werde, und die ausdrückliche Bedingung, daß nicht etwa er selbst durch seinen Bevollmächtigten in Teschen sich zu dem jetzt von ihm gemachten Zugeständnisse bereit zu erklären habe. Oesterreich möge dort mittheilen lassen, es hege gegründete Hoffnung, ihn hiezu bewegen zu können[931]).

Von diesem letzteren Wunsche ging jedoch Karl Theodor wieder ab, und er ermächtigte Breteuil, sein Anerbieten vor den Congreß zu

bringen. Dort aber fand es nichts weniger als eine willfährige Aufnahme; von preußischer Seite wurde die Erklärung erneuert, daß man von den für Sachsen begehrten vier Millionen Thaler keinen Pfennig ablassen werde, und Zinzendorf betheuerte im Namen seines kurfürstlichen Gebieters, derselbe werde mit keiner geringeren Summe zufrieden zu stellen sein. Breteuil schrieb an den französischen Geschäftsträger O'Dune in München, dem Kurfürsten die Nothwendigkeit zu Gemüthe zu führen, sich der Forderung des Königs von Preußen für Sachsen zu fügen [935]). Und nach Wien erging das dringende Begehren Repnins und Breteuils, durch Lehrbach in gleichem Sinne auf Karl Theodor zu wirken [936]).

Daß Repnin zu Gunsten Preußens und Sachsens nachdrucksvoll eintrat, nahm in Wien nicht Wunder; Rußland war ja mit Preußen verbündet, und demgemäß richtete es auch sein Verfahren bei dem Friedenscongresse ein. Hiezu kam noch, daß man Repnins stolzen und hochfahrenden Charakter schon von Polen her kannte, daß man wußte er sei von dorther gewohnt, in hohem Tone zu sprechen und seinen Forderungen durch den Ungestüm, mit dem er sie aufstellte, Eingang und Erfüllung zu verschaffen. Das an Unterwürfigkeit grenzende Benehmen des Königs von Preußen gegen ihn war Ursache, daß er einerseits zwar dessen Gesandten, den Freiherrn von Riedesel ziemlich herrisch und geringschätzig behandelte, aber andererseits die Interessen des Königs so eifrig wahrnahm, als wären sie die des eigenen Staates [937]).

Hatte man in Wien von Repnin nie viel anderes erwartet, so war man dagegen um so unzufriedener mit der Haltung Breteuils. Statt ein Gegengewicht für Repnin zu bilden und sich als Vertreter einer Macht zu geberden, die mit Oesterreich alliirt war, nahm er in allen wichtigeren Fragen für dessen Widersacher Partei. In den unzweideutigsten Ausdrücken machten Joseph und Kaunitz ihrem Unmuthe über ihn Luft [938]). Maria Theresia aber schrieb an dem gleichen Tage ihrer Tochter Marie Antoinette die folgenden Worte:

„Hinsichtlich des Friedens bin ich in größter Unruhe: mir scheint „daß die schönen Hoffnungen sich verlieren. Unser Fehler ist es gewiß „nicht, aber man kann doch auch nicht von uns verlangen, daß wir „gerade dem mit uns verbündeten Kurfürsten allein die Haut abziehen „lassen, während unsere Gegner, die sich des Schutzes des Königs „von Preußen und Rußlands erfreuen, wider Frankreich und uns „triumphiren; einige Billigkeit und Gleichheit muß man doch be„obachten" [934].

Gleichwohl meinte man unter den einmal obwaltenden Umständen nichts anderes mehr thun zu können, als das Begehren Breteuils bei dem Kurfürsten von der Pfalz nachdrücklichst zu unterstützen. Lehrbach wurde beauftragt, ihm die höchst bedenklichen, ja unübersehbaren Folgen zu Gemüthe zu führen, die aus einer Ablehnung des preußischen Ultimatums, ja auch nur aus einer Verzögerung der zustimmenden Beantwortung desselben hervorgehen könnten. Seefeld werde dem Kurfürsten berichtet haben, mit welchem Eifer Cobenzl für dessen Interesse bisher eingetreten sei. Jetzt aber habe man die Hoffnung fahren lassen müssen, daß mit einer geringeren als mit der von Preußen für Sachsen geforderten Abfindungssumme auszulangen sei. Längere Weigerung würde nicht nur fruchtlos sein, sondern die Fortsetzung des Krieges und die Verflechtung des Kurfürsten in denselben nach sich ziehen. Der Nachtheil, der ihm hieraus erwüchse, würde unendlich viel größer sein als das Opfer, dessen Darbringung man jetzt von ihm fordere. Um so lebhafter wünsche die Kaiserin, er möge sich hiezu entschließen, als sie mit voller Bestimmtheit wisse, daß die Herzogin Marianne mit ihrem gesammten Anhange bemüht sei, Alles in neue Verwirrung zu stürzen und nach Möglichkeit zur Fortführung des Krieges zu treiben [935].

Noch war dieses Rescript nicht in die Hände Lehrbachs gelangt, als es den von ihm eifrigst unterstützten Bemühungen des französischen Geschäftsträgers in München schon gelungen war, den Kurfürsten zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen zu bringen, sechs Millionen Gulden oder vier Millionen Thaler, jedoch nur in Bargeld und in

billigen Fristen, nicht aber in Gebietsabtretungen an Sachsen zu entrichten [941]). Damit war nun wohl das hauptsächlichste, aber bei weitem noch nicht jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt. Denn aus Teschen wurde gemeldet, daß der König von Preußen mit nicht geringerer Hartnäckigkeit auf seinem Begehren, als Garant der zwischen Oesterreich und Kurpfalz sowie zwischen den beiden Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz abzuschließenden Conventionen anerkannt zu werden, als auf der Forderung bestehe, daß der Herzog von Zweibrücken nicht als bloß beitretender, sondern als vertragschließender Theil erscheine [942]).

An den Kaiserhof trat nun der Augenblick der Entscheidung unausweichlich heran. Die Unverbindlichkeit, ja wie man in Wien es bezeichnete, die Unanständigkeit des Tones, den man preußischer Seits in den von dort ausgehenden Erklärungen anschlug, hätte bei gewöhnlichen Menschen und unter gewöhnlichen Verhältnissen gar leicht dazu führen können, auf dem Widerstande gegen Forderungen zu beharren, die man schon an und für sich nicht für gerechtfertigt hielt. Aber man darf wohl sagen, daß auch in dieser Sache Kaunitz einen weit höheren Standpunkt einnahm. In Anbetracht der verletzenden Sprache, in welcher die letzten preußischen Kundgebungen abgefaßt waren, rieth er der Kaiserin, sie möge dieselben gar nicht mehr schriftlich beantworten lassen. In gleicher Weise zu entgegnen, sei nicht räthlich, weil hieraus nur noch ärgere Verbitterung hervorgehe; mildere Saiten aufzuziehen, erscheine jedoch aus anderen Gründen bedenklich. Sowohl Cobenzl als Breteuil seien daher nur zu mündlicher Erwiederung zu ermächtigen.

Zur Feststellung der zu ertheilenden Antwort sich wendend, meinte sich Kaunitz eine neuerliche Erörterung der preußischen Begehren ersparen zu dürfen, denn nichts sei geschehen, wodurch eine Aenderung der früheren Ansicht über sie herbeigeführt worden wäre. Ob das unerschütterliche Festhalten an derselben zum Abbruche der Verhandlungen und zur Fortsetzung des Krieges führen werde, darauf kam es nach der Meinung des Staatskanzlers hauptsächlich an. Die Sprache des Königs von Preußen scheine zwar an der Festigkeit seiner Ent-

schlüsse keinen Zweifel übrig zu lassen; diejenige der beiden Friedensvermittler gestatte jedoch eine mildere Deutung, ja sie mache es sogar wahrscheinlich, daß wenn man nur standhaft auf der bisherigen Weigerung beharre, man schließlich mit ihr durchdringen könnte. Aber irgendwelche Gewißheit walte in dieser Beziehung keineswegs ob, und unmöglich sei es nicht, daß der König erkläre, er werde eher die ganze Friedensverhandlung abbrechen, als sich zur Nachgiebigkeit verstehen.

Hiezu komme noch, daß es von der Willkür des russischen, des französischen, des preußischen oder irgend eines anderen Hofes abhänge, dem Kurfürsten von der Pfalz seine Convention mit Oesterreich zu gewährleisten; seien sie hiezu einmal entschlossen, dann besitze der Kaiserhof weder ein gegründetes Recht zum Widerspruche, noch irgend ein anderes Mittel, sich jener Absicht zu widersetzen, als den Krieg. Nicht anders stehe es mit der Anerkennung des Herzogs von Zweibrücken als vertragschließender Theil. Sei einmal der Kurfürst von der Pfalz hiemit einverstanden, und es dürfte den Vermittlern sowie Preußen nicht schwer fallen, ihn zu einer solchen Erklärung zu vermögen, dann dürften kaum ausreichende Gründe zu finden sein, den Widerspruch Oesterreichs genügend zu motiviren. Um so schwerer werde dieß fallen, als man es Anfangs selbst dem Herzoge freigestellt habe, an der Convention vertragschließend oder bloß beitretend Antheil zu nehmen.

Da nun der Kurfürst von der Pfalz hinsichtlich des Entschädigungsbetrages für Sachsen nachgegeben habe, so komme Alles darauf an, daß man das Friedensgeschäft baldigst zum Abschlusse bringe. Denn im entgegengesetzten Falle wäre sehr zu besorgen, daß die unzufriedene Partei im baierischen und im zweibrückischen Lager eine noch längere Verzögerung dazu benützen würde, neue Verwirrungen anzurichten und mit ebenso ungestümen als unerfüllbaren Begehren hervorzutreten, wobei ihnen alle mögliche Unterstützung von Seite Preußens und Rußlands ohne Zweifel zu Theil werden würde.

Kaunitz kam daher zu dem Antrage, man möge zwar nichts unversucht lassen, um hinsichtlich der beiden noch streitigen Punkte der

Anschauung Oesterreichs zum Siege zu verhelfen. Um jedoch die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, neuen höchst unangenehmen Einstreuungen keinen Spielraum zu gewähren und schließlich doch gezwungen nachgeben zu müssen, sei dem Grafen Cobenzl schon jetzt das österreichische Ultimatum anzuvertrauen, zu dem er für den äußersten Fall, daß der Widerstand Preußens sich als ganz unüberwindlich erweise, sich herbeilassen dürfe. Hinsichtlich des ersten Punktes hätte es in der Alternative zu bestehen, daß die Garantie Preußens entweder gänzlich hinwegfallen, oder auch diejenige Oesterreichs in den Tractat aufgenommen werden solle. Und in Bezug auf den zweiten Punkt dürfe er erklären, daß wenn der Kurfürst von der Pfalz den Herzog von Zweibrücken als vertragschließenden Theil in die Convention zulassen wolle, die Kaiserin sich dem nicht zu widersetzen gedenke [943]).

In diesem Sinne waren denn auch die Schreiben an Breteuil und an Cobenzl abgefaßt, deren Entwürfe Kaunitz der Kaiserin vorlegte. Wir wissen nicht, ob schon der Staatskanzler, oder ob Maria Theresia hierüber vorerst das Gutachten des Kaisers einholte, das derselbe mit den folgenden Worten abgab:

„Bey denen sehr wohl verfasten Expeditionen finde nichts anders „zu erinneren, als das ich wegen nichtadmitirung der Preüssischen „garantie, von der keine Frage in französischen project ware, fest„hielte, so wie wegen abweisung aller Pfälzischen und Zweybrückischen „petitis. über alle andere puncta würde ich gradatim nachgeben, „die sache aber pressant machen und meine anstalten wiederum mit „mehrer aufsehen erneuren" [944]).

Maria Theresia war jedoch nichts weniger als einverstanden mit der Meinung ihres Sohnes, der, wenn wir ihn richtig auffassen, sich hinsichtlich beider streitiger Hauptpunkte gegen jede Willfährigkeit erklärte. „Ich glaube nicht", schrieb sie ihm, „daß der Friede zu „Stande kommen wird, wenn wir hinsichtlich der Garantie auf unserer „Meinung beharren. Ich würde Cobenzl den Versuch machen lassen, „ihn jedoch gleichzeitig zur Unterzeichnung ermächtigen. Aus allen

„Nachrichten siehst Du, daß man darauf hinarbeitet, den Frieden „scheitern zu machen, und Du weißt daß unsere Lage ihn fordert und „daß das allgemeine Mißtrauen gegen uns ihn nothwendig macht, „um Dich zu retten und die Monarchie“ [945]).

Trotz dieser Vorstellungen seiner Mutter blieb Joseph bei der Meinung, daß man hinsichtlich der Erklärung des Königs von Preußen zum Garanten der die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen angehenden Vereinbarungen nicht nachgeben und nur mit vollster Entschiedenheit auftreten solle, dann werde man schon dasjenige erreichen, was man beabsichtige. Wenn die Kaiserin ihm gestatten wollte, der Sache sich anzunehmen, so würde dieß gewiß seine Wirkung nicht verfehlen. Er ließe in Teschen erklären, daß die Art des Beitrittes des Herzogs von Zweibrücken zu den Vereinbarungen, wenn der Kurfürst von der Pfalz sie gestatte, in Wien als gleichgültig angesehen werde. Von der Gewährleistung des Königs von Preußen und von etwaigen anderen Forderungen zu Gunsten des Kurfürsten von der Pfalz oder des Herzogs von Zweibrücken aber wolle man nicht das Geringste mehr hören. Bestehe man von preußischer Seite gleichwohl darauf, dann habe Cobenzl Teschen zu verlassen und dadurch den Verhandlungen ein Ende zu machen.

Diesem Rescripte, welches Kaunitz an Cobenzl richten sollte, werde er selbst, meinte Joseph weiter, ein kurzes Schreiben beifügen, in welchem gesagt wäre, daß er, des festen Entschlusses der Kaiserin gewiß, sich nichts mehr abdringen lasse, und nur ein einfaches Ja oder Nein verlange, welches den Frieden oder den Krieg bedeuten würde. In dem letzteren Falle werde er, seinem Vorsatze gemäß, allsogleich in die Lausitz und in die Grafschaft Glatz einrücken und dadurch die kriegerischen Unternehmungen wieder beginnen.

„Dieses wäre meine unterthänigste Meinung“, so schloß Joseph sein Gutachten, „mehr kann ich nicht sagen als ich thäte es einmal „so, und bin derweil zufrieden zu wissen, daß ich meine Eurer „Majestät und dem Staate gewidmete Pflichten dadurch erfülle“ [946]).

Auch jetzt wieder bewies Maria Theresia, wie weit ihr politisches Urtheil doch über dasjenige Josephs hinausragte. Nicht dem Vorschlage ihres Sohnes, sondern den Anschauungen des Fürsten Kaunitz pflichtete sie in den folgenden, an den Letzteren gerichteten Worten bei:

„ich bin so mehr in allen verstanden, das es scheint der moment „zu sein, zu schliessen oder das unheil des kriegs länger zu continuirn, „was niemand mehr alß unsere länder empfinden werden; nachdeme „alles wichtige geschlossen, wegen diser mehr formalitætten alß wesent„lichen anständen auffzuhalten und die gemüther dardurch noch mehrers „zu verbittern. ich schliesse hier bey des Kayßers May. meinung. „wegen der garantie, wan selbe nicht auszulassen wäre, wäre der „meinung, darüber hinauszugehen alß keine wesentliche sache und die „allein preüssen angehet und flatirt. wegen ausweichung aller weiteren „so heüffigen, täglich vermehreten begern bin der meinung des Kayßers „May., welche aber nicht abzuweisen sein werden. wan nicht auff „einmahl geschlossen wird, so sehe noch grosses unheil vor" [947]).

So unzweideutig nun auch diese Entscheidung der Kaiserin lautete, so scheint doch Kaunitz der Meinung gewesen zu sein, auch die hievon abweichende Anschauung Josephs nicht ganz außer Acht lassen zu dürfen. Erklärte ja der Kaiser jetzt auch, den Frieden zu wollen; doch hielt er dafür, derselbe sei leichter und gewisser durch eine feste und entschiedene Sprache, als dann zu erlangen, wenn man die Muthlosigkeit durchblicken lasse, von der die Kaiserin erfüllt sei [948]). Hierauf scheint Kaunitz bei der Umarbeitung der Depeschen, welche an Cobenzl und an Breteuil erlassen werden sollten, und zwar in einem Maße Rücksicht genommen zu haben, welches weit über die Wünsche der Kaiserin hinausging. Nur ungern ertheilte sie den Entwürfen hiezu, die er ihr vorlegte [949]), ihre Genehmigung. „die expeditionen", antwortete sie dem Staatskanzler, „können zwar abgehen, doch finde selbe gahr nicht „mich zu beruhigen gemässen. die zeit verlaufft, die aigreur und „misverstand vermehren sich täglich, es ist also von fürsten mir ein „würckliches mittel vorzuschlagen, wie die sach auff einmahl kan geendigt „werden. alle haubtsachen seind geendigt, mithin wegen denen, die

„noch überbleiben, das ſo nöthige mittel des fridens nicht in die ſchanz „zu ſchlagen, welches ich in mein gewiſſen und gedenckensarth und ein„ſicht zu nutzen meiner famille und monarchie nicht unterlaſſen kan. „mir ſcheint eine haimbliche note oder billiet an cobenzel in pessimum „casum das beſte zu ſeyn“ [950].

Vergleicht man dieſe Worte der Kaiſerin mit einem Briefe ihres Sohnes Joſeph an den Großherzog von Toscana, ſo kann man ſich einen Begriff machen von der Stimmung, welche in jenen Tagen am Wiener Hofe herrſchte. „Die Verhandlungen dauern fort“, ſchreibt der Kaiſer an Leopold: „in jedem Augenblicke tauchen verſchiedene neue „Vorſchläge und Anſprüche auf. Dieſe ſämmtlichen Herren möchten, „da ſie es in den weſentlichen Punkten nicht können, uns wenigſtens „in Formſachen und Nebendingen ſo viel Unheil bereiten als nur „immer möglich. Ihre Majeſtät fürchtet ſich fortwährend und quält „ſich ſelbſt und alle diejenigen, welche unglücklicher Weiſe daran irgend„wie betheiligt ſind, auf die grauſamſte Art: zum wahren Hiob werde „ich dadurch: Widerſpruch, Kleinmuth, Alles wird dabei in Anwendung „gebracht. Fürſt Kaunitz läßt ſich nicht mehr ſehen: jeden Brief, den „er empfängt, muß man ihm entreißen, und mit den Antworten ver„hält es ſich ebenſo: es iſt um ſich hundertmal dem Teufel zu ver„ſchreiben. Und was noch mehr iſt als dieß Alles, vielleicht beabſichtigen „ſie nichts als uns zu ködern und inzwiſchen ihre Vorbereitungen zu „treffen, um uns unverſehens zu überfallen, denn unendlich viele Dinge „mangeln uns noch, um den Feldzug eröffnen zu können.“

„Hier iſt“, mit dieſen Worten ſchließt Joſeph ſeinen Brief [951]), „eine Abſchrift deſſen, was ich an die Kaiſerin ſchrieb. Sollteſt Du „es glauben, heute iſt der vierte Tag, und ich habe weder eine Ant„wort, noch iſt ſonſt das Geringſte geſchehen.“

Wenigſtens mit dieſer letzteren Anklage befand ſich Joſeph im Irrthum, denn ſchon am Tage zuvor hatte Kaunitz die von der Kaiſerin genehmigten Decreten an Breteuil und an Cobenzl abgehen laſſen. Dem Erſteren gegenüber wurde wieder Alles ins Feld geführt, was ſich gegen das Verlangen des Königs von Preußen, zum Garanten

der auf Kurpfalz und Sachsen bezüglichen Vereinbarungen erklärt zu werden, nur immer sagen ließ. Die bestimmte Versicherung knüpfte Kaunitz hieran, die Kaiserin werde sich nie auf dieses Begehren, und ebensowenig auf noch andere Vorschläge oder Forderungen einlassen, welcher Art dieselben auch sein möchten[952]).

In gleichem Sinne lauteten denn auch die Depeschen des Fürsten Kaunitz an Cobenzl, und wir finden nicht, daß demselben durch irgend ein geheimes Rescript die Ermächtigung ertheilt worden wäre, im äußersten Falle auch die von preußischer Seite mit so viel Nachdruck begehrte Gewährleistung zuzugestehen. Aber es ist kein Zweifel, daß Kaunitz diese Absicht durch Mittheilung der Vorträge, die er an die Kaiserin gerichtet, und der Antworten, welche er von ihr und dem Kaiser empfangen hatte, zu erreichen gewillt war[953]).

Wie dem aber auch sein mochte, Cobenzl befand sich in der glücklichen Lage, von der Ermächtigung, welche ihm durch Mittheilung der Correspondenz des Kaisers und der Kaiserin mit dem Fürsten Kaunitz ertheilt wurde, keinen Gebrauch machen zu müssen. Mit aller Entschiedenheit gab er die Erklärung ab, daß Oesterreich, so viel es auch schon zugestanden habe und noch zugestehe, in Bezug auf die preußische Garantie nicht nachgebe und es eher auf die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten ankommen lasse. Diese entschlossene Sprache verfehlte denn auch ihre Wirkung nicht, und Cobenzl konnte nach Wien melden, er habe Repnin niemals „traitabler" als an diesem Tage gefunden. Cobenzl schrieb dieß den ernsten Besorgnissen zu, die er sogar Breteuil einzuflößen gewußt und mit denen der Letztere auch Repnin erfüllt habe. Aber nicht mit Unrecht hob doch Repnin wieder hervor, daß Alles, was von österreichischer Seite gegen die Gewährleistung Preußens eingewendet werde, sich nur auf die Convention zwischen der Kaiserin und dem Kurfürsten von der Pfalz beziehe; diejenige zwischen dem Letzteren und Sachsen könnte ja ebensowohl von Oesterreich als von Preußen garantirt werden[954]). Repnin machte sich anheischig, die Zustimmung des Königs von Preußen zu diesem Auskunftsmittel zu erwirken, und auch Kaunitz war mit demselben

äußerst zufrieden. Denn gerade die beiderseitige Gewährleistung der Convention zwischen Kurpfalz und Sachsen werde es noch mehr hervorheben, daß die Vereinbarung der Kaiserin mit Karl Theodor einer solchen entbehre. Er hielt nun den baldigen Schluß der Verhandlungen und den Frieden für gesichert[955]). Maria Theresia aber antwortete ihm auf diese Mittheilung mit eigener Hand:

„Gott seye gedanckt; von herzen placet, und erkenne mehr als „nie, das ihme dis glickliche ende allein zu dancken."

König Friedrich zögerte nicht, das Wort einzulösen, welches Repnin gewissen Maßen an seiner Statt gegeben; schon am Abende des 19. April konnte Cobenzl nach Wien berichten, der König beharre nicht mehr auf seinem früheren Begehren. Er sei auch bereit, über die etwa sonst noch obwaltenden Schwierigkeiten hinwegzugehen. Oesterreich willigte dagegen ein, zugleich mit Preußen und den vermittelnden Mächten die pfälzischen Familienpacte von 1766, 1771 und 1774 zu garantiren. Nach sehr langem Kampfe hatte sich endlich Karl Theodor dem hierauf gerichteten Verlangen des Königs von Preußen gefügt.

Aber freilich waren damit nur die großen Hindernisse beseitigt, welche dem Abschlusse des Friedens bisher entgegenstanden; mit den kleinen hatte man noch vollauf zu thun. Charakteristisch ist die Klage, in welche um deßwillen zuletzt Kaunitz gegen Cobenzl ausbrach. „Wahr„haft peinlich ist es", schrieb er ihm am 25. April, „fast jedem Briefe „einen neuen Anspruch oder einen neuen Vorschlag entnehmen, und „insbesondere sehen zu müssen, daß sie, sei es abgesondert oder gemein„sam, von den Vermittlern herkommen, während man gerade von „ihrer Seite dessen am wenigsten hätte gewärtig sein sollen. Suchen „Sie doch, sie das, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, mit guter „Art fühlen zu lassen, und geben Sie ihnen, wenn es nöthig erscheint, „recht deutlich zu verstehen, daß wir keine Veränderung, keinen neuen „Vorschlag mehr zulassen werden, und wäre es auch nur hinsichtlich „eines einzigen Wortes. Denn ich gestehe Ihnen, daß man endlich „müde und ungeduldig wird, und daß wir unter Anderem gar sehr

„berechtigt wären, uns durch die ungerechte Hartnäckigkeit ihres Ver-
„dachtes gegen unser Verfahren in Allem, was den Kurfürsten von
„der Pfalz betrifft, beleidigt zu fühlen. Sie sollten sich schämen, sich
„einen solchen noch immer erlaubt zu haben, nachdem wir denselben
„Schlag auf Schlag durch die Thatsachen widerlegten. Bringen Sie,
„ich bitte Sie darum, die Sache zu Ende, denn ich beginne schon
„gründlich gelangweilt zu werden von all diesen Kleinlichkeiten und
„den Chicanen, welche unabläßig und von jeder Seite auftauchen.
„Sollte dieß noch eine Weile so fortgehen, dann wäre ich genöthigt,
„dieses Privilegium nicht mehr Herrn von Hertzberg zuzugestehen, den
„ich bisher als den König der Pedanten und der Ränkeschmiede, sowie
„als den verkörperten Haß betrachtete" [956]).

Weniger ungünstig als Kaunitz, und als es auch von Seite des Kaisers geschehen war, urtheilte Maria Theresia über die Repräsentanten der vermittelnden Mächte, oder wenigstens über Breteuil. Sie rühmte an ihm, daß er, obwohl vielleicht mehr eingenommen für Sachsen als für den Kurfürsten von der Pfalz, sich bei den Verhandlungen zu Teschen sehr gut benommen habe. Und wohl weit über Verdienst sich seiner belobend, sagte sie sogar, er habe über alle Vorfälle sich die Meinung des Fürsten Kaunitz erbeten, und fast noch treuer als Cobenzl dieselbe befolgt [957]).

Wie wenig sich jedoch Kaunitz auch im letzten Augenblicke noch dieser milderen Anschauung zuneigte, bewies er durch ein vertrauliches Schreiben an Cobenzl vom 2. Mai. Bis zum Ende, heißt es darin, seien Repnin und Breteuil weit mehr zu Gunsten des Königs von Preußen als für Oesterreich die Friedensvermittler gewesen. Hätten sie schließlich eine Menge abgeschmackter und verfänglicher Vorschläge, an denen sie im Laufe der Verhandlungen so fruchtbar gewesen, wieder fallen gelassen, so habe man das nicht ihrem guten Willen, sondern nur der eigenen Standhaftigkeit zu danken.

Man sieht wohl, wie Maria Theresia den wirklichen Abschluß des Friedens kaum mehr erwarten konnte, so war auch die Geduld des Staatskanzlers schon völlig erschöpft. Am 5. Mai war er endlich

im Stande, die Friedensinſtrumente, fünf an der Zahl, der Kaiſerin vorzulegen, auf daß ſie dieſelben unterzeichne. Maria Thereſia that dieß, und gleichzeitig richtete ſie an Kaunitz mit eigener Hand die folgenden Worte:

„placet. obwohlen dises werck nicht das glorioseste ſeiner werckе „iſt, ſo iſt es gewis das penibleſte und nützlichſte vor die monarchie „und vor mich, die er jemahls unter ſo vill groſſen (ausgeführt), die „ſeiner einſicht und attachement zu dancken habe, und die meine „erkäntlichkeit und freundſchafft ihme, ſo lang lebe, verſichert“ [955]).

„Maria Thereſia.“

Am 13. Mai 1779 wurden die Friedensinſtrumente zu Teſchen von den Bevollmächtigten der verſchiedenen Staaten in feierlicher Weiſe unterſchrieben. Der König von Preußen, darauf aufmerkſam gemacht, daß dieß der Geburtstag der Kaiſerin Maria Thereſia ſei, ertheilte als Kennzeichen ſeiner Verehrung für ſie den Befehl, daß an dem gleichen Tage die von ſeinen Truppen noch beſetzten öſterreichiſchen Gebietstheile von denſelben geräumt werden ſollten [959]).

Die einzelnen Beſtimmungen des Teſchner Friedens ſind ſchon längſt bekannt und werden daher hier nicht neuerdings wiederholt werden müſſen: nur das, was Oeſterreich betraf, wird nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden dürfen. Auf Mindelheim und auf das Recht der Oberhoheit der Krone Böhmen über die Schönburgiſchen Herrſchaften in Sachſen leiſtete es zu Gunſten des Kurfürſten Karl Theodor Verzicht, und es verlieh ihm außerdem die böhmiſchen Lehen in der oberen Pfalz, wie ihm auch die Reichslehen in Baiern und in Schwaben, wie der verſtorbene Kurfürſt von Baiern ſie beſeſſen, zufallen ſollten. Dagegen erhielt es den Theil des baieriſchen Regierungsbezirkes Burghauſen, der zwiſchen der öſterreichiſchen Grenze, der Donau, dem Inn und der Salza gelegen war.

So kam endlich der Friede von Teſchen zu Stande, mit dem wohl, man wird es ausſprechen dürfen, keiner von den hiebei am meiſten betheiligten Staaten zufrieden war. Oeſterreich nicht, weil es

weit weniger im Friedensvertrage empfing, als es von der baierischen Erbschaft sich versprach. Der König von Preußen nicht, weil auch dieses Wenige noch das bei weitem übertraf, was er Oesterreich überhaupt gönnte. Sachsen nicht, weil es seine Allodialforderungen beträchtlich herabstimmen, und endlich der Kurfürst von der Pfalz nicht, weil er viel mehr an Sachsen bezahlen mußte, als ihm recht und billig erschien. Und dennoch wünschte man in keinem dieser Länder die Fortsetzung des Krieges, sondern überall wurde, von der Bevölkerung noch weit mehr als von den Monarchen der Abschluß des Friedens mit wahrer Freude begrüßt.

Aber freilich, auch in dieser wie in so vielen anderen Beziehungen bildete Maria Theresia eine Ausnahme in der Reihe der Fürsten. Als am Pfingstsonntage, dem 23. Mai, in dem Dome zu St. Stephan der feierliche Gottesdienst zur Danksagung für die Wiederherstellung des Friedens abgehalten wurde, da mag wohl Niemand in den weiten Hallen der Kirche inbrünstiger eingestimmt haben in den Lobgesang, als die Kaiserin selbst. „ich habe heüt", schrieb sie noch an demselben Tage an Kaunitz, „gloriose meine carriere geendigt mit einen te „Deum; was wegen der ruhe meiner landen mit freüden übernohmen, „so schwäre es mir gekostet, mit seiner hillff geendigt. das übrige wird „nicht mehr in villen bestehen" [960]).

Siebzehntes Capitel.

Das Innviertel.

Ohne Zweifel würde es wenig statthaft erscheinen, hier neuerdings auf das zurückzukommen, was durch den Friedensschluß von Teschen zu definitiver Entscheidung gelangte. Nothwendig wird es jedoch sein, der Maßregeln, welche zu dessen Durchführung getroffen wurden, wenigstens insofern zu gedenken, als sie sich auf Oesterreich bezogen. Dabei wird nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden können, daß nachdem etwa seit dem Monate August 1778 die Verhandlungen mit dem Kurfürsten von der Pfalz wegen Zurückstellung der von österreichischer Seite in Besitz genommenen, jedoch nach der Convention vom 3. Jänner 1778 nicht mit Oesterreich zu vereinigenden Gebietstheile Baierns geruht hatten, der Kurfürst sie in den ersten Tagen des Jänner 1779 wieder aufnahm [81].

Im Verlaufe dieser fünf Monate hatte sich aber die Lage der Dinge wesentlich geändert. In entschiedenster Weise war von Wien aus bei den Verhandlungen mit Preußen erklärt worden, daß Oesterreich sich mit dem Districte zwischen dem Inn und der Salza begnüge. Derselbe war jedoch um so viel weniger ansehnlich als das ehemals baierische Gebiet, welches Oesterreich besetzt hielt, daß selbst nach Zurückstellung aller von dem Kurfürsten von der Pfalz verlangten Districte und Ortschaften noch weit mehr in österreichischen Händen blieb, als der jetzt in Anspruch genommene Theil des Regierungsbezirkes Burghausen werth war. Kaunitz rieth daher der Kaiserin, nicht nur dem Begehren des Kurfürsten unbedenklich zu willfahren,

sondern hiebei alle nur immer mögliche Nachgiebigkeit und Großmuth zu zeigen. Denn einerseits würde hiedurch kein Nachtheil verursacht, und andererseits der Kurfürst in seiner Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nur noch bestärkt werden.

Nach der Ansicht des Staatskanzlers waren die von dem Kurfürsten zurückverlangten Bezirke und Ortschaften in drei verschiedene Kategorien zu theilen. Die erste begriff alle in sich, welche laut der von baierischer Seite geführten Beweise kraft der Erbtheilung nicht dem Herzoge Johann von Baiern zugefallen waren. Die zweite Kategorie bildeten die Gerichte und Ortschaften, hinsichtlich deren entweder kein ausreichender Beweis beigebracht oder durch die vorgelegten Urkunden nicht mehr dargethan worden war, als daß die Herzoge von Baiern in späterer Zeit das Eigenthumsrecht auf sie erwarben, was jedoch mit der Landesherrlichkeit in keiner näheren Verbindung stand. Und zur dritten Gattung gehörten endlich die in dem Theilbriefe von 1353 ausdrücklich genannten Gerichtsbezirke und Ortschaften.

Daß Alles, was in die erste Kategorie fiel, unbedingt zurückzustellen war, verstand sich gewisser Maßen von selbst. Hinsichtlich der zweiten Gattung wäre der Kurfürst, meinte Kaunitz, höchstens berechtigt, die Einsetzung in das Privateigenthumsrecht und in den Genuß der Einkünfte, keineswegs aber in die landesherrlichen Rechte zu fordern; dennoch war er der Meinung, daß auch sie dem Kurfürsten schon jetzt einfach zurückzustellen wären. Das Gegentheil hätte jedoch mit den Bezirken und Ortschaften der dritten Gattung zu geschehen. Ihre Besitznahme sei in Gemäßheit der Convention vom 3. Jänner 1778 erfolgt, welche ja auch von Seite des Kurfürsten von der Pfalz fortwährend als zu Recht bestehend anerkannt und zur Grundlage der betreffenden Verhandlungen gemacht werde. Durch eine vorzeitige Zurückstellung dieser Gebietstheile würde man sich selbst der Basis berauben, auf die Oesterreich sein Recht gründe[962]).

„placet", erwiederte Maria Theresia, „und Kayſers May. „vermeint, ob es nicht jetzund der Zeitpunct wäre, churfürsten in „vertrauen zu comunicirn, was letzthin franckreich proponirt und

„wir jetzund tractirn wegen des burghausner district, damit keine „neüe anstände künfftig von ihme aus entstehen und diese zurückgabe „also deren anverlangten districten zugleich verbunden werde."

Was Maria Theresia in Folge der von dem Kaiser geschehenen Anregung hier andeutete, setzte Kaunitz allsogleich ins Werk. Er ließ durch Lehrbach dem Kurfürsten nicht allein die Bereitwilligkeit Oesterreichs zu unverzüglicher Zurückstellung der in die erste und die zweite Kategorie gehörigen Gebietstheile ankündigen, sondern auch den Stand der Verhandlungen mittheilen, welche im Sinne der Verzichtleistung auf ganz Baiern gegen Ueberlassung des Landstriches zwischen dem Inn und der Salza an Oesterreich gepflogen wurden. Fünf Gerichtsbezirke und die Grafschaft Abensberg, welch letztere eigentlich zu den baierischen Allodien gehörte, waren zu der ersten, und neun Gerichtsbezirke zu der zweiten Kategorie gerechnet worden; sie sollten daher an Baiern zurückkehren, während gleichfalls neun, obwohl auch zurückgefordert, doch noch in der Hand Oesterreichs blieben[963]).

Für Maria Theresia war es eine große Beruhigung, daß Karl Theodor sich über die Mittheilungen Lehrbachs, insofern sie sich auf die Restitution des größeren Theiles der von ihm in Anspruch genommenen baierischen Gerichtsbezirke und Ortschaften bezogen, sehr erfreut zeigte. Unaufgefordert gab er die Erklärung ab, daß er weder die Zurückstellung der übrigen Gerichte noch eine Vergütung für die Einkünfte, die man von österreichischer Seite aus den in Besitz genommenen Landstrichen bezogen habe, begehre, und daß er unverbrüchlich festhalte an der Convention vom vergangenen Jahre.

Minder befriedigt schien der Kurfürst durch die jetzt näher an ihn herantretende Wahrscheinlichkeit zu sein, daß er einen Theil des Regierungsbezirkes Burghausen an Oesterreich werde abtreten müssen. Er wies neuerdings auf den an Böhmen grenzenden Theil der oberen Pfalz hin, von welchem gleichfalls in den Verhandlungen mit Preußen die Rede gewesen war. Deutlich gab er zu verstehen, daß er sich weit leichter zur Verzichtleistung auf diesen, als auf den jetzt von österreichischer Seite in Anspruch genommenen Landstrich verstehen würde.

Aber Lehrbach wußte ihm den Beweis zu führen, daß der an ihn zurückfallende Regierungsbezirk Straubing bei weitem werthvoller als der an Oesterreich abzutretende Gebietstheil sei. Da er außerdem noch Mindelheim, die böhmischen Lehen in der oberen Pfalz, die Unterstützung des Kaiserhofes hinsichtlich der Reichslehen und endlich die Oberhoheitsrechte auf die Grafschaft Schönburg erhalte, könne er wahrhaftig zufrieden sein. Karl Theodor stimmte dem bei, und er erklärte sich zur Abtretung des Landstriches zwischen der österreichischen Grenze, dem Inn und der Salza unter der Voraussetzung bereit, daß von österreichischer Seite keine für seine Einkünfte ungünstige Vereinbarung mit dem Erzbischofe von Salzburg über den Salzhandel abgeschlossen werde.

So rasch wie der Kurfürst selbst ließ sich freilich die Partei nicht beschwichtigen, welche von allem Anfange an der etwaigen Einverleibung Baierns in Oesterreich und jeder Abtretung baierischen Gebietes an den Nachbarstaat so lebhaft widerstrebt hatte. Da die preußische Hülfe hiegegen nicht mehr auszureichen schien, wandten sich die Wortführer dieser Partei an Frankreich. Aber auch dieser Schritt blieb fruchtlos. Wie wenigstens Lehrbach versichert, antwortete ihnen der französische Geschäftsträger O'Dune, sie könnten Gott und der Großmuth der Kaiserin nicht genug danken, so wohlfeilen Kaufes aus der Sache zu kommen. Der König von Frankreich werde in dieser Angelegenheit Oesterreich nachdrücklichst unterstützen [961]).

Nachdem man sich in Wien zur Zurückstellung eines so ansehnlichen Theiles des in Besitz genommenen baierischen Gebietes bereitfinden ließ, gerieth man in München auf den Gedanken, daß es zweckmäßig wäre, die am 3. Jänner 1778 abgeschlossene Convention durch eine neue zu ersetzen und zu ergänzen. Aber am Kaiserhofe war man, und es scheint wohl nicht mit Unrecht, dieser Meinung nicht. Auf die von dem Freiherrn von Ritter mündlich geschehene Anregung wurde ihm erwiedert, daß es voreilig wäre, eine neue Vereinbarung einzugehen, ehe nicht die Hauptsache ins Reine gebracht sei. Eine derartige Convention würde, insbesondere so lang man des Beitrittes des

Herzogs von Zweibrücken nicht gewiß wäre, von keiner ersprießlichen Wirkung sein und leicht neue Schwierigkeiten und Vorwürfe veranlassen. Die gleiche Absicht würde erreicht werden, wenn der Kurfürst seine Bereitwilligkeit zur Abtretung des Landstriches, der nun an Oesterreich zu fallen hätte, Preußen gegenüber in feierlicher Weise erkläre.

Was die von baierischer Seite zur Sprache gebrachten Differenzen betreffe, es möge dabei von Grenz-, Handels-, Zoll- oder anderen Angelegenheiten die Rede sein, so wünsche man auch in Wien deren Beseitigung. Aber sie sollten mit der jetzt in der Schwebe befindlichen politischen Frage nicht vermengt, sondern durch einen späteren Vergleich beigelegt werden. Um die Bahn hiefür zu ebnen, wäre es zweckmäßig, der schon bestehenden Convention einen Artikel beizufügen, kraft dessen beide Höfe die Verpflichtung zu möglichst rascher Begleichung jener Differenzen auf sich nähmen. Und ebenso wäre es billig, daß so wie das Haus Oesterreich allen Ansprüchen auf Baiern, der Kurfürst jeder Forderung entsage, die er aus der Occupation des Straubingischen Antheils etwa ableiten könnte. Uebrigens habe sich der Kurfürst schon selbst in diesem Sinne gegen Lehrbach geäußert. Dem Ermessen Karl Theodors gebe man es anheim, ob die wirkliche Erfüllung des Versprechens wegen Zurückstellung des größeren Theiles der in Besitz genommenen baierischen Lande allsogleich vor sich gehen, oder ob sie nicht etwa noch durch einige Wochen, und zwar bis zur Entscheidung der Frage hinausgeschoben werden solle, ob man von nun an den Frieden oder den Krieg haben werde. Geschähe das Erstere, so würde die schon jetzt vorzunehmende Zurückstellung nur unnöthige Kosten und Arbeit verursachen. Aber man wolle Alles vorbereiten, um für den Fall der Fortsetzung des Krieges die Zurückstellung allsogleich vornehmen zu können. Da sie durch Kreß zu bewerkstelligen sein werde, würde es zweckmäßig sein, daß auch der Kurfürst einen Commissär hiezu ernenne[illegible].

In Folge des Auftrages, den er hierüber gleichfalls erhielt, begab sich Kreß von Straubing nach München. Der Empfang, der ihm am dortigen Hofe zu Theil wurde, war um so ehrenvoller, als

man daselbst vielfache Beweise von der überaus schonenden und für Baierns Interessen ungemein rücksichtsvollen Art besaß, in welcher Kreßl nun schon fast ein Jahr lang die Regierungsgeschäfte in Straubing geführt hatte[966]). Ihm sowohl als Lehrbach erklärte der Kurfürst, er sei es zufrieden, daß man vor der Hand nicht zum Abschlusse einer neuen Convention schreite und eher das Ergebniß der Friedensverhandlungen abwarte. Aber er wollte auch keine besondere Erklärung über seine Bereitwilligkeit zur Abtretung des Landstriches zwischen dem Inn und der Salza abgeben, und hielt es für genügend, daß Frankreich hievon unterrichtet sei. Was die Beilegung verschiedener Grenz- und Zolldifferenzen sowie die Verzichtleistung auf jeden Ersatz der von Oesterreich aus dem Regierungsbezirke Straubing bezogenen Einkünfte betraf, so stimmte der Kurfürst den Wünschen Oesterreichs zu. Aber er meinte die doppelte Bitte aussprechen zu dürfen: der Kaiserhof möge ihm einen Beitrag zur Befriedigung Sachsens gewähren und die im Prinzipe bereits beschlossene Zurückstellung eines Theiles des in Besitz genommenen Gebietes nicht noch länger verschieben. Den Grafen Maximilian von Preising bezeichnete er als seinen Commissär zur Durchführung dieses Geschäftes[967]).

Noch hatte Maria Theresia von den beiden Begehren des Kurfürsten von der Pfalz keine Kenntniß, als sie aus eigenem Antriebe und aus Billigkeitsgefühl beschloß, keinen Gebrauch von Karl Theodors Versprechen zu machen, eine Schadloshaltung für die von österreichischer Seite aus dem Regierungsbezirke Straubing bezogenen Einkünfte nicht zu verlangen. „obwohlen man dise zusage hat, so wird man", schrieb sie eigenhändig an Kaunitz[968]), „doch ohne in weitläüffige rechnungen „einzugehen, en bloc dem churfürst eine summe derowegen erlegen." Hiebei blieb sie denn auch nach Empfang der neuerlichen Erklärung Karl Theodors, wogegen sie von einer Betheiligung Oesterreichs an der Entschädigung Sachsens nichts hören wollte. Aber sie änderte auch ihren ursprünglichen Entschluß, die Zurückstellung der besetzten Gebietstheile am 1. April vornehmen zu lassen, und Kreßl erhielt den Befehl, sich mit Preising über die Art und Weise zu verständigen, in der sie ohne längeren Aufschub geschehen könnte[969]).

Höchst unangenehm berührte am Kaiserhofe die Meldung, die man von Kreßl erhielt, in dem an Oesterreich abzutretenden Theile des Regierungsbezirkes Burghausen würden schon vorläufig die Archive und die Kassen geräumt und nach München gebracht; auch mit den Kirchenschätzen, den vorhandenen Waffen und Geschützen geschehe dieß. Kreßl erhielt den Befehl, sich hierüber noch genauer zu unterrichten und das Resultat seiner Erkundigung mitzutheilen. Man beabsichtige in Wien, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den in österreichischem Besitze befindlichen Regierungsbezirk Straubing in demselben Zustande an Baiern zu übergeben, in welchem der an Oesterreich fallende Theil des Regierungsbezirkes Burghausen sich im Augenblicke seiner Abtretung befände[970]). Und noch einen Monat später wurde Kreßl neuerdings angewiesen, gewissenhaft festzuhalten an dem Grundsatze der Reciprocität. Was von baierischer Seite in dem an Oesterreich abzutretenden Districte geschehe, solle er in dem noch unter seiner Verwaltung befindlichen Landstriche gleichfalls thun[971]).

Es scheint daß diese Anordnung genügte, um die baierischen Behörden von Maßregeln abstehen zu machen, von denen sie nicht wünschten, daß sie in dem wieder mit Baiern zu vereinigenden Gebiete gleichfalls getroffen würden. Denn nach der Natur der Sache gingen ja die beiden Geschäfte, das der Zurückstellung des zu Straubing gehörigen, und das der Uebernahme des an Oesterreich fallenden Landstriches Hand in Hand. Der letztere wurde in einer von dem Kaiser herrührenden Denkschrift vom 14. April zum ersten Male als das Innviertel bezeichnet, das als solches in Allem und Jedem mit dem Lande Oesterreich ob der Enns zu vereinigen sei. Der geschickteste Mann, fuhr der Kaiser fort, der in Oberösterreich nur immer aufzutreiben wäre, solle als Kreishauptmann im Innviertel angestellt, die Zolllinie aber ohne weitere Rückfrage an den Inn und die Salza vorwärts geschoben werden, auf daß das neu erworbene Land ein Ganzes mit Oberösterreich bilde. Zu diesem Ende wären alle daselbst in Kraft bestehenden Einrichtungen, insbesondere in Steuersachen, im Innviertel einzuführen, die dortigen Besitzer landtäflicher Güter aber den oberösterreichischen Ständen zuzugesellen.

Wir finden nicht daß gegen diese Vorschläge des Kaisers, welche sich auf die dereinstige Organisation des an Oesterreich fallenden Gebietes bezogen, von irgend einer Seite her eine Einwendung erhoben worden wäre. Hingegen geschah dieß wider den Antrag Josephs, daß Kreßl so wie mit der Uebergabe des zurückzustellenden, so auch mit der Uebernahme des neu erworbenen Landstriches betraut werde. Mit Recht wandte Kaunitz dagegen ein, daß diese beiden Geschäfte zu gleicher Zeit verrichtet werden sollten und nicht etwa zunächst die Zurückstellung, und dann erst später die Uebernahme geschehen dürfe. Eine und dieselbe Person könne jedoch nicht an verschiedenen Orten zugleich anwesend sein. Der Landeshauptmann von Oberösterreich, Graf Christoph Thürheim erscheine zu der Uebernahme des Innviertels besonders geeignet[972]). Er wurde auch mit der hiezu nöthigen Vollmacht versehen und übernahm am 29. Mai 1779 von dem baierischen Hofkammerpräsidenten Grafen Morawitzky zu Braunau das Innviertel. An demselben Tage wurde durch Kreßl zu Straubing der Act der Uebergabe des dortigen Gebietes an den Grafen Preising vollzogen[973]). Und hiebei ergingen sowohl Letzterer als der Kurfürst sich von Neuem in Versicherungen der Anerkennung und des Dankes für die Art und Weise, in welcher diese Administration durch Kreßl geführt worden war[971]).

Nur um die Gesinnung zu kennzeichnen, von der Maria Theresia auch gegen diejenigen beseelt war, die sich bloß vorübergehend als ihre Unterthanen betrachten konnten, mag hier erwähnt werden, daß gleichzeitig auch die Uebergabe von Mindelheim an Kurpfalz vorbereitet und in Vollzug gesetzt wurde. Acht Ortschaften daselbst hatten jedoch so sehr unter Elementarereignissen gelitten, daß ihnen ein Theil der zu entrichtenden Steuern nachgesehen worden war; doch hatten sie nach Abzug dieses Nachlasses noch 1486 Gulden zu bezahlen. Der Feldzeugmeister Freiherr von Ried, der Mindelheim im Namen der Kaiserin verwaltete, war der Meinung, auch dieser Rückstand könnte den erwähnten Gemeinden, und zwar um so eher nachgesehen werden, als wider Vermuthen das Rentamt aus der Eichelmast ein Einkommen von fünfzehnhundert Gulden bezogen

habe, wodurch also jener Ausfall schon im voraus gedeckt erscheine. Kaunitz unterstützte diesen Antrag[975], Maria Theresia aber genehmigte ihn mit den folgenden Worten: „placet. mir leyd das „nicht 14.000 fl. sind. wolte gerne die 1500 fl. noch ihnen als eine „hilff abgeben".

Die gleiche Gesinnung der Großmuth bewährte Maria Theresia auch bei Bemessung der Summe, welche sie als ungefähres Erträgniß der Districte, die von österreichischer Seite mit Ueberschreitung des Wortlautes der Convention vom 3. Jänner 1778 besetzt worden waren, an Baiern zurückzuzahlen sich bereit erklärt hatte. Joseph war gegen jede derartige Vergütung: Kaunitz hielt sie jedoch ebenso wie die Kaiserin für billig, und er schlug ihr in einem schriftlichen Berichte vor[976], hiezu nach der von Kreßl angestellten Berechnung eine Summe von hundertfünfzig- bis zweimalhunderttausend Gulden zu bestimmen. Maria Theresia aber bat ihn, den Schluß seiner Note zu ändern und sich nicht auf ihre frühere Entscheidung zu berufen, welche der Kaiser schon damals mißbilligt habe. Gleichwohl bleibe sie dabei, weil sie ihr im Rechte gegründet erscheine, aber sie wünsche ihr Ziel ohne Lärm und Aufsehen zu erreichen. Auch möge Kaunitz nicht die Summe von hundertfünfzig bis zweimalhunderttausend, sondern zwei- bis dreimalhunderttausend Gulden ansetzen. „Kreßl hat auch", fuhr Maria Theresia fort, „als Privatmann gerechnet und nicht als „Souverän. Das beste wäre, einige hunderttausend Gulden im All„gemeinen zu sagen und sie nicht genauer zu bezeichnen: die Berech„nungen wären schwierig und lang. Wenn es einzig und allein von „mir abhienge, gäbe ich alsogleich fünfmalhunderttausend Gulden und „würde sogar Vorschüsse für die Reihe der Zahlungen des Kurfürsten „leisten und außerdem über die böhmischen Lehen hinweggehen. Das „ist jedoch nur allein für Sie"[977].

Wir wollen diese Angelegenheit nicht weiter verfolgen, sondern nur erwähnen, daß noch im Laufe des Jahres 1779 die Auszahlung der Summe von zweimalhunderttausend Gulden an den pfälzischen Gesandten Freiherrn von Ritter geschah[978].

Die Sorge für den neu erworbenen Landstrich war es übrigens nicht allein, von der damals Maria Theresia und Joseph beherrscht wurden. Mehr noch als durch die Rücksicht auf einen einzelnen Bruchtheil, waren sie durch das, was den ganzen Staat anging, und insbesondere durch Geschäfte politischer, finanzieller und militärischer Natur in Anspruch genommen. In ersterer Beziehung war es vor Allem das Begehren des Fürsten Kaunitz, von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten entweder völlig zurücktreten zu dürfen oder doch in derselben beträchtlich erleichtert zu werden, das wie immer, so auch jetzt wieder einen sehr tiefen Eindruck auf die Kaiserin hervorbrachte.

Als Kaunitz sie in dem Augenblicke, in welchem er ihr die zu Teschen unterzeichnete Friedensurkunde vorlegte, mündlich um seine Entlassung bat, wies Maria Theresia dieses Ansuchen, wie es ja schon zu wiederholten Malen geschehen war, auch jetzt wieder zurück. Aber sie fügte doch hinzu, daß sie auf Alles eingehen wolle, was dazu dienen könne, dem Fürsten die Bürde, die auf ihm liege und die sie ihm auch nicht abnehmen werde, minder drückend zu machen. Sie lud den Staatskanzler ein, ihr seine Gedanken hierüber schriftlich vorlegen zu wollen.

Ungesäumt kam Kaunitz diesem Begehren der Kaiserin nach, und er begleitete seinen Vorschlag mit einer vertraulichen Mittheilung, in der er ihn als den einzigen bezeichnete, der es möglich machen würde, daß er selbst während des Restes seines Lebens, und daß auch noch Binder seine Dienste der Kaiserin widme. Maria Theresia aber entgegnete hierauf mit eigener Hand: „Es hängt von Ihnen ab, die „Sache zu declariren und sie ganz so einzurichten wie Sie wollen, „wenn Sie nur Ihre alte Freundin nicht verlassen und fortfahren, ihr „die Rathschläge zu ertheilen, deren sie in so hohem Maße bedarf" [979]).

Deutlich wird es sichtbar, wie Kaunitz bei dem Vorschlage, mit dem er nun an Maria Theresia herantrat [980]), vornehmlich von Rücksichten auf den Kaiser geleitet wurde. Graf Philipp Cobenzl, damals erst achtunddreißig Jahre zählend, stand bei Joseph, den er nach Paris begleitet und der sich insbesondere von dessen finanziellen Kenntnissen

eine hohe Meinung gebildet hatte, sehr in Gunst. Jedoch auch der Staatskanzler selbst war Cobenzl gewogen, und durch seine Haltung bei den Friedensverhandlungen zu Teschen hatte er sich noch mehr in seinem Wohlwollen wie in seiner Achtung befestigt. „Ich finde bey „ihm", schrieb er über Cobenzl an Maria Theresia, „einen Charakter „voller Rechtschaffenheit, einen reinen systematischen Kopf, leichte und „richtige Begriffe, die Gabe geschwind zu übersehen und zu combiniren, „eine practische Fertigkeit in Behandlung der Geschäfte, einen an„genehmen und billigen Conciliationsgeist mit Standhaftigkeit vereinigt, „die erforderliche Arbeitsamkeit, und mit Einem Worte alle jene Eigen„schaften, die von ihm mit Hülfe einer fleißigen Verwendung, längerer „Erfahrung und unter meiner Anleitung sehr nützliche und vorzügliche „Dienste in allen mir unterstehenden Departements mit vollem Grunde „erhoffen lassen." Besonders lobenswerth fand endlich Kaunitz an Cobenzl, daß er in Teschen, ohne dem Ansehen und dem Interesse des Kaiserhauses auch nur das Geringste zu vergeben, sich die Freundschaft und die Zuneigung aller dort versammelten Minister zu erwerben gewußt habe. Aus diesen Gründen schlug er der Kaiserin die Ernennung Cobenzls zum Vicekanzler bei der Staatskanzlei vor.

Ging Maria Theresia hierauf ein, so erhielt Cobenzl nach Kaunitz die erste Stelle im auswärtigen Amte: er wäre hiedurch auch der Vorgesetzte Binders geworden, der fast doppelt so viel Lebensjahre zählte als Cobenzl, und sich als Vertrauensmann des Fürsten Kaunitz so wie als Verfasser der wichtigsten Staatsschriften, welche seit mehr als zwei Jahrzehnten aus der österreichischen Staatskanzlei hervorgegangen waren, wahrhaft seltene Verdienste erworben hatte; allerdings vermochten sie ihn vor der Ungunst Josephs nicht zu bewahren. Und um auch in dieser Beziehung dem Kaiser zu willfahren und doch seinen alterprobten Freund, von dem er nicht leugnen konnte, daß er wirklich durch sein hohes Alter außer Stand gesetzt werde, ihm in gleichem Maße wie bisher als Mitarbeiter zu dienen, keiner Demüthigung preiszugeben, unterstützte Kaunitz Binders Entlassungsgesuch bei der Kaiserin. Doch habe ihm derselbe versprochen, fügte er hinzu, ihm auch künftighin mit Rath und That an die Hand gehen zu wollen.

„bin in allen verstanden", erwiederte hierauf Maria Theresia, „was ihme fürsten erleichtern und conservirn kan, auch was dem „ehrlichen binder meine erkantlichkeit werckthätig bezeiget" [981]).

Wurde nun auch Binder von der Kaiserin in den gnädigsten Ausdrücken seines Dienstes enthoben, so fand doch selbst dieß, fast möchten wir sagen, mehr zum Scheine als in Wirklichkeit statt. Wir wissen wenigstens daß Binder, den eine gleichzeitige Aufzeichnung sogar das Orakel des Fürsten Kaunitz nennt, nach wie vor seine Wohnung in der Staatskanzlei beibehielt, und daß er von Kaunitz auch noch fortan in allen wichtigeren Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde [982]).

Wie Maria Theresia von Wohlwollen und von Dankbarkeit für Binder beseelt war, davon lieferte sie etwa ein halbes Jahr später einen neuen Beweis. Binder war plötzlich von einer Krankheit befallen worden, Cobenzl aber besuchte ihn und erstattete der Kaiserin einen ziemlich tröstlichen Bericht [983]). „Ich bin Ihnen sehr dankbar „für diese Aufmerksamkeit", antwortete ihm Maria Theresia, „und „ich empfinde ihren ganzen Werth, der auch auf Ihren Charakter und „auf Ihre Denkungsart, selbst mir gegenüber zurückstrahlt. Ich will „hoffen, daß das Uebel keine Folgen nach sich zieht, aber bei seinem „Alter und seinem abgebrauchten Körper erregt Alles gleich größere „Besorgniß. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mir auch künftig„hin den Verlauf mittheilen, und ob man sich unmittelbar nach seinem „Befinden erkundigen lassen kann" [984]).

Kaunitz hielt es für nöthig, die am Kaiserhofe beglaubigten Vertreter der fremden Mächte von Cobenzls Ernennung zum Vicekanzler zu unterrichten. Den Entwurf des an sie zu erlassenden Rundschreibens, in welchem unter Anderem gesagt war, daß die Kaiserin, statt ihm die Entlassung zu gewähren, um die er sie im Augenblicke der Wiederherstellung des Friedens gebeten, ihm zur Erleichterung seiner Arbeitslast den Grafen Cobenzl beigegeben habe, legte er ihr zur Genehmigung vor. „hätte gewuntschen", erwiederte hierauf Maria Theresia, „das die unterstrichne worte" — es waren diejenigen, die sich auf die von Kaunitz erbetene Entlassung bezogen — „wären

„ausgebliben, können aber vor jetzo bleiben, weillen auch meine ab„sichten habe."

Kaunitz beeilte sich mit der Antwort auf diese Bemerkung der Kaiserin. Wenn er zu ahnen vermocht hätte, schrieb er ihr, daß ihr die Weglassung jener Worte erwünscht wäre, so würde er solches ohne alle Rücksicht auf die gehässige Deutung, zu der ein solches Verfahren hätte Anlaß geben können, sicher gethan haben. Allein die bloße Erwähnung einer unbestreitbaren Thatsache habe nicht den geringsten Zweifel in ihm erweckt. Da er hiebei von keiner anderen Absicht ausgegangen sei als von der, die Wahrheit offen zu sagen, so werde wohl auch Maria Theresia hiegegen bei näherer Prüfung keine Einwendung mehr erheben [985]).

„ich bekenne", so lautete die Antwort der Kaiserin, „die begerte „jubilation hat so mehr impression über mich gemacht, das nie„mahls selbe anderst eingesehen als die suspension selber nur auff „wenig zeit. er weis mein gedancken, die täglich pressanter werden; „weillen aber meine freünde mir selber vorzihe, so habe ich nichts „dagegen thun wollen, damit die execution ihme und mir desto „weniger beschwährlich wird. finde auch am besten, das gantze fallen „zu lassen, was an die länder ergehen solte."

Wenn von den Personen die Rede ist, welche, wie Kaunitz und Philipp Cobenzl, an den Ereignissen der Jahre 1778 und 1779, insofern man sie vom politischen Standpunkte ins Auge faßt, von österreichischer Seite am meisten betheiligt waren, so werden auch noch einige Andere nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden können; unter ihnen steht Thugut ohne Zweifel am vordersten Platze. Schon ist der Aufträge Erwähnung geschehen, mit denen er aus Anlaß einer Reise, die er zu seiner Erholung nach Frankreich und Italien unternahm, von Kaunitz versehen worden war. Der französischen Regierung sollte er die mißliche Lage des osmanischen Reiches vorstellen und sie zu dessen werkthätiger Unterstützung anregen. Da aber schon damals — gerade vor einem Jahrhundert — der baldige Sturz dieses Reiches als eine Wahrscheinlichkeit betrachtet und in den Kreis der politischen

Berechnungen gezogen wurde, so sollte Thugut erforschen, welche Haltung Frankreich in diesem Falle beobachten, und ob es möglich sein würde, eine Verabredung mit ihm zu treffen, durch die eine gleichmäßige Wahrung der beiderseitigen Interessen erzielt werden könnte.

An diesen Auftrag für Frankreich reihte sich ein zweiter, den Thugut in Florenz erfüllen sollte. Er hatte sich mit den toscanischen Ministern über die etwaige Herstellung des Friedens mit den Barbaresken, und über die Mittel zu berathen, durch welche ein gutes Verhältniß zu ihnen dauernd begründet werden könnte.

Im Juli 1777 war Thugut in Paris eingetroffen; er fand aber das französische Ministerium so sehr von dem Zwiespalte mit England in Anspruch genommen, daß es den Verhältnissen des Orients fast gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Daß es sich zu einer Beistandleistung an die Türkei oder zu bestimmten Abmachungen für den Fall des Zusammensturzes der Pforte herbeilassen werde, durfte man keineswegs erwarten, wenn sich auch vorhersehen ließ, Frankreich werde beim Eintritte eines solchen Ereignisses nicht leer ausgehen, sondern eine oder mehrere der bedeutendsten Inseln, wie etwa Candia, Chios, Cypern, oder ein an der See gelegenes Land wie Egypten sich aneignen wollen.

Von geringerer Bedeutung, aber auch von glücklicherem Erfolge war Thuguts Mission, insofern sie sich auf den Hof von Florenz und auf die Herstellung des Friedens mit den Barbaresken bezog. Man durfte der Zustimmung des Großherzogs zu Maßregeln gewiß sein, von denen er und sein Land, den Anfällen der Barbaresken in weit höherem Maße als die entlegenere und wenig ausgedehnte österreichische Seeküste preisgegeben, den größeren Vortheil ziehen würden[956]). Doch soll hier auf diese Verrichtungen Thuguts nicht näher eingegangen, sondern nur erwähnt werden, daß er noch vor Abschluß des Teschner Friedens um die Erlaubniß bat, nicht mehr auf seinen Posten in Constantinopel zurückkehren zu müssen; er wünschte vielmehr wenigstens einstweilen in den Ruhestand treten zu dürfen. Kaunitz unterstützte bei

der Kaiserin seine Bitte[987]); Maria Theresia aber war einer anderen Ansicht, die sie in den folgenden Worten kundgab:

„das gantze intent der reyse in italien, franckreich ist verlohren, „die thugut vorgenohmen mit so viller mühe und spesen, wan nicht „selber auff ein oder zwey jahre nach constantinople zuruckkhere und „in jetzigen besonders auffmerksamen umbständen wegen systeme, „aliance und comerce alda uns nach dem biligen vertrauen, welches „er sich von uns zugezohen, ein systeme und plan vor kunfftige zeiten „vorlege, wordurch seine verdienste vermehrte sowohl zu einer andern „wichtigen anstellung oder grössern pension."

Thugut erklärte sich bereit, dem Befehle der Kaiserin zu gehorchen und sich noch auf ein oder zwei Jahre nach Constantinopel zu begeben. Kaunitz aber machte sie darauf aufmerksam, daß ein so kurz bemessener Zeitraum zur Erreichung der wichtigen Zwecke, die ihr vorschwebten, unmöglich genügen könnte. Es wäre daher bei weitem vorzuziehen, an Thuguts Stelle einen Mann als Internuntius nach Constantinopel zu senden, der mit den Eigenschaften, welche dieser Posten erfordere, auch den festen Willen verbinde, denselben wenn nicht Zeit seines Lebens, so doch wenigstens viele Jahre hindurch zu bekleiden, auf daß er die in Folge seiner Wahrnehmungen ins Werk gesetzten Maßregeln auch durchführen könne. Als einen solchen Mann bezeichnete Kaunitz den Hofrath von Herbert, der schon lange Zeit hindurch in der Staatskanzlei und zuletzt noch in Teschen vorzügliche Dienste geleistet hatte[988]). Maria Theresia genehmigte diesen Vorschlag[989]) und Herbert ging nun, von der Kaiserin noch früher in den Freiherrnstand erhoben[990]), an Thuguts Stelle als Internuntius nach Constantinopel[991]).

Thugut erfreute sich jedoch der ihm nach seinem Wunsche zu Theil gewordenen Versetzung in den Ruhestand nicht lang. Er benützte seine Muße zu einer Reise nach den österreichischen Niederlanden und nach Holland, die er hauptsächlich in der Absicht unternahm, sein noch in der Levante und in einigen anderwärtigen Hafenplätzen befindliches, ohnehin wenig beträchtliches Vermögen an sich zu ziehen[992]). Aber

noch vor Ablauf des Jahres wurde er statt Revitzky, der nach Wiederherstellung des Friedens mit Preußen in Berlin beglaubigt wurde, zum Gesandten in Warschau ernannt[993]).

Wo von dem Wechsel der österreichischen Repräsentanten an den fremden Höfen, der damals stattfand, die Rede ist, muß auch desjenigen gedacht werden, auf welchen Kaunitz das meiste Gewicht legte. Man weiß daß der Staatskanzler, so treu und so ruhmvoll er auch der Kaiserin diente, dabei doch sich selbst und die Seinigen nicht vergaß. So wenig als er Scheu trug, bei sich ergebender Gelegenheit seine eigenen Dienste zu preisen, so wenig ließ er einen Anlaß unbenützt vorübergehen, der sich ihm darbot, die seiner Söhne mit Lobsprüchen zu überhäufen. Als er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, im Februar 1779 einen Bericht seines Sohnes Joseph aus St. Petersburg erhielt, den er als besonders gelungen betrachtete, schrieb er der Kaiserin, daß man sich „von dem Genie und der ausnehmenden Ge„schicklichkeit des Berichtstellers" immer mehr versprechen dürfe. Er würde es für unbillig halten, dieß aus der Ursache zu verbergen, weil derselbe zufällig sein Sohn sei.

„Ich mache Ihnen meinen Glückwunsch", antwortete hierauf Maria Theresia, „zu der Genugthuung, die Ihr Sohn Ihnen bereitet. „Ich theile sie als Monarchin und als Freundin"[994]).

Dennoch war die Anwesenheit des Grafen Joseph Kaunitz in St. Petersburg nicht von sehr langer Dauer. Das strenge Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu und Kaunitz bat die Kaiserin, ihn so rasch als möglich von dort zurückzuberufen. Maria Theresia willfahrte dieser Bitte[995]); Graf Joseph Kaunitz kam an Stelle seines Bruders Dominik nach Madrid, Graf Ludwig Cobenzl aber, der vor Ausbruch des Krieges in Berlin gewesen, wurde zum österreichischen Gesandten in St. Petersburg ernannt.

Eine an und für sich ganz unbedeutende Streitfrage, die vor Cobenzls Abreise nach Rußland entstand, mag nur aus der Ursache erwähnt werden, weil ihr damals übergroße Wichtigkeit beigelegt, und weil sie

zuletzt von Maria Thereſia in einer Weiſe entſchieden wurde, welche charakteriſtiſch für die Kaiſerin iſt. Am ruſſiſchen Hofe war es Sitte, daß die fremden Geſandten und ihre Gemalinnen der Kaiſerin Katharina und ihrer Schwiegertochter, der Großfürſtin Marie die Hand küßten. Es ſcheint daß Cobenzl ſich für ſeine Perſon nur ſchwer, für ſeine Gemalin [996]) aber gar nicht zu dieſer Ehrenbezeugung entſchließen wollte. Kaunitz bemerkte dagegen, daß ſie aus keinem Grunde und nur mit Gefahr der größten Unannehmlichkeit verweigert werden könnte. Wenn ſie jedoch Cobenzl unbeſchadet ſeines diplomatiſchen Charakters zu leiſten habe, ſo könne dieß um ſo unbedenklicher von ſeiner Gemalin geſchehen, der ein ſolcher nicht innewohne.

Um die Letztere dieſer Verpflichtung zu entziehen, ſchlug Cobenzl, obwohl erſt ſeit fünf Jahren mit ihr verheiratet, doch vor, ohne ſie nach Petersburg zu reiſen und ſie entweder nach einiger Zeit nachkommen, oder für immer in Wien zu laſſen. Das aber entrüſtete die Kaiſerin ſehr. „dem cobentzel iſt ähnlich das offertum", ſchrieb ſie auf des Staatskanzlers Bericht [997]), „welches aber nicht annehme. „er ſolle ſamt ſeiner frau beeden die hand küſſen und alſo von nun „an ſie mit ihme die reyſe antretten."

Noch weit größere Aufmerkſamkeit als den Fragen der äußeren Politik und Allem, was mit ihnen im Zuſammenhange ſtand, widmeten Maria Thereſia und Joſeph, wie es nach Beendigung eines Krieges faſt immer geſchieht, dem Zuſtande der Finanzen und den militäriſchen Einrichtungen der Monarchie. Man weiß daß die Geldverhältniſſe des Staates durch die Koſten des Krieges, ſo kurz deſſen Dauer auch geweſen ſein mochte, in arge Zerrüttung gerathen waren. Hatte ja doch Friedrich dieſen Geldmangel als ſeinen wirkſamſten Verbündeten betrachtet und fortwährend behauptet, er allein zwinge den kriegsluſtigen Kaiſer wider deſſen Willen zum Frieden. Ganz ohne alle Begründung war dieſe Meinung des Königs übrigens nicht. Wenn die Lehren der Geſchichte größere Beachtung fänden, als dieß zum ichen Nachtheile der Staaten faſt überall der Fall iſt, ſo ie Verhältniſſe, in denen ſich Oeſterreich kurz vor Abſchluß

des Teschner Friedens befand, als ein Beweis für die Richtigkeit des Satzes gelten müssen, daß ein Staat mit geordneten Finanzen auch mit einer der Zahl nach geringeren Streitmacht wehrhafter und kriegstüchtiger ist als ein solcher, der ein sehr großes Heer, aber nur ganz unzulängliche Mittel besitzt, dasselbe zu erhalten und die Kosten der Kriegführung zu bestreiten. Ist es ja doch Joseph selbst, der die effective Stärke der Armee im Augenblicke des Friedensschlusses auf nicht weniger als 386.000 Mann veranschlagt[998]). Aber der ungünstige Stand der österreichischen Finanzen war Schuld, daß man von dieser für jene Zeit ganz außerordentlich hohen Anzahl der Streitkräfte keinen angemessenen Gebrauch machen konnte. Ohne dieses Hemmniß wäre es mit dem Widerstande Preußens wohl übel bestellt gewesen.

Aber gerade das Gegentheil war der Fall und darin lag die Ursache, weßhalb man im Laufe des Winters, als man noch an die Möglichkeit eines zweiten Feldzuges glaubte, durch die verschiedensten Mittel, insbesondere durch eine zehnprocentige Vermehrung der ohnedieß schon drückenden Steuern, durch neue, überaus lästige Abgaben und durch Anlehen, die man zu den härtesten Bedingungen abschloß, sich Geld zu verschaffen suchte. Und auch als der Friede endlich zu Stande kam, wurde man hiedurch aus dieser Bedrängniß noch keineswegs befreit. Wie tief insbesondere Joseph sie empfand, geht aus einer Denkschrift, die er wenige Tage nach Abschluß des Friedens an die Kaiserin richtete, recht deutlich hervor[999]). Die Herbeischaffung der Mittel zur Bestreitung der unvermeidlichen Ausgaben des Staates, und die Wiederaufrichtung und Befestigung des Credites stellt der Kaiser als die Zielpunkte hin, denen man mit Aufgebot aller Kräfte und mit all dem Ernste, den die vorhandene Gefahr erheische, zustreben müsse.

Aber so eifrig sich auch Joseph mit Allem beschäftigte, was auf den Zustand der Finanzen sich bezog, so trat solches doch vor seiner Fürsorge für die militärischen Einrichtungen noch in den Hintergrund zurück. Seit Lacy aus der Stellung eines Präsidenten des Hofkriegs-

rathes geschieden und der wenn gleich tüchtige, aber doch weniger befähigte Hadik ihm in derselben gefolgt war, ruhte Alles auf dem Kaiser; ja es fehlte sogar nicht an Leuten, welche glaubten, daß der Hofkriegsrath, allmälig bedeutungsloser geworden, nach dem Tode der Kaiserin gänzlich aufgehoben werden würde [1000]). Wie in Allem, so folgte Joseph auch in militärischen Dingen nur seinem eigenen Kopfe, und es gewinnt fast das Ansehen, als ob er sich ein noch größeres Verständniß für dieselben zutraute, als er wirklich besaß. Allerdings fällte er, wie wir gesehen haben, wenigstens so lang der Krieg noch dauerte, über seine eigenen Feldherrngaben ein sehr bescheidenes Urtheil, aber nach dem für Oesterreich nicht ungünstigen Ausgange des Krieges scheint seine Meinung von sich selbst ziemlich gewachsen zu sein. Lacy allein war es, der noch einigen Einfluß auf ihn übte, und Joseph gab seiner Dankbarkeit für die hervorragenden Dienste, die ihm Lacy während des Krieges geleistet, auch dadurch Ausdruck, daß er wenige Tage vor Abschluß des Friedens ein ungemein schmeichelhaftes Schreiben an ihn ergehen ließ. Trotz seiner sehr weitgetriebenen Sparsamkeit wies der Kaiser dem Feldmarschall die Summe von 24.000 Gulden, welche derselbe während des Krieges bezogen hatte, für die Zeit seines Lebens als Jahrespension an [1001]).

Viel weniger anerkennend als für Lacy war Joseph für Laudon. Wohl finden wir, daß er ihn hie und da mittelst schmeichelhaft lautender Schreiben über verschiedene Dinge zu Rathe zog [1002]), aber er erhob doch keine Einwendung dagegen, ja er förderte wohl gar noch diesen Entschluß, wenn Laudon nach Beendigung des Feldzuges sein Stillleben in Hadersdorf wieder aufsuchte und dort in tiefster Zurückgezogenheit seine Tage verbrachte. Niemand blieb es ein Geheimniß, daß Joseph über die Haltung Laudons im vergangenen Feldzuge ungünstig urtheilte. Wenn er Lacy, ja sogar Hadik ihm vorzog, so setzte er sich dadurch in Widerspruch mit dem competentesten Beurtheiler militärischer Dinge, den es damals gab, mit König Friedrich von Preußen. Auch seinem Scharfblicke war gewiß nicht entgangen, was während des ges bei Laudons Armee etwa nicht in der Ordnung gewesen hte. Gleichwohl schrieb der König am 8. November seinem

noch vor Ablauf des Jahres wurde er statt Revitzky, der nach Wiederherstellung des Friedens mit Preußen in Berlin beglaubigt wurde, zum Gesandten in Warschau ernannt[993]).

Wo von dem Wechsel der österreichischen Repräsentanten an den fremden Höfen, der damals stattfand, die Rede ist, muß auch desjenigen gedacht werden, auf welchen Kaunitz das meiste Gewicht legte. Man weiß daß der Staatskanzler, so treu und so ruhmvoll er auch der Kaiserin diente, dabei doch sich selbst und die Seinigen nicht vergaß. So wenig als er Scheu trug, bei sich ergebender Gelegenheit seine eigenen Dienste zu preisen, so wenig ließ er einen Anlaß unbenützt vorübergehen, der sich ihm darbot, die seiner Söhne mit Lobsprüchen zu überhäufen. Als er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, im Februar 1779 einen Bericht seines Sohnes Joseph aus St. Petersburg erhielt, den er als besonders gelungen betrachtete, schrieb er der Kaiserin, daß man sich „von dem Genie und der ausnehmenden Ge„schicklichkeit des Berichtstellers" immer mehr versprechen dürfe. Er würde es für unbillig halten, dieß aus der Ursache zu verbergen, weil derselbe zufällig sein Sohn sei.

„Ich mache Ihnen meinen Glückwunsch", antwortete hierauf Maria Theresia, „zu der Genugthuung, die Ihr Sohn Ihnen bereitet. „Ich theile sie als Monarchin und als Freundin"[994]).

Dennoch war die Anwesenheit des Grafen Joseph Kaunitz in St. Petersburg nicht von sehr langer Dauer. Das strenge Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu und Kaunitz bat die Kaiserin, ihn so rasch als möglich von dort zurückzuberufen. Maria Theresia willfahrte dieser Bitte[995]); Graf Joseph Kaunitz kam an Stelle seines Bruders Dominik nach Madrid, Graf Ludwig Cobenzl aber, der vor Ausbruch des Krieges in Berlin gewesen, wurde zum österreichischen Gesandten in St. Petersburg ernannt.

Eine an und für sich ganz unbedeutende Streitfrage, die vor Cobenzls Abreise nach Rußland entstand, mag nur aus der Ursache erwähnt werden, weil ihr damals übergroße Wichtigkeit beigelegt, und weil sie

den größten Antheil habe an der Huld des Kaisers für ihren Gemal. Der Feldzeugmeister Graf Karl Pellegrini, der Feldmarschall-Lieutenant Graf Moriz Nostitz, Lacy's Neffe, der Generalmajor Graf Johann Georg Browne, und endlich, um nicht lauter Hochgeborne nennen zu müssen, Lacy's Vertrauensperson [1004]), der Oberst im Generalstabe, Joseph Zehentner waren wohl die, auf welche Joseph, der übrigens nicht gerade beständig in seinen Neigungen war, damals am meisten hielt.

Das Erste, was der Kaiser im Augenblicke des Friedensschlusses vornahm, bestand in einer sehr beträchtlichen Verminderung der Stärke des Heeres. Schlägt man die damalige Anzahl desselben auch nur auf 300.000 Mann an, so blieben nach Entlassung von 100.000 noch immer 200.000 Mann und somit mehr übrig, als die Friedensstärke der Armee vor dem Kriege betragen hatte. Der Plan, den man bei Ausführung dieses Gedankens befolgte, bestand ungefähr darin, daß man von jeder Compagnie, die in der Regel mindestens zweihundert Mann zählte, vierzig auf unbestimmte Zeit nach Hause entließ, wo sie sich wieder ihrem früheren Erwerbszweige zu widmen vermochten. Aber die Provinz, der das Regiment angehörte, mußte diese Zahl immer vollständig erhalten. Andere hundert Mann von jeder Compagnie durften sich auf Urlaub begeben und empfingen einen gewissen Betrag für die Reise und auf Kleidung, hatten sich jedoch alljährlich in den Lagern einzustellen, in denen die Truppen in den Waffen geübt wurden; während dieser Zeit erhielten sie die Bezahlung eines Soldaten. Sechzig Mann endlich hatten bei jeder Compagnie zur gewöhnlichen Dienstleistung unter der Fahne zu bleiben. Im Falle des Krieges konnten nicht nur die beurlaubten hundert, sondern auch die zeitweilig entlassenen vierzig Mann einberufen werden, so daß dann der Stand jeder Compagnie sich wieder auf zweihundert Mann erhob.

Ein ähnlicher Vorgang wurde auch bei der Cavallerie beobachtet, nur wurde daselbst jede Schwadron um nicht mehr als zwanzig Mann ingert, dagegen bei jedem Regimente die siebente Schwadron, welche eginn des Krieges gebildet worden war, vollständig aufgelöst [1005]).

Und was den Pferdestand anging, so entschloß man sich zu einer wahrhaft großherzigen Maßregel. So wie Maria Theresia ansehnliche Mengen von Getreide, die in den Kriegsmagazinen aufgespeichert waren, an die durch den Krieg am härtesten mitgenommene Bevölkerung von Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien vertheilen ließ, so geschah ein Gleiches auch mit nicht weniger als dreißigtausend Pferden. Ohne alles Entgelt, aber gegen die Verpflichtung wurden sie der Landbevölkerung verabfolgt, erforderlichen Falles die gleiche Anzahl zum Dienste der Kaiserin zu stellen [1006]).

Ganz besondere Sorgfalt wendete Joseph dem Geschützwesen zu. Bekanntlich hatte Fürst Wenzel Liechtenstein dasselbe, zum Theil sogar auf eigene Kosten, auf eine sehr hohe Stufe gebracht, aber dem Kaiser schien dieß noch bei weitem nicht genügend. Nachdem Liechtensteins Nachfolger Fürst Ulrich Kinsky im Beginne des Jahres 1778 die Stelle eines Generaldirectors der Artillerie niedergelegt hatte, trat der Feldmarschall-Lieutenant Graf Joseph Colloredo an die Spitze des Geschützwesens. Von dem Kaiser aufs eifrigste unterstützt, begann er gleich nach dem Friedensschlusse eine vollständige, auf wissenschaftliche Prinzipien gegründete Umbildung desselben. So große Thätigkeit herrschte in der von ihm errichteten Stückgießerei, daß sie nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung monatlich zwanzig Geschütze vollendete, eine Zahl, welche damals als eine ungemein hohe angesehen wurde. Man sollte glauben, meint unser Gewährsmann, der Kaiser habe in die Artillerie sein ganzes Vertrauen gesetzt [1007]).

Dennoch beschäftigte er sich zu jener Zeit mit einer anderen, die Wehrfähigkeit des Reiches angehenden Frage vielleicht in noch höherem Grade. Während des letzten Feldzuges in Böhmen hatte sich der Kaiser immer mehr von der Unzulänglichkeit der Vertheidigungskraft dieses Landes gegen Angriffe vom Norden her überzeugt, und dadurch wurden die lang schon gehegten, aber niemals zu wirklicher Ausführung gelangten Ideen wegen Erbauung neuer Festungen in Böhmen endlich zur Reife gebracht. Im Juli 1779 erhielt Pellegrini den Auftrag, sich nach Böhmen zu begeben, um nicht nur die daselbst schon

den größten Antheil habe an der Huld des Kaisers für ihren Gemal. Der Feldzeugmeister Graf Karl Pellegrini, der Feldmarschall-Lieutenant Graf Moriz Nostitz, Lacy's Neffe, der Generalmajor Graf Johann Georg Browne, und endlich, um nicht lauter Hochgeborne nennen zu müssen, Lacy's Vertrauensperson [1004]), der Oberst im Generalstabe, Joseph Zehentner waren wohl die, auf welche Joseph, der übrigens nicht gerade beständig in seinen Neigungen war, damals am meisten hielt.

Das Erste, was der Kaiser im Augenblicke des Friedensschlusses vornahm, bestand in einer sehr beträchtlichen Verminderung der Stärke des Heeres. Schlägt man die damalige Anzahl desselben auch nur auf 300.000 Mann an, so blieben nach Entlassung von 100.000 noch immer 200.000 Mann und somit mehr übrig, als die Friedensstärke der Armee vor dem Kriege betragen hatte. Der Plan, den man bei Ausführung dieses Gedankens befolgte, bestand ungefähr darin, daß man von jeder Compagnie, die in der Regel mindestens zweihundert Mann zählte, vierzig auf unbestimmte Zeit nach Hause entließ, wo sie sich wieder ihrem früheren Erwerbszweige zu widmen vermochten. Aber die Provinz, der das Regiment angehörte, mußte diese Zahl immer vollständig erhalten. Andere hundert Mann von jeder Compagnie durften sich auf Urlaub begeben und empfingen einen gewissen Betrag für die Reise und auf Kleidung, hatten sich jedoch alljährlich in den Lagern einzustellen, in denen die Truppen in den Waffen geübt wurden; während dieser Zeit erhielten sie die Bezahlung eines Soldaten. Sechzig Mann endlich hatten bei jeder Compagnie zur gewöhnlichen Dienstleistung unter der Fahne zu bleiben. Im Falle des Krieges konnten nicht nur die beurlaubten hundert, sondern auch die zeitweilig entlassenen vierzig Mann einberufen werden, so daß dann der Stand jeder Compagnie sich wieder auf zweihundert Mann erhob.

Ein ähnlicher Vorgang wurde auch bei der Cavallerie beobachtet, nur wurde daselbst jede Schwadron um nicht mehr als zwanzig Mann verringert, dagegen bei jedem Regimente die siebente Schwadron, welche zu Beginn des Krieges gebildet worden war, vollständig aufgelöst [1005]).

Und was den Pferdestand anging, so entschloß man sich zu einer wahrhaft großherzigen Maßregel. So wie Maria Theresia ansehnliche Mengen von Getreide, die in den Kriegsmagazinen aufgespeichert waren, an die durch den Krieg am härtesten mitgenommene Bevölkerung von Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien vertheilen ließ, so geschah ein Gleiches auch mit nicht weniger als dreißigtausend Pferden. Ohne alles Entgelt, aber gegen die Verpflichtung wurden sie der Landbevölkerung verabfolgt, erforderlichen Falles die gleiche Anzahl zum Dienste der Kaiserin zu stellen [1006]).

Ganz besondere Sorgfalt wendete Joseph dem Geschützwesen zu. Bekanntlich hatte Fürst Wenzel Liechtenstein dasselbe, zum Theil sogar auf eigene Kosten, auf eine sehr hohe Stufe gebracht, aber dem Kaiser schien dieß noch bei weitem nicht genügend. Nachdem Liechtensteins Nachfolger Fürst Ulrich Kinsky im Beginne des Jahres 1778 die Stelle eines Generaldirectors der Artillerie niedergelegt hatte, trat der Feldmarschall-Lieutenant Graf Joseph Colloredo an die Spitze des Geschützwesens. Von dem Kaiser aufs eifrigste unterstützt, begann er gleich nach dem Friedensschlusse eine vollständige, auf wissenschaftliche Prinzipien gegründete Umbildung desselben. So große Thätigkeit herrschte in der von ihm errichteten Stückgießerei, daß sie nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung monatlich zwanzig Geschütze vollendete, eine Zahl, welche damals als eine ungemein hohe angesehen wurde. Man sollte glauben, meint unser Gewährsmann, der Kaiser habe in die Artillerie sein ganzes Vertrauen gesetzt [1007]).

Dennoch beschäftigte er sich zu jener Zeit mit einer anderen, die Wehrfähigkeit des Reiches angehenden Frage vielleicht in noch höherem Grade. Während des letzten Feldzuges in Böhmen hatte sich der Kaiser immer mehr von der Unzulänglichkeit der Vertheidigungskraft dieses Landes gegen Angriffe vom Norden her überzeugt, und dadurch wurden die lang schon gehegten, aber niemals zu wirklicher Ausführung gelangten Ideen wegen Erbauung neuer Festungen in Böhmen endlich zur Reife gebracht. Im Juli 1779 erhielt Pellegrini den Auftrag, sich nach Böhmen zu begeben, um nicht nur die daselbst schon

rathes geschieden und der wenn gleich tüchtige, aber doch weniger befähigte Hadik ihm in derselben gefolgt war, ruhte Alles auf dem Kaiser; ja es fehlte sogar nicht an Leuten, welche glaubten, daß der Hofkriegsrath, allmälig bedeutungsloser geworden, nach dem Tode der Kaiserin gänzlich aufgehoben werden würde [1000]). Wie in Allem, so folgte Joseph auch in militärischen Dingen nur seinem eigenen Kopfe, und es gewinnt fast das Ansehen, als ob er sich ein noch größeres Verständniß für dieselben zutraute, als er wirklich besaß. Allerdings fällte er, wie wir gesehen haben, wenigstens so lang der Krieg noch dauerte, über seine eigenen Feldherrngaben ein sehr bescheidenes Urtheil, aber nach dem für Oesterreich nicht ungünstigen Ausgange des Krieges scheint seine Meinung von sich selbst ziemlich gewachsen zu sein. Lacy allein war es, der noch einigen Einfluß auf ihn übte, und Joseph gab seiner Dankbarkeit für die hervorragenden Dienste, die ihm Lacy während des Krieges geleistet, auch dadurch Ausdruck, daß er wenige Tage vor Abschluß des Friedens ein ungemein schmeichelhaftes Schreiben an ihn ergehen ließ. Trotz seiner sehr weitgetriebenen Sparsamkeit wies der Kaiser dem Feldmarschall die Summe von 24.000 Gulden, welche derselbe während des Krieges bezogen hatte, für die Zeit seines Lebens als Jahrespension an [1001]).

Viel weniger anerkennend als für Lacy war Joseph für Laudon. Wohl finden wir, daß er ihn hie und da mittelst schmeichelhaft lautender Schreiben über verschiedene Dinge zu Rathe zog [1002]), aber er erhob doch keine Einwendung dagegen, ja er förderte wohl gar noch diesen Entschluß, wenn Laudon nach Beendigung des Feldzuges sein Stillleben in Hadersdorf wieder aufsuchte und dort in tiefster Zurückgezogenheit seine Tage verbrachte. Niemand blieb es ein Geheimniß, daß Joseph über die Haltung Laudons im vergangenen Feldzuge ungünstig urtheilte. Wenn er Lacy, ja sogar Hadik ihm vorzog, so setzte er sich dadurch in Widerspruch mit dem competentesten Beurtheiler militärischer Dinge, den es damals gab, mit König Friedrich von Preußen. Auch seinem Scharfblicke war gewiß nicht entgangen, was während des Feldzuges bei Laudons Armee etwa nicht in der Ordnung gewesen sein mochte. Gleichwohl schrieb der König am 8. November seinem

Bruder: „Wenn die Oesterreicher den Marschall Laudon verlieren, „werden Sie keinen Offizier mehr von den erforderlichen Eigenschaften „besitzen, um ihre Armee zu commandiren“ [1003]).

Noch viel wichtiger war es, daß Joseph durch die wenig zuvorkommende Haltung, die er gegen Laudon beobachtete, mit der öffentlichen Meinung seines eigenen Landes in Widerspruch gerieth. Noch vom siebenjährigen Kriege her stand Laudon im besten Andenken bei der Bevölkerung; in ihm sah sie den einzigen, nur durch eigenes Verdienst emporgekommenen Feldherrn, den Vollführer glanzvollster Waffenthaten. In Daun und in Lacy aber erblickte sie nur Hofgenerale, die groß geworden seien durch persönliche Gunst und einflußreiche Verbindung. Durch sein unerträgliches Zaudern, durch die Nichtbenützung errungener Vortheile war Daun fast verhaßt geworden im Volke, so daß seine unleugbar großen Verdienste durchaus nicht die Würdigung fanden, auf die sie eigentlich vollen Anspruch besaßen. Und Lacy hatte nie selbstständig einen Sieg erfochten oder auch nur eine größere Waffenthat vollbracht; daher kannte ihn die Bevölkerung wenig, er stand ihr fern, und mit Unmuth sah sie die Bevorzugung, die er vor ihrem Liebling Laudon von Seite des Kaisers erfuhr. Eine Unzahl Anecdoten, die meisten ohne alle Begründung, wurden verbreitet, in denen das unbefriedigende Verhältniß zwischen dem Kaiser und Laudon, und die wenig glänzende Rolle, die der Letztere in dem vergangenen Feldzuge gespielt, auf die vermeintliche Eifersucht Josephs und Lacy's zurückgeführt wurden, durch welche Laudon verhindert worden sein sollte, den Prinzen Heinrich von Preußen in offener Feldschlacht zu besiegen.

Wenn schon Lacy nicht mehr eigentlich maßgebenden Einfluß auf den Kaiser besaß, so kann dieß von anderen Militärpersonen noch weniger gesagt werden, obwohl mehrere aus ihnen in besonderer Gunst bei ihm standen. Der General der Cavallerie Fürst Karl Liechtenstein wird hiebei in erster Reihe genannt werden müssen, wenn gleich böse Zungen behaupteten, daß das Gefallen an der Fürstin Eleonore, die sich übrigens in dieser schwierigen Stellung durchaus tadellos benahm,

den größten Antheil habe an der Huld des Kaisers für ihren Gemal. Der Feldzeugmeister Graf Karl Pellegrini, der Feldmarschall-Lieutenant Graf Moriz Nostitz, Lacy's Neffe, der Generalmajor Graf Johann Georg Browne, und endlich, um nicht lauter Hochgeborne nennen zu müssen, Lacy's Vertrauensperson [1004]), der Oberst im Generalstabe, Joseph Zehentner waren wohl die, auf welche Joseph, der übrigens nicht gerade beständig in seinen Neigungen war, damals am meisten hielt.

Das Erste, was der Kaiser im Augenblicke des Friedensschlusses vornahm, bestand in einer sehr beträchtlichen Verminderung der Stärke des Heeres. Schlägt man die damalige Anzahl desselben auch nur auf 300.000 Mann an, so blieben nach Entlassung von 100.000 noch immer 200.000 Mann und somit mehr übrig, als die Friedensstärke der Armee vor dem Kriege betragen hatte. Der Plan, den man bei Ausführung dieses Gedankens befolgte, bestand ungefähr darin, daß man von jeder Compagnie, die in der Regel mindestens zweihundert Mann zählte, vierzig auf unbestimmte Zeit nach Hause entließ, wo sie sich wieder ihrem früheren Erwerbszweige zu widmen vermochten. Aber die Provinz, der das Regiment angehörte, mußte diese Zahl immer vollständig erhalten. Andere hundert Mann von jeder Compagnie durften sich auf Urlaub begeben und empfingen einen gewissen Betrag für die Reise und auf Kleidung, hatten sich jedoch alljährlich in den Lagern einzustellen, in denen die Truppen in den Waffen geübt wurden; während dieser Zeit erhielten sie die Bezahlung eines Soldaten. Sechzig Mann endlich hatten bei jeder Compagnie zur gewöhnlichen Dienstleistung unter der Fahne zu bleiben. Im Falle des Krieges konnten nicht nur die beurlaubten hundert, sondern auch die zeitweilig entlassenen vierzig Mann einberufen werden, so daß dann der Stand jeder Compagnie sich wieder auf zweihundert Mann erhob.

Ein ähnlicher Vorgang wurde auch bei der Cavallerie beobachtet, nur wurde daselbst jede Schwadron um nicht mehr als zwanzig Mann verringert, dagegen bei jedem Regimente die siebente Schwadron, welche zu Beginn des Krieges gebildet worden war, vollständig aufgelöst [1005]).

Und was den Pferdestand anging, so entschloß man sich zu einer wahrhaft großherzigen Maßregel. So wie Maria Theresia ansehnliche Mengen von Getreide, die in den Kriegsmagazinen aufgespeichert waren, an die durch den Krieg am härtesten mitgenommene Bevölkerung von Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien vertheilen ließ, so geschah ein Gleiches auch mit nicht weniger als dreißigtausend Pferden. Ohne alles Entgelt, aber gegen die Verpflichtung wurden sie der Landbevölkerung verabfolgt, erforderlichen Falles die gleiche Anzahl zum Dienste der Kaiserin zu stellen [1006]).

Ganz besondere Sorgfalt wendete Joseph dem Geschützwesen zu. Bekanntlich hatte Fürst Wenzel Liechtenstein dasselbe, zum Theil sogar auf eigene Kosten, auf eine sehr hohe Stufe gebracht, aber dem Kaiser schien dieß noch bei weitem nicht genügend. Nachdem Liechtensteins Nachfolger Fürst Ulrich Kinsky im Beginne des Jahres 1778 die Stelle eines Generaldirectors der Artillerie niedergelegt hatte, trat der Feldmarschall-Lieutenant Graf Joseph Colloredo an die Spitze des Geschützwesens. Von dem Kaiser aufs eifrigste unterstützt, begann er gleich nach dem Friedensschlusse eine vollständige, auf wissenschaftliche Prinzipien gegründete Umbildung desselben. So große Thätigkeit herrschte in der von ihm errichteten Stückgießerei, daß sie nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung monatlich zwanzig Geschütze vollendete, eine Zahl, welche damals als eine ungemein hohe angesehen wurde. Man sollte glauben, meint unser Gewährsmann, der Kaiser habe in die Artillerie sein ganzes Vertrauen gesetzt [1007]).

Dennoch beschäftigte er sich zu jener Zeit mit einer anderen, die Wehrfähigkeit des Reiches angehenden Frage vielleicht in noch höherem Grade. Während des letzten Feldzuges in Böhmen hatte sich der Kaiser immer mehr von der Unzulänglichkeit der Vertheidigungskraft dieses Landes gegen Angriffe vom Norden her überzeugt, und dadurch wurden die lang schon gehegten, aber niemals zu wirklicher Ausführung gelangten Ideen wegen Erbauung neuer Festungen in Böhmen endlich zur Reife gebracht. Im Juli 1779 erhielt Pellegrini den Auftrag, sich nach Böhmen zu begeben, um nicht nur die daselbst schon

bestehenden Festungen Königgrätz, Prag und Eger widerstandsfähiger, sondern auch die geeigneten Plätze ausfindig zu machen, an denen die eine oder die andere neue Festung angelegt werden könnte [1008]). Auf die Meldung Pellegrini's, er habe zwei solche Orte gefunden, entschloß sich Joseph, dieselben vorerst persönlich in Augenschein zu nehmen, um die Situation zu prüfen und die Wahl Pellegrini's entweder zu billigen oder zu verwerfen, wonach erst die fernere Verfügung getroffen werden sollte.

Hiemit jedoch nicht zufrieden, dehnte der Kaiser seine Aufgabe noch weiter aus. Er wollte Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Böhmen bereisen, um sich selbst ein Urtheil zu bilden, wo noch Befestigungen anzulegen wären, um Schutz und Deckung zu gewähren gegen Oesterreichs gefährlichsten Feind, den König von Preußen. Doch ist es unmöglich, hier auf all die Wahrnehmungen einzugehen, die der Kaiser machte und über welche er nicht nur seiner Mutter berichtete, sondern weit ausführlicher noch an Lacy schrieb. Nur das mag anzuführen erlaubt sein, daß er die Behauptung aufstellte, nicht so sehr auf Mähren und Schlesien als auf Böhmen müsse man das Augenmerk richten, wenn man die Vertheidigung des Reiches im Sinne habe. Nur wenn man Böhmens versichert sei, würden die in Schlesien anzulegenden Werke, für welche er den Galgenberg bei Troppau empfahl, von Nutzen sein können.

Am 18. August hatte der Kaiser Wien verlassen, am 20. kam er nach Olmütz, am 22. nach Teschen und am 26. nach Troppau. Wer das Tagebuch liest, welches Joseph, so wie über alle seine Reisen, so auch über diese führte, kann sich nicht genug wundern, wie ausschließlich der Kaiser sich mit militärischen Dingen, insbesondere mit der Aufsuchung geeigneter Plätze zur Anlegung von Festungswerken beschäftigte. Immer zu Pferde, verfolgte er den ganzen Grenzzug gegen Preußen, jede Straße, jeden Paß, jede Schlucht, die in das Nachbarland führten, mit Aufmerksamkeit betrachtend. Am 8. September war er in Nachod, am 11. in Trautenau und am 15. traf er in Reichenberg ein. Ueber Rumburg und Tetschen führte sein unermüdlicher Ritt ihn am 27. September nach Postelberg, nahe bei

Leitmeritz, wo nun die Prüfung der Oertlichkeit begann, auf welcher, und zwar dort, wo die Dörfer Deutsch-Kopist und Trabschitz lagen, nach der Meinung Pellegrini's eine Festung gebaut werden sollte.

Das Urtheil des Kaisers fiel nicht gerade sehr günstig aus. „Die „Natur scheint allda", schrieb er in sein Tagebuch, „gar nichts gegeben „zu haben, und sind unendlich viele Hinderniſse noch vorhanden, da „sehr vieles mit dem Wassergebäu gerichtet, eine unendlich große Erd- „aufschüttung, um sich über die höchsten Wässer zu erheben, geschehen, „der Eger ein neuer Rinnsal gegeben und kurz solche Zubereitung „gemacht werden muß, die noch vieler Ueberlegung bedarf" [1009]).

Ueber Saatz begab sich nun Joseph nach Eger, wo er am 2. October eintraf und seine ganze Zeit ebenfalls nur dem Besuche der Festungswerke widmete. Obwohl man, sagt er über sie, nach Thunlichkeit gearbeitet habe, um sie nur in etwas haltbaren Stand zu versetzen, seien sie doch so ungünstig gelegen, daß sie sich unmöglich vertheidigen könnten. Was man aber neu zu erbauen beabsichtige, würde eine zweite und größere Festung als Eger werden und doch gleichfalls von den naheliegenden Höhen beherrscht sein. Außerdem würde der felsige Boden sehr große Schwierigkeiten darbieten.

Ueber Pilsen ging Joseph nach Prag, wo er am 6. October ankam und durch sieben Tage blieb. Am Nachmittage des 13. October fuhr er nach Brandeis; hier stieg er am folgenden Morgen neuerdings zu Pferde und besuchte nun der Reihe nach Münchengrätz, Gitschin und Jaromircz, von wo er sich am 17. October auf das Plateau von Pleß begab, woselbst Pellegrini die zweite neu projectirte Festung anlegen wollte. Ueber Königgrätz kehrte der Kaiser nach Prag zurück, wo er am 19. October eintraf und bis zum 22. October verweilte.

Nicht aus Josephs eigenen, sondern aus den Aufzeichnungen eines gleichzeitigen Berichterstatters können wir entnehmen, daß seine Reise nach Böhmen nicht allein für die militärische Vertheidigung dieses Landes von Erfolg war. Da der Kaiser fast nur die Gegenden wieder besuchte, die im vergangenen Jahre der Schauplatz des Krieges gewesen

waren, wurde er Augenzeuge des sehr großen Elendes, welches in Folge dessen trotz aller Gegenmaßregeln, die getroffen worden, noch dort herrschte. Joseph befahl daher, daß alle Contributionen, welche die österreichischen Truppen auf preußischem Gebiete erhoben hatten, an diejenigen Bewohner Böhmens vertheilt werden sollten, die der Krieg am meisten geschädigt. Und um den Grenzdistricten, deren Bewohner sich meist nur mit Leinweberei kümmerlich erhielten und nun in drückendster Nothlage sich befanden, Unterstützung zu gewähren, ließ er aus seinem Privatvermögen um nicht weniger als viermalhunderttausend Gulden Leinwand in ganz kleinen Partien ankaufen [1010]).

Ehe er Prag wieder verließ, faßte der Kaiser das Resultat seiner Wahrnehmungen in einen ausführlichen Bericht zusammen, den er seiner Mutter erstattete. Für ganz unerläßlich erklärte er die Erbauung der beiden Festungen zu Trabschitz und zu Pleß: ohne sie könne man unmöglich an eine gute Defensive, noch weniger aber an eine Offensive auch nur denken. Keine Ausgabe sei nothwendiger, dringender und besser angewendet als diese. Doch müßten beide Festungen gleichzeitig gebaut werden, indem die eine ohne die andere nur geringen Werth besäße, beide zusammengenommen aber von unberechenbarem Vortheile wären [1011]).

Es geschah nicht nur mit Zustimmung, sondern auf Veranlassung Josephs, daß seine Anträge den drei Feldmarschällen Lacy, Hadik und Laudon zur Begutachtung mitgetheilt wurden. Wie man voraussehen konnte, äußerten sie sich beifällig, und nach doppelter Richtung hin wurde nun mit den Vorarbeiten zur Anlegung der beiden Festungen der Anfang gemacht. Während man unter der Leitung Pellegrini's die Pläne hiezu entwarf, begannen die Verhandlungen, um in Besitz des erforderlichen Terrains zu gelangen. Die Dörfer Deutsch Kopitz und Trabschitz wurden mit den dazu gehörigen Grundstücken eingelöst und der Erde gleichgemacht, dagegen aber zwei neue Dörfer gleichen Namens in der Umgegend errichtet und den obdachlos werdenden Einwohnern überlassen. An Stelle der demolirten Ortschaften wurde

die Festung gebaut, welche den Namen Theresienstadt erhielt. Was aber Pleß betraf, so erkaufte der Staat die Herrschaft Smirschitz, zu welcher jenes Dorf gehörte, von dem Fürsten Johann Wenzel von Paar um eine sehr beträchtliche Summe. Die neue Festung behielt den Namen Pleß, der erst von Kaiser Franz zu Ehren des Erbauers in Josephstadt umgeändert wurde.

Mit der Bereisung des nördlichen Böhmens war jedoch die Aufgabe, welche Joseph sich gestellt hatte, noch bei weitem nicht erschöpft. Schon in Wien hatte er den Gedanken gefaßt, auch den Landstrich, der in Folge des Teschner Friedens an Oesterreich gefallen war, und das oberösterreichische Salzkammergut zu besuchen. Was die letztere Tour anging, beauftragte der Kaiser von Leitmeritz aus den in Linz commandirenden Feldmarschall-Lieutenant von Langlois, ihm einen Plan zu deren Ausführung zu entwerfen. Weil es um Gegenden sich handelt, welche heut zu Tage fast Jedermann kennt, wird es nicht unwillkommen sein zu erfahren, daß Langlois sich eilends nach Gmunden begab, sich mit dem Director der Salinen, Joseph von Riethaber näher zu besprechen. Sie kamen überein, dem Kaiser den Vorschlag zu machen, er möge von Lambach aus den Traunfall und dann Gmunden besuchen, den See überschiffen und seinen Ausflug bis Ischl ausdehnen. Da die Salzwerke überall gleich seien, könne er sich den Anfangs von Langlois ebenfalls projectirten Besuch Hallstatts ersparen [1012]).

Ueber Tabor und Budweis begab sich Joseph nach Linz, wo er am 24. October eintraf und den folgenden Tag verweilte. Am 25. fuhr er über Wels und Lambach zum Traunfall und nach Gmunden, von da aber bei herrlichem Wetter über den See. In Ebensee besichtigte er die Salzpfannen und die übrigen zum Salzwesen gehörigen Anstalten; ein Salzbergwerk sah er jedoch nicht, denn statt nach Ischl weiter zu reisen, kehrte er noch an demselben Tage nach Gmunden zurück.

„Diese Theile des Salzkammergutes", schrieb er am folgenden Morgen seiner Mutter, „sind sehr interessant, und ich bin unendlich

„befriedigt, sie gesehen zu haben. Der Traunsee ist prachtvoll, und „da wir gestern sehr schönes Wetter hatten, war die Spazierfahrt zu „Wasser wirklich reizend. Heute gehe ich nach Frankenmarkt, mich der „neuen Grenze zu nähern, und morgen beginne ich die Rundreise zu „Pferde; sie wird sechs oder sieben Tage dauern" [1013]).

So geschah es denn auch wirklich. Nicht in Frankenmarkt, wo er übernachtete, sondern in Obermühlham stieg Joseph am Morgen des 28. October zu Pferde und ritt über Straßwalchen, das jedoch damals schon salzburgisch war, von Joseph aber als eine zwischen Salzburg und dem Innviertel streitige Ortschaft angesehen wurde, nach Tannberg auf Innviertler Boden. Von da umritt er die Herrschaft Mattsee, die er gleichfalls als streitig betrachtete, und setzte dann die Reise bis Perwang fort, wo er im Pfarrhofe über Nacht blieb. Mattsee wäre, schrieb er Abends in sein Reisejournal, für Oesterreich in keiner anderen Beziehung etwas werth, als daß es fruchtbareren Boden und dichtere Bevölkerung als der angrenzende District besitze. In einem späteren Briefe an seine Mutter aber spricht sich der Kaiser in ganz anderem Sinne hierüber aus. Er erklärt Mattsee für eine sehr ansehnliche Herrschaft und denkt daran, es von Salzburg im Tauschwege gegen das Zillerthal zu erwerben. Und was Straßwalchen angehe, so trage das dortige Zollamt allein 40.000 Gulden [1014]).

Am folgenden Morgen begab sich Joseph in Begleitung des Generals Browne auf die Spitze des Haunsberges, dessen drei Klafter lange Kuppe, von wo aus man eine unbeschreiblich schöne Aussicht genießt, noch heut zu Tage der Kaiserplatz heißt [1015]). Aber nicht dem Naturgenusse gab Joseph sich hin, sondern die vor ihm aufgeschlagene Karte mit der Wirklichkeit vergleichend, ließ er seinen Blick nach den schönen Gefilden des vor ihm liegenden Salzburger Landes schweifen, im Stillen berechnend und mit Browne erörternd, wie viel er etwa davon für sich und für Oberösterreich in Anspruch zu nehmen vermöchte.

Noch im Laufe des 29. October ritt der Kaiser über Wildshut und durch den Weilharter Forst nach Ach, das am rechten Ufer der

Salza, Burghausen gegenüber liegt. Von da setzte er seinen Weg nach Braunau fort, wo er erst am Spätabende eintraf. Den nächsten Tag arbeitete der Kaiser mit dem oberösterreichischen Landrathe Freiherrn von Pocksteiner, der wie es scheint, Anfangs mit der Verwaltung des Innviertels betraut war. „Er ist ein guter Arbeiter, besitzt klare Ge„danken und vielseitige Kenntnisse und ist endlich allgemein beliebt", so spricht sich Joseph über ihn gegen die Kaiserin aus [1016]).

Nachdem er am Nachmittage des 30. October die Festungswerke von Braunau und die Kasernen besichtigt, ritt Joseph am folgenden Tage, den Inn entlang, über Hagenau, Mühlheim und Kirchdorf nach Obernberg, wo es ihn unangenehm berührte, daß dieser Marktflecken, obgleich am rechten Ufer des Inn gelegen, nicht zu Oesterreich, sondern zu Passau gehörte; „er convenirt", so lautet die hierauf bezügliche Bemerkung des Kaisers, „allerdings hieher". Ueber Reichersberg begab er sich nach Schärding, das kurz vorher durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt worden war. Noch an demselben Abende schrieb er der Kaiserin und berichtete ihr über dasjenige, was er bisher gesehen. „Wenn man an das denkt, was uns hätte gelingen können", sagt er ihr, „dann ist die Sache freilich nur gering. An und für sich aber ist „dieser Landstrich schön und gut und für Oberösterreich ungemein „passend; er wird doch fast 80.000 Einwohner besitzen und sein „Erträgniß kann auf eine halbe Million Gulden veranschlagt werden. „Die Leute scheinen, außer einigen Gutsherren und Amtmännern „zufrieden und guten Willens; die Unordnung, die hier herrschte, „überschreitet selbst die Dummheit der Menschen, und das will viel „sagen, denn sie übertrifft alle Begriffe."

So wie Mattsee von Salzburg, will der Kaiser Obernberg von Passau für Oesterreich erwerben, denn er meint, daß man dessen dringend bedürfe. Er erzählt aber nichts darüber, ob er es schon damals von dem Cardinal Firmian in Anspruch genommen habe, von dem er am 1. November, nachdem er noch die am linken Ufer des Inn gelegene österreichische Grafschaft Neuburg besucht hatte, in Passau feierlich empfangen wurde. Der Kaiser verweilte jedoch nur kurze Zeit

daſelbſt; er nahm in Schärdenberg ſein Nachtquartier und kehrte dann von Engelhartszell, auch auf dieſer Strecke mit dem Gedanken einer für Oeſterreich günſtigen Regulirung der Landesgrenze gegen Paſſau ſich tragend, nach Linz zurück, wo er am 3. November eintraf.

„Das Wetter hat uns", berichtete er noch an demſelben Tage ſeiner Mutter, „ganz beſonders bevorzugt. Wir konnten Alles wunder-
„bar gut ſehen, und noch heute hatte ich von Engelhartszell hieher die
„glücklichſte Fahrt, die nur immer gedacht werden kann; in fünf
„Stunden war ich hier. Ich bin ſehr erfreut dieſes Land geſehen,
„und glaube keinen üblen Eindruck auf deſſen Bewohner hervor-
„gebracht zu haben; ſo dumm ſie auch ſind, ſo waren ſie doch von
„dem Unterſchiede frappirt, daß nachdem ſie faſt durch vierzig Jahre
„dem Kurfürſten gehört hatten, er niemals nur wenige Stunden weit
„kam, um ſie zu ſehen, während ich, kaum ſechs Monate nachdem ſie
„öſterreichiſches Erbland geworden, ſie beſuchte, um mich von ihren
„Verhältniſſen zu unterrichten."

Auch jetzt wieder kommt Joſeph, und das trübt wirklich den guten Eindruck, welchen ſein Eifer für das Beſte des Staates ſonſt hervorbringen müßte, auf die Grenzſtreitigkeiten mit Salzburg und mit Paſſau zurück. Dem Erzbiſchofe von Salzburg gegenüber möge man, ſo meint er, nur feſt auf den einmal angenommenen Grundſätzen beharren, und man werde gewiß durchdringen. Dem Cardinal von Paſſau aber habe er, berichtet der Kaiſer, noch von Engelhartszell aus geſchrieben und ihn um eine Regulirung der Landesgrenze erſucht. Durch die Lage der Grenzſteine und durch den mit den thatſächlichen Verhältniſſen übereinſtimmenden Wortlaut der Documente werde das Recht Oeſterreichs außer Zweifel geſtellt. Und ebenſowenig ſei es möglich, den Brückenkopf von Braunau, den man beſetzt habe, Baiern zu überlaſſen [17].

Daß übrigens der Kaiſer im Innviertel doch nicht allein dem Grenzzuge und den militäriſchen Einrichtungen, ſondern daß er auch dem Zuſtande des Landes und den Verhältniſſen der Einwohner ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, geht aus einem Reſcripte hervor, das er noch

von Schärdenberg aus an den Landeshauptmann Grafen Thürheim erließ. Was ihm im Innviertel am meisten aufgefallen war, bestand in den ungemein zahlreichen Umzäunungen der Wiesen und der Felder. Dem sollte allmälig, und zwar nicht nur wegen des allzu großen Holzverbrauches, sondern auch aus einem zweiten, wirklich sonderbaren Grunde gesteuert werden. Denn nach der Meinung des Kaisers gereichte diese Einrichtung der Bevölkerung zum Schaden, weil der Bauer einer geringeren Anzahl von Leuten zum Hüten des Viehes und somit weniger Gesinde bedürfe.

Außerdem sollte die Vermehrung der Bevölkerung gefördert und dem vermeintlichen Uebelstande gesteuert werden, den Joseph darin erblickte, daß mehrere Bauernwirthschaften sich in der Hand eines und desselben Besitzers befanden. Die Regulirung der Salza und dadurch die Verhinderung der Schäden, die durch Hochwässer angerichtet wurden, hatte sich Thürheim ganz besonders angelegen sein zu lassen. Endlich wurde nicht Braunau, sondern das mehr im Mittelpunkte des Innviertels befindliche Ried zum Sitze des Kreishauptmannes gemacht, der gleichzeitig die nahegelegene Grafschaft Neuburg verwalten sollte [1018]).

In Linz gab es keine Festungswerke zu besichtigen; dagegen besuchte der Kaiser die dortige Wollenzeugfabrik, von der man ihm sagte, daß gegen achthundert Menschen täglich in ihren Mauern beschäftigt seien, im Ganzen aber gegen zwanzigtausend durch sie ihren Lebensunterhalt gewännen. Zuchthaus, Waisenhaus, Spital und Kaserne waren nun die nächsten Zielpunkte der Besuche des Kaisers, der sich sodann nicht nur auf dem neu angelegten öffentlichen Spaziergange vor dem Landhause, sondern des Abends auch im Casino einfand, „wo sich", wie er selbst sagt, „schier die ganze Stadt versammelt „hatte" [1019]).

Ueber St. Pölten, Krems und Stockerau kehrte der Kaiser am 7. November, somit nach einer Abwesenheit von nicht viel weniger als drei Monaten nach Wien zurück.

Achtzehntes Capitel.

Kaiser Joseph in Rußland.

Auch wer die Anschauungen, von denen der Kaiser ausging, nicht gutheißen, und die Zwecke, die er verfolgte, nicht billigen sollte, wird doch dessen selbstaufopfernder Rastlosigkeit im Dienste des Staates die höchste Bewunderung unmöglich versagen können; ja man wird wohl behaupten dürfen, daß ihm hierin weder zu seiner Zeit noch vor oder nach ihm kaum irgend Jemand gleichkam. Gewiß dürfen auch Maria Theresia und König Friedrich von Preußen Anspruch erheben auf das Zeugniß angestrengter Thätigkeit im Interesse ihrer Staaten, aber so ganz ausschließlich wie Joseph haben sie sich demselben doch niemals gewidmet. Ein nicht allzu gering bemessener Theil ihrer Zeit war bei Maria Theresia nicht nur dem Kreise ihrer Familie, sondern in ihren jüngeren Jahren auch den Vergnügungen, in den späteren aber den Andachtsübungen geweiht, während Friedrich, wie seine umfangreichen Schriften es darthun, seinen literarischen Arbeiten nicht wenig Zeit schenkte. Joseph aber hatte, und insbesondere in den Jahren, von welchen jetzt die Rede ist, für gar nichts Sinn als für den Staat. Mit dem, was nach seiner Meinung demselben von Vortheil sein sollte, beschäftigten sich seine Gedanken unaufhörlich, und mit völliger Nichtachtung seiner selbst, seiner Bequemlichkeit, ja seiner Gesundheit that er persönlich Alles, wovon er glaubte, daß es dem Staate Gewinn bringen könnte. Die oft höchst beschwerlichen Reisen, die er in dieser Absicht unternahm, zuletzt noch sein anstrengender Ritt durch das Grenzgebirge Böhmens bei weit vorgerückter Herbstzeit, um die zur Anlegung von Festungen geeignetsten Plätze ausfindig zu machen,

beweisen deutlich, daß der Kaiser auf sich selbst nicht im mindesten Rücksicht nahm, wenn es den Staat, dessen Wohl und Sicherstellung galt.

Wenn sich auch der Natur der Sache nach diese Thätigkeit des Kaisers vorzugsweise auf das militärische Gebiet erstreckte, so blieb ihr doch, wie wir bereits gesehen haben, kein einziger Zweig des öffentlichen Lebens fremd. Vornehmlich aber waren es die auswärtigen Angelegenheiten, mit denen er, durch die Verhandlungen, an welchen er sich seit Beginn des Jahres 1778 so lebhaft betheiligt hatte, auf sie neuerdings gelenkt, sich noch weit mehr beschäftigte, als es in den letzten Jahren vor 1778 der Fall gewesen war. Wie in fast allen Fragen, die auf des Staates innere Verwaltung sich bezogen, stimmten auch die Ansichten des Kaisers über die nach Außen hin zu beobachtende Politik mit denen seiner Mutter nur wenig überein. Bei weitem nicht so viel Werth als sie legte er auf die Allianz mit Frankreich, und die zweideutige Haltung, welche der Hof von Versailles während des baierischen Erbfolgekrieges eingenommen, die geringen Dienste, die er Oesterreich bei den Friedensverhandlungen geleistet hatte, mußten nothwendiger Weise dahin führen, daß der Kaiser von nun an über dieses Bündniß noch weit wegwerfender urtheilte als zuvor. Die Verkehrtheit der politischen Maßregeln Frankreichs, der Seekrieg gegen England, in den es sich so unbedachtsam stürzte, die in immer höherem und erschreckenderem Maße an den Tag tretende Verkommenheit der öffentlichen Zustände in Frankreich und die sich hieraus ergebende Schwäche der Regierung, die Doppelzüngigkeit der letzteren endlich wiesen wie von selbst darauf hin, nach anderer Richtung die Blicke auszusenden, von woher sich Oesterreich, ohne gerade die Allianz mit Frankreich offen zu verletzen und in die alte Feindschaft mit diesem Staate zu gerathen, doch aus der Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen ausgiebigeren Nutzen und thatsächlichen Gewinn versprechen konnte.

Diesen letzteren Preis, den der Allianz mit Frankreich hätte man bezahlen müssen, wenn man das alte Bündniß mit England neu aufleben machen wollte. Aber ganz abgesehen davon, daß sich

Maria Thereſia nie hiezu verſtanden hätte, muß man wohl auch ſagen, der zu erreichende Zweck wäre des für ihn darzubringenden Opfers, ſelbſt wenn man es ſo gering achten wollte, wie es wohl von Seite des Kaiſers geſchehen wäre, dennoch nicht werth geweſen. Keinen Augenblick ließ ſich verkennen, bei der Schwäche ſeiner Landmacht und dem Umſtande, daß England in den Kampf mit Frankreich und mit Spanien, ja mit den eigenen amerikaniſchen Colonien verwickelt war, konnte Oeſterreich ſich von einer Annäherung an England kaum irgendwelchen Nutzen verſprechen, während es, wie ſo oft ſchon, auch jetzt wieder von England wohl dazu mißbraucht worden wäre, ihm mit ſeiner zahlreichen und erprobten Streitkraft ſchwerwiegende, aber darum doch nicht weniger unbelohnt bleibende Dienſte zu leiſten.

An ein Freundſchaftsverhältniß zu Preußen, ja noch mehr, an ein Bündniß mit König Friedrich auch nur einen Augenblick zu denken, hätte in dem damaligen Oeſterreich wohl Jedermann als Wahnſinn betrachtet. Der Haß gegen ihn, welchem Kaunitz ſchon vor Ausbruch des baieriſchen Erbfolgekrieges ſo energiſchen Ausdruck verliehen, war leicht begreiflicher Weiſe durch die feindſelige Haltung des Königs und das durch ſie herbeigeführte Scheitern des größten Theiles der mit ſo viel Vorliebe gehegten Entwürfe nur noch erbitterter geworden. Bei Niemand konnte dieß in höherem Maße der Fall ſein als bei dem, der jene Projecte mit ſo viel Eifer verfolgt und ſie mit ſo viel Nachdruck zur Durchführung zu bringen geſucht hatte, dem Kaiſer ſelbſt. Wenn daher auch Joſeph dem preußiſchen Geſandten Riedeſel nach deſſen Rückkehr die Verſicherung gab, ſeine Geſinnung der Achtung und der Ehrfurcht für den König habe durch den Krieg keine Veränderung erlitten, ſo war dieß kaum viel anderes als ein Act nothgedrungener Selbſtbeherrſchung zu nennen. Aufrichtiger als Joſeph handelte Maria Thereſia, wenn ſie dem preußiſchen Geſandten nicht von ihrer Achtung für den König, ſondern nur von ihrer wahren Friedensliebe ſprach [2].

Konnte von einem Bündniſſe mit England und noch weniger von einem ſolchen mit Preußen auch nicht von fern die Rede ſein, ſo

blieb nur noch ein einziger Staat in Europa übrig, mit welchem eine Allianz für Oesterreich in der That begehrenswerth erschien. Rußland war dieß, und hatte Joseph schon seit langer Zeit die Wiederherstellung besserer Beziehungen zu diesem Staate, ja wo möglich die Herbeiführung eines Bündnisses mit ihm aufs sehnlichste gewünscht, so war er hierin durch die Ereignisse der Jahre 1778 und 1779 nur noch bekräftigt worden. Denn nicht in dem bewaffneten Auftreten König Friedrichs, sondern nur in der Parteinahme Rußlands für Preußen, wenn sie auch nicht bis zu offener Betheiligung am Kampfe gediehen war, erblickte er das Zwangsmittel, das ihm die Durchführung seiner Plane unmöglich gemacht hatte. Hierin eine Aenderung anzubahnen, schien ihm dringend geboten, und er hielt es für unerläßlich, sich nicht mehr auf bloße Wünsche zu beschränken, sondern Hand anzulegen zur Verwirklichung jenes Gedankens. Mit um so größerer Aussicht auf Erfolg glaubte der Kaiser dieß thun zu können, als nach seiner Meinung sich einem solchen Projecte bisher nicht sachliche, sondern nur persönliche Hindernisse in den Weg gestellt hatten. Nicht nur er selbst, auch Kaunitz war ja überzeugt, daß Rußlands eigener Vortheil, wenn richtig aufgefaßt, ihm die Allianz mit Oesterreich bei weitem wünschenswerther als diejenige mit Preußen erscheinen lassen müsse. Wenn es gleichwohl an letzterer festhalte, so sei die Ursache hievon zunächst in der Beeiferung des Königs von Preußen, der maßlosen Eitelkeit der Kaiserin Katharina zu schmeicheln, und in der fast kriechenden Unterwürfigkeit zu suchen, die er ihr jederzeit bezeige. Außerdem sei der Kaiserin von Rußland die Mißachtung, mit der die sittenstrenge Maria Theresia sie beurtheile, kein Geheimniß, und sie zahle ihr, des für sie beschämenden Unterschiedes zwischen ihr selbst und Maria Theresia sich wohl bewußt, mit gleicher Abneigung anheim [1021]).

Diese gegenseitige Verstimmung der beiden Kaiserinnen mochte jedoch durch die Annäherung, welche den Teschner Friedensverhandlungen vorhergegangen war, etwas gemildert worden sein. Und überdieß meinte man bestimmt zu wissen, daß Katharina seit einiger Zeit weniger günstig über Friedrich urtheile als zuvor. Willkürliche

Verfügungen, die er getroffen, vergleiche sie mit den grausamen Gewaltmaßregeln, welche Peter der Große im Zustande der Trunkenheit befahl. Was Friedrich thue, sagte sie, schmecke nach Barbarei und Altersschwäche [1022]). Ein wohl unterrichteter Gewährsmann aber behauptete, der König von Preußen habe am Hofe von St. Petersburg über das Ziel hinausgeschossen, und wie dieß so oft der Fall, weil er gar zu schlau sein wollte, sich nur selbst betrogen [1023]).

Wie dem übrigens auch sein mochte, gewiß ist nur, daß Joseph bald nach Beginn des Jahres 1780 den geeigneten Zeitpunkt für gekommen hielt, um den entscheidenden Schritt zu persönlicher Annäherung an die Kaiserin Katharina zu thun. Die kundbar werdende Absicht derselben, in den Monaten Mai und Juni 1780 eine Reise nach Weißrußland zu unternehmen, bot ihm einen passenden Anlaß hiezu dar. Am 1. Februar besuchte er ganz allein und ohne jedes Gefolge, wie er zu thun gewohnt war, den russischen Botschafter Fürsten Galitzin in dem Hause, das der Letztere im Prater bewohnte. Nach wenigen Eingangsworten über gleichgiltige Dinge frug er ihn, ob es wahr sei, was in den Zeitungen über eine demnächst bevorstehende Reise der Kaiserin von Rußland nach den westlichen Provinzen ihres Reiches erzählt werde. Galitzin mußte eingestehen, daß ihm hierüber nichts Näheres bekannt sei. Sollte diese Nachricht sich bestätigen, erwiederte der Kaiser, so wäre er wohl gesonnen, anläßlich seiner eigenen Reise nach Galizien die Kaiserin auf russischem Gebiete zu besuchen, um sie persönlich kennen zu lernen. Das sei aber auch der einzige Zweck, den er im Auge habe; er verfolge keine politischen Plane und hege nicht entfernt die Absicht, über solche mit der Kaiserin Verhandlungen zu pflegen. Er wünsche nichts als sie zu sehen. Galitzin möge daher ihr selbst hierüber berichten, denn diese Angelegenheit solle durchaus zu keiner Staatsaction werden, sondern eine rein persönliche bleiben.

Gegen Jedermann das Geheimniß treu bewahrend, sandte Galitzin unverzüglich einen Eilboten nach Rußland, und mit gleicher Raschheit erhielt er von dort die Antwort. In den verbindlichsten Ausdrücken

nahm Katharina das Anerbieten des Kaisers an; die Stadt Mohilew, in der sie am 7. Juni einzutreffen gedachte, bezeichnete sie als den geeignetsten Ort für die Zusammenkunft [1024]).

Es scheint daß sogar Lacy, des Kaisers eigentlicher Vertrauensmann und bekanntlich auch zu Galitzin in den freundschaftlichsten Beziehungen, nicht schon im voraus von der Absicht Josephs unterrichtet war. Auch in den wenigen Zeilen, die ihm der Kaiser in dem Augenblicke eigenhändig schrieb, in welchem ihn Galitzin von der zustimmenden Antwort der Kaiserin von Rußland verständigte, wird man eine Bestätigung dieser Vermuthung finden. Noch interessanter aber werden die Worte des Kaisers durch das grelle Streiflicht, das sie auf seinen eigentlichen Beweggrund zu diesem Entschlusse werfen. „Hier ist", so lauten sie, „die Antwort, die mir Fürst Galitzin auf „den Wunsch zukommen läßt, den ich ihm kundgab, zu wissen, ob die „Kaiserin von Rußland sich den Grenzen Galiziens zu nähern gedenke? „Lesen Sie dieselbe und ich bitte dann um deren Rücksendung. Wir „werden darüber sprechen, und ich kann nicht leugnen, daß ich neu„gierig bin, diese Bekanntschaft zu machen. Könnte ich dadurch nur „die Galle des geliebten Friedrich so aufregen, daß er daran um„komme" [1025]).

Ist es zwar wahrscheinlich, aber doch nicht ganz gewiß, daß Joseph sich ohne Lacy's Vorwissen direct an Galitzin gewendet hatte, so läßt sich solches in Bezug auf Kaunitz wohl bestimmt behaupten [1026]). Ja man wird sogar sagen dürfen, daß der Fürst sich nicht wenig empfindlich zeigte, als er zuerst durch Galitzin Kenntniß von der nach Rußland gerichteten Anfrage des Kaisers erhielt, und als Galitzin darauf bestand, daß gerade durch seine Vermittlung die Antwort an den Kaiser geleitet werde [1027]). Joseph aber erwiederte hierauf dem Staatskanzler in folgender Weise:

„Ich bin erfreut, mein Fürst, daß diese Gelegenheit Sie von „einer Sache unterrichtete, von der ich schon seit langer Zeit mit „Ihnen reden wollte. Da ich Sie jedoch so selten sehe, gestehe ich, „daß ich es in den wenigen Augenblicken vergaß, in denen wir

„zuſammen ſprachen. Ich werde daher morgen Früh zu Ihnen kommen, „mich mit Ihnen zu unterreden und gemeinſam die Antwort feſtzu„ſtellen, die ich Sie dann bitten werde, dem Fürſten Galitzin zu „geben. Sie kann nur ſehr einfach ſein und in nichts als in der „Annahme des Vorſchlages beſtehen, von welchem Ihre Majeſtät, „ſowohl ehe ich die Frage in Anregung brachte, als jetzt nach dem „Eintreffen der Antwort in Kenntniß geſetzt wurde. Eine Reiſe „nach Galizien, die ich ohnehin unternehmen wollte, wird die Sache „als etwas ſo Natürliches erſcheinen laſſen, als nur immer mög„lich iſt" [1028]).

Ausdrücklich ſagt der Kaiſer, daß er nur mit Vorwiſſen ſeiner Mutter der Kaiſerin Katharina den Vorſchlag einer Zuſammenkunft gemacht habe. Was es jedoch mit dieſer vorläufigen Verſtändigung eigentlich auf ſich hatte, und wie ſie durchaus nicht als eine Zuſtimmung zu der Reiſe Joſephs nach Rußland aufgefaßt werden darf, wird aus dem ſtreng vertraulichen Briefe klar, den Maria Thereſia vier Tage nach dem Eintreffen der Antwort aus St. Petersburg an Mercy abgehen ließ. Der Kaiſer habe ihr, ſchrieb ſie, ſchon während des Winters und wie im Scherze ſeinen Wunſch zu erkennen gegeben, mit Katharina während ihrer beabſichtigten Reiſe nach Mohilew zuſammen zu treffen, indem er ſich zu gleicher Zeit nach der Bukowina verfügen würde. „Sie können ſich wohl denken", fährt Maria Thereſia gegen Mercy wörtlich fort, „wie wenig ich einen ſolchen Plan guthieß, eben„ſowohl des Eindruckes wegen, den dieſe Zuſammenkunft auf die „übrigen Mächte hervorbringen mußte, als wegen der Abneigung und „des Abſcheues, die ich gegen Katharina mit derjenige der Kaiſerin von Ruß„land nur immer nähre. Der Kaiſer aber, jederzeit unerſchütterlich „in ſeinen Gedanken, hat darum nicht minder, und noch dazu ohne „Vorwiſſen des Fürſten Kaunitz dem hieſigen ruſſiſchen Miniſter Fürſten „Galitzin davon Eröffnung gemacht. Die Kaiſerin Katharina habe „darauf in ſchmeichelhaftem Wege geantwortet und zuletzt bemerkt, „es werde die Sache ſo lange verſchoben, daß ſie nicht [illegible] „wenn der Großfürſt von der Reiſe zurückkommt, [illegible] „meine Maria Thereſia von Rußland aus werde ihnen die entſprechende

Mittheilung an den König von Preußen ergangen sein. „Das ist ein „neuer Beweis", mit diesen Worten schließt die Kaiserin den Brief an Mercy, „wie wenig ich im Stande bin, den Ideen meines Sohnes „Einhalt zu thun, obwohl ich dann immer in die Lage komme, ein„bezogen zu werden in deren Tadel. Der Kaiser entwirft sich den „schönsten Plan von all dem Guten, das seine Zusammenkunft mit „der Kaiserin nach sich ziehen soll. Schon im voraus freut er sich „des Herzleids, das sie dem Könige von Preußen verursachen wird. „Ich bin davon durchaus nicht überzeugt, und mit Bedauern sehe ich, „daß man immer neuen Stoff aufhäuft, die Erbitterung des Königs „zu vermehren und unsere Alliirten in Unruhe zu versetzen" [1029]).

Daß Maria Theresia nicht nur unter dem ersten Eindrucke des Entschlusses ihres Sohnes, sich nach Rußland zu begeben, ihre Mißbilligung aussprach, wird durch einen Brief bewiesen, den sie fast vier Monate später gleichfalls an Mercy schrieb. Die Reise des Kaisers nennt sie darin eines der traurigsten Ereignisse, von welchem sie nur immer habe betroffen werden können [1030]).

Mehr noch als gegen die Behauptung Josephs, er habe seine Absicht, mit der Kaiserin Katharina zusammen zu treffen, nur mit Vorwissen seiner Mutter in Rußland angekündigt, wird sich gegen dessen Vorhersagung einwenden lassen, die Sache werde wegen seiner gleichzeitigen Anwesenheit in der Bukowina als etwas sehr Natürliches erscheinen. Längere Zeit hindurch wurde von russischer Seite das versprochene Geheimniß wirklich gewissenhaft gewahrt. Als jedoch die bevorstehende Reise, die man auch von Wien aus der französischen Regierung nicht verbergen zu dürfen glaubte, allmälig ruchbar wurde, brachte sie überall das größte Aufsehen hervor.

So wie in den meisten Fragen von politischer Bedeutung, in denen Maria Theresia und Joseph fast regelmäßig ganz entgegengesetzte Standpunkte einnahmen, spielte Kaunitz auch jetzt wieder die Rolle eines Vermittlers zwischen ihnen. Obgleich er die Bedenken, welche Maria Theresia gegen das Project ihres Sohnes hegte, wohl

begriff, bemühte er sich doch, ohne seiner ersten Empfindlichkeit über die von dem Kaiser beobachtete Verheimlichung irgendwelchen Einfluß auf seine Handlungsweise zu gestatten, die Kaiserin allmälig günstiger für das Project zu stimmen [1031]). Er brachte sie so weit, daß sie wenigstens nach Außen hin vermied, ihre Abneigung gegen dasselbe zur Schau zu tragen [1032]). Und in der That, schon die fast leidenschaftliche Bemühung des Königs von Preußen, der beabsichtigten Reise des Kaisers nach Rußland überall die gehässigste Deutung zu verleihen, mußte darauf aufmerksam machen, daß auch nach seiner Meinung Oesterreich nicht wenig Nutzen aus ihr ziehen könne. In Frankreich trachtete er sie als einen Versuch des Kaisers darzustellen, dem von seiner Mutter abgeschlossenen Bündnisse mit dem Hofe von Versailles treulos zu werden. Und in Rußland ließ er eine Denkschrift überreichen, von der man glaubte, daß sie aus seiner eigenen Feder stamme. Das Glück des Fürsten wird vorerst darin gepriesen, dem es vergönnt sein werde, binnen kurzem die Kaiserin von Rußland von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Durch nichts würde der König sich haben abhalten lassen, hierin dem Kaiser lang schon zuvor zu kommen, und er hätte diesen Augenblick gewiß als den glücklichsten seines Lebens betrachtet. Aber immer mehr erkenne er die Nothwendigkeit, sich aus seinen Staaten nicht zu entfernen und vor einem ihm an Macht überlegenen Nachbar auf der Hut zu sein, dessen Ruhmbegierde und Vergrößerungssucht von Tag zu Tage zunähmen. Die Versicherung der Friedensliebe des Kaisers sei bloß Verstellung, und er harre nur auf Zeit und Gelegenheit zu einem Angriffe auf Preußen. Vor Allem aber denke er an eine Erwerbung türkischer Provinzen, und zur Erreichung dieser Absicht dürfte der Besuch in Rußland wohl vorzugsweise unternommen werden. Der König kam nun auf die vermeintlichen Dienste zu sprechen, die er Rußland während des letzten Krieges gegen die Türkei geleistet habe. Für das Interesse und den Ruhm Rußlands sei er, ließ er sich vernehmen, mit solchem Eifer und Erfolg thätig gewesen, daß man ihn mit Recht die Schildwache Rußlands nennen könne. Dadurch sei aber auch sein Bündniß mit Rußland zu einem unzertrennlichen geworden, und nur mit Schmerz könne er Bemühungen mit ansehen, die darauf hinaus gingen, es zu lockern,

ja zu lösen. Man möge sich doch in Rußland in Acht nehmen vor dem Kaiser, der um so mehr zu fürchten, als er höchst einnehmend sei und unter dem Scheine bescheidener Mäßigung sehr weitgehende Entwürfe zu verbergen wisse [1033]).

Man braucht noch kein Anhänger König Friedrichs und kein Gegner Josephs, sondern nur ein vorurtheilsfreier Beurtheiler zu sein, um zu erkennen, daß in den Bemerkungen des Ersteren über den Letzteren neben manch gehässiger Uebertreibung doch auch viel Wahres lag. Aber darin irrte der König völlig und das zeigt neuerdings, daß er kein weitblickender Staatsmann war, wenn er der Anklage, Joseph strebe nach dem Besitze türkischer Provinzen, als eines Mittels sich bediente, um ihn in Rußland zu verdächtigen. Gerade darüber sollte er sich doch lang schon klar geworden sein, daß wenn jene Beschuldigung wirklich begründet erschien, nichts so sehr als die Gemeinsamkeit der beiderseitigen Bestrebungen dem Kaiser die Bahn ebnen konnte, in bessere Beziehungen zu Rußland zu gelangen. Wie naheliegend eine solche Betrachtung war, zeigt sich auch daraus, daß schon wenige Tage nach der Ueberreichung der preußischen Denkschrift gerade der, auf welchen sie zunächst berechnet war, der Günstling Katharina's, Fürst Potemkin über des Kaisers Reise nach Rußland sich in einer Weise aussprach, wie sie in Wien nicht hätte erwünschter sein können. Jederzeit der eifrigste Wortführer einer agressiven Politik Rußlands gegen die Pforte, war er bisher auch ein leidenschaftlicher Gegner Oesterreichs, hauptsächlich deßhalb, weil er in diesem Staate die kräftigste Stütze der Türkei erblickte. Kaum war er durch die Anklagen des Königs von Preußen auf den Gedanken gebracht worden, daß seine bisherige Voraussetzung nicht ganz richtig sei, so änderte er auch schon seine frühere Sprache. Nie habe er begreifen können, sagte er zu Cobenzl, wie eine christliche Macht, deren Interesse mit dem Rußlands so genau verknüpft zu sein scheine, sich mit der Pforte gegen Rußland habe einlassen können. Sehr wohl erinnere er sich noch der alten Zeit, in der das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland ein so inniges gewesen, daß das Volk die beiden Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth für zwei Schwestern gehalten habe [1034]). Verständlich genug

deutete er hiedurch an, daß er hierin ein Ziel erblickte, welches werth wäre, neuerdings angestrebt zu werden.

Es bedurfte nicht erst dieser Mittheilungen aus St. Petersburg, um den Fürsten Kaunitz zu veranlassen, auch seine Ideen über die bevorstehende Zusammenkunft des Kaisers mit der Kaiserin von Rußland zu Papier zu bringen [1035]). In zwei abgesonderten Denkschriften geschah dieß, von denen die erste und wichtigere in französischer, die zweite aber in deutscher Sprache abgefaßt war. Auch Kaunitz ging von der Voraussetzung aus, der König von Preußen werde nichts verabsäumen, um schon von vorneherein sowohl den Charakter des Kaisers als dessen vermeintliche Projecte in böswilligster Weise zu verdächtigen. Derlei Anschwärzungen würden ohne Zweifel durch die ihm ergebenen Personen, die sich während der Reise der Kaiserin von Rußland nach Mohilew in ihrem Gefolge befänden, eifrig unterstützt werden. Ein solches Gewebe von Schlechtigkeiten, von einer Hand gesponnen, die es in derlei Dingen zu wahrer Meisterschaft gebracht habe [1036]), müsse die an und für sich schon nicht leichte Aufgabe, die der Kaiser auf sich nehme, noch gar sehr erschweren. Aber er werde ihrer bei der seltenen Begabung, die ihm innewohne, wohl auch noch Herr zu werden wissen.

Vor Allem handle es sich darum, fuhr Kaunitz fort, der Kaiserin von Rußland einen richtigen Begriff von den Beweggründen zu geben, durch welche der Kaiser zu seiner Reise veranlaßt werde. Denn darüber, daß er hiezu nicht einzig und allein durch die Neugierde bewogen wurde, sie persönlich kennen zu lernen, täusche sie sich wohl nicht. Ohne diese Ursache auch nur entfernt zu leugnen, möge der Kaiser ihr mit Offenheit gestehen, daß er auch gewünscht habe, von ihr gekannt und richtig beurtheilt zu werden. Endlich sei ihm daran gelegen, wenn irgend möglich es dahin zu bringen, daß es zwischen ihnen zu jenen freundschaftlichen Beziehungen komme, die er jederzeit für beide Staaten als äußerst nützlich angesehen habe und auch künftig so betrachten werde.

Auf diesen letzteren Punkt wurde denn auch von Seite des Staatskanzlers das Hauptgewicht gelegt, und er meinte, auch der

Kaiser sollte der Kaiserin von Rußland gegenüber ein Gleiches thun. Er möge sie versichern, daß der Erreichung dieses Zieles kein Hinderniß im Wege stehe, wenn sie nicht etwa, was zu glauben man durchaus keine Veranlassung besitze, gegen den König von Preußen eine Verpflichtung eingegangen sei, ihm auch bei offensiven Unternehmungen Beistand zu leisten. Aber er solle sich auf diese und auf ähnliche Erklärungen doch auch beschränken, und nur wenn die Kaiserin von Rußland oder mindestens Potemkin noch weitergehende politische Erörterungen herbeiführen wollten, sich auf solche einlassen.

In diesem Falle würden wahrscheinlicher Weise die von dem Könige von Preußen ausgehenden boshaften Verdächtigungen Oesterreichs zur Sprache kommen. Geschehe dieß, dann möge der Kaiser darlegen, wie die Projecte eines Angriffes auf Preußen, die er dem Wiener Hofe zuschreibe, nicht nur ganz unbegründet, sondern auch sehr unwahrscheinlich seien. Man müsse, wäre von Seite des Kaisers zu erklären, ihm selbst doch so viel Verstand und Urtheil zutrauen, daß er erkenne, wie Preußen nicht weniger Vertheidigungsmittel als Oesterreich besitze, und daß weder Rußland noch andere Mächte einer Vernichtung des preußischen Staates jemals zustimmen würden. Darum wäre es abgeschmackt, einen solchen Plan als irgendwie durchführbar zu betrachten. Und ebensowenig als die Verleumdung, man trage sich in Oesterreich mit Angriffsprojecten gegen Preußen, verdiene die gleichfalls von Friedrich ausgehende Verdächtigung, man wolle einen Erzherzog oder den Prinzen Albert von Sachsen-Teschen auf den polnischen Thron setzen, auch nur die mindeste Beachtung. Man müßte blind sein, wenn man die Unmöglichkeit, einen solchen Gedanken gegen den Willen Rußlands durchzuführen, und den überaus geringen Werth nicht einsehen wollte, den ein derartiges Project für Oesterreich hätte. Man unterhalte im Gegentheile nicht die geringste politische Verbindung in Polen, und wäre gern bereit, auch dort mit Rußland Hand in Hand zu gehen, wenn es gleichfalls nichts Anderes beabsichtige, als die Krone im Falle ihrer Erledigung wieder keinem fremden Prinzen, sondern einem Piasten zuzuwenden.

Schließlich sollte der Kaiser, meinte Kaunitz, wenn sich die Gelegenheit hiezu ergebe, der Kaiserin von Rußland die ganze Absurdität des Planes darthun, von welchem man wenigstens in Wien der Ansicht war, daß dessen Verwirklichung den Zielpunkt der Bemühungen des Königs von Preußen bilde. In der Zustandebringung einer vierfachen Allianz zwischen Rußland, Preußen, Frankreich und der Türkei sollte er bestehen, die Spitze dieses Bündnisses aber gegen Oesterreich gerichtet sein [1037]).

Würde aus solchen Erörterungen ein Anwurf zu einer Vereinbarung zwischen Oesterreich und Rußland gegen die Pforte hervorgehen, dann müßte einerseits die größte Vorsicht beobachtet, und andererseits doch auch der Kaiserin von Rußland nicht gleich von vorneherein alle Hoffnung benommen werden, einmal an dieses Ziel zu kommen. Vorläufig wäre wohl nur zu erwiedern, daß man bereit sei, sich auch hierüber sowie über jeden anderen Punkt mit ihr zu verständigen. Da aber die Durchführung so weit aussehender Pläne zunächst von völliger Gleichheit der hiezu anzuwendenden Mittel und der zu erlangenden Vortheile abhänge, könne man einstweilen nichts Anderes thun, als die ferneren Eröffnungen der Kaiserin über diesen sowie über jeden anderen Gegenstand erwarten.

In seiner zweiten, in deutscher Sprache abgefaßten Denkschrift [1038]) beschäftigte sich Fürst Kaunitz eigentlich nur mit einer noch näheren Erläuterung der in dem französischen Memoire niedergelegten Ideen, und mit ihrer Einkleidung in die Form, in der sie seiner Meinung nach dem Fürsten Potemkin gegenüber zum Ausdrucke zu bringen wären. Beide Arbeiten des Staatskanzlers und auch die letzten Berichte Cobenzls werden selbstverständlich noch dem Kaiser mitgetheilt worden sein, bevor derselbe, wie es schon von vorneherein bestimmt gewesen, am Morgen des 26. April die Reise nach Rußland antrat. Aber ehe er dieß that, richtete er noch ein vertrauliches Schreiben an Cobenzl, in welchem er, wie es schon früher durch Vermittlung der Fürsten Kaunitz und Galitzin geschehen war, seine Bitte aufs angelegentlichste wiederholte, man möge sein Incognito eines Grafen von

Falkenstein respectiren, ihn nur als solchen behandeln und gar keinen besonderen Aufwand für ihn machen.

Von den zwölf verschiedenen Punkten, welche Joseph im Hinblick auf seine Reise aufstellte, möge nur einer ausdrücklich erwähnt werden, der sich auf seinen Wunsch bezog, von der Kaiserin von Rußland keinerlei Geschenke entgegennehmen zu müssen. „Wenn sie übri„gens", fügte der Kaiser scherzend hinzu, „ihrer Freigebigkeit sogar „mir gegenüber keine Schranke zu ziehen vermöchte, so versichere ich „Sie, daß die einzigen Juwelen, die mir Vergnügen bereiten könnten, „Schweidnitz, Glatz, Neisse und Kosel wären. Aber Sie begreifen „wohl, daß die Juweliere Zeit brauchen würden, um sie zu fassen" [1039]).

Holitsch und Trentschin in Ungarn, Wsetin und Meseritsch in Mähren bildeten die vier ersten Nachtstationen des Kaisers. In Meseritsch setzte er sich, nur von dem Obersten Zehentner und dem Oberstlieutenant Langen begleitet, zu Pferde, und vertiefte sich, die östliche Richtung einschlagend, in das mährisch-ungarische Grenzgebirg. Ueber Roznau ritt er nach Oberbeczwa, wo er in dem Hause des Richters über Nacht blieb. Aus seinen Briefen an Lacy wissen wir, daß es ihm um die Verbesserung der vorhandenen und die Anlegung neuer Verbindungswege von Ungarn nach Mähren, Schlesien und Galizien, zunächst für den Marsch von Truppen und die etwa nöthige Zufuhr zu thun war [1040]). Am 1. Mai erklomm er, ebenfalls zu Pferde, den hohen Berg Biszoka und übernachtete in dem gleichnamigen, schon in Ungarn gelegenen Dorfe. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete der Kaiser dem Passe von Jablunka, der bekanntlich von Ungarn nach Oesterreichisch-Schlesien führt, und dessen Lage und Verschanzungen er sorgfältig untersuchte. Zu diesem Ende blieb er auch in der Schanze von Jablunka über Nacht; am nächsten Morgen aber ritt er über Mosty auf den Berg Girowa, von da wieder hinunter nach Jaworzinka, das noch auf schlesischem, und dann nach Petraschina, das schon auf galizischem Boden liegt. An diesem Tage nahm der Kaiser in Milowka, am folgenden in Saybusch, am 5. Mai endlich in Kenty sein Nachtquartier. Hier endigte die Reise zu Pferde, und sie wurde von

nun an zu Wagen fortgesetzt. Ehe dieß jedoch geschah, schrieb der Kaiser Betrachtungen über die bevorstehende Zusammenkunft nieder, zu denen ihm während der langen und fast einsamen Ritte durch unwirthliches Waldgebirg so viele Zeit gegönnt war.

Der Darlegung der Gedanken des Fürsten Kaunitz über den gleichen Gegenstand spendet Joseph vorerst großes Lob [1041]). Aber er müsse doch, so beginnt er seine Denkschrift, eine Hauptfrage aufwerfen, über welche er sich den Befehl der Kaiserin und den Rath des Fürsten Kaunitz, so lang es noch an der Zeit sei, zu pünktlicher Befolgung erbitte. Man möge sie ihm daher auch freimüthig und ganz rückhaltslos beantworten.

So wie er die Meinung des Fürsten Kaunitz auffasse, wünsche derselbe zunächst, daß der Kaiserin von Rußland ein richtigerer Begriff von der persönlichen Denkungsart des Kaisers und den Zielpunkten der österreichischen Politik beigebracht und sie hiedurch vermocht werde, mit Oesterreich in engere Verbindungen zu treten. Die letzteren würden dazu führen, daß Rußland von nun an in allen wichtigen politischen Fragen Hand in Hand mit Oesterreich gehe. Aber selbstverständlich könnte solches nicht geschehen, ohne daß das so innige Freundschaftsverhältniß der Kaiserin Katharina zu dem Könige von Preußen wenigstens einiger Maßen erkalte, ja ihr nicht mehr so nothwendig erscheine als bisher. Er selbst betrachte, fährt Joseph fort, den ersten Punkt, die Beseitigung der Vorurtheile der Kaiserin von Rußland gegen ihn als die Hauptsache, weil es sich in den wenigen Tagen seines Zusammenseins mit ihr zunächst um seine eigene Haltung handeln und ihn Niemand als eine mit Staatsaufträgen beladene Person ansehen werde. Täusche er sich darin nicht, dann müsse er sich auf den ersten Punkt beschränken, und nichts werde das Vorurtheil der Kaiserin gegen ihn leichter schwächen, ja vielleicht ganz vernichten, als wenn er in förmlichster und zugleich ungezwungenster Weise alles das für unwahr erkläre, was man ihr von seinen Absichten gesagt. Ohne Zweifel müsse solch ein unbedingter Widerspruch ihr Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit der Personen erschüttern, die ihr derlei Nachrichten als

durchaus verläßlich mittheilten. Die häufigsten und böswilligsten Einstreuungen dieser Art seien ihr jedoch offenbar durch den König von Preußen zugekommen [1042]). Und ganz bestimmt habe die Kaiserin einen von den zwei Entschlüssen bereits gefaßt: entweder jedes politische Gespräch mit ihm zu vermeiden, oder in einem solchen nur Antworten zu ertheilen, welche schon jetzt vorbereitet, ja vielleicht dem Könige von Preußen kundgegeben worden seien. Es wäre sogar nicht ganz unmöglich, daß Beide sich über Fragen verständigt hätten, welche Katharina an den Kaiser richten sollte, um dessen Antworten beliebig deuten und in solcher Weise von ihnen Mißbrauch machen zu können. Darum scheine ihm, meint Joseph, nichts gedeihlicher zu sein, als daß er jedes Gespräch über politische Dinge vermeide. Sei dieß auch die Absicht der Kaiserin von Rußland, dann werde sie sich in seiner Gegenwart nur um so behaglicher fühlen. Im Falle des Gegentheiles aber werde sie das, worauf sie sich schon vorbereitet habe, gewiß nicht ungesagt lassen wollen, dadurch aber zuerst zur Sprache kommen und ihren Gast in die günstige Lage versetzen, sie ruhig anzuhören und in kurz bemessenen Antworten nur so viel zu sagen, als zur Fortführung des Gespräches und zu fernerer Erforschung ihrer Gedanken diene. Und in gleicher Weise wolle er sich gegen Potemkin und jeden Anderen aus der Umgebung der Kaiserin verhalten. Thue er dieß und schweige er von den politischen Fragen und von seinen Absichten vollkommen still, dann werde sich überdieß der König von Preußen, der nie daran glauben werde, daß bei der Zusammenkunft gar nichts von Politik gesprochen worden sei, durch solche Nachrichten für betrogen erachten und durch sein tief eingewurzeltes Mißtrauen vielleicht zu falschen Schritten hinreißen lassen, die ihm mehr schaden könnten als Alles, was man wider ihn vorzubringen vermöchte.

So fest er nun auch entschlossen sei, diese Richtschnur zu befolgen, so werde er doch, führt Joseph weiter aus, um auf Alles vorbereitet zu sein, sich mit dem Inhalte der ganz vortrefflichen Denkschriften des Staatskanzlers genau vertraut machen. Vorerst bleibe er jedoch bei seiner Absicht, zwar die höflichsten, aber doch auch die gleichgültigsten Gespräche mit der Kaiserin zu führen. Das was ihr Reich und dessen

Einrichtungen, insbesondere auf dem Gebiete des Kriegs- und des Erziehungswesens angehe, werde den Hauptgegenstand dieser Erörterungen bilden. Und sollte sich etwa gegen Ende seines Aufenthaltes bei ihr der Anlaß dazu darbieten, dann werde er sie lachend an den Unterschied zwischen dem, was man ihr von ihm gesagt, und dem erinnern, was sie selbst gefunden haben werde.

Da die in deutscher Sprache abgefaßte Denkschrift des Fürsten Kaunitz fast ausschließlich von dem Verfahren, das der Kaiser gegen Potemkin beobachten, und von der Art und Weise handelte, in der er trachten sollte, ihn für Oesterreich zu gewinnen, hielt Joseph es für nothwendig, hierauf noch einmal zurückzukommen. Mit größter Entschiedenheit wies er den Gedanken, mit Potemkin in Verhandlungen einzugehen und ein Verständniß mit ihm anzubahnen, von der Hand. Denn man wisse ja, daß trotz seines Einflusses auf die Kaiserin am Ende doch sein Gegner Panin jederzeit Recht behalte, da Katharina seiner bedürfe und er allein die Feder führe. Panins Abneigung gegen Oesterreich aber würde durch die Wahrnehmung, daß man sich mit Potemkin einlasse, nur noch mehr gesteigert. Werde jedoch auch für Panin Rücksicht und Hochachtung gezeigt, dann könnte hiedurch immerhin eine Verringerung seiner blinden Anhänglichkeit an König Friedrich herbeigeführt werden. Außerdem beruhe Potemkins Ansehen, da es sich weder auf Talente noch Verdienste, weder auf Redlichkeit noch auf allgemeine Hochachtung stütze, auf keiner festen Grundlage und es könne leicht in Nichts sich auflösen. Der Haß des Großfürsten-Thronfolgers gegen Potemkin und seine Freundschaft mit Panin, die Nothwendigkeit endlich, den Großfürsten, der durch eine Zurücksetzung Panins aufs empfindlichste verletzt werden würde, zu günstigeren Gesinnungen für Oesterreich zu bringen, dürften gleichfalls nicht ohne Beachtung bleiben. Und schließlich sei es sogar noch fraglich, ob nicht die Kaiserin von Rußland, welche sich bisher in öffentlichen Geschäften Potemkins noch nie bedient habe, es übel aufnehmen könnte, wenn er in solche nun plötzlich durch ihren Gast hineingezogen würde.

Josephs Absicht, die er übrigens noch einmal der Entscheidung seiner Mutter und der Beurtheilung des Fürsten Kaunitz unterwarf,

sich in Mohilew jedes politischen Gespräches mit der Kaiserin von Rußland und den hervorragendsten Personen ihrer Umgebung zu enthalten, wird wohl den Anschauungen der Kaiserin Maria Thersia entsprochen haben, aber eine bestimmt lautende Aeußerung hierüber besitzen wir von ihr nicht. Um so weitläufiger war das Gutachten, welches Kaunitz abgab, als ihm die Kaiserin die Denkschrift ihres Sohnes übersandte. Im Allgemeinen behauptete er zwar, mit der darin niedergelegten Auffassung einverstanden zu sein, aber seine fernere Ausführung zeigt, wie wenig dieß doch eigentlich der Fall war. Allerdings gab er zu, der Hauptzweck der Zusammenkunft bestehe darin, die Kaiserin von Rußland abzubringen von ihrer Voreingenommenheit gegen die persönliche Gesinnung des Kaisers und gegen Oesterreichs politisches System. Aber er meinte doch, durch den bloßen, wenn auch noch so verbindlichen und freundschaftlichen Verkehr mit der Kaiserin werde dieser Zweck nicht zu erreichen sein; nur demselben entsprechende Erklärungen könnten die erwünschte Wirkung hervorbringen. Es wäre daher im höchsten Grade zu bedauern, wenn der Kaiser hiezu gar keinen Anlaß erhielte. Und da dieß leicht der Fall sein könnte, wenn weder Katharina noch Potemkin ihm eine Gelegenheit darböten, so sei er noch immer der Meinung, der Kaiser sollte, um wenigstens die Hauptsache anbringen zu können, sich hiezu des ersten Privatgespräches mit der Kaiserin von Rußland bedienen. Er dürfte vielleicht später gar nicht mehr in die Lage kommen, dieß zu thun.

Nachgiebiger war Kaunitz hinsichtlich dessen, was sich auf etwaige Verhandlungen des Kaisers mit Potemkin bezog. Auch er sei, behauptete er jetzt, bei seinen Vorschlägen nur von der Voraussetzung ausgegangen, der Kaiser solle sich mit Potemkin bloß in dem Falle auf politische Erörterungen einlassen, wenn derselbe durch seine Aeußerungen eine Gegenerklärung unvermeidlich mache. Dann aber könnte es von den schädlichsten Folgen sein und das Mißtrauen nur vermehren, wenn Potemkins Anwürfe unbeantwortet blieben, während eine verbindliche Erwiederung leicht sehr günstige Wirkungen hervorbrächte [1043]).

Wir besitzen leider das Schreiben nicht mehr, mit welchem Maria Thersia diese Arbeit des Fürsten Kaunitz dem Kaiser über-

sandte und ihm ihre eigenen Gedanken über seine Anfragen mittheilte. Joseph erhielt es in dem Augenblicke, als er am 19. Mai in Lemberg in den Wagen steigen wollte, seine Reise nach Rußland fortzusetzen. Welch tiefen Eindruck es auf ihn machte, wird aus seiner Antwort klar. „Durchdrungen bin ich", schrieb er seiner Mutter, „von der Güte „und den gnädigen Ausdrücken, von denen der Brief Eurer Majestät „erfüllt ist, und ich empfinde ihren ganzen Werth. Könnte ich sie „durch meine Anstrengungen, meinen Eifer und durch die zärtlichste „und unverbrüchlichste Anhänglichkeit nur auch verdienen! Können Sie „wirklich fürchten, theure Mutter, mir in den gütigen Briefen, die „Sie sich würdigen mir zu schreiben, lang zu erscheinen? Die Antwort „des Fürsten Kaunitz beweiset seinen Wunsch, daß ich die Zusammen„kunft zu einer nutzbringenden gestalte. Gewiß werde ich die Gelegen„heit hiezu nicht vernachlässigen, aber vor Allem muß man damit „beginnen, sie nicht schädlich zu machen und dann erst kann man an „die Vortheile denken. Mein Bestes will ich thun, um in dieser „delicaten Unternehmung Ihren Beifall zu verdienen" [1044]).

Auch an Kaunitz richtete der Kaiser gleichzeitig einige für ihn sehr schmeichelhafte Worte. Lebhaft dankte er ihm für seine weisen Rathschläge, die seines Namens würdig seien. Er werde trachten, fügte er hinzu, dieselben so wenig schlecht als möglich zu befolgen. Und neuerdings versicherte er ihn seiner Hochachtung und Freundschaft [1045]).

So wie es ganz unmöglich war, die Details der Reise des Kaisers nach Frankreich in den Kreis unserer Darstellung zu ziehen, so wenig kann dieß hinsichtlich derjenigen nach Rußland geschehen; nur ihr politisches Resultat darf uns beschäftigen. Aber so viel muß doch gesagt werden, daß Joseph am 25. Mai in Kiew eintraf und durch drei Tage daselbst blieb. Am 2. Juni kam er nach Mohilew, wo kurz nach ihm Cobenzl und Potemkin anlangten; Letzterer überbrachte ihm einen sehr verbindlichen Brief der Kaiserin von Rußland, den er unverzüglich beantwortete [1046]). Zwei Tage später erfolgte Katharina's feierlicher Einzug in Mohilew; Joseph sah ihn mit an

und stellte sich dann der Kaiserin in ihrer Behausung vor. Er war mit der Art und Weise, in der dieß Alles vor sich ging, und mit dem zuvorkommenden Empfange zufrieden, den er bei ihr fand [1047]). Maria Theresia aber sandte eine Abschrift des Berichtes, den sie hierüber von ihm erhielt, mit den folgenden Zeilen an Kaunitz: „Rasch ließ ich den Brief an mich copiren, den mir ein Gardist „um neun Uhr überbrachte. Sie können Alles behalten. Der Anfang „ist schön, Gott gebe daß auch das Ende und die Rückkehr glück„lich seien" [1048]).

Nachdem er vier Tage bei der Kaiserin in Mohilew verweilt und sehr viel mit ihr verkehrt hatte, erstattete Joseph seiner Mutter neuerdings Bericht über das bisher Erreichte [1049]). Er meinte einen guten Eindruck auf die Kaiserin Katharina hervorgebracht zu haben, und unverkennbar sei es, daß ihr Vertrauen zu ihm zunehme. Zu politischen Gesprächen scheine sie wenig geneigt zu sein, und nur hie und da könne man ein Wort darüber anbringen. So habe er erst gestern in der Oper die Gelegenheit wahrnehmen können, ihr von den Verdächtigungen zu reden, die der König von Preußen über ihn verbreite. Dieß sei nur Altweiberklatsch, habe die Kaiserin hierauf erwiedert. Vereinsamt lebend, lasse sich der König durch kleine Leute alles Mögliche zutragen. Durch die falschen Mittheilungen, die er nach allen Richtungen hin mache, werde er es am Ende noch erreichen, daß man ihm auch das Wahre nicht mehr glaube. Durch seine Einsamkeit und sein Alter werde er in immer üblere Laune versetzt.

Trotz der bisher beobachteten Zurückhaltung trat doch Katharina plötzlich mit einem eigenthümlichen Gedanken an Joseph heran. Sie frug ihn, ob nicht Italien und insbesondere Rom als das Patrimonium der römisch-deutschen Kaiser eine erwünschte Erwerbung für ihn wären. Nach einer scherzhaften Entgegnung antwortete Joseph in ernsterem Tone, an der Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes in Italien seien sehr viele Mächte so lebhaft betheiligt, daß er seine Rechte, und sollten sie von Augustus herstammen, unmöglich geltend

machen könnte. Dagegen würde ihr Rom, unter welchem er Constantinopel verstehe, weit leichter zu erobern sein. Katharina entschuldigte sich, diese Frage gestellt zu haben; sie schien in Verlegenheit gebracht zu sein und versicherte nur, daß sie nichts als den Frieden wünsche, an jene Eroberung aber gar nicht denke.

Lebhaft drang Katharina in den Kaiser, es bei der Zusammenkunft in Mohilew nicht bewenden zu lassen, sondern ihr nach St. Petersburg zu folgen. Dort würde sie auf dem Lande, gleichsam in der Stille leben; ungestört werde er sie sehen und mit ihr verkehren können. Nur in der Hauptstadt sei es möglich, sich eine richtige Idee von den Werken Peters des Großen zu machen. Ohne sie zu besuchen, habe er in Rußland nichts gesehen. Endlich wolle sie ihm ihre drei Escadren zeigen, die zum Auslaufen bereit stünden und ihm einen Begriff beibringen könnten von der Seemacht Rußlands.

Bei Josephs Reiselust und Wißbegierde konnte es kaum schwer fallen, ihn zu einem Entschlusse zu bewegen, der dem Wunsche der Kaiserin Katharina entsprach. Aber für ihn waren außerdem noch andere, und man muß es zugestehen, sehr rücksichtswürdige Beweggründe vorhanden. Die Reise nach St. Petersburg bot ohne Zweifel die Wahrscheinlichkeit, ja fast die Gewißheit dar, ihr noch weit näher zu kommen, als es bisher der Fall gewesen war. Mit einer abschlägigen Antwort von ihr zu scheiden, hätte dagegen das bisher Erreichte wohl so ziemlich wieder in Frage gestellt. Außerdem war es dem Kaiser auch darum zu thun, den Großfürsten Thronfolger und den Grafen Panin kennen zu lernen; Beide hatten die Kaiserin nicht nach Mohilew begleitet. Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und wo möglich einen günstigen Eindruck auf sie hervorzubringen, schien um so nothwendiger zu sein, als man jetzt schon wußte, der Prinz von Preußen werde im Herbste nach Rußland kommen. Joseph mußte daher trachten, bei dem Großfürsten und bei Panin, die man ohnehin als eifrige Anhänger Friedrichs kannte, wenigstens vorzubeugen, daß sie nicht zu blinden Werkzeugen der Politik Preußens würden.

Wurde Joseph durch solche Erwägungen zu dem Entschlusse vermocht, sich nach St. Petersburg zu begeben, so war er doch, wie es scheint, nicht ohne Besorgniß, daß seine Mutter diesen Schritt nicht gutheißen werde. Sie mit demselben leichter zu versöhnen, versprach er ihr, wenn sie es so wolle, die beabsichtigte Reise nach der Bukowina, nach Siebenbürgen und dem Banate aufzugeben und daher nicht später nach Wien zurückzukehren als es ursprünglich bestimmt war. Wir finden denn auch nicht, daß Maria Theresia Widerspruch erhoben hätte gegen die Ausdehnung der Reise ihres Sohnes auf St. Petersburg; freilich unterließ sie dieß wohl auch deßhalb, weil eine Einrede ja ohnedieß zu spät gekommen wäre. Denn schon am 10. Juni brach Joseph mit der Kaiserin von Mohilew auf und begleitete sie nach Smolensk, wo die Reisenden am 12. eintrafen. Am 15. trat Katharina die Fahrt nach St. Petersburg an, Joseph aber ging vorerst nach Moskau, wo er mit Potemkin wieder zusammenkam und bis zum 24. Juni blieb. Vier Tage später, am 28. traf er in St. Petersburg ein, wo sein Aufenthalt, den in Peterhof hinzugerechnet, genau drei Wochen währte.

Noch in Smolensk hatte Joseph Gelegenheit zu einem erneuerten politischen Gespräche mit der Kaiserin gefunden. Dießmal brachte er es auf den letzten russisch-türkischen Krieg; sie klagte über Oesterreichs Parteinahme für die Pforte, er über ihr Bündniß mit Preußen. Beide trachteten, das bisher beobachtete Verfahren zu rechtfertigen; Beide aber ließen auch durchschimmern, daß sie sich künftighin vielleicht zu einem anderen entschließen könnten. Immer kam jedoch Katharina auf ihren abenteuerlichen Plan zurück, Joseph solle durch die Erwerbung Roms erst zu seiner wahren Hauptstadt gelangen. So oft sie hievon sprach, redete ihr der Kaiser scherzend von Constantinopel, worauf sie einmal allen Ernstes erwiederte, wenn sie es erobert hätte, würde sie es nicht behalten, sondern anders mit dieser Stadt verfügt haben. Joseph schloß hieraus, sie denke dereinst ihr Reich, wenn sie es nach ihrem Wunsche vergrößert haben werde, zu theilen und den Orient mit Constantinopel ihrem Enkel
stantin zu geben. Wie wenig er jedoch der Kaiserin traute, bewi

dadurch, daß er noch von Smolensk aus seiner Mutter schrieb, alle Freundschaftsversicherungen Katharina's betrachte er nur als Lockspeise, darauf angelegt, ihn zum Reden zu bringen und dann von seinen vertraulichen Mittheilungen einen ihm nachtheiligen Gebrauch zu machen [1050]).

Dennoch kamen sich, dieß läßt sich nicht verkennen, der Kaiser und die Kaiserin bei fortwährendem Verkehre mit einander allmälig näher. Als Joseph am 4. Juli seiner Mutter neuen Bericht erstattete über das Resultat seiner Unterredungen mit Katharina, konnte er der Meinung Ausdruck geben, die Kaiserin von Rußland habe allem Grolle über die Haltung Oesterreichs im Türkenkriege entsagt; sie meine sich dafür durch ihr Verfahren während der Ereignisse, die mit dem Teschner Frieden ihren Abschluß fanden, mehr als ausreichend gerächt zu haben. Sie werde sich kaum sträuben, Oesterreich nicht viel weniger gut als Preußen zu behandeln, aber wenigstens für jetzt werde sie mit König Friedrich gewiß nicht brechen, denn sie wolle von beiden Seiten her mit gleichen Huldigungen überhäuft werden. Ihren Plan der Aufrichtung eines orientalischen Reiches auf den Trümmern der Türkei verfolge sie nach wie vor: eifrigst erkläre sie, niemals werde sie, und auch in Handelssachen nicht, mit der Türkei Verbindungen eingehen. Von König Friedrich aber, der sie bekanntlich hiezu bringen wolle, behaupte sie, trotz seines Alters sei er in der Politik oft unbesonnen; in seiner düsteren und vereinsamten Art zu leben gebe er sich den abenteuerlichsten Ideen hin, und wie er sich durch Andere täuschen lasse, täusche er sich selbst.

Mit Vorliebe kam endlich Katharina immer wieder auf ihren Vorschlag einer Erwerbung ganz Italiens und insbesondere Roms durch ihren erlauchten Gast zurück. Dort werde er, so fuhr sie fort ihn zu versichern, ein weites Feld vorfinden für seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit. Aber der Kaiser ließ sich durch solche Vorspieglungen nicht ködern: entweder wolle sie ihn, meinte er, überlisten, oder sie trage sich mit Hirngespinnsten, von denen unbegreiflich sei, wie sie sich ihnen hingeben könne [1051]).

Wurde Joseph durch solche Erwägungen zu dem Entschlusse vermocht, sich nach St. Petersburg zu begeben, so war er doch, wie es scheint, nicht ohne Besorgniß, daß seine Mutter diesen Schritt nicht gutheißen werde. Sie mit demselben leichter zu versöhnen, versprach er ihr, wenn sie es so wolle, die beabsichtigte Reise nach der Bukowina, nach Siebenbürgen und dem Banate aufzugeben und daher nicht später nach Wien zurückzukehren als es ursprünglich bestimmt war. Wir finden denn auch nicht, daß Maria Theresia Widerspruch erhoben hätte gegen die Ausdehnung der Reise ihres Sohnes auf St. Petersburg; freilich unterließ sie dieß wohl auch deßhalb, weil eine Einrede ja ohnedieß zu spät gekommen wäre. Denn schon am 10. Juni brach Joseph mit der Kaiserin von Mohilew auf und begleitete sie nach Smolensk, wo die Reisenden am 12. eintrafen. Am 15. trat Katharina die Fahrt nach St. Petersburg an, Joseph aber ging vorerst nach Moskau, wo er mit Potemkin wieder zusammenkam und bis zum 24. Juni blieb. Vier Tage später, am 28. traf er in St. Petersburg ein, wo sein Aufenthalt, den in Peterhof hinzugerechnet, genau drei Wochen währte.

Noch in Smolensk hatte Joseph Gelegenheit zu einem erneuerten politischen Gespräche mit der Kaiserin gefunden. Dießmal brachte er es auf den letzten russisch-türkischen Krieg; sie klagte über Oesterreichs Parteinahme für die Pforte, er über ihr Bündniß mit Preußen. Beide trachteten, das bisher beobachtete Verfahren zu rechtfertigen; Beide aber ließen auch durchschimmern, daß sie sich künftighin vielleicht zu einem anderen entschließen könnten. Immer kam jedoch Katharina auf ihren abenteuerlichen Plan zurück, Joseph solle durch die Erwerbung Roms erst zu seiner wahren Hauptstadt gelangen. So oft sie hievon sprach, redete ihr der Kaiser scherzend von Constantinopel, worauf sie einmal allen Ernstes erwiederte, wenn sie es erobert hätte, würde sie es nicht behalten, sondern anders mit dieser Stadt verfügt haben. Joseph schloß hieraus, sie denke dereinst ihr Reich, wenn sie es nach ihrem Wunsche vergrößert haben werde, zu theilen und den Orient mit Constantinopel ihrem Enkel Constantin zu geben. Wie wenig er jedoch der Kaiserin traute, bewies er

Hiebei ist es denn auch während des ganzen Zusammenseins Josephs mit Katharina geblieben; zu einer bindenden Vereinbarung kam es nicht. Die Kaiserin hatte fortwährend die Türkei im Auge und wollte Oesterreich mit einem Brocken in Italien abspeisen; Joseph aber wünschte ihres Beistandes gegen fernere Vergrößerungen Preußens theilhaft zu werden. Er vermied es, mit der Kaiserin selbst auf irgendwelche Verhandlung einzugehen, die ihn zu wirklichen Verpflichtungen führen konnte. Der sichtliche Wunsch Katharina's, ihren Gast zuerst zur Sprache zu bringen, blieb daher unerfüllt. „Alles zeigt", schrieb Joseph seiner Mutter, „sie möchte von Geschäften und von „Projecten reden; aber ihre Eigenliebe ist im Spiele, und sie wagt „es entweder nicht oder sie will pfiffig sein. In beiden Fällen kann „und muß ich ruhig des Ausgangs harren. Sobald man einen ernsten „Ton gegen sie anschlägt, ändert sie das Gespräch und scheint sich „damit entschuldigen zu wollen, daß sie das Vorhergegangene nur so „leichthin gesagt habe. Ihr gegenüber muß man daher durchaus die „Sache zur Reife kommen lassen und ihr die Genugthuung nicht „gewähren, von ihr irregeführt worden zu sein" [1056]).

Noch einen zweiten Wunsch hegte Katharina, hinsichtlich dessen sie ebensowenig zu offener Sprache kam, und der, gleichfalls in ihrem Namen angedeutet, auch nicht in Erfüllung ging. Potemkin wandte sich mit der Versicherung an Cobenzl, Katharina sterbe vor Begierde, den Kaiser zu bitten, ihr als Zeichen seiner Freundschaft und zur Erinnerung an die persönliche Bekanntschaft, die sie mit ihm gemacht, den Orden des goldenen Vließes zu verleihen. Sie wisse wohl, daß dieß gegen die Regel und wider alles Herkommen sei, aber sie verlange diese Auszeichnung auch nur für sich und wünsche nicht, daß eine zweite Ausnahme je wieder gemacht werde.

Joseph wurde durch dieses Begehren in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Die Ablehnung desselben schien eine empfindliche Verletzung der Eitelkeit Katharina's in sich zu begreifen. Andererseits mußte er jedoch besorgen, daß Maria Theresia sich zu einem solchen Zugeständnisse kaum werde bereitfinden lassen. Er gab daher einst-

weilen eine ganz allgemein lautende Antwort; seiner Mutter aber schrieb er, daß wenn Katharina den Orden ausdrücklich von ihm verlange, man ihr ihn unmöglich verweigern könne. Und warum sollte man dieß auch thun? Weil ihn noch nie eine Frau besessen, sei gewiß kein ausreichender Grund. Was liege an einem Stückchen Band, und noch dazu in diesem einzigen Falle? Er warte übrigens ab, bis Katharina selbst hierüber mit ihm rede, und er werde dieß gewiß nicht zuerst thun [1057]).

Aber auch über diesen Wunsch schwieg Katharina still, und so kam es denn während der ganzen Zeit des Aufenthaltes des Kaisers in Rußland trotz alles gegenseitigen Ueberbietens mit Höflichkeit und Freundschaftsversicherungen doch in keiner Beziehung zu definitiven Erklärungen zwischen ihr und ihm. Maria Theresia's schlichtem Sinne schienen jene Betheuerungen freilich über alles Maß hinauszugehen. „Die Artigkeiten und die Schmeicheleien", schrieb sie an Kaunitz, „lassen „wirklich nichts zu wünschen übrig; man muß sehen, wie es sich mit „dem Anderen verhält" [1058]).

Noch Ausgiebigeres als während ihres Zusammenseins wurde hierin von beiden Seiten, von Katharina und von Joseph nach ihrer Trennung geleistet, und die ersten Briefe, die sie sich nach derselben gegenseitig schrieben [1059]), überfließen von Schmeicheleien ganz ungewöhnlicher Art. Aber freilich wissen wir wenigstens von Joseph, daß er den überschwänglichen Worten seiner kaiserlichen Correspondentin nicht recht traute. An Cobenzl erging der Auftrag, sich zum aufmerksamsten Beobachter zu machen und wahrheitsgetreue Rechenschaft abzulegen, ob all die so weit getriebenen Freundschaftsversicherungen Katharina's nicht bloße Falschheiten, sondern wirklich empfunden und daher auch zuverlässig seien [1060]).

Die Gerechtigkeit fordert es einzugestehen, daß Cobenzl auch in seinen geheimsten Berichten an den Kaiser fortwährend wiederholte, Katharina müßte sich gegen ihre vertrauteste Umgebung ganz unglaublich verstellen, wenn ihre immer wiederkehrenden Aeußerungen über den höchst günstigen Eindruck, den die Person des Kaisers auf sie hervor-

gebracht, nicht Glauben verdienen sollten. Auch Potemkin scheine von der tiefsten Verehrung für Joseph durchdrungen, während freilich die preußische Partei am russischen Hofe kein Mittel verschmähe, die Wirkungen seines Besuches zu schmälern, ja sie wohl ganz zu vernichten. Ihre größte Hoffnung baue sie auf die baldige Ankunft des Prinzen von Preußen, der binnen kurzem in St. Petersburg eintreffen werde, um der durch den Besuch des Kaisers hervorgebrachten, für Oesterreich so vortheilhaften Strömung entgegenzuarbeiten und der preußischen Partei am russischen Hofe neuerdings die Oberhand zu erringen [1061]).

Auch der Kaiser war auf die Wirkungen der Anwesenheit des Prinzen von Preußen in Rußland sehr gespannt. Er war nicht wenig erfreut, daß Cobenzl ihm dieselben als höchst geringfügige, ja sogar als solche zu schildern vermochte, welche der Sache Preußens weit eher zu schaden, als ihr Nutzen zu bringen geeignet sein würden [1062]). Darin, in dieser Aenderung der persönlichen Stimmung der Kaiserin Katharina bestand aber auch, wenigstens so lang Maria Theresia noch lebte, das einzige, freilich nicht gering anzuschlagende Ergebniß der Reise des Kaisers nach Rußland. Nicht von Cobenzl, sondern von einem fremden Berichterstatter rührt die Behauptung her, Joseph habe sich für immer einen Platz in dem Herzen der Kaiserin Katharina erobert [1063]). Bei der rein persönlichen Politik, welche in Rußland getrieben wurde, war dieß Resultat ohne Zweifel von sehr großem Werthe. Sogar Maria Theresia, welche Anfangs der Reise ihres Sohnes nach Rußland so entgegen gewesen, mußte dieß anerkennen. Der Kaiser scheine ihr, schrieb sie an Marie Antoinette, mit dem erreichten Erfolge zu frieden, aber durchaus nicht darüber verblendet. „Ich kann Dich ver „sichern", so lauten ihre Worte, „daß man gar nichts verhandelte. „Aber es scheint, daß er das Glück gehabt hat, die falschen Vor„urtheile gegen uns, die sehr tief eingewurzelt waren, wieder zu zer„streuen" [1064]).

Dieses Ergebniß der Reise des Kaisers nach Rußland für Oesterreich nutzbringend zu gestalten, darauf trachtete man denn auch von

Wien aus allmälig, wenn gleich nur mit äußerster Vorsicht hinzuarbeiten. Denn nur mit Zeit und mit Geduld, schrieb Kaunitz an Cobenzl [1065]), sei man im Stande, dem erwünschten Ziele sich nach und nach zu nähern. Das System eines Hofes wie des russischen lasse sich von einem Augenblicke zum anderen nicht ändern. Aber ganz dürfe man doch den Zweck nicht aus dem Auge verlieren, welcher in der einstiger Zustandebringung eines Freundschafts- und Garantievertrages zwischen beiden Staaten liege.

Anfangs durch die Anwesenheit des Prinzen von Preußen in St. Petersburg verzögert, nahm diese Verhandlung erst dann eine greifbare Gestalt an, als Maria Theresia nicht mehr am Leben war. Daher würde es unstatthaft sein, hier auf sie noch eingehen zu wollen.

Neunzehntes Capitel.

Erzherzog Maximilian.

Zu derselben Zeit, in welcher Maria Theresia die Reise ihres ältesten Sohnes nach Rußland mit so großer Spannung verfolgte, war eine andere Angelegenheit, die ihren jüngsten Sohn Maximilian betraf, im Zuge, und sie nahm das Interesse der Kaiserin in kaum geringerem Maße in Anspruch.

Wir wissen wie sehr ihr eine möglichst glänzende Versorgung all ihrer Kinder, und insbesondere des Erzherzogs Maximilian am Herzen lag, dem sich nicht gleich seinen älteren drei Brüdern schon in seiner Jugend die Aussicht auf einen eigenen Länderbesitz eröffnete. Diese Versorgung hatte, wie gleichfalls schon gesagt wurde, nicht nur in einer ziemlich reichen Dotation an Gütern, sondern auch in dereinstiger Erlangung der Würde und der Einkünfte eines Hochmeisters des deutschen Ordens und in dem Amte eines Generalstatthalters von Ungarn zu bestehen. Beide Stellungen sollten ihm nach dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen zu Theil werden. Die Nachfolge in dem Hochmeisterthume war ihm schon durch seine bereits im Jahre 1769 erfolgte Wahl zum Coadjutor gesichert. Und in Ungarn hatte er an den Platz des Prinzen Albert von Sachsen zu treten, wenn derselbe und seine Gemalin, die Erzherzogin Marie, an Stelle des Prinzen Karl die Generalstatthalterschaft der Niederlande übernommen haben würden.

Außerdem hegte Maria Theresia, und auch davon ist schon Erwähnung geschehen, die Hoffnung, ihr Sohn werde sich durch militärische

Studien dazu ausbilden, im Kriegswesen eine hervorragende Rolle zu spielen. Wie aber ihr Sinn nie auf Geringes, sondern jederzeit auf das Höchste gerichtet war, wie sie an sich selbst und an Andere immer nur sehr weitgehende Anforderungen stellte, so wies sie auch ihren Sohn auf das Beispiel eines Prinzen Eugen, eines Ludwig von Baden, eines Montecuccoli hin, welche sich durch ihre Thaten unsterblich gemacht hätten. Ja er könne hiezu viel leichter gelangen als Jene, indem er den Vortheil der Geburt und des Unterrichtes, den er erhalte, für sich habe; er brauche nur zu wollen [1066]).

Aber wie weit war doch Maximilian von der Nachahmung der ruhmreichen Vorbilder entfernt, die seine Mutter ihm aufstellte, und wie sehr fehlte es ihm an all den Eigenschaften, die ihn vielleicht dazu geführt hätten, an das von ihnen erreichte Ziel gleichfalls zu gelangen. Wir besitzen eine Charakteristik von ihm, von der Hand seines eigenen Bruders, des Großherzogs Leopold herrührend, bei welchem Maximilian im Jahre 1775 — damals neunzehn Jahre zählend — durch längere Zeit verweilte. Er lobt ihn als bescheiden, gutmüthig und wahrheitsliebend; seinem natürlichen Verstande und seiner geistigen Begabung im Allgemeinen, seiner Urtheilskraft und insbesondere seinem Gedächtnisse ertheilt er ein sehr gutes Zeugniß. An diese günstige Beurtheilung reiht sich jedoch der Tadel seines Hanges zum Müßiggange, seiner tief eingewurzelten Scheu vor jeder ernsten Beschäftigung. Für sein zukünftiges Schicksal, für die Laufbahn, die er zurückzulegen habe, zeige er die vollständigste Gleichgültigkeit; von einem Bestreben, sich auszuzeichnen, dereinst Hervorragendes zu leisten, sich einen glänzenden Namen und auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Wirkens Ruhm zu erwerben, könne man nicht die geringste Spur an ihm entdecken [1067]).

Schon diese Schilderung, von einem gewiß wohlwollenden Beurtheiler entworfen, mußte die Erwartung, Maximilian sei zu einer bedeutungsvollen militärischen Rolle berufen, gar sehr herabstimmen. Und auch während des Feldzuges des Jahres 1778, dem er beiwohnte, trug sich nichts zu, wodurch dieselbe irgendwie belebt worden wäre.

Nicht als ob seine Haltung Anlaß zum Tadel dargeboten hätte: sie wurde vielmehr von Joseph, der gerade seine nächsten Verwandten am schärfsten beurtheilte, ausdrücklich gelobt [1068]). Aber bis zu so glanzvoller Betheiligung an den damaligen kriegerischen Ereignissen, daß ihm eine große Zukunft mit Recht geweissagt werden konnte, hat er es doch keineswegs gebracht. Denn außer einem Sturze mit dem Pferde, bei dem er übrigens nicht Schaden nahm, wußte auch Joseph seit jener ersten Belobung nichts mehr über ihn zu berichten. Ende August aber wurde er von einer Krankheit befallen, die einen so langwierigen Charakter annahm, daß er nicht mehr im Felde erschien, sondern schließlich nach Wien gebracht werden mußte.

Das Urtheil, welches Maria Theresia nach der Rückkehr des Erzherzogs Maximilian über ihn fällte, war trotz der Vorliebe, welche die Kaiserin jederzeit für ihn hegte, doch nichts weniger als schmeichelhaft zu nennen. „Ich kann Dir nicht verhehlen", schrieb sie an Joseph, „daß sein Aussehen mich weniger als seine Stimmung in Erstaunen „versetzt hat. Ich finde ihn traurig, niedergeschlagen, schweigsam; „beginnt er aber zu reden, dann ist es als ob er träumte oder ein„schliefe; nicht ich allein finde ihn so. Ist es eine Art Besorgniß, ist „es das Bedauern, hier sein zu müssen; ich kann es nicht entscheiden, „denn er wird ganz davon beherrscht. Man überläßt ihn vor der „Hand sich selbst, um zu sehen, wo das hinaus will, aber er gefällt „mir nicht: an gar nichts nimmt er Antheil. Warst Du mit ihm „zufrieden oder hast Du ihn ebenso gefunden? Er scheint mir, was „man einst von unseren Cavallerie-Offizieren gesagt hat, ein rechter „Degenknopf" [1069]).

Die Antwort, welche der Kaiser auf die Anfrage seiner Mutter ertheilte, fiel günstiger aus als sie erwartet haben mochte. „Ich kann „nicht begreifen", so lautete sie, „weßhalb mein Bruder Maximilian „traurig sein sollte: nur Schwäche und die Wirkung seiner Krankheit „können die Ursache davon sein. Bei der Armee schien er mir sehr „guter Laune: überall war er zu finden, nichts langweilte ihn, und „wenn er nichts zu thun hatte, beschäftigte er sich zu Hause. Nach

„meiner Meinung wird er gewiß ein ausgezeichneter Mann werden, „wenn er Gelegenheit erhält, noch mehr zu sehen und zu lernen" [1070]).

Der langwierige Verlauf der Krankheit, von welcher der Erzherzog erst in den letzten Monaten des Jahres 1779 vollständig geheilt wurde [1071]), bot die Hauptveranlassung dar, daß Maria Theresia den Gedanken, ihn für das Kriegswesen auszubilden, trotz des günstigen Zeugnisses, welches Joseph seinem Verhalten im Felde ertheilt hatte, wieder fallen ließ. Ja sie entwarf jetzt für seine zukünftige Bestimmung einen ganz anderen, ihren ehedem geäußerten Ansichten geradezu entgegengesetzten Plan. Und sie selbst sagt, daß sein tadelloses Benehmen, welches weit über sein Alter hinaus sei, ihr früheres Vorurtheil gegen seinen Eintritt in den geistlichen Stand nicht wenig erschüttert habe [1072]).

Was dieses frühere Vorurtheil angeht, so wissen wir, daß schon im Jahre 1769, aus Anlaß der Wahl des damals dreizehnjährigen Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor des Hoch- und Deutschmeisters, die Anfrage aus Köln an die Kaiserin kam, ob sie nicht auch dort ihren Sohn zum Coadjutor gewählt zu sehen wünsche, daß Maria Theresia sich jedoch ablehnend hierüber aussprach. Nie werde sie darein willigen, hatte sie damals erklärt, daß einer ihrer Söhne zu einem geistlichen Fürsten gemacht werde [1073]), und dabei war sie denn auch ähnlichen Anträgen gegenüber fortwährend geblieben. Schon einen Monat später antwortete sie dem Fürsten Kaunitz in der gleichen Sache: „so lang ich lebe, gewis es niemahls zulassen wurde" [1074]). Und als kurz nachher die Rede davon war, man denke in Speyer den Erzherzog zum Coadjutor zu machen, schrieb Maria Theresia in ihrem Namen und in dem des Kaisers auf den Bericht des Fürsten Kaunitz [1075]): „wir seind weit davon, meinen sohne geistlich zu machen. will er ein „mönich werden nach langer prüffung, wurde es ihme nicht verhindern, „aber kein churfürst noch bischoff. in disen punct seind wir beede ganz „d'accord, also ein pures blendwerck ist das von speier".

An der in diesen Worten ausgesprochenen Meinung hielt denn auch Maria Theresia eine Reihe von Jahren hindurch unerschütterlich

fest. Im März 1771 frugen einige Capitulare des adeligen Stiftes St. Gereon in Köln sich an, ob bei einer etwaigen Erledigung ihrer Abtei, welche der Kurfürst Max Friedrich aus dem Hause Königsegg besaß, die Wahl des Erzherzogs Maximilian nicht erwünscht wäre [1076]). „keineswegs", antwortete hierauf die Kaiserin mit eigener Hand, „was „dem geistlichen stand angehen kan, niemahls vor mein sohne an„nehmen wurde." Als Freiherr Adolph von Dalberg im Dezember 1773 an die Kaiserin schrieb und ihr antrug, ein Bamberger Canonicat an den Erzherzog Maximilian gelangen zu lassen, um ihm den Weg zur dortigen Bischofswürde zu bahnen [1077]), entgegnete sie: „gott „bewahre mich zu einen geistlichen fürsten einen sohne oder enckel darzu „zu machen jemahls". Und als ihr Kaunitz anderthalb Jahre später berichtete [1078]), trotz der schon einmal erfahrenen Ablehnung habe der kurkölnische Minister Freiherr von Belderbusch neuerdings die Wahl des Erzherzogs zum dortigen Coadjutor in Anregung gebracht, erwiederte Maria Theresia auch jetzt: „ich finde mein sohn nicht würdig, „einen solchen hohen ambt vorzustehen wie es sich gebührt, also nicht „einmahl von ein enckel zu gedencken, so lang ich lebe".

Angesichts dieser so oft und in so entschiedenem Tone wiederholten Erklärungen der Kaiserin ist es wirklich überraschend, sie schließlich doch ihre Meinung ändern zu sehen. Wir wissen nicht, ob der politischen Rücksicht, durch Uebertragung der kurfürstlichen Würde an ein Mitglied ihres Hauses den Einfluß desselben in Deutschland zu stärken und dem Umsichgreifen des Königs von Preußen nachdrücklich entgegen zu arbeiten, oder ob dem Wunsche, einem der Erzherzoge eine angemessene Versorgung zu verschaffen, der Hauptantheil an dieser Sinnesänderung zukommt. Den Anstoß hiezu scheint das letztere Bestreben gegeben zu haben; wir glauben wenigstens nicht irre zu gehen, wenn wir annehmen, daß ein Schreiben, welches Maria Theresia zu Anfang des September 1779 von ihrem Sohne Leopold erhielt, zuerst solche Gedanken in ihr wachrief. Ja es wird sich behaupten lassen, die am 31. August 1779 erfolgte Geburt des Erzherzogs Anton, des achten Sohnes, der ihm damals geboren, und des sechsten, der zu jener Zeit noch am Leben war, sei es gewesen, welche dem

Großherzoge nicht geringe Befürchtungen wegen dereinstiger Versorgung einer so überaus zahlreichen Nachkommenschaft erregte. In diesem Sinne schrieb er, und zwar ohne Vorwissen des Kaisers, wie es scheint, an seine Mutter, und er frug sie, ob nicht einer seiner Söhne zum geistlichen Stande bestimmt werden könnte. Er dachte hiebei an seinen drittgebornen Sohn Karl [1079]), und es wäre ohne Zweifel eine ganz eigenthümliche Fügung des Schicksals gewesen, wenn dieser nachmals so berühmte Feldherr nicht dem militärischen, sondern dem geistlichen Stande sich gewidmet hätte. Der Wunsch aber, für einen ihrer Enkel eine seiner Geburt angemessene Lebensstellung ausfindig zu machen, ließ die früher mit so großer Lebhaftigkeit gehegten Bedenken der Kaiserin verstummen. Insgeheim theilte sie den Brief ihres Sohnes dem Staatskanzler mit; sie muß ihm jedoch auch gleichzeitig ihre Zustimmung zu dem darin enthaltenen Projecte des Großherzogs ausgesprochen haben.

Kaunitz hätte die Kaiserin gewiß gern schon längst auf diesem Wege gesehen; darum mochte er nicht müde geworden sein, die auf eine etwaige Wahl des Erzherzogs Maximilian bezüglichen Anfragen immer wieder an sie zu bringen. Es ist auch leicht zu erklären, weßhalb er solches that; die religiösen Bedenken der Kaiserin theilte er nicht, politische Rücksichten der bedeutsamsten Art aber mußten ihm eine derartige Stärkung des österreichischen Einflusses in Deutschland höchst wünschenswerth erscheinen lassen. Darum begrüßte er mit wahrer Freude das neue Project, wenn er auch bei der übergroßen Jugend des etwaigen Candidaten zu einer geistlichen Würde wenigstens vorläufig noch zu strengster Geheimhaltung rieth. Man erinnere sich ja der so gehässigen Gegenbestrebungen, zu denen dereinst die vermeintliche Absicht, dem Erzherzoge Maximilian eine solche Stellung zu verschaffen, Anlaß geboten habe. Darum dürfe man sich nicht allzu früh um Verleihung eines Canonicates an einen der noch im Kindesalter stehenden Erzherzoge bewerben. Man müsse sich vorläufig darauf beschränken, bei Erledigung deutscher Bischofssitze, es möge sich um kurfürstliche Würden handeln oder nicht, so wie es bei den letzten Wahlen zu Salzburg, Mainz und Würzburg geschehen, den österreichischen

Einfluß zu entscheidender Geltung zu bringen und die Wahlstimmen auf einen Mann zu leiten, von dem sich erwarten lasse, daß er dereinst zur Verwirklichung der gehegten Absichten die Hand bieten werde. Insbesondere möge man dieser Richtschnur bei der wahrscheinlich bald bevorstehenden Vacanz in Köln und Münster folgen [1081]).

Aber gerade diese politischen Rücksichten waren es, welche die Kaiserin mit Besorgniß erfüllten. Ein Mitglied ihres Hauses werde sich, so meinte sie, als Kurfürst von Köln und Bischof von Münster — denn die Trennung dieser beiden Bisthümer wäre ihr von vorneherein äußerst mißlich erschienen — sowohl dem Reichsoberhaupte als Preußen, Hannover, Holland und Frankreich gegenüber in einer sehr kritischen Lage befinden; habe man ja doch selbst von diesem letzteren Staate nur Widerspruch zu befahren [1081]).

War Anfangs nur von einem der Söhne des Großherzogs Leopold, und nicht auch von einer etwaigen Candidatur des Erzherzogs Maximilian die Rede gewesen, so trat nunmehr die letztere, und zwar aus der Ursache in den Vordergrund, weil man glaubte, die Wahl eines Coadjutors für den hochbetagten und kränklichen Kurfürsten von Köln lasse sich nicht länger mehr verschieben. Für einen Erzherzog, der noch ein Kind sei, werde man jedoch gerade unter solchen Umständen die Wahlstimmen unmöglich gewinnen können.

Maria Theresia selbst scheint es gewesen zu sein, welche, ihren früheren Bedenken gegen die Erlangung einer geistlichen Fürstenwürde durch ihren Sohn Maximilian entsagend, dessen Wahl zum Coadjutor des Erzbischofs von Köln nun eifrigst wünschte. Aber bei ihm selbst stieß sie auf ein ernstliches Hinderniß. Wie Joseph versichert, erklärte sein Bruder in den unzweideutigsten Ausdrücken, daß er gar keinen Beruf zum geistlichen Stande in sich verspüre, und weder die Vorstellungen seiner Mutter, noch diejenigen des geheimen Reichshofreferendars Franz Georg von Leykam [1082]), eines Mannes, der sich des ganz besonderen Vertrauens der Kaiserin erfreute [1083]), brachten hierin eine Aenderung hervor. Die Kaiserin gerieth nun auf den

Gedanken, den Erzherzog Maximilian zwar zum Coadjutor von Köln wählen zu lassen, aber gleichzeitig für ihn die päpstliche Dispensation zu begehren, auf daß er nicht in den Priesterstand eintreten müsse. Er solle überhaupt in jener Stellung nur so lange Zeit verbleiben, bis einer der Söhne des Großherzogs Leopold herangewachsen sei, dem er sie dann abtreten könne. Mit diesem Projecte war auch Maximilian zufrieden, denn nur daran hielt er fest, daß er nicht Priester werden und das Kleid dieses Standes nicht tragen dürfe [1084]).

Daß hierin der Plan der Kaiserin wirklich bestand, wird nicht nur durch das Zeugniß ihres Sohnes Joseph, sondern auch durch ihre eigenen Worte ganz außer Frage gestellt. „ich habe mit K.*) „gesprochen", schrieb sie in den ersten Tagen des November 1779 an den Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo, „er hat mir erlaubt, „fürsten zu melden, ein auffsatz zu machen, wie die sach zu tractirn, „und was sie kosten kunte. mein sohne ist auch also verstanden, mit „dispensa, anderst nicht, wie dem teutschen orden anzunehmen, umb „zu seiner zeit, wan er kein beruff bekomete, es einen sohne von „leopold überlassen zu können, und ich glaube das cöln und münster „müsten nicht separirt werden" [1085]).

Die Zustimmung Josephs, von welcher Maria Theresia hier spricht, darf übrigens nicht anders gedeutet werden, als daß er sich nicht gegen den beabsichtigten Versuch erklärte, den von seiner Mutter entworfenen Plan zur Ausführung zu bringen. Denn einerseits wollte er eben so wenig als Maria Theresia seinen Bruder Maximilian wider dessen Willen zum Priesterstande zwingen, und andererseits hielt er ohne dessen Eintritt in denselben ein Gelingen für unwahrscheinlich, wenn nicht für unmöglich. Und wenn auch die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor durchgesetzt werden sollte, so werde ihm doch hiedurch noch keineswegs das Recht zu Theil, diese Würde einem Anderen zu übertragen; nur durch eine neue Wahl könnte einer seiner Neffen sein Nachfolger werden. Eifrigst bemühe er sich,

*) Kaiser.

dieß einleuchtend zu machen, aber er könne keinen Glauben damit finden [1086]).

Fast zu derselben Zeit, in welcher Joseph in solchem Sinne gegen den Großherzog von Toscana sich aussprach, erstattete der Reichsvicekanzler Fürst Colloredo der Kaiserin die ihm abverlangten Vorschläge über die Art und Weise, in der diese Sache weiterzuführen wäre. Er rieth, sich zur Erreichung der gehegten Absicht der Vermittlung des Landcomthurs von Belderbusch zu bedienen, welcher die Stelle eines ersten Ministers bei dem Kurfürsten von Köln bekleidete, Alles über denselben vermochte und jederzeit den wahrhaft sehnsüchtigen Wunsch an den Tag gelegt hatte, den Erzherzog Maximilian im Besitze der kölnischen Kurwürde zu sehen. Außerdem war er ein Widersacher des Conferenzministers in Münster, Franz Friedrich Freiherrn von Fürstenberg, der seinerseits wieder zu den erklärten Anhängern des Königs von Preußen zählte. Ein vortrefflicher Administrator des Münsterlandes, hatte Fürstenberg doch wegen seines herrischen Auftretens und seiner Hinneigung zu Preußen eifrige Gegner in dem Capitel. Die Domherren von Spiegel, von Brabeck und von Bocholtz gehörten zu ihnen und sie bildeten in Münster den Kern der österreichischen Partei [1087]).

Auch Kaunitz stimmte der Anschauung des Reichsvicekanzlers zu. Er meinte, Belderbusch solle zur Vorlegung eines förmlichen Planes aufgefordert werden, nach welchem das fernere Vorgehen zur Erreichung des gewünschten Zieles einzurichten wäre. Die Verhandlungen mit Belderbusch wären durch den österreichischen Gesandten bei den geistlichen Kurfürsten, bei dem Niederrheinischen und dem Westphälischen Kreise, Franz Georg Grafen von Metternich zu führen. Als eigentliche Vertrauensperson aber wäre der bei dem Grafen Metternich angestellte Legationssecretär Kornrumpf zu verwenden. Endlich müsse der in Wien anwesende Cardinal Graf Hrzan, Oesterreichs Vertreter am heiligen Stuhle, mit den erforderlichen Instructionen versehen werden, um nach seiner Rückkehr nach Rom die erforderlichen Breve's und Dispensen zu erwirken. Denn Maximilian, damals drei und

zwanzig Jahre alt, besaß weder das zur Bischofswahl nothwendige Alter, noch gehörte er, wie es der Fall hätte sein sollen, den Domcapiteln zu Köln und Münster als ihr Mitglied an. Endlich mußte die Genehmigung des heiligen Stuhles erlangt werden, daß der Erzherzog — und zwar ohne die priesterlichen Weihen zu erhalten — die Bischofssitze in Köln und Münster gleichzeitig einnehme, ja daß er sogar wegen des Hoch- und Deutschmeisterthums, zu dem er wahrscheinlich binnen kurzem gelangen werde, statt der geistlichen militärische Kleidung trage.

Zuletzt gelte es noch, fuhr Kaunitz fort, die etwaige Empfindlichkeit des Großherzogs von Toscana zu beschwichtigen, welcher durch seine Bitte, einem seiner Söhne möge ein geistliches Fürstenthum in Deutschland zugewendet werden, den ersten Anstoß zu der ganzen Sache gegeben habe. Leicht könnte es sein, daß er sich verletzt finde, wenn er gewahr werde, daß man statt der Erfüllung des ihm schon ertheilten Versprechens jetzt zu Gunsten des Erzherzogs Maximilian arbeite. Aber er werde wohl einsehen, daß die Wahl eines noch unmündigen Prinzen zum Coadjutor eine ganz außergewöhnliche Sache wäre, deren Durchsetzung wenn nicht unübersteigliche, so doch nur sehr schwer zu besiegende Hindernisse sich entgegenstellen würden. Gerade die Erwerbung der Kurwürde durch Maximilian müßte auch einem der jüngeren Erzherzoge die Bahn ebnen, dereinst zur Coadjutorie von Köln und Münster, oder zu einem anderen einträglichen Bisthume zu gelangen [1088]).

Und in der That, man muß es zugeben, unmöglich konnte man sich bereitwilliger in den Wunsch des Kaiserhofes finden, als dieß von Seite des Großherzogs von Toscana geschah. In rücksichtsvollstem Tone schrieb er an seine Mutter und an Joseph. Er versicherte sie, daß er die Erlangung einer Kurwürde durch seinen Bruder Maximilian jederzeit als etwas demselben sehr Nützliches angesehen habe. Auch er erkenne, daß seine eigenen Söhne hiezu noch bei weitem zu jung seien; mit seinen besten Wünschen begleite er daher die Schritte, die man zu Maximilians Gunsten unternehme [1089]).

„Kayſers Mayeſtät und ich ſeind verſtanden mit disen auffatz. „beede cantzler mögten ſich darüber verſtehen.“ Mit dieſen Worten hatte Maria Thereſia den parallel laufenden Anträgen der Fürſten Kaunitz und Colloredo ihre Zuſtimmung ertheilt; gemeinſchaftlich gingen ſie daher an die Ausführung derſelben. Kaunitz legte die Entwürfe der an Metternich und an Belderbuſch zu erlaſſenden Depeſchen vor; der Inhalt der hierauf von ihnen eingehenden Berichte aber beſtand darin, daß der Kurfürſt von Köln wenigſtens vor der Hand der Wahl eines Coadjutors nichts weniger als geneigt ſei. Belderbuſch war zwar der Meinung, die Kaiſerin ſollte, um den Kurfürſten zu anderen Anſichten zu bekehren, eigenhändig an ihn ſchreiben. Maria Thereſia aber lehnte dieß ab, obgleich ihr Kaunitz rieth, dem Antrage des Freiherrn von Belderbuſch zu willfahren; ſie wolle, erklärte ſie mündlich dem Staatskanzler, dem Kurfürſten durchaus keinen Zwang anthun; ja ſie werde, wenn er in ſeiner Abneigung verharre, lieber ihrem Projecte ganz entſagen. Inzwiſchen aber möge man die Verhandlung noch nicht vollſtändig abbrechen, ſondern ſie offen halten, um nach Zeit und Umſtänden von einer etwaigen günſtigeren Stimmung des Kurfürſten Nutzen ziehen zu können [1090]).

In einem vertraulichen Briefe, den Maria Thereſia in jenen Tagen an Mercy ſchrieb, ſprach ſie in gleichem Sinne ſich aus. Nachdem die aus Köln eingelangten Erklärungen nicht ſo willfährig lauteten, als ſie erwartet, habe ſie in Uebereinſtimmung mit dem Kaiſer beſchloſſen, kein förmliches Begehren an den Kurfürſten zu richten. Denn ſie wolle nicht den Schein auf ſich laden, daß ſie um ſeine Einwilligung bettle, während ſie Grund zu der Vorausſetzung beſeſſen habe, er werde geſchmeichelt ſein, ihren Sohn zum Coadjutor zu erhalten. Man denke jedoch auch nicht an ein ſchroffes Abbrechen der Verhandlung; man werde vielmehr eine anſtändige Antwort geben und günſtigere Umſtände abwarten. „Als Mutter“, ſagt Maria Thereſia wörtlich, „wäre „ich natürlich ſehr zufrieden, meinem Sohne ein ſo paſſendes Etabliſſe„ment zu verſchaffen. Niemals würde ich es jedoch auf die Gefahr „hin thun, den Staat, deſſen Intereſſe ich als ſein Oberhaupt und „das meiner Familie jedem anderen vorziehe, in Brand zu ſetzen.

„Dieß wäre aber nur allzusehr zu befürchten, wenn man in einem „Augenblicke, in welchem fast die ganze Welt wider uns einge„nommen oder mißtrauisch gegen unsere vermeintlichen Vergrößerungs„oder Eroberungsplane ist, diese Angelegenheit um jeden Preis durch„setzen wollte" [1091]).

In dem von der Kaiserin hier angedeuteten Sinne wurde denn auch an Metternich und Belderbusch geschrieben, und man wird wohl sagen dürfen, daß gerade die in solcher Weise an den Tag gelegte Mäßigung einen günstigen Eindruck auf den Kurfürsten hervorbrachte. Hatte Fürstenberg sich bemüht, ihn der Besorgniß zugänglich zu machen, man werde von Wien aus „despotisch" vorgehen und sich um seine Einwilligung nicht viel kümmern [1092]), so wurde er durch die Antworten an Metternich und Belderbusch eines Besseren belehrt und von der Unwahrheit jener Einflüsterungen überzeugt. Hiedurch sah jedoch auch Belderbusch seine Aufgabe nicht unmerklich erleichtert. Daß er zu eifriger Verfolgung derselben durch Bestechung vermocht worden sei [1093]), ist eine Angabe, für welche wenigstens in den österreichischen Acten eine Gewähr sich durchaus nicht auffinden läßt; sie wird daher bis zur Beibringung von Beweisen als eine grundlose Verdächtigung bezeichnet werden dürfen.

Während Belderbusch in Köln im Sinne der Candidatur des Erzherzogs Maximilian thätig war, nahmen im Domcapitel zu Münster dessen österreichisch gesinnte Mitglieder die Dinge selbst in die Hand. Ihre Lage war um so schwieriger, als der Kurfürst die Leitung sämmtlicher Angelegenheiten in Münster dem Minister Fürstenberg überließ, der mit der zuversichtlichen Hoffnung sich trug, dereinst selbst — zum mindesten in Münster — dessen Nachfolger zu werden. Aber dadurch wurde die österreichische Partei im dortigen Domcapitel noch keineswegs entmuthigt. Gerade die stete Gefährdung, die sie von den benachbarten protestantischen Staaten, Preußen, Hannover und Holland besorgen mußte, so wie Fürstenbergs völlige Abhängigkeit von ihnen bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen denselben. Einer aus dieser Partei, der Domherr Moriz von Brabeck erschien aus eigenem Antriebe

und auf Wunsch seiner Meinungsgenossen in der zweiten Hälfte des März 1780 mit dem Anerbieten, den Erzherzog zu wählen, und mit der Bitte um Unterstützung des Kaiserhofes bei Verwirklichung dieser Absicht in Wien [1094]). Er fand hier zwar zuvorkommende Aufnahme, aber man erwiederte ihm doch, man könne sich vor der Hand zu gar keiner bestimmt lautenden Erklärung herbeilassen. Er möge sich einstweilen darauf beschränken, der für die Sache des Erzherzogs günstigen Gesinnung im Domcapitel zu Münster immer weitere Verbreitung zu verschaffen [1095]).

Inzwischen kam Belderbusch auf seinen schon einmal gestellten, damals aber zurückgewiesenen Antrag, die Kaiserin möge an den Kurfürsten eigenhändig schreiben, neuerdings zurück. Er glaubte in seiner Bemühung, den Kurfürsten für die Wahl eines Coadjutors überhaupt und für die Person des Erzherzogs insbesondere günstiger zu stimmen [1096]), nicht unwesentliche Fortschritte gemacht zu haben und meinte nun, der Brief der Kaiserin werde ohne Zweifel den Ausschlag geben.

Die Frage, ob man auf sein Begehren eingehen und somit die bisher verfolgte Bahn verlassen solle, wurde in Wien der reiflichsten Erwägung unterzogen. In Uebereinstimmung mit dem Reichsvicekanzler erneuerte jetzt Kaunitz seinen der Kaiserin schon früher ertheilten, aber damals von ihr nicht befolgten Rath, selbst an den Kurfürsten zu schreiben. Aus den Worten des Freiherrn von Belderbusch las er nicht nur dessen Ansicht, sondern auch den Wunsch des Kurfürsten heraus, einen Brief der Kaiserin zu erhalten. Werde demselben nicht willfahrt, dann sei fast mit Gewißheit vorherzusehen, das Project werde entweder scheitern, oder dessen Durchführung doch gar sehr in die Länge gezogen werden, während es hauptsächlich darauf ankomme, bald zu wissen, woran man eigentlich sei. Denn wenn man sehe, daß man mit der Candidatur des Erzherzogs nicht durchdringe, müsse man wenigstens trachten, die Wahl auf eine andere, dem Kaiserhofe genehme Persönlichkeit zu lenken. Sei aber gegründete Hoffnung für den Erzherzog vorhanden, dann müsse man nachdrücklich darauf hinarbeiten, die Anschläge seiner Gegner zu durchkreuzen.

Kaunitz war der Meinung, die Kaiserin solle zwei Briefe an den Kurfürsten richten, und zwar den einen, längeren, der sich über das Wesen der Sache verbreite, bloß unterzeichnen, den kürzeren aber, der eine nur allgemein lautende Empfehlung ihres Wunsches enthielte, eigenhändig schreiben [1097]). Wie ungern Maria Theresia dem Antrage des Staatskanzlers willfahrte, geht aus ihrer Antwort an ihn deutlich hervor. „Folgen hier", so lautet dieselbe, „die zwey Schreiben, die „des Kaisers Maj. approbirt; kann also expedirt werden. Mir hat „es nicht wenig gekostet, selbe zu schreiben; erwarte auch anjetzo von „Fürsten kluger Einleitung ein baldes Ende. Folget das Schreiben, „welches signirt, ohne was zu ändern. Nur das Billet, was auch „ein Brief a parte ist, habe so leichter abgeändert" [1098]).

In dem eigenhändig geschriebenen Briefe der Kaiserin an den Kurfürsten von Köln war von der Angelegenheit, um die es sich handelte, mit keinem Worte die Rede. Um so ausführlicher wurde von ihr in dem offiziellen Schreiben gesprochen. Es verbreitete sich über die angeblichen Bemühungen der Feinde des Hauses Oesterreich, einen Gegner desselben dereinst zur kölnischen Kurwürde zu bringen. Um sie zu vereiteln, sei die Kaiserin auf einen Gedanken gekommen, den sie früher nicht gehegt habe, dessen Verwirklichung sie aber jetzt wünsche: er bestehe in der Wahl ihres Sohnes Maximilian zum Coadjutor von Köln. Sie lege ihn dem Kurfürsten vor und stelle dessen Annahme oder Ablehnung einzig und allein seiner eigenen Entscheidung anheim [1099]).

Die beiden Briefe der Kaiserin an den Kurfürsten brachten denn auch die gewünschte Wirkung hervor. In willfährigster Weise beantwortete er sie mit der Erklärung, daß er Belderbusch mit den ferneren Verhandlungen zur Herbeiführung einer Vereinbarung über die Schritte betraut habe, welche zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes geschehen sollten [1100]). Maria Theresia gab dem Kurfürsten ihren Dank hiefür in einem Cabinetschreiben zu erkennen, zu dessen Ueberreichung sich Metternich von seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Mainz nach Bonn zu begeben hatte. Die Kaiserin aber konnte die Besorgniß nicht

unterdrücken, das geraume Zeit hindurch sorgfältig behütete Geheimniß werde sich nicht lang mehr bewahren lassen. „fürchte das secret „wird bald offenbahr sein", schrieb sie in jenen Tagen dem Fürsten Colloredo; „wegen Franckreich und Rom zu gedenckhen ist" [1101]).

Der von der Kaiserin selbst gegebenen Anregung zufolge erging das erforderliche Rescript nach Paris, während der noch immer in Wien anwesende Cardinal Hrzan den Auftrag erhielt, die Sache einstweilen unter Ausbedingung unverbrüchlichen Geheimnisses an den Papst zu bringen. Und der Kaiser, der sich damals schon auf der Reise nach Rußland befand, wurde gebeten, auch die Mithülfe der Kaiserin Katharina in Anspruch zu nehmen [1102]).

Aber ehe noch diese Schritte irgendwelchen Erfolg nach sich ziehen konnten, kamen, durch den Legationssecretär Kornrumpf selbst überbracht, Nachrichten nach Wien, welche es räthlich erscheinen ließen, den Schleier zu lüften und die erforderlichen Maßregeln ungesäumt zu treffen. Vorerst hatten sie nach der Meinung des Staatskanzlers in dem förmlichen Anbringen bei dem heiligen Stuhle um die nöthigen päpstlichen Breve's und Dispensen, dann aber in Briefen der Kaiserin und des Erzherzogs an die Domcapitel von Köln und Münster, endlich in einem Circularschreiben des Letzteren an sämmtliche Capitulare zu bestehen. Da Joseph in so weiter Entfernung sich befand, bat Kaunitz die Kaiserin, alle nothwendig werdenden Schritte auf sich nehmen zu wollen [1103]).

„ich approbire alles", antwortete hierauf Maria Theresia, „wie „es vorgeschlagen wird, dan an der geschwindigkeit liget jetzund die „reussite. dem Kayser kan jetzund nichts nachgeschickt (werden), bis er „wider in unsere lande zuruckkomt; nachdeme wir seine intention wissen, „getraue mich vorzugehen. ob nicht nach rom ein courir abzuschicken „wäre? ob die circulaire also oder nacher besser kunten abgeändert „werden? den Kornrumpff möchte ich selbsten einmahl sprechen."

Auch an den Fürsten Colloredo schrieb Maria Theresia an dem gleichen Tage in ähnlichem Sinne. „wir wissen", so lauten ihre

Worte, „des Kayſers May. intentionen und Verlangen, ſeinen „Brudern dis importante etablissement zu procurirn zum nutzen „des reichs und des ſtaatts; ſo approbire alles was nöthig gefunden „wird, dis werck zu beſchleünigen aus oder inwendig. dise depechen „nachzuſchicken, finde vor jetzo, wo des Kayſers May. ſchonn in „ruſſiſchem gebüthe ſeind, nicht ſchicklich, wohl aber alles in bereit- „ſchafft zu halten. wan wir werden wider das glick haben, ihme bei „uns zuruck zu haben, ich fürſten avertirn werde, umb alles ſelben „zukommen zu laſſen."

Wie Maria Thereſia ſich im weiteren Verlaufe der Sache immer mehr für ein Gelingen derſelben erwärmte, geht auch aus anderen Aeußerungen der Kaiſerin hervor. „Man kann nicht gerührter ſein", ſchrieb ſie einmal an Colloredo, „als ich es über die Raſchheit bin, „mit der Sie für das Etabliſſement meines Sohnes handeln. Den „Brief werde ich in den meinigen an den Kaiſer legen, Ihnen aber „auch das Gelingen dieſer delicaten und intereſſanten Angelegenheit „verdanken" [1104]).

An dem Tage, an welchem ſowohl Kaunitz als Colloredo der Kaiſerin die durch Kornrumpf überbrachten Nachrichten vorlegten, erſtattete ihr der Staatskanzler auch Anzeige von dem Anerbieten des Domcapitulars Grafen Damian Friedrich von der Leyen, nicht nur ſeine Stimme dem Erzherzoge geben, ſondern Alles aufbieten zu wollen, daß ein Gleiches auch von anderen Capitularen geſchehe. Sowohl Kaunitz als Colloredo waren der Meinung, die Kaiſerin ſolle nicht nur den Antrag des Grafen von der Leyen annehmen, ſondern ihm auch durch ſeinen Oheim, den Staatsminiſter Grafen Hatzfeldt ihr Wohlgefallen kundgeben [1105]). Maria Thereſia aber richtete hierauf an Hatzfeldt mit eigener Hand die folgenden Zeilen:

„graff hatzfeld. er wird erſehen aus disen ſchrifften, wie leyen „sich eyffrig und generose gegen metternich declarirt. ich bin umb „ſo mehr davon touchirt, das er groſſen eindruck in capitul machen „kan. ich hätte ihme gern geſtern davon geſprochen, das eine idée „wegen meinen ſohne wäre. nachdeme aber noch dise depeche nicht

„hatte, mithin als eine sache, die nicht allein unser secret ware, „sondern auch des churfürsten, so kunte mich nicht explicirn, bin „aber gantz gesichert, das er allen antheil daran nehmen wird. er „ersihet aus der note von Kaunitz, was man wünscht; wan er also „mit beeden cantzlern darüber sich verstehen mögte. dem leyen kan er „nicht gnugsam meine erkantlichkeit bezeigen. die sach mus noch wenigst „in details geheim gehalten werden."

Inzwischen kamen Nachrichten aus Köln, denen zufolge die Mehrheit des dortigen Domcapitels sich der Wahl des Erzherzogs täglich geneigter zeigte und an ihrem günstigen Ausgange bald kaum mehr zu zweifeln war. „Das rasche Gelingen", schrieb Maria Theresia an Kaunitz, „übersteigt meine Erwartung und muß Sie befriedigen" [1106]). Eigenthümlich aber war es, daß gerade von der Seite, von welcher man die am schwersten zu überwindenden Hemmnisse erwartete, Schritte geschahen, deren Unklugheit sie den Absichten des Kaiserhofes viel eher förderlich als Nachtheil bringend erscheinen ließ.

Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, man gehe damit um, den Erzherzog Maximilian in Köln und Münster zum Coadjutor zu wählen, als auch schon der preußische Gesandte von Emminghaus bei dem Kölner Domdechant Karl Alois Grafen Königsegg erschien. Er frug ihn, ob wirklich das Domcapitel zur Wahl des Erzherzogs geneigt wäre, während doch der Kurfürst bisher von einem Coadjutor nichts wissen wollte. Wenn dem in der That so wäre, habe er auf Befehl seines Königs zu erklären, derselbe werde diese Wahl niemals zugeben und auch Mittel finden, sie zu hintertreiben [1107]). Glaube aber der Kurfürst eines Coadjutors zu bedürfen, dann werde von preußischer Seite Prinz Joseph von Hohenlohe zu dieser Würde empfohlen.

Wir schöpfen aus preußischen und nicht aus österreichischen Quellen, wenn wir berichten, daß diese Schritte des Königs eine seinen Wünschen ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Denn es verstand sich gewisser Maßen von selbst, daß die Einpfehlung einer bestimmten Person von Seite einer fremden Macht von dem wählenden Domcapitel jedesmal als ein unberechtigter Eingriff in seine Wahl-

freiheit und daher als eine beleidigende Anmaßung aufgenommen wurde. Die Anempfehlung des Prinzen Joseph von Hohenlohe durch den König von Preußen konnte dem Erzherzoge daher nicht schaden, sondern nur nutzbringend sein. Und was die Wahl in Münster anging, so kamen noch brutale Aeußerungen hinzu, welche der zu Hamm in der Grafschaft Mark, hart an der Grenze des Münsterlandes commandirende preußische Generallieutenant von Wolffersdorf sich erlaubte. Einerseits drohte er mit Gewalt, und andererseits meinte er so cynische Versprechungen machen zu dürfen, daß er dadurch nicht gewinnen, sondern nur beleidigen konnte [1108]).

Von größerer Wirkung als das von preußischer Seite beobachtete Verfahren war das Auftreten Fürstenbergs, der sich nun offen als Mitbewerber um die Würde eines Coadjutors für Münster hinstellte. Bei seinen unleugbaren Verdiensten um das Land besaß er ohne Zweifel eine nicht gering zu achtende Partei, aber Viele waren ihm persönlich entgegen und eine noch größere Anzahl versprach sich von der Wahl eines Erzherzogs Schutz vor der Abhängigmachung des Münsterlandes von Preußen; unter Fürstenbergs Regiment, besorgten sie, würde dieselbe in völlige Sklaverei ausarten. Müsse es sich doch schon jetzt von jedem benachbarten preußischen General die unwürdigsten Neckereien gefallen lassen [1109]).

Obgleich nun in Münster der Kampf zwischen den Anhängern des Erzherzogs und denen Fürstenbergs noch fortdauerte, so war doch die Zahl der Ersteren in steter Zunahme, die der Letzteren aber in sichtlichem Schwinden begriffen. Auch aus dem Beschlusse des Domcapitels, den Wahltag auf den 16. August festzusetzen, geht dieß hervor; Kaunitz aber benachrichtigte die Kaiserin hievon mit der Bemerkung, daß, um die Wahl mit Bestimmtheit auf den Erzherzog fallen zu machen, es trotz der etwaigen päpstlichen Dispensation altem Herkommen gemäß als unerläßlich gefordert werden könnte, daß er wenigstens die sogenannte erste Tonsur erhalten habe. Sie sich ertheilen zu lassen, walte auch nicht das geringste Bedenken ob, und sie könnte insgeheim, entweder durch den Weihbischof von Wien oder den

päpstlichen Nuntius gegeben werden. Durch sie werde der Erzherzog durchaus nicht gehindert, seine Haare wie sonst zu tragen, und ebensowenig werde ihm ein geistliches Kleid aufgenöthigt werden [1110]). Maria Theresia aber entgegnete hierauf mit eigener Hand: „in allen verstanden. wegen der tonsura solle es nuntius vornehmen, nicht „aber eher, als man das canonicat würcklich inne hat; auch nachgehends wegen tragung der kleyder mein sohne damit verstanden". Demzufolge gab der Nuntius Garampi dem Erzherzoge am 9. Juli, einem Sonntage, im Oratorium der Burgkapelle die erste Tonsur, und es wurde beschlossen, daß er bis zum Wahltage in Köln, der auf den 2. August festgesetzt war, die Uniform des deutschen Ordens, von da an aber das schwarze geistliche Kleid zu tragen habe [1111]).

Die Sache nahte sich, wie man sieht, in Köln noch rascher der Entscheidung als in Münster. Prinz Joseph Hohenlohe hatte sich, ehe er noch von der Candidatur des Erzherzogs Kenntniß besaß, nach Wien begeben, um sich der Unterstützung des Kaiserhofes für seine eigene Wahl zu versichern. Als er hier von den Bemühungen zu Gunsten des Erzherzogs Kenntniß erhielt, trat er von seiner Bewerbung zurück und verpfändete sowohl der Kaiserin mündlich als dem Letzteren schriftlich sein Wort, für ihn zu stimmen; ja er gab sogar Hoffnung auf seine Mitwirkung, dem Erzherzoge noch andere Wahlstimmen zu erwerben [1112]).

Die letztere Erwartung erfüllte sich jedoch nicht. In Gemeinschaft mit dem Domherrn Grafen Truchseß that Hohenlohe vielmehr alles Mögliche, die Wahl des Erzherzogs noch in letzter Stunde zu hintertreiben. Aber seine Bemühungen blieben ebenso resultatlos als die nun auch an das Domcapitel von Köln gerichteten Abmahnungsschreiben des Königs von Preußen. Als sie die Nutzlosigkeit ihres Widerstandes erkannten, ließen Hohenlohe und Truchseß von demselben ab und nichts mehr schien dem Vollzuge der Wahl im Wege zu stehen.

Bemerkt muß werden, daß das päpstliche Breve, welches die Wahlfähigkeit des Erzherzogs aussprach, nicht wie man in Wien erwartet hatte, eine Dispensation von allen, sondern nur die von den höheren

Weihen enthielt. Kaunitz rieth somit dazu, daß man es nicht bei der dem Erzherzoge schon ertheilten ersten Tonsur belasse, sondern daß er auch die niederen Weihen empfange. Solches könne um so eher geschehen, als sie kein Sacrament seien und keine der mit den höheren Weihen verknüpften Wirkungen und Verbindlichkeiten nach sich zögen. Auch diesem Antrage des Staatskanzlers wurde mit Zustimmung der Kaiserin von dem Erzherzoge willfahrt [1113]). In Köln aber wurde zwar nicht am 2., wohl aber am 7. August die Wahl Maximilians zum Coadjutor des Kurfürsten einstimmig vollzogen.

Schwieriger schien es, die Hindernisse zu besiegen, welche sich der Wahl des Erzherzogs in Münster noch immer entgegenstellten. Unermüdlich war die Thätigkeit der Gegenpartei, und sogar von preußischer Seite wird zugestanden, daß „jedes Mittel" versucht wurde, die österreichisch Gesinnten wieder wankend zu machen; noch bei keiner Bischofswahl wurden so beträchtliche Geldsummen angewendet, als jetzt bereit lagen, diese Wahl zu vereiteln. Aber umsonst; nicht eine einzige Stimme wurde der österreichischen Partei entzogen. Ihr schließlich den Sieg verschafft zu haben, hieran war vielmehr der von preußischer Seite entwickelte Uebereifer nicht zum mindesten Schuld. Insbesondere fuhr Generallieutenant von Wolffersdorf unablässig fort, durch tactloses Benehmen der von seinem königlichen Herrn beschützten Sache aufs empfindlichste zu schaden. Er suchte die Meinung zu erwecken, daß er beauftragt sei, den Vollzug der Wahl im äußersten Falle auch mit Gewalt zu hindern. Fürstenberg schien dieß zu wünschen, aber so weit wollte König Friedrich in Ermanglung jeglicher Berechtigung hiezu nicht gehen. Er gab vielmehr eine ausweichende Antwort; durch sie aber wurden Fürstenberg und seine Freunde bestimmt, sich dem zu unterwerfen, was sie nicht ändern konnten. Fürstenberg trat nun mit dem wieder nach Münster zurückgekehrten Grafen Metternich in Berührung, und am 16. August wurde auch hier Maximilian einstimmig gewählt [1114]).

Aus den Aeußerungen der Kaiserin gegen ihre Tochter Marie Antoinette, der sie gleichzeitig für die durch sie veranlaßte Unterstützung

der Wahlangelegenheit von Seite Frankreichs dankte, wissen wir, wie sehr ihr dieses Ereigniß zur Befriedigung gereichte [1115]). Das gleiche Gefühl legte sie durch ihre Beantwortung eines Antrages an den Tag, den ihr Kaunitz zu Gunsten des geheimen Referendars Freiherrn von Leykam stellte, welch Letzterer in dem Wahlgeschäfte vornehmlich gebraucht worden war [1116]). „mit freüden accordire", so lautete ihre Erwiederung, „all jenes, was vor diesen würdigen man mir kan vor„geschlagen werden."

Wo von charakteristischen Aussprüchen der Kaiserin, welche mit dieser Angelegenheit im Zusammenhange stehen, die Rede ist, wird auch die Antwort zu erwähnen sein, die sie dem Fürsten Kaunitz ertheilte, als er ihr die Liste der Feste vorlegte, welche der Kurfürst von Köln dem Erzherzoge bei dem Besuche zu geben gedachte, den ihm derselbe in Aussicht gestellt hatte [1117]). „vor geistliche fürsten", ließ sich Maria Theresia vernehmen, „finde dise unterhaltungen sehr „wunderlich."

Der Erzherzog brachte die Reise nach Köln und nach Münster mit derjenigen in Verbindung, die er nach Mergentheim unternahm, um dort in die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens eingeführt zu werden; als Coadjutor seines Oheims, des Prinzen Karl von Lothringen trat er nach dessen Tode von selbst in sie ein. Lag darin eine, für sich allein betrachtet, der Kaiserin gewiß willkommene Folge eines ihr an und für sich schmerzlichen Ereignisses, so zog dasselbe hingegen auch eine andere, ihr peinliche Consequenz nach sich. Bekanntlich waren ihre Tochter Marie und deren Gemal Prinz Albert schon seit ihrer vor vierzehn Jahren geschehenen Vermälung dazu bestimmt, dem Prinzen Karl von Lothringen dereinst in der Generalstatthalterschaft der Niederlande nachzufolgen. Nur höchst ungern fügte sich Maria Theresia in die Nothwendigkeit, sich von ihrer Lieblingsgesellschaft zu trennen, denn einen sehr großen Theil des Jahres brachten die Erzherzogin und ihr Gemal, insbesondere aber die Erstere mit der Kaiserin zu. Sich allmälig an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen, verschob Maria Theresia dieselbe bis auf den künftigen

Frühling, und auch dann sollte Marie Christine nach kurzem Aufenthalte in den Niederlanden wieder für mehrere Monate nach Wien zurückkehren [1118]).

Hier wird auch der geeignete Ort sein, noch ein Paar Worte über die zwei in Wien befindlichen Schwestern der Erzherzogin Marie, die Erzherzoginnen Marianne und Elisabeth zu sagen, da auch mit ihnen die Kaiserin sich während der letzten Zeit ihres Lebens besonders beschäftigte. Bei der Erzherzogin Marianne führte eine traurige Veranlassung hiezu: ohnehin fortwährend kränklich, litt sie damals noch weit mehr als sonst, und der letzte Brief, den Maria Theresia an die Königin von Frankreich schrieb, enthält recht bittere Klagen über die Krankheit ihrer Tochter Marianne [1119]).

Ganz anderer Natur dagegen war die Angelegenheit, welche die Erzherzogin Elisabeth betraf. Es ist seiner Zeit von ihr erzählt worden, daß sie, unter den schönen Töchtern der Kaiserin die schönste, kurz nach ihrer Mutter von den Blattern befallen wurde. Gleich ihr überstand sie diese Krankheit, aber auch bei ihr war die Schönheit der Gesichtszüge vollkommen zerstört. Nur schwer ertrug die Erzherzogin diesen Schlag des Schicksals, und es geschah schon des Herzleides Erwähnung, welches sie darüber empfand, unvermält bleiben zu sollen, während ihre jüngeren Schwestern auf fremden Thronen glanzvolle Lebensstellungen einnahmen [1120]). Da schien sich plötzlich noch die Aussicht auf eine Vermälung, und zwar mit dem regierenden Herzoge Karl Eugen von Württemberg darbieten zu sollen. Wenigstens verbreitete sich, ohne daß, so viel wir wissen, eine Bewerbung wirklich vorkam, das Gerücht einer solchen, und als die Nachricht hievon aus Wien nach St. Petersburg gelangte, machte sie dort auf einen Theil des russischen Hofes keinen günstigen Eindruck. Denn nur höchst ungern hätte die Großfürstin Marie eine Heirat des Herzogs Karl gesehen, weil dadurch die Aussicht ihrer Familie, in Württemberg dereinst zur Herrschaft zu gelangen, gar sehr getrübt worden wäre.

„ich ware niemals davor, meine tochter zu alt, mit ihme keine „glücklich wäre." So lautete die Antwort der Kaiserin, als ihr Kaunitz

den Gesandtschaftsbericht aus St. Petersburg über diese Angelegenheit vorlegte [1121]). Joseph aber spottete über das angebliche Project einer Verheiratung seiner Schwester mit dem Herzoge von Württemberg [1122]). Und Kaunitz zeigte sich in hohem Grade erbittert über ein Gerede, dessen Aussprengung er keinem Anderen als dem Könige von Preußen zuschrieb. „Schon oft habe ich bey mir nachgedacht", schrieb er an Cobenzl, „was man denn eigentlich Preussischer Seits bei allen diesen „Verleumdungen für einen Endzweck habe, und ich muß gestehen, daß „mir solcher bis diese Stunde unbegreiflich geblieben ist. Denn die Aus„streuung solcher Lügen, denen die unserer Seits erfolgende notorische „facta oder non facta immerwährend ein selbstredendes Dementi „geben, können doch zuletzt bey den übrigen Höfen unmöglich einen „anderen als für den Verleumder selbst ganz widrigen Eindruck her„vorbringen" [1123]).

An dem Beispiele des Erzherzogs Maximilian ist hier neuerdings die Sorgfalt bewiesen worden, welche Maria Theresia bis in ihre spätesten Lebenstage den Interessen ihrer Kinder widmete. Aber freilich, auf keines von ihnen war in so hohem Maße die Aufmerksamkeit der Kaiserin gerichtet wie auf ihren ältesten Sohn. Der so tief gehende Meinungszwiespalt zwischen ihnen brachte hierin nicht etwa irgendwelche Verringerung hervor, sondern er schien fast eine Veranlassung mehr für sie zu sein, sich mit noch gesteigerter Lebhaftigkeit fortwährend mit dem zu beschäftigen, was Joseph that oder zu thun sich vornahm. Und da waren es insbesondere die steten Reisen des Kaisers, welche Maria Theresia mißbilligte und die sie mit der höchsten Beunruhigung erfüllten. Selbst schon alt und schwerfällig geworden, begriff sie seinen rastlosen Trieb nach fortwährender Veränderung seines Aufenthaltsortes nicht, und sie meinte, er würde ihr, sich selbst und dem Staate bei weitem mehr nützen, wenn er den Geschäften des Letzteren in Ruhe sich widmen wollte, als er dieß während seiner so häufig wiederkehrenden Abwesenheiten von Wien zu thun im Stande wäre. Schon seine Reise nach Rußland war ihr unwillkommen gewesen, aber sie gab doch bereitwillig zu, daß sie den politischen Interessen Oesterreichs förderlich war. Noch viel schmerzlicher empfand sie es jedoch, daß Joseph, schon ehe

er sich nach Rußland begab, den Plan entwarf, noch im Jahre 1780 oder spätestens im Beginne des folgenden Jahres Holland und England zu besuchen. Und insbesondere war es die Reise nach dem letzteren Lande, vor welcher Maria Theresia die höchsten Besorgnisse hegte.

Es ist schon gesagt worden, daß von dem Augenblicke an, in welchem die Wahrscheinlichkeit zunahm, Oesterreich werde zur Verwirklichung seiner Ansprüche auf baierisches Gebiet des Beistandes Frankreichs nicht theilhaft werden, die ohnehin nie sehr große Anzahl der Anhänger der französischen Allianz in raschem Schwinden begriffen war. Wer etwa die Klagen der Kaiserin hierüber für übertrieben ansehen wollte, wird in den gleichzeitigen Berichten des französischen Botschafters Breteuil deren volle Bestätigung finden. Allgemein höre man, schrieb er im April 1778 nach Paris, die Meinung aussprechen, nur die Verweigerung der Beihülfe Frankreichs habe den Ausbruch des Krieges mit Preußen verschuldet. Nichts gleiche der Erbitterung, mit der man sich in Wien über Frankreich auslasse, und Jedermann sage, man habe großes Unrecht gethan, sich von dort jemals eines Besseren zu versehen. Wetten biete man an, das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich könne nicht mehr ein Jahr lang aufrecht erhalten werden. Er selbst werde kaum mit freundlicheren Blicken betrachtet als der preußische Gesandte. Mit besonderer Schärfe tadle man den Freundschaftsvertrag Frankreichs mit den Amerikanern. Seit dessen Abschlusse würden die Letzteren in Wien als Feiglinge betrachtet, welche ihrem Vaterlande den Rücken gekehrt hätten, um sich mit dessen Feinden zu verbinden. Ein solches Verfahren, behaupte man, schreie nach Rache und dieselbe werde nicht ausbleiben; schon vor Ablauf des Jahres werde die französische Flotte zu Grunde gerichtet sein. „Wenn ich", so schloß Breteuil diesen interessanten Bericht, „nur denen meine Thüre öffnen wollte, welche unseren Handlungen „und Grundsätzen nur ein wenig günstig gesinnt sind, würde ich so „ziemlich allein leben müssen" [1124]).

Es kann sein, daß diese Abneigung gegen Frankreich sich nach Beendigung des baierischen Erbfolgekrieges wieder etwas schwächte;

Maria Theresia räumte dieß jedoch nicht ein, sondern sie behauptete, dieselbe nehme noch fortwährend zu [1125]). Und insbesondere regte es sie auf, dieß auch an dem Kaiser wahrnehmen zu müssen. Mit tiefem Bedauern benachrichtigte sie den Grafen Mercy, Joseph habe in längerer Unterredung mit dem holländischen Gesandten Grafen Degenfeld denselben von der Nothwendigkeit zu überzeugen gesucht, daß Holland sich nicht gegen England erkläre. Sein Handel würde durch ein Obsiegen der bourbonischen Höfe in hohem Maße gefährdet sein [1126]).

Man wird es zum mindesten begreiflich finden, daß die Mißstimmung der Kaiserin über die wirkliche oder vermeintliche Vorliebe Josephs für England durch die damaligen Vorfälle im Innern jenes Landes nur vermehrt wurde. Insbesondere war es die Emeute, die am 2. Juni 1780 in London gegen die Katholiken ausbrach und die scheußlichsten Gewaltthaten wider sie hervorrief, welche Maria Theresia mit vollem Rechte empörte. „man sihet", antwortete sie dem Fürsten Kaunitz, als er ihr den Bericht des Grafen Belgiojoso über diese Ereignisse vorlegte [1127]), „man sihet aus disen, wie anderst die irr „glaubiche gegen die wahre religion excedirn; uns wird nur toleranz „gepredigt. ich lehrne auch nichts aus diser so hoch geprisenen legis„lation, regirungsform, freyheit, welche in solche excessen verfalt, „das sicherer bey tyrcken man sich halten kan, und doch will man „nichts alß englisch thun und gedencken."

In ganz gleichem Sinne, ja fast mit denselben Worten sprach Maria Theresia auch gegen die Königin von Frankreich sich aus. Das in London vorgefallene Ereigniß nennt sie ein solches, welches in civilisirten Ländern unerhört sei. „Das ist nun", fährt sie fort, „jene „so sehr gerühmte Freiheit, jene ganz einzig dastehende Gesetzgebung! „Ohne Religion, ohne Sitten kann gar nichts bestehen" [1128]).

Einmal in dieser Stimmung, konnte Maria Theresia natürlicher
Weise die Absicht des Kaisers, sich nach England zu begeben, nur
Marie Antoinette aber ging ganz in die Gedanken ihrer
se", antwortete sie ihr, „der Kaiser wird es sich

„mehr als ein Mal überlegen, ein Land zu besuchen, das ein aus-
„gesprochener Feind aller Monarchen ist, und wo die Gesetze, welche
„für die allgemeine Ruhe und den öffentlichen Anstand die noth-
„wendigsten sind, durch den dort herrschenden Durst nach Freiheit und
„Unabhängigkeit auf nichts zurückgeführt werden" [1129]). Die Kaiserin aber gab der Königin ihre Freude über die Entschiedenheit zu erkennen, mit welcher sie ihrer eigenen Denkungsweise zustimmte [1130]).

Von Joseph selbst wissen wir, daß er sich dießmal den dringenden Vorstellungen seiner Mutter fügte und ihr zu Liebe die beabsichtigte Reise nach England aufgab. Aber Holland und insbesondere die österreichischen Niederlande wollte er besuchen. Der Zwischenraum zwischen dem Tode des Prinzen Karl von Lothringen und der Uebernahme der Generalstatthalterschaft durch die Erzherzogin Marie und deren Gemal schien ihm der geeignete Zeitpunkt zu sein, diesen wichtigen und ihm allein noch unbekannt gebliebenen Theil der österreichischen Staaten zu sehen und daselbst, von anderen Rücksichten unbeirrt, seine persönlichen Wahrnehmungen zu machen [1131]).

In dieser gewiß wohlbegründeten Absicht wurde der Kaiser durch das Rücktrittsgesuch des Fürsten Starhemberg nur noch bestärkt. Die Erzherzogin wollte den Grafen Rosenberg zu dessen Nachfolger ernannt sehen, Joseph aber erklärte sich gegen ihn, denn er hielt ihn für zu wenig arbeitsam und für zu nachgiebig in den Geschäften. Ihm schien Graf Pergen der Tauglichste für jenen Posten zu sein [1132]).

Die Verzichtleistung des Kaisers auf die Reise nach England war wohl die letzte Freude, die er seiner Mutter bereitete. In dem Gefühle derselben und in Anbetracht der unleugbaren Gründe, welche für den Besuch der österreichischen Niederlande sprachen, wagte Maria Thersia es nicht, sich auch dem letzteren zu widersetzen. Aber aufs lebhafteste mißbilligte sie doch die steten Abwesenheiten des Kaisers, ja sie fühlte sich durch dieselben persönlich gekränkt und beleidigt, denn in dem Wunsche Josephs, getrennt von ihr zu leben, meinte sie deren Ursache erblicken zu müssen [1133]). Ihrer Tochter Marie Antoinette

schrieb sie hierüber: „Gleich Dir hätte ich sehr gewünscht, daß dieser „Winter den Reisen des Kaisers endlich ein Ziel setze, aber er ist „eifrig damit beschäftigt, sich im Beginne des kommenden März nach „den Niederlanden zu begeben, und er will den ganzen Sommer hin„durch abwesend sein. Alle Jahre nimmt dieß zu und es vermehrt „meinen Kummer und meine Beunruhigung, während ich doch in „meinem Alter der Hülfe und des Trostes bedürfte. Und außerdem „verliere ich Alle, die ich liebe; den Einen nach dem Andern, und ich „bin dadurch tief darnieder gebeugt“ [1134]).

Zwanzigstes Capitel.

Der Tod der Kaiserin.

An demselben Tage, an welchem sich Maria Theresia gegen die Königin von Frankreich in bitteren Klagen über die unbezähmbare Reiselust des Kaisers erging, schrieb sie in dem gleichen Sinne an Mercy. Und auch in dem Briefe an ihn erwähnte sie den Schmerz, den sie über den Tod ihres Schwagers, des Prinzen Karl von Lothringen empfand. Schon vor dem Eintritte dieses für sie so traurigen Ereignisses hatte sie an ihre Tochter in einer Weise geschrieben, durch welche ihre Empfindung für den Prinzen zu vollem Ausdrucke gelangte. „Der Zustand meines theuren Schwagers", so lauten diese Worte der Kaiserin, „macht mich untröstlich. Ich war ihm, und gewiß mit „vollem Rechte aufs innigste zugethan; er war die Güte selbst und „hat seine Provinz zu der glücklichsten der Monarchie gemacht. Sehr „richtig sagst Du, daß es traurig ist, das Haus Lothringen erlöschen „zu sehen. Da hast Du wohl Recht! Mir war das Unglück beschieden, „das Aussterben beider Häuser von Oesterreich und von Lothringen „zu erleben, und nur in Euch, meine theuren Kinder, erstehen sie „wieder; möchten ihre Tugenden und ihre Güte in Euch sich ver„ewigen; Ihr habt schöne Beispiele vor Euch. Ich hoffe nichts mehr „für diesen Prinzen; vielleicht kann er noch sein Leben, aber doch nur „elend fristen. Er will seinen traurigen Zustand nicht erkennen und „kämpft noch gegen denselben an" [1135]).

Wir wissen, daß dieser Kampf nur kurze Zeit dauerte; schon wenige Tage, nachdem Maria Theresia in solchem Sinne an die

und am Nachmittage die Augustinerkirche zu besuchen, ja sechs Tage später wohnte sie noch einer Jagd auf Fasanen, welche Joseph mit seiner Schwester Marie und dem Prinzen Albert in Schönbrunn abhielt, als Zuseherin bei, wobei sie durch den strömenden Regen ziemlich durchnäßt wurde, sich aber nicht abhalten ließ, mit der gesammten Jagdgesellschaft gemeinschaftlich zu speisen [1140]). Obwohl hiedurch etwas gesteigert, schien doch der Husten den gewöhnlichen Verlauf zu nehmen, und Maria Theresia ließ sich durch ihn nicht abhalten, ihren Beschäftigungen nachzugehen. Erst am 18. November sagte sie, um sich des Hustens wegen etwas zu schonen, den für den folgenden Tag anberaumten feierlichen Gottesdienst ab. Am 19. November frühstückten ihre Töchter Marianne und Elisabeth bei ihr; die Kaiserin hustete stark und klagte, sie fühle ein gewisses Sieden auf der Brust, welches ihr insbesondere in liegender Stellung höchst beschwerlich sei. Ihre Töchter fanden sie sehr übel aussehend und die gelbe Hautfarbe der Kaiserin fiel ihnen besonders auf. Dennoch verfügte sich Maria Theresia zur Anhörung der Messe in die Capelle; dann empfing sie Damenbesuch und gab wie gewöhnlich Audienzen.

Am 20. November nahm der Husten neuerdings zu und darum wurde der Kaiserin Abends auf ihr eigenes Begehren und gegen den Wunsch ihres Leibarztes Störck [1141]) eine Ader geschlagen; sie befand sich darauf besser und schlief die Nacht hindurch ziemlich gut. Auch am 21. besuchte sie wieder die Messe, gegen zehn Uhr aber bekam sie einen leichten Anfall von Fieber, klagte über größere Beschwerden auf der Brust, war matter und gleichzeitig erhitzter; gegen die Mittagsstunde aber schlief sie manchmal ein. Den Tag über steigerte sich der Husten, und als sie des Abends bei der Arbeit saß, überfiel er sie plötzlich mit solcher Gewalt, daß man einen Augenblick besorgte, sie ersticke. Auch die Nacht war schlecht; die Kaiserin mußte sie fast ganz außer Bett zubringen, wie sie denn überhaupt während der noch übrigen, freilich nur kurzen Dauer ihrer Krankheit nur wenig mehr in dasselbe kam.

Den 22. und den 23. November blieb sich der Zustand der Kaiserin so ziemlich gleich. Sie lag nicht zu Bett, aber das Athmen

fiel ihr schwer und deutlich vernahm man eine Art von Röcheln in ihrer Brust. Sie hatte wenig Fieber, aber gleichzeitig einen so schwachen Puls, daß man es nicht wagte, ihr noch einmal zur Ader zu lassen. Beide Tage hörte sie die Messe und arbeitete wie sonst. Aber jeden Abend zwischen acht und neun Uhr überfiel sie der frühere heftige Husten, von Erstickungsanfällen begleitet.

Am 24. November zur Mittagsstunde trafen die Erzherzogin Marie und Prinz Albert von Preßburg in Wien ein; man hatte sie von dem Unwohlsein der Kaiserin verständigt, ohne dasselbe als ein ernstes zu bezeichnen. Beide betraten in dem Augenblicke ihr Zimmer, als die Erstickungsanfälle vorüber waren. Hocherfreut waren sie, die Kaiserin wie sonst an ihrem Arbeitstische zu finden und von ihr zum Frühstücke eingeladen zu werden. Erst nachdem sie sie verlassen hatten, schilderte ihnen Störck den Ernst der Lage. Ein furchtbarer Erstickungsanfall, den Maria Theresia noch an demselben Abende überstand, überzeugte sie noch deutlicher hievon. Nun wurde auch das Fieber wieder ärger, und jetzt erst begann man zu erkennen, daß das Leben der Kaiserin bedroht sei.

Nur ein einziges Mitglied ihrer nächsten Umgebung wollte durchaus nicht an eine Gefahr glauben; dieß war der Kaiser. In einer für Störck sehr verletzenden Weise beschuldigte er ihn, allzuviel Aufhebens von der Krankheit der Kaiserin zu machen. Nur aus der Ursache geschehe es, sagte er ihm auf den Kopf zu, um dann sein eigenes Verdienst ihrer Wiederherstellung in um so glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen [1142]).

Zur Ehre Störcks sei es gesagt, daß er sich durch solche Vorwürfe, so unverdient und so peinlich sie auch sein mochten, doch keinen Augenblick von pünktlichster Erfüllung seiner Pflichten abhalten ließ. Allzeit hatte er der Kaiserin versprochen, ihr nie die geringste Unwahrheit über ihre etwaige Krankheit, sondern immer nur die volle Wahrheit zu sagen und sie insbesondere rechtzeitig zu verständigen, wenn er den Augenblick für gekommen erachte, in welchem sie ihre Beichte ablegen solle. In Folge dessen rieth ihr denn auch Stö

und am Nachmittage die Auguſtinerkirche zu beſuchen, ja ſechs Tage ſpäter wohnte ſie noch einer Jagd auf Faſanen, welche Joſeph mit ſeiner Schweſter Marie und dem Prinzen Albert in Schönbrunn abhielt, als Zuſeherin bei, wobei ſie durch den ſtrömenden Regen ziemlich durchnäßt wurde, ſich aber nicht abhalten ließ, mit der geſammten Jagdgeſellſchaft gemeinſchaftlich zu ſpeiſen [1140]). Obwohl hiedurch etwas geſteigert, ſchien doch der Huſten den gewöhnlichen Verlauf zu nehmen, und Maria Thereſia ließ ſich durch ihn nicht abhalten, ihren Beſchäftigungen nachzugehen. Erſt am 18. November ſagte ſie, um ſich des Huſtens wegen etwas zu ſchonen, den für den folgenden Tag anberaumten feierlichen Gottesdienſt ab. Am 19. November frühſtückten ihre Töchter Marianne und Eliſabeth bei ihr; die Kaiſerin huſtete ſtark und klagte, ſie fühle ein gewiſſes Sieden auf der Bruſt, welches ihr insbeſondere in liegender Stellung höchſt beſchwerlich ſei. Ihre Töchter fanden ſie ſehr übel ausſehend und die gelbe Hautfarbe der Kaiſerin fiel ihnen beſonders auf. Dennoch verfügte ſich Maria Thereſia zur Anhörung der Meſſe in die Capelle; dann empfing ſie Damenbeſuch und gab wie gewöhnlich Audienzen.

Am 20. November nahm der Huſten neuerdings zu und darum wurde der Kaiſerin Abends auf ihr eigenes Begehren und gegen den Wunſch ihres Leibarztes Störck [1141]) eine Ader geſchlagen; ſie befand ſich darauf beſſer und ſchlief die Nacht hindurch ziemlich gut. Auch am 21. beſuchte ſie wieder die Meſſe, gegen zehn Uhr aber bekam ſie einen leichten Anfall von Fieber, klagte über größere Beſchwerden auf der Bruſt, war matter und gleichzeitig erhitzter; gegen die Mittagsſtunde aber ſchlief ſie manchmal ein. Den Tag über ſteigerte ſich der Huſten, und als ſie des Abends bei der Arbeit ſaß, überfiel er ſie plötzlich mit ſolcher Gewalt, daß man einen Augenblick beſorgte, ſie erſticke. Auch die Nacht war ſchlecht; die Kaiſerin mußte ſie faſt ganz außer Bett zubringen, wie ſie denn überhaupt während der noch übrigen, freilich nur kurzen Dauer ihrer Krankheit nur wenig mehr in dasſelbe kam.

Den 22. und den 23. November blieb ſich der Zuſtand der Kaiſerin ſo ziemlich gleich. Sie lag nicht zu Bett, aber das Athmen

fiel ihr schwer und deutlich vernahm man eine Art von Röcheln in ihrer Brust. Sie hatte wenig Fieber, aber gleichzeitig einen so schwachen Puls, daß man es nicht wagte, ihr noch einmal zur Ader zu lassen. Beide Tage hörte sie die Messe und arbeitete wie sonst. Aber jeden Abend zwischen acht und neun Uhr überfiel sie der frühere heftige Husten, von Erstickungsanfällen begleitet.

Am 24. November zur Mittagsstunde trafen die Erzherzogin Marie und Prinz Albert von Preßburg in Wien ein; man hatte sie von dem Unwohlsein der Kaiserin verständigt, ohne dasselbe als ein ernstes zu bezeichnen. Beide betraten in dem Augenblicke ihr Zimmer, als die Erstickungsanfälle vorüber waren. Hocherfreut waren sie, die Kaiserin wie sonst an ihrem Arbeitstische zu finden und von ihr zum Frühstücke eingeladen zu werden. Erst nachdem sie sie verlassen hatten, schilderte ihnen Störck den Ernst der Lage. Ein furchtbarer Erstickungsanfall, den Maria Theresia noch an demselben Abende überstand, überzeugte sie noch deutlicher hievon. Nun wurde auch das Fieber wieder ärger, und jetzt erst begann man zu erkennen, daß das Leben der Kaiserin bedroht sei.

Nur ein einziges Mitglied ihrer nächsten Umgebung wollte durchaus nicht an eine Gefahr glauben; dieß war der Kaiser. In einer für Störck sehr verletzenden Weise beschuldigte er ihn, allzuviel Aufhebens von der Krankheit der Kaiserin zu machen. Nur aus der Ursache geschehe es, sagte er ihm auf den Kopf zu, um dann sein eigenes Verdienst ihrer Wiederherstellung in um so glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen [1142]).

Zur Ehre Störcks sei es gesagt, daß er sich durch solche Vorwürfe, so unverdient und so peinlich sie auch sein mochten, doch keinen Augenblick von pünktlichster Erfüllung seiner Pflichten abhalten ließ. Allzeit hatte er der Kaiserin versprochen, ihr nie die geringste Unwahrheit über ihre etwaige Krankheit, sondern immer nur die volle Wahrheit zu sagen und sie insbesondere rechtzeitig zu verständigen, wenn er den Augenblick für gekommen erachte, in welchem sie ihre Beichte ablegen solle. In Folge dessen rieth ihr denn auch Störck

noch am Abende des 24. November, ſie möge am nächſten Morgen ihren Beichtvater, den Prälaten Müller von St. Dorothee zu ſich berufen. In den wärmſten Ausdrücken dankte ihm Maria Thereſia hiefür. Sie beſchwor ihn aufs Neue, ihr ja keinen Umſtand zu verhehlen, ihr zu rechter Zeit Alles zu ſagen und nicht zu vergeſſen, daß ſie die Herbeiziehung eines anderen Arztes in gar keinem Falle wolle. Wiederholt mußte ihr Störck das verſprechen und außerdem noch zuſagen, ſie nicht unnützer Weiſe mit Zugpflaſtern oder einer zu großen Menge von Medicamenten zu plagen. Endlich befahl ſie, ihren Kindern zu verbergen, daß ſie am nächſten Morgen die Beichte ablegen wolle.

Nach einer ſehr unruhig verbrachten Nacht frühſtückte die Kaiſerin wie gewöhnlich mit ihren Töchtern, verheimlichte ihnen aber, um ſie nicht aufzuregen, aufs ſorgfältigſte, daß ſie unmittelbar darauf beichten werde. Nachdem ſie dieß gethan, verfloß der Tag ungefähr ſo wie die vorigen; ja ſie aß ſogar mit ihren Angehörigen, und nicht ohne Appetit zu Nacht. Am 26. aber verſchlimmerte ſich neuerdings ihr Zuſtand, und ſie kündigte ihrem Sohne die Abſicht an, ſich noch am ſelben Nachmittage mit den Sterbſacramenten verſehen zu laſſen.

Noch immer maß der Kaiſer der Erkrankung ſeiner Mutter nicht jenen Grad der Gefährlichkeit bei, den ſie wirklich beſaß. Er wollte ſie von ihrem Vorſatze wieder abbringen und erreichte endlich ſo viel, daß ſie vorläufig nur das Altarsſacrament empfangen zu wollen erklärte und ſich die letzte Oelung noch vorbehielt. Um vier Uhr Nachmittags fand die feierliche Ceremonie ſtatt. Der päpſtliche Nuntius Garampi trug das Hochwürdigſte, und alle in Wien anweſenden Kinder der Kaiſerin gaben ihm bis in ihr Schlafzimmer das Geleit. Hier kniete Maria Thereſia, vollkommen angekleidet, auf einem Betſchemel, das Haupt, wie ſie es am Gründonnerſtage zu thun pflegte, mit einem ſchwarzen Schleier verhüllt; ſo empfing ſie das Sacrament. Hierauf ruhte ſie einige Zeit, um ſechs Uhr aber ließ ſie ihre Kinder zu ſich kommen und ſprach mit einer Heiterkeit und Gemüthsruhe zu ihnen, welche ſie in Erſtaunen verſetzte.

Jetzt endlich, nachdem sich das, was in der kaiserlichen Hofburg vorging, nicht länger mehr verheimlichen ließ, hielt es Joseph für nöthig, auch seine in weiter Entfernung von Wien befindlichen Geschwister hievon zu unterrichten. Wir kennen nur den Brief, den er am Abende des 26. November durch einen Courier nach Florenz abgehen ließ [1143]). Nachdem er noch drei Tage zuvor seinem Bruder das Unwohlsein der Kaiserin als ein ganz unbedeutendes geschildert [1144]), schrieb er ihm jetzt in weit ernsterem Tone als zuvor. Er theilte ihm mit, was geschehen war; seine eigene Ansicht aber faßte er in die Worte zusammen, daß er nicht glaube, die Kaiserin befinde sich in eigentlicher Lebensgefahr; ihr körperlicher Zustand lasse jedoch die Sache immerhin bedenklich erscheinen. Das Athmen, das ihr schon seit langer Zeit schwer geworden, sei durch die große Anhäufung von Schleim noch mehr behindert; dabei befinde sie sich aber bei guten Kräften. Ihr Kopf sei vollkommen frei und die frühere Lebhaftigkeit ungeschwächt geblieben; man dürfe daher hoffen, daß sie die Krankheit überstehen werde.

Nachdem er in solcher Weise an seinen Bruder geschrieben, brachte Joseph die Nacht vom 26. auf den 27. November im Vorzimmer der Kaiserin zu. Von Zeit zu Zeit betrat er ihr Schlafgemach; da sie nicht mehr in liegender Stellung verbleiben konnte, zog sie es vor, im Lehnsessel zu sitzen; so traf er sie in dieser Nacht an ihrem Pulte, mit Schreiben beschäftigt. Das war der Augenblick, in welchem sie die folgenden Zeilen an ihren Sohn Leopold und dessen Gemalin zu Papier brachte:

„Meine mehr als zärtlich geliebten und theuren Kinder! Ich „bin trostlos über den Courier, der Euch gestern geschickt wurde, denn „ich fühle selbst den Eindruck, welchen seine Sendung auf Euch her„vorgebracht haben wird, da ich die Größe Eurer Anhänglichkeit an „mich kenne; urtheilt daher über meine Beunruhigung. Ihr seid christ„lich gesinnt und tugendhaft; das tröstet mich ebenso wie daß Ihr „Euer Glück immer in Euch selbst findet. Gott möge Euch erhalten, „ich aber gebe Euch Beiden und Euren zehn lieben Kindern meinen „Segen." „Maria Theresia" [1145]).

Wenn die Erzherzogin Marianne behauptet, der Kaiser habe von dieser Nacht an jede Hoffnung auf Fortdauer des Lebens seiner Mutter verloren, so spricht er selbst doch in anderem Sinne gegen Leopold sich aus. Am 27. November übersandte er ihm das an ihn gerichtete Billet, und er fügte hinzu, dem Anscheine nach sei nichts für den Augenblick, Alles aber für die Zukunft zu befürchten; wahrscheinlich werde die Krankheit in eine Brustwassersucht ausarten. Dieß zu verhindern, sei man eifrig bemüht, und in wenig Tagen werde man mindestens Klarheit erlangen [1146]).

In einem traurigeren Sinne, als Joseph ihr unterlegte, ging diese Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung. Obwohl ihr Zustand sich fortwährend verschlimmerte, widmete Maria Theresia den größten Theil des 27. November dazu, Geschäfte zu erledigen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Aber fortwährend wurde sie hiebei durch Beklemmungen auf der Brust, durch Athemnoth und durch Erstickungsanfälle unterbrochen; so heftig waren dieselben, daß ihr der Schweiß über das Gesicht herab lief. Gleichwohl hörte man kein Wort der Klage oder der Ungeduld mehr von ihr.

In der Nacht vom 27. auf den 28. November verschlimmerte sich der Zustand der Kranken so sehr, daß man alle Hoffnung aufgab, noch eine günstigere Wendung eintreten zu sehen. Störck verhehlte ihr das nicht, und er rieth ihr die letzte Oelung zu empfangen, wozu Maria Theresia sich alsogleich entschloß. Um vier Uhr Morgens kündigte man solches auf ihren Befehl ihren Kindern mit dem Beisatze an, sie wünsche sie dabei zu sehen; falle es ihnen jedoch zu schwer, so werde sie ihr Fernbleiben nicht übel aufnehmen. Aber Alle erschienen, der Kaiser, der Erzherzog Maximilian, vor kurzem erst von der Reise nach Köln zurückgekehrt, die Erzherzoginnen Marianne und Elisabeth, endlich die Erzherzogin Marie mit ihrem Gemal, dem Prinzen Albert von Sachsen. Sie knieten Alle im Zimmer umher, während Maria Theresia, in ihrem Lehnstuhle sitzend und mit lauter Stimme betend, die letzte Oelung empfing; dann blieb sie während einer Viertelstunde mit ihrem Beichtvater allein. Nach Ablauf derselben

ließ sie ihre Kinder zu sich eintreten; während sie im Kreise um sie standen, sprach sie wohl zwanzig Minuten mit erhobener Stimme zu ihnen. Sie dankte ihnen für die ihr bewiesene Liebe und richtete die rührendsten Worte an sie; dem Kaiser aber empfahl sie dringend seine Geschwister. Alles zerfloß in Thränen; nur Maria Theresia allein blieb ruhig. Schluchzend stürzte Joseph vor ihr auf die Kniee, und sein Schwager Albert sagt von ihm, er habe nie einen Mann so in Schmerz aufgelöst gesehen wie damals den Kaiser [1147]). Maria Theresia gab ihm ihren Segen; er küßte ihre Hände, sie aber seine Stirne. Alle übrigen Kinder und Prinz Albert thaten ein Gleiches und wurden von der sterbenden Kaiserin gesegnet und geküßt. Endlich bat sie dieselben, sie zu verlassen; es verursache ihr zu großen Schmerz, sie in so tiefer Betrübniß um sie versammelt zu sehen.

Den ganzen Tag hindurch beschäftigte sich Maria Theresia, so viel es ihr Zustand nur immer gestattete, mit den Dingen, die sie vor ihrem Tode noch ordnen wollte, und mit den Vorbereitungen zu demselben. Eine Menge Aufzeichnungen brachte sie zu Papier, und vielfache Anordnungen traf sie, insbesondere solche, die auf ihren letzten Willen und ihr Leichenbegängniß sich bezogen. Wahrhaft rührend ist es, unter den ersteren ein höchst ansehnliches Legat zu finden, das sie dem Normalschulfonde aus ihrem Privatvermögen zudachte. „ich accordire", so lauten diese an ihren Kammerzahlmeister von Mayer [1148]) gerichteten Zeilen, die letzten die wir von der Hand der Kaiserin kennen, „ich accordire als ein alsmosen dem normalfundo „100.000 f. nach mein absterben von meiner cassa auszutheillen nach „des propst felbinger meinung, was es an nützlichsten sein kan. mit „blümegen zugleich sich zu vernehmen, nachdeme die pensionen sonsten „auffhören. hoff, Kayser May. wird alles beybehalten und besorgen „lassen durch ihme."

Nach Beendigung dieser Geschäfte sprach Maria Theresia lange Zeit hindurch mit Joseph allein, welcher merkwürdiger Weise der Einzige aus ihrer ganzen Umgebung noch an dem Gedanken festhielt, die Kaiserin werde ihre Krankheit überstehen. Der Umstand, daß sie

Nachmittags ruhiger geworden, verleitete ihn zu diesem Glauben. „Der „Puls ist wechselnd", schrieb er um diese Zeit an Kaunitz, „einmal „mehr und dann wieder weniger gehoben. Um die Kräfte steht es „noch ziemlich gut; die Klarheit des Geistes ist ungetrübt und nirgends „ein bleibender Schmerz vorhanden. Der Athem ist manchmal kurz, „aber stets sehr beengt, insbesondere wenn sie liegt. Sie sitzt fast „immer an ihrem Tische, wo sie liest und manchmal sogar schreibt. „Ihr Muth, ihre Ergebung, die Standhaftigkeit und die Geduld, „mit denen sie ihre Leiden erträgt, sind wahrhaft erstaunlich. Wenn „auch nur mühsam, spricht sie doch von Allem. Ihr ausgezeichnetes „Temperament, ihre Kraft und insbesondere der Umstand, daß die „edlen Theile noch nicht eigentlich angegriffen zu sein scheinen, lassen „mir noch sehr viele Hoffnung, daß sie ihr Uebel wird überstehen „können" [1149]).

Niemand theilte jedoch diese Erwartung weniger als Maria Theresia selbst. In der sicheren Voraussicht ihres nahe bevorstehenden Todes gab sie dem Kaiser, wie sie es für ihn schon gethan, auch für seine abwesenden Geschwister ihren Segen. Sie bezeichnete die Gebete, die man ihr vorbeten sollte, aber sie bezeigte nicht die mindeste Angst vor dem Tode, nicht die geringsten Scrupel des Gewissens. Alles habe sie, sagte sie wiederholt, in guter Absicht gethan, und sie hoffe daher auch, daß Gott ihr barmherzig sein werde. Immer habe sie sich fest vorgenommen, so zu sterben, wie es jetzt wirklich geschehe. Sie habe besorgt, es werde ihr nicht gelingen, jetzt aber sehe sie, daß man mit der Gnade Gottes Alles vermöge. Ihre Diener bat sie in Gegenwart Aller, ihr zu verzeihen, was sie gegen sie etwa verschuldet habe. Sie empfahl sie angelegentlich dem Kaiser, mit dem sie öfter und viel länger als mit allen Uebrigen, und in liebevollster Weise sprach. Als er ihr, aufs tiefste gerührt, mit zitternden Lippen antwortete, sagte sie zu ihm: „Diese Stimme ist nicht für meine Ohren, sie könnte mich „meinen Vorsätzen untreu machen". Noch am Abende des 28. November, dem letzten den sie überhaupt erlebte, saß sie mit ihren Kindern wie gewöhnlich um einen Tisch, auf den sie, um sich aufrecht zu halten, sich mit beiden Armen stützte. Da natürlicher Weise unter

so traurigen Umständen das Gespräch sehr oft ins Stocken gerieth, sah sie Eines nach dem Andern schweigend an, dann sagte sie: „Glaubt „nicht daß mein Herz gegen Euch seit zweimal vier und zwanzig „Stunden geändert ist, und daß ich Euch nicht gerade so liebe als „zuvor. O nein; aber ich habe Euch Gott geopfert; Alles was mir „am theuersten ist und was zu verlassen allein mir schwer fällt; „darum sehe ich Euch ruhig an". Dem Kaiser aber sagte sie, ihren liebsten Besitz, ihre Kinder vermache sie ihm.

Als Maria Theresia zur Mittagszeit des 28. November eine empfindliche Kälte in den Beinen verspürte, sagte sie still vor sich hin: „Das ist der Brand, er macht in vier und zwanzig Stunden ein „Ende". Nach einem der heftigen Erstickungsanfälle, die sich an diesem Tage sehr häufig und mit ganz besonderer Stärke wiederholten, frug sie ihren Leibarzt: „Sind das die letzten Züge?" Auf dessen verneinende Antwort aber entgegnete sie: „Also noch Aergeres steht mir „bevor". Nach einem anderen Anfalle seufzte sie: „Mein Gott, wird „es denn nicht bald vorüber sein?" Ihr Beichtvater Müller glaubte sie zur geduldigen Ertragung ihrer Schmerzen ermahnen zu sollen, sie aber antwortete ihm: „Nicht für mich wünsche ich die Beendigung „meiner Leiden, wohl aber für die", und dabei wies sie auf ihre sie umgebenden Kinder und Diener. „Ich fürchte Euch zu tödten, denn „ich sehe ja was Ihr ausstehtt".

Sehr übel war die Nacht vom 28. auf den 29. November. Gleich zu Anfang derselben hatte Maria Theresia einen so argen Erstickungsanfall, daß man meinte, sie werde denselben nicht überstehen. Nachdem dieß gleichwohl geschehen war, sah sie aus, als ob sie schläfrig sei, sich jedoch dem Schlafe nicht überlassen wolle. Als ihre Kinder ihr riethen, dieß zu thun, erwiederte sie ihnen: „Ihr wollt daß ich „schlafen soll, während ich doch jeden Augenblick erwarte, vor meinen „Richter gerufen zu werden. Ich fürchte mich zu schlafen, denn ich „will nicht überfallen werden und will ganz den Tod kommen sehen". Um drei Uhr Nachts bat sie den Kaiser, er möge etwas ruhen und ihr den Erzherzog Maximilian rufen. Mit ihm, den sie überaus liebte,

sprach sie wohl durch eine Stunde allein. Um fünf Uhr frühstückte sie wie gewöhnlich, ja sie lud den Kaiser ein, mit ihr zu frühstücken, und zeigte sich besorgt, daß er nach seinem ihr wohlbekannten Geschmacke bedient werde. Um sechs Uhr sandte sie ihre Kinder zur Messe, hierauf sprach sie durch eine halbe Stunde mit ihrer Tochter Marianne allein, und zwar, wie dieselbe berichtet, mit der gleichen Klarheit des Geistes wie in ihren gesündesten Tagen; ihre Stimme aber war tonlos, das Antlitz völlig verändert und die Vorzeichen des Todes wurden darauf sichtbar. Nachdem sie mit ihr deren Angelegenheiten besprochen, segnete und küßte sie dieselbe; dann that sie ein Gleiches mit ihren Töchtern Elisabeth und Marie. An die Letztere und ihren Gemal, den Prinzen-Albert richtete sie die liebreichsten Worte. Von Allem was sie während ihres ganzen Lebens unternommen, sagte sie ihnen, sei ihr nichts so ganz geglückt und so zum reinsten Freudenquell geworden als die Heirat, die sie zwischen ihnen gestiftet habe. Sie nehme die Gewißheit mit sich, daß selbst wenn alle Welt sie vergessen sollte, in ihren Herzen die dankbare Erinnerung an sie niemals erlöschen werde [1150]). Um zehn Uhr verabschiedete sie die Erzherzoginnen, denn sie wolle ihnen, sagte sie, nicht den Schmerz bereiten, sie sterben zu sehen. Tags über sprach sie fast immer mit dem Kaiser, und zwar nur französisch, während sie doch sonst gewohnt war, deutsch mit ihren Kindern zu reden.

Gegen sechs Uhr Abends brachte Störck der Kaiserin einen Trank, der ihr wenigstens Linderung ihrer Leiden bereiten sollte. Hatte sie jedoch während ihrer ganzen Krankheit alle Medicamente widerspruchslos genommen, so sagte sie jetzt lächelnd: „Ich danke sehr; dieß soll „nur dazu dienen, mich noch hier zurückzuhalten und daher nehme ich „es nicht". Und gleichfalls zu Störck sagte sie, als sie die Todesstunde immer mehr herannahen fühlte: „Ich bitte ihn, halte er mir „das Licht ein und drücke er mir die Augen zu, denn dieß wäre vom „Kaiser zu viel gefordert".

Wirklich sollte Maria Theresia diesen Tag, den 29. November nicht mehr überleben. Gegen neun Uhr Abends stand sie mit

Anſtrengung von ihrem Lehnſeſſel auf und machte einige Schritte gegen ihr Ruhebett, an deſſen Rande ſie niederſank. Man legte ſie darauf und ſie war dabei noch ſelbſt behülflich. Der Kaiſer ſagte ihr: „Eure „Majeſtät liegen ſchlecht". „Ja", antwortete ſie, „aber gut genug „um zu ſterben". Noch drei, vier Athemzüge und Maria Thereſia war verſchieden.

Als der entſcheidende Augenblick eintrat, befanden ſich, da die Kaiſerin es ausdrücklich ſo gewollt hatte, von ihren Angehörigen nur ihre beiden Söhne Joſeph und Maximilian, dann ihr Schwiegerſohn Albert bei ihr. Schluchzend kniete der Kaiſer an der Leiche ſeiner Mutter, und der Schmerz um ſie mochte wohl durch den Gedanken noch verſchärft werden, wie viel der ſtete Meinungszwieſpalt zwiſchen ihnen dazu beigetragen hatte, ihre letzten Lebensjahre zu verbittern.

Seiner Trauer, nicht aber auch dieſer Erkenntniß gab der Kaiſer in den Worten Ausdruck, die er gleich nach dem Tode ſeiner Mutter an Kaunitz richtete. „Das ſchreckliche Unglück, das mich zu Boden „drückt", ſo lauten ſie, „wird Ihnen, mein theurer Fürſt, wohl ſchon „bekannt ſein. Ich habe aufgehört, Sohn zu ſein, und dieß war es „doch, was ich am beſten zu ſein glaubte. Bleiben Sie mein Freund; „ſeien Sie meine Stütze und mein Leiter bei Ertragung der Laſt, „die jetzt auf mich fällt. Sie wiſſen ohnedieß, wie ich Sie hoch- „ſchätze" [1151]).

Zwei Dinge waren es, welche vorerſt die Sorge Joſephs ganz in Anſpruch nahmen: das Leichenbegängniß der Kaiſerin und die Vollziehung ihres letzten Willens. Sonntags den 3. Dezember 1780 fand das erſtere mit all der düſteren Pracht ſtatt, die dem Range der Verſtorbenen entſprach; ihrem eigenen Wunſche gemäß wurde jedoch keine Leichenrede gehalten. Tief empfunden war die Trauer aller derer, die ſie perſönlich kannten und die Größe des Verluſtes zu beurtheilen vermochten, welchen die öſterreichiſche Monarchie durch ihren Tod erlitt. Die Wahrheitsliebe aber macht es zur Pflicht, nicht zu verhehlen, daß die niederen Claſſen der Bevölkerung Wiens durchaus nicht jenen Antheil zeigten, den man erwartet hatte. Die ihnen vor

kurzem auferlegte Trankſteuer hatte ſie ſo erbittert, daß viele aus ihnen dem Leichenbegängniſſe mit einer Gleichgültigkeit beiwohnten, die einen recht widerlichen Eindruck hervorbringen mußte [1152]).

Glücklicher Weiſe blieb jedoch dieſe häßliche Erſcheinung ganz vereinzelt. In Wien ſelbſt brach das Gefühl der Trauer um die entſchlafene Kaiſerin ſich raſch und vollſtändig Bahn. „Seit ihrem Tode", ſchrieb drei Tage nach demſelben der engliſche Geſandte an ſeine Regierung, „trägt Alles in dieſer Hauptſtadt die Miene tiefempfundenen „Schmerzes an ſich. Jede Stunde bringt neue Beweiſe der ganz „erſtaunlichen Geiſteskraft und des unerſchöpflichen Wohlthätigkeits„ſinnes, die ihr bis in ihre letzten Lebensſtunden treu blieben, oder „irgend einen bezeichnenden Zug kindlicher und brüderlicher Liebe des „Kaiſers an den Tag" [1153]).

Wahrhaft rührend waren die Kundgebungen der Betrübniß, mit denen die Nachricht von dem Tode der Kaiſerin in all ihren Ländern aufgenommen wurde. Und nirgends trat die Trauer um ſie lebhafter als in den Niederlanden hervor. Man ſchien dort eine Vorahnung zu beſitzen, daß mit Maria Thereſia auch die gute Zeit für ihre belgiſchen Provinzen zu Grabe ging.

An dem Tage nach dem Tode ſeiner Mutter, am 30. November ſchritt Joſeph an die Eröffnung ihres Teſtamentes. Schon vom 3. April 1754 fand ſich ein ſolches vor. Außer der Einſetzung ihres älteſten Sohnes zum Univerſalerben war darin die Erneuerung der ſchon von Kaiſer Ferdinand II. [1154]) herrührenden Beſtimmung enthalten, Jedem der Brüder des Hauptes der Familie ſolle ein jährliches Einkommen von 45.000 Gulden zu Theil werden. An die Stelle der Anordnung Ferdinands, ihnen auch einen paſſenden Gutsbeſitz innerhalb der öſterreichiſchen Länder als Aufenthaltsort anzuweiſen, ſetzte Maria Thereſia die Verpflichtung für den Chef des Hauſes, ſeinen Brüdern entweder ſtandesgemäßen Unterhalt, Wohnung und Stallung unentgeltlich zu gewähren, oder ihnen hiefür außer jener Summe von 45.000 auch noch ein Aequivalent von 24.000 Gulden jährlich zu bezahlen. Für ihre Töchter aber ſtellte Maria Thereſia

diese Summen, so lang sie sich nicht verheiraten würden, auf 24.000 und auf 12.000 Gulden fest. Im Falle ihrer Vermälung hatte Jede aus ihnen 100.000 Gulden Heiratsgut und mindestens 25.000 Gulden zur Aussteuer zu erhalten. Sollte nicht nur sie selbst, sondern auch ihr Gemal, der Kaiser sterben, ehe ihr ältester Sohn das auf achtzehn Jahre festgesetzte Alter der Großjährigkeit erreicht habe, so hätten König August III. von Polen und Prinz Karl von Lothringen gemeinschaftlich die Vormundschaft in den österreichischen Ländern zu führen [1155]).

Die vielfachen Veränderungen, welche im Laufe der Jahre durch zahlreiche Todesfälle im Schoße der kaiserlichen Familie eintraten, machen es leicht erklärlich, daß Maria Theresia solche auch in ihren letztwilligen Anordnungen häufig vornahm. Aber schon ehe der wichtigste jener Todesfälle, der des Kaisers Franz sich ereignete, nicht ganz zehn Jahre nach Abfassung des ersten Testamentes, am 15. Januar 1764 geschah dieß. Wir erwähnen diese letztwilligen Bestimmungen jedoch nur deßhalb, weil aus ihnen die Absichten hervorgehen, die Maria Theresia für ihre Söhne und Töchter hegte. Daß Leopold in Toscana und Ferdinand in Mailand eine angemessene Lebensstellung erhalten würden, war damals schon bestimmt; Maximilian hatte ihrer in den Niederlanden, Anfangs als Gehülfe und später als Nachfolger des Prinzen Karl theilhaft zu werden. Ihre vier ältesten Töchter aber dachte Maria Theresia als Aebtissinnen, und zwar die Erzherzogin Marianne in Prag, deren Schwestern Marie, Elisabeth und Amalie aber in Mons, in Innsbruck und in Graz zu versorgen. Die letzteren zwei Stifter sollten jedoch erst durch ihren Sohn und Nachfolger errichtet werden. Und jedem Angehörigen der Armee, von welcher die Kaiserin ausdrücklich erklärte, daß sie sich während ihrer „so unruhigen Regierung" ganz besondere Verdienste um sie erworben habe, vermachte sie eine Monatsgage, die gleich nach ihrem Tode baar auszuzahlen war [1156]).

Wir finden nicht, daß die Kaiserin nach dem Ableben ihres Gemals ein neues Testament errichtet hätte; wohl aber geschah dieß mitten in ihrer Blatternkrankheit, am 29. Mai 1767. Mit kaum

leserlicher Handschrift unterzeichnete sie die von Pichler niedergeschriebenen Anordnungen, welche insofern eine Veränderung ihres früheren Testamentes enthielten, als seit dessen Abfassung ihre Tochter Marie sich mit dem Prinzen Albert vermält hatte. Außerdem hielt Maria Theresia noch an dem Projecte eines Ehebündnisses zwischen der Erzherzogin Elisabeth und dem Herzoge von Chablais fest. An ihrer Stelle sollte die Erzherzogin Amalie nach Innsbruck oder vielleicht statt ihrer Schwester Marie nach Mons gehen, Erzherzog Maximilian aber dereinst der Nachfolger des Prinzen Albert als Generalstatthalter von Ungarn werden. Das Belvedere und die zwei Schlösser Laxenburg und Schönbrunn vermachte sie ihrem Sohne Joseph, ihre sonstigen Habseligkeiten aber ihren übrigen Kindern. Die Bibliothek in Schönbrunn sollte Prinz Albert, jedoch mit Ausnahme der Andachtsbücher erhalten, welch letztere den Erzherzoginnen zugesprochen wurden.

In der Verwirrung, welche die so plötzliche und schwere Erkrankung der Kaiserin hervorrief, mag hie und da eine letztwillige Anordnung mit unterlaufen sein, welche Maria Theresia nach ihrer Wiedergenesung und bei reiflicherem Nachdenken geändert zu sehen wünschte. Darum entstand schon am 22. Juli 1767 ein neues Testament, an welchem jedoch die Kaiserin bald wieder vielfache, wenngleich nicht gerade einschneidende Veränderungen vornahm, so daß am 31. August 1768 wieder eine von ihr unterzeichnete Ausfertigung ihrer letztwilligen Anordnungen stattfand. Aber auch hiebei ließ sie es nicht bewenden; etwa sechs Wochen vor ihrem Tode, am 15. October 1780 unterschrieb sie ein letztes Testament, welches denn auch nach ihrem Hinscheiden in Kraft trat.

Da die Erzherzogin Marianne nicht als Aebtissin nach Prag gehen, sondern sich zu den Elisabethinerinnen nach Klagenfurt zurückziehen wollte, vermachte ihr die Kaiserin einen jährlichen Unterhalt von fünfzigtausend Gulden; ebensoviel sprach sie ihrer nach Innsbruck bestimmten Tochter Elisabeth zu. Ihrem Sohne Ferdinand sicherte sie über das, was er bereits bezog, bis zur Besitzergreifung von den modenesischen Ländern jährlich fünfzigtausend Gulden, jedem seiner

Kinder aber bis zur Erreichung ihrer Großjährigkeit jährlich viertausend und nach derselben zehntausend Gulden.

Erzherzog Maximilian sollte nach dem Wunsche der Kaiserin auch nach Erlangung der an und für sich nicht sehr beträchtlichen Einkünfte von Köln und Münster den Nutzgenuß der Herrschaften Göding, Holitsch, Sassin und Schloßhof besitzen. Nach dem Tode des Erzherzogs hatten diese Güter dem Großherzoge Leopold und seiner männlichen Nachkommenschaft zuzufallen.

Ihren übrigen Kindern dachte Maria Theresia Erinnerungszeichen zu, die wohl hier nicht einzeln aufgezählt zu werden brauchen. Aber auf die Gefahr hin, allzu weitläufig zu werden, möge noch erwähnt sein, daß die Kaiserin ihrer Oberstthofmeisterin, Gräfin Vasquez, dann des Kammerfräuleins Gräfin Berchtoldt, welche „viele Gedult „und Plag" mit ihr gehabt, endlich der Fürstin Trautson sowie der Gräfinnen Thurn und Brandis besonders gedachte; jeder der vier letztgenannten Damen sprach sie ein Jahreseinkommen von dreitausend Gulden zu. Und ihnen stellte sie auch ihre vertraute Kammerdienerin Guttenberg gleich. Sie sei ihr dieß, bemerkte Maria Theresia, um so mehr schuldig, als dieselbe sie mit ebensoviel „Eifer als Discretion „uneigennützig bedient", und um bei ihr zu bleiben, alle Heiraten ausgeschlagen habe. Andere Damen erhielten Andenken und zahlreiche Personen kostbare Geschenke, so Graf Rosenberg einen werthvollen Ring, Hofrath Greiner aber eine Dose und tausend Dukaten. Schließlich fügte Maria Theresia noch mit eigener Hand hinzu: „dem pichler „eine tabatierre mit mein portrait".

Wenn wir noch erwähnen, daß die Kaiserin auch in ihrem letzten Testamente die Bestimmung aufrecht erhielt, kraft deren jedem Angehörigen der Armee eine Monatsgage baar ausbezahlt werden sollte, so werden ihre wesentlicheren Anordnungen hier wohl aufgezählt worden sein. Und nur das soll noch gesagt werden, daß sie mit eigener Hand die Namen der zweiunddreißig Städte der österreichischen Monarchie niederschrieb, in denen so bald als möglich die Exequien für sie gehalten

werden sollten. In jeder derselben waren bei diesem Anlasse fünfhundert Gulden an die Armen zu vertheilen.

Als sie diese Verfügungen traf, ging Maria Theresia offenbar von der Voraussetzung aus, das größte der von ihr vermachten Legate, das für die Armee, werde nicht aus ihrem persönlichen Nachlasse, der hiezu bei weitem nicht hingereicht hätte, sondern aus den Staatsgeldern ausbezahlt werden. Bis über das Grab hinaus erstreckte sich jedoch der Zwiespalt zwischen ihren Meinungen und denen ihres Sohnes. Der Kaiser war wohl für die pünktliche Vollziehung des Testamentes seiner Mutter, aber er glaubte sie nur als eine die kaiserliche Familie, nicht aber den Staat angehende Sache betrachten zu sollen. Da zuletzt kein anderer Ausweg übrig blieb, erklärte er sich bereit, den sehr beträchtlichen Abgang aus Eigenem zu decken. „Niemals empfand ich", so lautet der letzte Absatz seiner hierauf bezüglichen Aufzeichnung, „eine „wahrhaftere und größere Zufriedenheit über das von mir besitzende „Eigenthum, als in dieser Gelegenheit, wo ich durch einen Zuschuß „von beiläufig 1,200.000 Gulden Ihrer Majestät Willensmeinung „quoad legata bestehen, und durch Vereinigung meiner Baarschaft „mit dem geringen Cassareste von Ihro Majestät die vorzügliche Be„treuung der gesammten Armee, die ich als Mitsoldat liebe und schätze „und von welcher ich werkthätige Proben ihres mir persönlich bewiesenen „besonders guten Willens und Eifers habe, erfüllen machen kann".

Nicht leicht wird Jemand dieser Auffassung des Kaisers und den Worten, in welche er sie kleidet, seine Bewunderung versagen. Und doch liegt in ihnen ein neuer Beweis dafür, wie zwei Menschen, von edelster Gesinnung und dem redlichsten Streben nach gewissenhaftester Erfüllung der ihnen obliegenden Aufgaben beseelt, dieselben in Allem und Jedem, in den wichtigsten wie in den geringfügigsten Dingen so grundverschieden beurtheilen konnten, daß sie sich die Erfüllung dieser Pflichten gegenseitig ganz außerordentlich erschwerten. Man wird denn auch, wenn man einen Rückblick auf die Regierungsthätigkeit der Kaiserin wirft, zwischen den beiden Hauptepochen derselben streng unterscheiden müssen. Als die erste, ungleich längere und für Maria Theresia

selbst bei weitem glanzvollere wird wohl die Zeit bis zum Tode des Kaisers Franz, als die zweite und wenigstens für die innere Entfaltung der österreichischen Monarchie noch wichtigere die der Mitregentschaft Josephs angesehen werden dürfen.

Da man weiß, daß Franz von Lothringen auf die Schritte seiner Gemalin, wenigstens insofern sie auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens sich bewegten, nur sehr geringen, ja man kann fast sagen, gar keinen Einfluß übte, so wird man wohl Alles, was in den ersten fünf und zwanzig Jahren ihrer Regierungszeit geschah, ihren eigenen Entschlüssen zuzuschreiben haben. Und man wird kaum Widerspruch begegnen, wenn man behauptet, daß es ganz geeignet war, überall ungetheilte Bewunderung zu erregen. Ohne durch ihre Erziehung hiezu irgendwie vorbereitet zu sein, bewies doch Maria Theresia unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung, daß sie sich ganz auf der Höhe der so überaus schwierigen Aufgabe befand, die ihrer harrte. Denn darüber kann wohl vernünftiger Weise ein Zweifel nicht obwalten, daß sie das Richtige that, als sie den Gedanken von sich abwies, durch Zugestehung der Forderung des Königs von Preußen, ihm schlesisches Gebiet zu überlassen, sich dessen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder zu erkaufen. Hätte sie sich selbst zuerst in ein so ungerechtes Begehren gefügt und durch Abtretung von Land und von Leuten die pragmatische Sanction, die Grundlage ihres Erbfolgerechtes verletzt, worauf hätte sie anderen ebenso aus der Luft gegriffenen Ansprüchen gegenüber ihren Widerstand noch zu gründen vermocht? Und zu hoher Ehre gereicht es ihr, daß sie sich in dieser Ueberzeugung auch durch den erlittenen Mißerfolg nicht irremachen ließ. Auch nachdem der Krieg gegen Preußen einen für sie ungünstigen Ausgang genommen und sie den größten Theil Schlesiens verloren hatte, pries sie diejenigen, welche zum Widerstande gegen Friedrich ihr gerathen, als ihre treuesten und bewährtesten Diener.

Aber nicht bloß durch muthige Entschlüsse bewies Maria Theresia ihre große geistige Kraft, noch glänzender erprobte sie dieselbe durch die Unbeugsamkeit, mit der sie an ihnen auch in peinlichster Bedrängniß

festhielt. Wie oft und mit welcher Wehmuth, aber doch auch mit welchem Stolze gedachte sie noch in ihren späteren Jahren jener trüben Dezembertage des Jahres 1741 zu Preßburg, in denen Linz und Prag dem Kurfürsten von Baiern gehuldigt, König Friedrich sie durch die Convention von Kleinschnellendorf um ihr letztes Bollwerk in Schlesien, die Festung Neisse betrogen hatte, und zuletzt auch Olmütz, die Schutzwehr Mährens, sich an Schwerin ergab. Der damals mächtigste Continentalstaat, Frankreich hatte gleichfalls gegen Maria Theresia Partei ergriffen und seine Truppen standen gegen sie im Felde. Begehrlich streckte Spanien seine Hände nach den Ländern des Hauses Oesterreich in Italien aus. Solcher von allen Seiten an sie herandrängender Gefährdung zu begegnen, stand der Kaiserin nur ein ganz unzureichendes Heer, eine leere Casse zu Gebote. Selbst die Tapfersten unter ihren Getreuen, wie der Feldmarschall Khevenhüller riethen, sich in das Unvermeidliche zu fügen: gegen den Strom könne Niemand schwimmen. Aber Maria Theresia wankte nicht; standhaft blieb sie und sie ging auch, durch Schlesiens Verlust zwar schwer geschädigt, aber doch im Vergleiche zu der Einbuße, die ihr gedroht, noch immer glücklich und jedenfalls glorreich aus der ihr auferlegten Prüfung hervor.

In eine zweite und kaum weniger bedeutungsvolle Phase trat das politische Leben der Kaiserin durch die Billigung des Rathes, den Kaunitz ihr ertheilte, das frühere Bündniß mit den Seemächten durch das mit Frankreich zu ersetzen. In Englands eigensüchtigem Verfahren gegen sie, und mehr noch in der Erkenntniß all des Schadens, den Frankreichs traditionell gewordene Feindschaft Deutschland und Oesterreich seit Jahrhunderten zugefügt, in der Erwartung endlich, mit Frankreichs Hülfe nicht nur Schlesien zurückerobern, sondern Preußen zu seiner ehemaligen Bedeutungslosigkeit herabdrücken zu können, lagen die bestimmenden Beweggründe zu diesem Entschlusse. Und wenn auch dießmal wieder das Gelingen der gehegten Hoffnung keineswegs entsprach, so kann man doch nicht leugnen, daß wenigstens nach menschlichem Erkennen die Vorbedingungen hiezu reichlich vorhanden waren. Ein ihnen entsprechender Ausgang mußte daher als wahrscheinlich, ja

fast als gewiß angesehen werden. Und in so hohem Maße hätte er, wie erst eine späte Zukunft deutlich darthat, Oesterreichs wichtigsten Interessen entsprochen, daß wohl das Scheitern dieses Planes als ein Unglück für diesen Staat angesehen werden muß, wie er von einem größeren kaum je wieder getroffen wurde. Aber trotz solchen Mißgeschickes wird doch die politische Combination, welche diesem Projecte zu Grunde lag, und durch die, den ärgsten Schwierigkeiten zum Trotze, eine völlige Umwälzung der früheren Beziehungen der europäischen Mächte zu einander herbeigeführt wurde, vielleicht die feinst erdachte und geschickteſt ausgeführte genannt werden müssen, deren das achtzehnte Jahrhundert Zeuge war.

So wie die Handlungsweise der Kaiserin auf dem Gebiete der äußeren Politik, so wird auch das, was sie während der ersten fünf und zwanzig Jahre ihrer Regierung für die Verbesserung der inneren Zustände ihrer Länder that, ihr nur zum Ruhme gereichen können. Daß sie das bisherige Regiment der Stände brach und das des Staates an dessen Stelle setzte, würde bedauert werden müssen, wenn die Stände das Wohl des Letzteren besser zu wahren gewußt und nicht fast nur ihr eigenes im Auge gehabt hätten. Freilich würde es unter anderen Verhältnissen als ein Uebel erschienen sein, wenn jetzt die Stimme der Regierten fast verstummte und ohne ihr Zuthun über das, was sie betraf, entschieden wurde. Da die Stände aber, wenigstens im Allgemeinen muß dieß gesagt werden, nicht Sinn und Herz für die große Masse der Bevölkerung, sondern nur für ihre besonderen Interessen zeigten, so gereichte es der ersteren zum Heile, wenn von nun an die Maßregeln der Regierung bei weitem mehr auf sie als auf die letzteren Rücksicht nahmen. Was in Folge dessen durch die Kreisämter und durch die Einschätzung des steuertragenden Grundes und Bodens zum Nutzen der Bevölkerung geschah, wird niemals hoch genug veranschlagt werden können.

Nicht geringerer, ja wohl noch mehr Werth wird auf dasjenige zu legen sein, was Maria Theresia für die Förderung der geistigen Interessen ihrer Unterthanen that. Obgleich selbst auferzogen in den

bigotten Anschauungen und Formen der früheren habsburgischen Hofhaltung, ja denselben, offen muß man es gestehen, Zeit ihres Lebens allzusehr zugethan, bewahrte sich die Kaiserin doch einen scharfen Blick für das, was wirklich mit dem katholischen Glauben zusammenhing, und sorgfältig unterschied sie es von dem, was nur von zunächst betheiligter Seite als Religionssache hingestellt wurde, es aber doch durchaus nicht war. Die wechselnde Gestaltung ihrer Beziehungen zu Rom, welche manchmal recht getrübter Art waren, läßt hierüber keinen Zweifel zu. Und auch im Innern ihres Staates beobachtete Maria Theresia ein ähnliches Verfahren. Darum führte sie schon während der Zeit, die wir als ihre erste Regierungsperiode zu bezeichnen uns erlaubten, sehr heilsame Reformen auf confessionellem Gebiete durch, als deren wesentlichste wohl die ansehnliche Verminderung der übergroßen Zahl katholischer Feiertage bezeichnet werden darf. Aber auch sonst ließ sie nichts außer Acht, was zur Verbesserung der bisherigen kirchlichen Zustände dienen konnte. Und voll Eifer setzte sie Alles ins Werk, was nur immer zur Ausrottung des in der Bevölkerung so tief eingewurzelten, von ihr aber verabscheuten Aberglaubens zu führen versprach.

In innigem Zusammenhange hiemit stand das, was Maria Theresia zur Förderung des öffentlichen Unterrichtes that. Allerdings faßte sie hiebei vorerst nur den höheren Unterricht, den an den Universitäten ins Auge; bewunderungswürdig aber werden wohl die Leistungen genannt werden dürfen, welche sie, durch van Swietens erleuchtete Eingebungen geleitet, hiebei vollbrachte. Und überhaupt darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß so wie auf dem Gebiete der äußeren Politik zuerst Bartenstein und dann Kaunitz ihre Rathgeber waren, sie auch in den inneren Angelegenheiten zumeist den Anschauungen von Männern folgte, denen sie eine besonders einsichtsvolle Beurtheilung der Fragen, deren Lösung ihr gerade oblag, zutrauen durfte. Und die so glückliche, bei allen Menschen aber und insbesondere bei Monarchen höchst seltene Eigenschaft, welche Maria Theresia in vollstem Maße besaß, auch dann eine fremde Meinung bereitwillig anzuhören und sorgfältig zu erwägen, wenn sie der ihrigen

gerade entgegengesetzt war, zog die für sie überaus heilsame Folge nach sich, daß Jedermann nur den Rath, den er selbst für den besten hielt, und nicht den ihr ertheilte, von welchem er voraussetzte, daß er ihr der willkommenste sein würde. Hierin allein schon wird einer der entscheidendsten Gründe erblickt werden dürfen, weßhalb die so lang dauernde Regierung der Kaiserin Maria Theresia, obgleich sie selbst immer das Gegentheil behauptete, vielleicht die glücklichste genannt werden kann, welche Oesterreich jemals beschieden war.

So hoch nun auch Maria Theresia, und gewiß mit vollstem Rechte, die Meinung wahrhaft erprobter Männer stellte, und so gern sie dieselbe befolgte, wenn sie von ihr reiflich erwogen und als gut erkannt worden war, so wenig ließ sie sich doch von irgend Einem ihrer Rathgeber, von einem Mitgliede ihres Hauses oder Jemand aus ihrer Umgebung beherrschen. Immer folgte sie nur ihrer eigenen Ueberzeugung, und nicht ein einziger Fall wird sich aus den ersten fünf und zwanzig Jahren ihrer Regierungszeit nachweisen lassen, in welchem sie, wenigstens insofern es um wichtigere Dinge sich handelte, nicht nach ihrem Ermessen die Entscheidung gefällt hätte.

Hierin trat nun mit dem Augenblicke, in welchem Maria Theresia nach dem Tode des Kaisers Franz ihren Sohn Joseph zum Mitregenten bestellte, eine gewaltige Veränderung ein. Auch der Umstand, daß die Kaiserin in der ersten Zeit nach jenem für sie so überaus schmerzvollen Ereignisse sich allzusehr ihrer Trauer um den Verstorbenen hingab und die Leitung der Geschäfte ihrem Sohne fast ausschließlich überließ, trug dazu bei, daß Joseph sich binnen kurzem eine Stellung erobert hatte, hinter welcher diejenige seiner Mutter manchmal allzusehr zurücktrat. Maria Theresia aber schwankte von nun an unablässig zwischen der heißen Liebe zu diesem Sohne, den sie, so vielfache Qual er ihr auch bereiten mochte, doch vor all seinen Geschwistern bevorzugte, zwischen ihrer tiefgefühlten Bewunderung der gewiß ganz außergewöhnlichen Eigenschaften, die er besaß, und ihrer nicht weniger lebhaft empfundenen Mißbilligung der Anschauungen, von welchen er ausging, und denen er mit einer für Andersdenkende

oft recht verletzenden Schroffheit zum Siege zu verhelfen sich bemühte. Wenn aber, und nicht selten geschah dieß, der Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn so weit gediehen war, daß Joseph aus seiner Stellung als Mitregent auszuscheiden begehrte, da siegte erst recht die Liebe der Kaiserin zu ihm, ihre Bewunderung für ihn in ihrem Herzen, und weit wies sie jeden Gedanken einer solchen Ausschließung ihres Sohnes von der Leitung der Geschäfte von sich ab. Die regelmäßige Wiederkehr dieses Verlangens zog denn auch immer nur die Wirkung nach sich, daß Maria Theresia in ihrem Widerstande gegen die Durchführung dessen, was Joseph beabsichtigte, sie selbst aber mißbilligte, mehr und mehr erlahmte, und daß sie zuletzt, wenn auch unter unablässigen Klagen, doch dasjenige zuließ, dem Einhalt zu thun sie nicht mehr Kraft genug besaß.

Dieß machte sich übrigens bei weitem mehr in der äußeren als in der inneren Politik bemerkbar. Um die Wahrheit des hier Gesagten zu beweisen, wird es genügen, auf die zwei wichtigsten Ereignisse der letzten Regierungszeit der Kaiserin, die Theilung Polens und die Herbeiführung des baierischen Erbfolgekrieges hinzudeuten. Auch wer ihrer Anschauung über das von österreichischer Seite zu beobachtende Verfahren den Vorzug vor derjenigen ihres Sohnes gibt, wird einräumen müssen, daß die Fürstin, welche sich in den bittersten Beschwerden über dasjenige erging, zu dessen gründlicher Veränderung eine entschlossene Aufraffung, eine entschiedene Erklärung von ihrer Seite wohl genügt hätte, jene energische, willensstarke Maria Theresia nicht mehr war, welche im Beginne ihrer Regentenlaufbahn die bewundernden Blicke ganz Europa's auf sich gezogen hatte.

Muß man also zugeben, daß sich die Kaiserin während der Mitregentschaft Josephs in den wichtigsten Fragen der äußeren Politik von ihrem Sohne allzusehr beherrschen ließ, so war dieß bei weitem weniger in Allem der Fall, was die inneren Staatsverhältnisse betraf. Natürlich konnte ein so nachdruckvolles Drängen zu den einschneidendsten Reformen, wie es von Joseph ausging, nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Maßregeln der Regierung bleiben. Aber gerade der Umstand, daß Maria Theresia, wie dieß ja in der Regel der Fall ist, mit

zunehmendem Alter immer weniger zu Veränderungen neigte, brachte eine ſo glückliche Miſchung, wenn man ſo ſagen darf, des Vorwärtstreibens und des Zurückhaltens, und dadurch eine ſo günſtige Wirkung hervor, daß dieſe Reformen auf allen Gebieten des Staatslebens die heilſamſten Ergebniſſe für die Bevölkerung herbeiführten. Das Verdienſt derſelben wird daher auch gleichmäßig der Kaiſerin wie ihrem Sohne und Mitregenten zuzuerkennen ſein.

Worin aber Maria Thereſia einzig daſtand und ihr vielleicht niemals Jemand gleichkam, der eine Krone trug, das war das reiche Gefühlsleben dieſer wunderbaren Frau. Und nicht nur, wie es ja wohl auch früher in fürſtlichen Familien vorkam, zu Gunſten ihrer Angehörigen entfaltete ſie es, auch auf ihre Unterthanen, ſie mochten hoch oder niedrig geſtellt, reich oder arm ſein, dehnte ſie es aus. Gewiß gab es auch unter ihren Vorfahren gemüthvolle Menſchen, und grauſam oder tyranniſch wird nicht Einer aus ihnen genannt werden dürfen. Aber es kam doch auch kaum Einem von ihnen in den Sinn, den Kreis ſeiner Familie und ſeiner geſelligen Umgebung, des Adels und der Hofleute zu überſchreiten, und wenn auch nicht perſönlich, ſo doch wenigſtens mit ſeinen Gedanken und mit ſeinen Sorgen hinabzuſteigen zu dem Volke, aus rein menſchlicher Theilnahme ſeine Leiden, ſeine Bedrängniß mitzuempfinden und unabläſſig darnach zu ſtreben, deſſen Lage und Verhältniſſe in jeder Beziehung ſo weit zu verbeſſern, als es unter den einmal gegebenen Umſtänden nur immer möglich erſchien. Von Maria Thereſia aber muß dieß in vollſtem Maße geſagt werden, und kaum je zuvor hatte man in Oeſterreich und wohl auch anderswo das Oberhaupt des Staates in ſo ungezwungener und herzlicher Weiſe mit der Bevölkerung verkehren geſehen, wie dieß Maria Thereſia that. Und bei jeder Maßregel, die ſie ergriff, vergegenwärtigte ſie ſich die Rückwirkung derſelben auf das Wohl des Volkes. Wie weit ſie hierin ging, hat ſie wohl auch dadurch bewieſen, daß ſie ſogar zur Auflegung einer Abgabe, der Trankſteuer in Niederöſterreich, nur durch den freilich ganz irrigen Glauben vermocht werden konnte, dieſelbe werde in Folge der mit ihr Hand in Hand gehenden Aufhebung anderer Steuern der Bevölkerung zur Erleichterung gereichen.

Aber freilich, die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens konnte Maria Theresia nur auf diejenigen wirken lassen, mit denen sie wenigstens manchmal in unmittelbare Berührung kam. So oft ist der huldvollen Worte Erwähnung geschehen, welche sie entweder schriftlich oder mündlich an Personen richtete, die ihr in den verschiedensten Lebensstellungen dienten, daß man begreift, wie sie sich deren schwärmerische Anhänglichkeit erwarb. So erreichte sie gleichsam von selbst dasjenige, was sie ganz besonders hochhielt. Denn gar oft hob sie den gewaltigen Unterschied hervor, der zwischen dem bloß bezahlten Dienste und dem besteht, welcher aus vollem und ergebenem Herzen geleistet wird.

Es war nur eine natürliche Erscheinung, die gar nicht anders kommen konnte, daß die Kunde des leutseligen Verfahrens der Kaiserin gegen Alle, die mit ihr in Verkehr traten, und ihrer wohlwollenden Gesinnung für das Volk sich allmälig überallhin verbreitete in ihren Ländern, und daß sie ihr auch die Herzen derer gewann, welche sie nie gesehen und nie Gelegenheit gehabt hatten, sich ihrer Güte zu erfreuen. Zu dieser Liebe zu der Kaiserin gesellte sich der Stolz, einer solchen Herrscherin Unterthan zu sein, und man kann wohl sagen, daß Maria Theresia durch die Macht ihrer eigenen Persönlichkeit, und somit gleichsam unbewußt mehr zur Erweckung des Gefühles der Zusammengehörigkeit ihrer so verschieden gearteten Länder that, als dieß durch die zweckmäßigsten Regierungsmaßregeln hätte geschehen können. Aber darum ließ sie doch auch die letzteren durchaus nicht außer Acht. Die Lebhaftigkeit, ja man wird fast sagen dürfen die Leidenschaftlichkeit, mit der sie sich bei jedem Anlasse gegen alle particularistischen Bestrebungen aussprach, die freilich sanfte und weiche, aber darum doch nicht weniger feste Hand, mit der sie unabläßig darauf hinwirkte, die Unterschiede zwischen den einzelnen Provinzen allmälig zu verwischen und in einer starken, nur von ihr selbst ausgehenden Centralregierung alle Staatsgewalt auf einem Punkte zu vereinigen, Alles dieß zeigt deutlich, daß sie keinen Augenblick über die Bedingungen im Zweifel war, unter denen allein ein Staatswesen immer mehr und mehr sich kräftigen, ja man darf wohl sagen, sich dauernd aufrecht erhalten

Auf die Förderung einheitlicher Staatsverhältnisse arbeitete sie

unaufhörlich hin, und Alles wies sie entschieden von sich ab, was zu deren Lockerung führen konnte. Wie sie in ihren deutschösterreichischen Ländern immer hierauf ausging, wird auf materiellem Gebiete durch die Beseitigung der Zollschranken zwischen den verschiedenen Ländern, auf geistigem aber durch die Schaffung einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung ausreichend dargethan.

Einen besonders glücklichen Tact hat Maria Theresia in der Behandlung Ungarns jederzeit bewährt. Man kennt ihre Vorliebe für dieses Land, ihre Dankbarkeit für die Dienste, die ihr dasselbe geleistet, und man weiß, wie tief sie von dem Wunsche durchdrungen war, ihre Erkenntlichkeit nicht nur durch Gunstbezeugungen an all die Männer, die sich um sie und Oesterreich besonders verdient gemacht hatten, sondern dem Lande selbst durch ausgiebige Förderung seiner geistigen und materiellen Interessen, der Cultur und Wohlfahrt seiner hierin so sehr zurückgebliebenen und vernachlässigten Bevölkerung zu beweisen. Aber sie wußte auch, daß Alles dieß nur durch sie allein und durch eine unter ihren Augen und nach ihren Impulsen wirkende Regierung geschehen könne. Darum ließ sie einerseits den Eigenthümlichkeiten der ungarischen Nation die vollste Rücksicht widerfahren, und mit äußerster Sorgfalt vermied sie Alles, wodurch deren so stark entwickeltes Selbstgefühl hätte verletzt werden können. Was jedoch die Grundsätze anging, nach denen sie dieses Land regierte, so suchte Maria Theresia eine immer größere Analogie mit dem Verfahren herzustellen, das sie in ihren übrigen Provinzen einhielt. Und heut zu Tage wird wohl sogar in Ungarn kein Urtheilsfähiger mehr bestreiten, daß sie hiedurch nur zum Besten des Landes wirkte. Die segensreichste Maßregel ihrer Regierung, die Urbarialregulirung führte sie auf eigene Faust und ohne Landtag durch; mit einem solchen und durch ihn wäre ihr dieses Werk wohl niemals gelungen. Die Erinnerung hieran wird aber auch genügen, um die Behauptungen derer, welche die gegenwärtige politische Selbstständigkeit Ungarns für nichts als für die Wiederherstellung des staatsrechtlichen Zustandes ausgeben möchten, in welchem dieses Land während des vergangenen Jahrhunderts sich befand, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit zu zeigen.

Mit einer kurzen Hindeutung auf das, was Maria Thereſia für ihre Armee that, wollen wir den Rückblick auf ihre Regierungsthätigkeit ſchließen. Und man kann wohl ſagen, daß der unermeßliche Unterſchied zwiſchen dem, was ſie vorfand und was ſie hinterließ, vielleicht auf keinem Gebiete anſchaulicher als auf dem militäriſchen wird. Die kleine Armee von etwa fünfzehntauſend Mann, an und für ſich kaum ein Corps zu nennen, mit welcher Neipperg den Preußen bei Molwitz entgegentrat, kann in gar keiner Weiſe mit dem Heere von hundertſiebzigtauſend Mann verglichen werden, das ſieben und dreißig Jahre ſpäter demſelben Feinde gegenüberſtand. Und nicht nur in Bezug auf die Stärke der Armee, auch hinſichtlich ihrer Ausrüſtung und Kriegstüchtigkeit muß dieß geſagt werden. Erſt unter und durch Maria Thereſia geſchah die Schaffung eines Offizierscorps, wie es den heutigen Begriffen entſpricht, und man weiß, wie eifrig und mit welch glücklichem Erfolge ſie darauf ausging, das Standesgefühl in demſelben zu erwecken und zu heben. Aber nicht nur den Offizieren, auch den Soldaten begegnete ſie mit Leutſeligkeit und zeigte ſich voll Fürſorge für deren Wohl. Man erinnert ſich jenes Geſpräches der Kaiſerin mit einem alten Kriegsmanne über Laey, deſſen ſie ſich gegen den Feldmarſchall eigens berühmte. Und unerſchöpflich war ſie, an das zu denken und das nur immer Ausführbare zu thun, wodurch das Los der Soldaten irgendwie verbeſſert werden konnte.

In ſolcher Weiſe hat Maria Thereſia als Monarchin für ihr Oeſterreich gewirkt. Welch hohe Stellung ſie aber auch als Frau, als Mutter einnahm, iſt Jedermann bekannt. Ganz unvergleichlich war ſie insbeſondere in der Sorgfalt für ihre Kinder, und die Lehren, die ſie ihnen ſchriftlich mit auf den Weg gab, wenn ſie ihrer Obhut ſie entließ, gehören in ihrer Lebensweisheit und doch in ihrer ſchlichten Einfachheit wohl zu dem Schönſten, was in ſolcher Lage und an ſolchem Platze jemals geſchrieben wurde. Aus ihrem Briefwechſel mit der Königin von Frankreich aber wiſſen wir, daß Maria Thereſia diese Sorge nicht etwa auf den Augenblick der Trennung von ihren Kindern, ſondern ſie ihnen auf ihrem ganzen Lebenswege weite.

So war die Fürſtin, deren Leben wir hier zu ſchildern unternahmen. Nicht beſſer können wir dieſe Darſtellung desſelben ſchließen, als indem wir an die Worte des großen Briten erinnern, die, mit einer leichten Aenderung auf Maria Thereſia angewendet, etwa ſo lauten würden:

„Ja das war eine Frau! Nehmt Alles nur in Allem;
„Ihr werdet nimmer ihres Gleichen ſeh'n!“

Aber freilich, die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens konnte Maria Theresia nur auf diejenigen wirken lassen, mit denen sie wenigstens manchmal in unmittelbare Berührung kam. So oft ist der huldvollen Worte Erwähnung geschehen, welche sie entweder schriftlich oder mündlich an Personen richtete, die ihr in den verschiedensten Lebensstellungen dienten, daß man begreift, wie sie sich deren schwärmerische Anhänglichkeit erwarb. So erreichte sie gleichsam von selbst dasjenige, was sie ganz besonders hochhielt. Denn gar oft hob sie den gewaltigen Unterschied hervor, der zwischen dem bloß bezahlten Dienste und dem besteht, welcher aus vollem und ergebenem Herzen geleistet wird.

Es war nur eine natürliche Erscheinung, die gar nicht anders kommen konnte, daß die Kunde des leutseligen Verfahrens der Kaiserin gegen Alle, die mit ihr in Verkehr traten, und ihrer wohlwollenden Gesinnung für das Volk sich allmälig überallhin verbreitete in ihren Ländern, und daß sie ihr auch die Herzen derer gewann, welche sie nie gesehen und nie Gelegenheit gehabt hatten, sich ihrer Güte zu erfreuen. Zu dieser Liebe zu der Kaiserin gesellte sich der Stolz, einer solchen Herrscherin Unterthan zu sein, und man kann wohl sagen, daß Maria Theresia durch die Macht ihrer eigenen Persönlichkeit, und somit gleichsam unbewußt mehr zur Erweckung des Gefühles der Zusammengehörigkeit ihrer so verschieden gearteten Länder that, als dieß durch die zweckmäßigsten Regierungsmaßregeln hätte geschehen können. Aber darum ließ sie doch auch die letzteren durchaus nicht außer Acht. Die Lebhaftigkeit, ja man wird fast sagen dürfen die Leidenschaftlichkeit, mit der sie sich bei jedem Anlasse gegen alle particularistischen Bestrebungen aussprach, die freilich sanfte und weiche, aber darum doch nicht weniger feste Hand, mit der sie unabläßig darauf hinwirkte, die Unterschiede zwischen den einzelnen Provinzen allmälig zu verwischen und in einer starken, nur von ihr selbst ausgehenden Centralregierung alle Staatsgewalt auf einem Punkte zu vereinigen, Alles dieß zeigt deutlich, daß sie keinen Augenblick über die Bedingungen im Zweifel war, unter denen allein ein Staatswesen immer mehr und mehr sich kräftigen, ja man darf wohl sagen, sich dauernd aufrecht erhalten kann. Auf die Förderung einheitlicher Staatsverhältnisse arbeitete sie

unaufhörlich hin, und Alles wies sie entschieden von sich ab, was zu deren Lockerung führen konnte. Wie sie in ihren deutschösterreichischen Ländern immer hierauf ausging, wird auf materiellem Gebiete durch die Beseitigung der Zollschranken zwischen den verschiedenen Ländern, auf geistigem aber durch die Schaffung einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung ausreichend dargethan.

Einen besonders glücklichen Tact hat Maria Theresia in der Behandlung Ungarns jederzeit bewährt. Man kennt ihre Vorliebe für dieses Land, ihre Dankbarkeit für die Dienste, die ihr dasselbe geleistet, und man weiß, wie tief sie von dem Wunsche durchdrungen war, ihre Erkenntlichkeit nicht nur durch Gunstbezeugungen an all die Männer, die sich um sie und Oesterreich besonders verdient gemacht hatten, sondern dem Lande selbst durch ausgiebige Förderung seiner geistigen und materiellen Interessen, der Cultur und Wohlfahrt seiner hierin so sehr zurückgebliebenen und vernachlässigten Bevölkerung zu beweisen. Aber sie wußte auch, daß Alles dieß nur durch sie allein und durch eine unter ihren Augen und nach ihren Impulsen wirkende Regierung geschehen könne. Darum ließ sie einerseits den Eigenthümlichkeiten der ungarischen Nation die vollste Rücksicht widerfahren, und mit äußerster Sorgfalt vermied sie Alles, wodurch deren so stark entwickeltes Selbstgefühl hätte verletzt werden können. Was jedoch die Grundsätze anging, nach denen sie dieses Land regierte, so suchte Maria Theresia eine immer größere Analogie mit dem Verfahren herzustellen, das sie in ihren übrigen Provinzen einhielt. Und heut zu Tage wird wohl sogar in Ungarn kein Urtheilsfähiger mehr bestreiten, daß sie hiedurch nur zum Besten des Landes wirkte. Die segensreichste Maßregel ihrer Regierung, die Urbarialregulirung führte sie auf eigene Faust und ohne Landtag durch; mit einem solchen und durch ihn wäre ihr dieses Werk wohl niemals gelungen. Die Erinnerung hieran wird aber auch genügen, um die Behauptungen derer, welche die gegenwärtige politische Selbstständigkeit Ungarns für nichts als für die Wiederherstellung des staatsrechtlichen Zustandes ausgeben möchten, in welchem dieses Land während des vergangenen Jahrhunderts sich befand, in ihrer ganzen Unhaltbarkeit zu zeigen.

Mit einer kurzen Hindeutung auf das, was Maria Thereſia für ihre Armee that, wollen wir den Rückblick auf ihre Regierungsthätigkeit ſchließen. Und man kann wohl ſagen, daß der unermeßliche Unterſchied zwiſchen dem, was ſie vorfand und was ſie hinterließ, vielleicht auf keinem Gebiete anſchaulicher als auf dem militäriſchen wird. Die kleine Armee von etwa fünfzehntauſend Mann, an und für ſich kaum ein Corps zu nennen, mit welcher Neipperg den Preußen bei Molwitz entgegentrat, kann in gar keiner Weiſe mit dem Heere von hundertſiebzigtauſend Mann verglichen werden, das ſieben und dreißig Jahre ſpäter demſelben Feinde gegenüberſtand. Und nicht nur in Bezug auf die Stärke der Armee, auch hinſichtlich ihrer Ausrüſtung und Kriegstüchtigkeit muß dieß geſagt werden. Erſt unter und durch Maria Thereſia geſchah die Schaffung eines Offizierscorps, wie es den heutigen Begriffen entſpricht, und man weiß, wie eifrig und mit welch glücklichem Erfolge ſie darauf ausging, das Standesgefühl in demſelben zu erwecken und zu heben. Aber nicht nur den Offizieren, auch den Soldaten begegnete ſie mit Leutſeligkeit und zeigte ſich voll Fürſorge für deren Wohl. Man erinnert ſich jenes Geſpräches der Kaiſerin mit einem alten Kriegsmanne über Lacy, deſſen ſie ſich gegen den Feldmarſchall eigens berühmte. Und unerſchöpflich war ſie, an das zu denken und das nur immer Ausführbare zu thun, wodurch das Los der Soldaten irgendwie verbeſſert werden konnte.

In ſolcher Weiſe hat Maria Thereſia als Monarchin für ihr Oeſterreich gewirkt. Welch hohe Stellung ſie aber auch als Frau, als Mutter einnahm, iſt Jedermann bekannt. Ganz unvergleichlich war ſie insbeſondere in der Sorgfalt für ihre Kinder, und die Lehren, die ſie ihnen ſchriftlich mit auf den Weg gab, wenn ſie ihrer Obhut ſie entließ, gehören in ihrer Lebensweisheit und doch in ihrer ſchlichten Einfachheit wohl zu dem Schönſten, was in ſolcher Lage und an ſolchem Platze jemals geſchrieben wurde. Aus ihrem Briefwechſel mit der Königin von Frankreich aber wiſſen wir, daß Maria Thereſia dieſe Fürſorge nicht etwa auf den Augenblick der Trennung von ihren Kindern beſchränkte, ſondern ſie ihnen auf ihrem ganzen Lebenswege gleichmäßig widmete.

So war die Fürſtin, deren Leben wir hier zu ſchildern unternahmen. Nicht beſſer können wir dieſe Darſtellung desſelben ſchließen, als indem wir an die Worte des großen Briten erinnern, die, mit einer leichten Aenderung auf Maria Thereſia angewendet, etwa ſo lauten würden:

„Ja das war eine Frau! Nehmt Alles nur in Allem;
„Ihr werdet nimmer ihres Gleichen ſeh'n!"

Anmerkungen.

[1]) Geuſau. Geſchichte der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten in Wien. 1803. S. 33.

[2]) Geuſau. 324. 325.

[3]) Decrete vom 31. März 1779. Arch. d. Min. d. Innern.

[4]) IX. 242. 243.

[5]) Geuſau. 399.

[6]) Vortrag des Staatskanzlers vom 6. März 1765.

[7]) Vortrag vom 2. Febr. 1778.

[8]) Referat des Staatskanzlers vom 27. Dez. 1770.

[9]) Referat des Staatskanzlers vom 16. April 1775.

[10]) VII. 203.

[11]) „le concours de tous les Etats y etait prodigieux et formait un „spectacle bien riant, bien gai et bien agréable au milieu des fleurs des arbres „qui repandaient une odeur delicieuse dans tout le jardin. Son arrangement „et sa destination faisaient l'objet de l'admiration et des eloges universels du „gout et de la bonté de V. M.“

[12]) Leitner. Monographie des kaiſerlichen Luſtſchloſſes Schönbrunn. Wien, 1875. S. 7. Hiernach iſt meine irrige Angabe — IV, 142 — zu berichtigen.

[13]) Maria Thereſia an Ulfeldt. 2. Sept. 1743. Eigenh. „Gundel iſt in „mein nahm zu ſagen, das ihme safran ſchicken werde mit dem gantzen plan und „terrains von ſchönnbrunn. er ſolle gedenckhen das was guttes und nicht auf 20000 „oder mehr ſchauen ſolle und ſein idee mir völig darüber machen ſolle, ohne ſich „von ihme irr machen zu laſſen.“

[14]) Kaunitz an Maria Thereſia. 12. Juli 1775. „J'ai soin d'aller au moins „de deux jours l'un à Schönbrunn pour veiller à l'exécution de ce que V. M. „m'a fait témoigner désirer que j'y fasse arranger pendant son absence dans „les parterres pour les statues et les deux premières rampes de la montagne.

„Au point où nous en sommes, je compte qu'Elle trouvera tout cela fait à „son retour, et il ne me restera rien à désirer, si V. M. est contente de ce „qu'Elle verra."

[15]) „je sais les peines que vous vous donez, et soyez assurée que j'en „conois tout le prix. ce beau jardin qui est votre seul ouvrage, m'est d'autant „plus cher."

[16]) „comme il fait beau, je voudrois vous engager de ne jetter qu'un „œil a schönbrun pour voir l'emplacement du bassin; s'il n'est pas trop pres „de la maison et trop tirée en long; on pouroit encore y remedier. dans les „petites choses comme dans les grandes je n'ais de tranquilité que quand j'ai „votre aprobation."

[17]) Leitner. S. 8.

[18]) Leitner. S. 8.

[19]) IX. S. 389.

[20]) Foscarini. 19. Febr. 1780. . . . „posso in oggi rassegnare . . gl' at- „tuali divisamenti, che si vanno facendo dai Deputati dei Paesi dell' Austria „inferiore, e particolarmente da Co. di Pergen, ch' è il Maresciallo dei Stati „della Bassa Austria, tendenti a verificare con una nuova contribuzione il „restante rimborso dei sedici milioni di fiorini, che gli Stati medesimi som- „ministrarono a questa Corte durante la guerra che finì 1763, togliendo nello „stesso tempo alcune imposte che non lasciano d' essere molto sensibili a questi „sudditi. Si pensa adunque d'imporre una nuova contribuzione sopra le „Bevande, compresevi l' acquevite, che si fanno nell' Austria inferiore, e che „sino ad ora non furono soggette ad alcun genere di aggravio sino all' entrare „delle linee di questa Capitale, per il chè da qui innanzi non solo vi sarà „altresì aumentato l'aggravio all' entrare delle linee a tutta quella quantità „che si volesse introdurre per l' interno consumo di questa città."

[21]) Verzeichniß derjenigen Gefällsrubriken, welche sowohl bey der kais. kön. Haupt- und Residenzstadt Wien als auch in dem ganzen Lande Niederösterreich in Ansehung der einzuführen kommenden Trankſteuer aufzuheben und zu vereinfachen kommen sollen. Niederöſterr. Landesarchiv.

Bey der Stadt Wien.

1.	Die Schuldensteuer von der Stadt und den Vorstädten . . .	185.944 . 44
2.	Die Pferdschuldensteuer	23.769 . 50
3.	Das Sperrgefäll	85.000 . —
4.	Das Taz- und Umgeld	58.052 . 35
5.	Die Taz- und Umgeldsteuer davon	11.610 . 31
6.	Das Kameralumgeld im Wiener Burgfried	24.479 . 18
7.	Bankaltaz- und Umgeld auf den hiesigen Gründen	21.562 . 8
8.	Das Liniengefäll sammt Passage und allen Landschranken . .	182.646 . —
9.	Das Passagegefäll	14.000 . —
		607.065 . 6

Auf dem Lande.

1.	Der von anno 1769 auf jedes calculirtes Haus extraordinarie ausgeschriebene 1 Gulden	47.087 . —
2.	Das Schuldensteuer-Reluitionsquantum	172.148 . 23
3.	Item von Singularparteyen auf dem Lande, welche die Abfuhr zu der Extra Steuer Hofcommission geleistet	10.077 . 33
4.	Passage auf dem Lande	5.000 . —
5.	Die Wegrobotreluition	50.653 . —
6.	Das Taz- und Umgeld auf dem Lande	142.439 . 40
7.	Die Taz- und Umgeldsteuer davon	28.487 . 56
8.	Der Waldamts Fahrafeldische und Traiskirchner Taz . . .	2.177 . —
9.	Das nicht contributionsfrey erkaufte Umgeld auf dem Lande .	23.493 . 20
10.	Die Domestical-Abgaben davon	3.524 . —
11.	Die Drittelzulage, so die hierländige Unterthanen nebst der auf ihren Grundstücken haftenden Contributional Steuer beyzutragen haben	170.000 . —
12.	Das ganze Contributionale sowohl von Haus als Ueberländ-Weingärten	151.000 . —
		806.088 . 88
	Summa	1,413.153 . 6

[22]) Erlaß der Kaiserin an das nied.-österr. Verordneten-Collegium. Nied. österr. Landesarchiv.

[23]) Greiner an Maria Theresia. Sitzungsberichte. XXX. S. 367.

[24]) Sitz. Ber. XXX. 352.

[25]) Sitz. Ber. XXX. 368.

[26]) Sitz. Ber. XXX. 369.

[27]) S. 368.

[28]) S. 371.

[29]) S. 373.

[30]) Nied. österr. Landesarchiv.

[31]) Bericht der nied. österr. Stände an die Kaiserin. 27. Jänner 1780. Nied. österr. Landesarchiv.

[32]) Erlaß der Kaiserin an die nied. österr. Stände. 8. Febr. 1780. Nied. österr. Landesarchiv.

[33]) Sitz. Ber. XXX. 365. 366.

[34]) S. 365.

[35]) S. 368. 369.

[36]) S. 367. 368.

[37]) S. 373.

[38]) S. 371.

39) S. 370.

40) S. 372.

41) Das Patent ist abgedruckt bei Kropatschek. VIII. S. 412—471.

42) Handbillet an Blümegen. 29. April 1780. Arch. d. Fin. Min.

43) Sitz. Ber. XXX. S. 373.

44) Foscarini. 4. Nov. 1780.

45) Pezzl's Chronik von Wien, fortgesetzt von Ziska. 1824. S. 232.

46) Pritz. Geschichte des Landes ob der Enns. II. 519.

47) Egger. Geschichte Tirols. III. 12—16.

48) Egger. III. 17. 18.

49) VII. 161.

50) VII. 163. 168.

51) An die Gräfin Enzenberg. 12. Sept. (1765). „rien ne m'interesse que „la chapelle et le chapitre; la première, j'espère, sera en état pour le jour „de st. françois, le second pour le 8 de decembre. la enzenberg accepte de venir „regler la maison selon les instituts de prague avec la gavriani comme dechantin „et unter dechantin, mais elles se reservent pour un ans leurs place a prague, „si elles ne trouvoient leur convenience. elles y seront au mois de novembre. „arrangez tout pour leurs logements et einrichtung, qu'elles trouvent tout prêt."

52) Maria Theresia an Enzenberg, datirt vom 19. (October oder November 1765). Im Besitze des adeligen Damenstiftes zu Innsbruck.

53) Correspondenz aus Innsbruck vom 8. Dez. 1765 als Anhang zu dem Wienerischen Diarium vom 21. Dez. 1765.

54) Alle diese Schreiben der Kaiserin an die Freiin von Enzenberg befinden sich im Besitze des adeligen Damenstiftes zu Innsbruck.

55) An die Gräfin Enzenberg. 28. Sept. (1765). „j'aprouve ce qu'on „veut faire, hors le risen Saal, que je voudrois conserver pour le dedans des „peintures à cause de son ancienneté; on passe tout, mais un nouveau couteroit „beaucoup et seroit tres-critiquée. il faudroit seulement mettre et ajouter „des lambris en peinture ou de bois. Fladerer l'expliquera mieux et quelques „nuditez il faudroit repeindre."

56) An die Gräfin Enzenberg. 26. Dez. (1765). „je fais travailler pour „un de moi pour le stifft et celui de l'Emp. et le mien pour le chateau, et „celui de Leopold et de sa femme pour une eternelle memoire. vous m'en- „verrois les mesures pour ces 4 portraits" . . . .

57) An die Gräfin Enzenberg. 22. Jänner 1766.

58) „ce 14 fevrier 1766.

„ma chere amie. je vous recomande ce monsieur et madame sa femme. „il vous porte de ma part un present le plus grand que je pourois vous faire „et le plus cher a nous deux; je crois que vous en serez contente, je me suis „donnée tout les peines pour le faire reuissir. je vous vois en le recevant et

„je me reproche de vous attendrir et renouveller votre douleur, mais comme „je juge les autres après moy, il me semble que c'est encore la seule con„solation qui nous reste, à l'avoir present partout, ce cher et adorable maitre. „vous recevrois vor die franciscaner das altar blatt in may; je voudrois qu'on „le mit la premiere fois le 13 de may. je suis pressée pour aller au sermon „italien que nous avonts lundis et vendredis. adieu, je vous embrasse. vous „aurois recue de moy une grande lettre avant hier. M. T."

[59]) Maria Thereſia an die Gräfin Enzenberg. 19. April (1766). „prevenez „votre maris que j'enverois en 8 ou 10 jours pagazzi a inspruck lui expliquer „mes ideez a cause de la porte de triomphe et de la sale a inspruck. c'est „un homme entendue, couteux, mais qui sait mieux expliquer que d'autres mes „ideez; il ne restera qu'autant que votre maris le trouvera necessaire. que „l'ingenieur soit prevenut que ce n'est pas pour lui faire tord, mais seulement „accelerer l'ouvrage." Und am 1. Mai (1766) ſchrieb die Kaiſerin der Gräfin Enzenberg: „je vous envois pagazzi; vous pouriez avec raison me gronder sur „mon impatience, mais mettez vous à ma place, je suis plus a insprug qu'ici: „il me parois bien souvent de retrouver là ce que j'ai perdus, ou aux moins „mon repos ou ma fin. r'assurez walter que ce n'est pas que j'ai quelques „doutes de lui, au contraire, mais pagazzi s'est (sait) mieux mon gout et „mes intentions. vous pouvez le garder tant que vous voullez."

[60]) I. Mai 1766.

[61]) Egger. III. 25.

[62]) Egger. III. 28—31.

[63]) „vos vilains tyroliens s'accoutument a refuser tout le reg., un congrès „permanent que votre maris at proposée. il ne conoissent pas leurs interets; „es wird ihnen hundertfältig eingebrungen werden."

[64]) Egger. III. 31.

[65]) Egger. III. 40.

[66]) ce 26 7bre 1772.

„ma chere amie. c'est hier a midis que j'ai recue la triste nou„velle du decez de votre epoux, mon fidel et zelée ministre et amis. „vous qui conoissez mon cœur, ma reconoissance, ma constance dans mes „amitiez, vous pouvez juger combien cette nouvelle m'at fait de la peine. „celle que je ressens de la votre, m'occupe dans ce moment encore plus que „la mienne, car je ne retrouverois plus un enzenberg en tyrol. chere amie, „donnez moi des marques de la votre, conservez vous pour moi et vos chers „enfants, disposée de moi comme je conte tenir la place de leurs bon et „honet Pere vis a vis d'eux. leurs noms me seront toujours chere. si vous „voulez quitter ce pais, venez vous etablir ici, j'aurois soing de vous. voulez„vous rester, contez sur votre logement toujours au chateau. votre fils veut„ils etre emploiée ailleurs, je tacherois de le seconder; veut il rester, ce sera „de meme. enfin contez en tout sur moi, ouvrez moi votre cœur, je serois „contente si je peux vous soulager et vous rendre la centieme partie des „services de ce que votre feu digne epoux m'at rendue. je ne vous dis rien

„sur la resignation aux decrets divines, que chaque jour nous approche de ce „que nous avonts perdus, que nous devons tacher de nous faire des merites „pour l'autre monde, qu'ici toute est miserre et pleurs; que ceux qui se sont „endormis au seigneur, sont bien heureux et a leur porter envie. que la „religion est la seule consolation dans ces cruels instants, et des amis. contez „moi entre ceux ci, que je ne finirois a me dire qu'avec mes tristes jours.

Marie Therese."

Abgesonderter Zettel. „ich übernehme die 2000 f. wittibliche unter„haltung der gräffin enzenberg, damit der sohne dem genus deren 50m f. in „heurathsbrieff behalten könne vor seine bessere subsistenz."

67) Am 14. Oct. 1772 schreibt Pichler im Auftrage der Kaiserin an die Gräfin Enzenberg: „S. M. trouve excellentes les maximes établies par S. E. „feu le Comte Enzenberg. S. M. voudroit seulement les voir réunies dans un „sujet, mais Elle ne compte gueres de le trouver, et seroit bien aise si „V. E. pouvoit l'indiquer."

68) Wien, 4. Nov. 1772. „Kresel est sans doute un très bon sujet, mais „ses services sont necessaires ailleurs, et il n'aimeroit surement pas a se „transplanter en Tyrol, en s'eloignant tant de la Boheme ou il possede „quelque bien. Spauer a beaucoup de bonnes qualités, mais je ne lui crois „pas assez de talents pour etre mis a la tete d'un gouvernement d'un Pais „tel que le Tirol: d'ailleurs la promotion donneroit trop de peine a Kinigl. „J'ay donc fixé mes vues sur Heister en Carinthie, qui a deja quelque con„naissance du Tyrol, mais sans 11.000 fl. du moins d'appointements, il declare „de ne pouvoir accepter cette charge, à moins de s'exposer au risque de faire „des dettes. Je lui sais gré de s'etre expliqué naïvement sur ses facultés, „avant de s'etre embarqué dans une carrière qui auroit pu l'entrainer dans „le derangement, mais je reste dans l'incertitude sur le choix du successeur „de votre mari, quoique persuadée qu'à la fin il faudroit nommer quelque „etranger."

69) Egger. III. 40.

70) Egger. III. 97.

71) Egger. III. 78.

72) Egger. III. 80.

73) Sitz. Ber. XXX. S. 362.

74) Joseph an Maria Thersia. Freiburg, 24. Juli 1777. Ihr Briefwechsel. II. 153—156.

75) Handbillet an Kaunitz. 22. Oct. 1776.

76) Referat des Staatskanzlers vom 3. Dez. 1776.

77) Ried an Kaunitz. 21. und 27. Mai 1777.

78) Joseph sagt hierüber in seinem Reisejournal: „den 7ten April in der „früh giengen wir gleich das Haus sehen, wo die Rekruten in Günzburg ver„sammlet waren; dieses ist elend, feuersgefährlich, ungesund und feucht, dergestalten „daß die Leute ohnmöglich allda verbleiben können, und wäre dazu nothwendig

„ein Platz in dem Schloß zu ſuchen, welches mehren Theils lauter Wohnungen „von Beamten in ſich enthält. Das Münzhaus beſahen wir auch; dieſes feyert „vollkommen anitzo, da kein Silber zum ſchmelzen und zu verarbeiten vorhanden „iſt. Es wird hier ein ſo ſtarkes Perſonale gehalten, das ſo koſtbar iſt, daß „lieber das ganze Münzhaus aufzuheben räthlich wäre".

[79]) Mit Referat vom 9. Juni 1777.

[80]) II. 220—250.

[81]) IX. 342—382.

[82]) Gradenigo. 15. Juni 1771. „La Cancellaria di Boemia è in una „assoluta inazione da tre mesi a questa parte, perchè il Sig. Conte di Kodeck „che n' è il Cancelliere, è mortualmente ammalato. Egli è per consequenza „nella impossibilità di agire, e li di lui subalterni . . non osano dar mano, „ne eseguire la più piccola cosa. Tutti gli affari ne soffrono, e la Corte ne „sente i mali effetti in modo ch' Ella è divenuta nella deliberazione di far „insinuare in questi giorni al Sig. Co. di Kodeck medesimo di dimandar „egli volontariamente la demissione di un posto così importante, per l'impossi- „bilità di poterlo far agire come conviene, attesa la male salute sua. Si „spera che egli si presterà a momenti a questo passo presso della Corte, la „quale, per quanto si dice, pensa di trasferire il carico stesso nel Sig. Conte „di Asfeld, Presidente della Camera di Finanze . . ."

„Colle espedizioni di grani che tuttavia si continuano in Boemia, e tutte „le misure prese, le cose si sono tranquillizate a quella parte, ma ciò non „ostante, benchè il Governatore di Praga, il Sig. Conte di Kolowrat sia un „uomo ottuagenario, e si può dire quasi marcito in questo genere d'affari, „egli si è condotto sì male, che gli fù insuinato dalla Corte di dimandare la „di lui dimissione del posto, com' egli fece."

[83]) II. 136.

[84]) Im Beſitze des Grafen Berchtoldt.

[85]) Denkſchrift des Kaiſers vom 19. Nov. 1770.

[86]) Vom 17. Nov. 1770.

[87]) Denkſchrift Joſephs vom 1. Mai 1771.

[88]) Referat vom 15. Juli 1771.

[89]) Referat des Staatskanzlers vom 22. Sept. 1771.

[90]) Joſeph an Leopold. 25. Sept. 1771. I. 344.

[91]) Gradenigo. 5. Oct. 1771. „L' Imperatore è partito Martedì Mattina „per la Moravia, e per passar poi nella Boemia; ha egli voluto intraprendere „questo viaggio per riconoscere i gradi della miseria che affligе quella Pro- „vincia, e per studiare sul luogo quali possano essere i modi possibili per „ripararla almeno in parte. E estraordinario il numero di quelli che si dicon „morti dalla fame, oltre quelli che sono periti dalle malattie prodotte dalla „pessima nutrizione formata per la maggior parte da fieno bagnato col latte. „Se volessi fare il dettaglio d'ogni cosa, non finirei mai più col solo effetto „di far cader le lacrime ad ogn' una di V. V. E. E.; dirò semplicemente che

„il raccolto di quest' anno è intieramente colà mancato a grado che mancano „persino la quantità necessaria alla scemina, e che la mortalità degli animali „sia pure da pochi giorni colà introdotta. Questo viaggio fà il più grande „onore a S. M. l' Imperatore, e farà certamente un qualche bene a quelle „miserabili Popolazioni che divengono per consequenza una sensibilissima dis„grazia per questo Stato."

[92]) Joſeph an Kaunitz und Harſch. Iglau, 8. Oct. 1771.

[93]) Die Kaiſerin an die Gräfin Enzenberg. 23. Oct. 1771. „jai besoing „de tout ces consolations; quand je pense a la boeme et moravie, tout est „evanouit. l'Emp. y fait actuellement le tour, non sans grande inquietude de „ma part à cause des maladies, mais il ne peut assez exprimer la miserre „qui y regne, et peu ou point des moyens a remedier."

[94]) Joſeph an Maria Thereſia. 27. Oct. 1771.

[95]) Gradenigo. 23. Nov. 1771. „L' Imperatore si è qui restituito Domenica „mattina ripieno di gloria per l' instancabile lavoro ch' egli ha esercitato a fine „di riconoscere i mali e tutte le cause che li hanno prodotte per tutte le „Provincie che Egli ha visitato, e nelle quali Egli ha fatto nel tempo istesso „del proprio suo peculio elemosine considerabili. Li rapporti, tutti scritti di „sua mano, e qui portati, formano il ritratto della disgrazia la più forte e la „più compassionevole che immaginar si possa."

„Dacchè Egli è qui arrivato, egli non ha cessato ancora di travagliare „nel proprio consiglio coi Ministri, che per i loro dipartimenti devono avere „ingerenza nella materia, per studiare e ritrovare gli espedienti necessarj, onde „riparare in parte una tanta disgrazia, ed assistere a sollevare possibilmente „tanti sudditi miserabili, ma la cosa è di tanta difficoltà, che niente ha potuto „essere decretato ancora. E quantunque pochi Millioni non basteranno per „ottenere l' oggetto, questa non è la difficoltà principale, ma la maggiore si „è quella di poter trovar la quantità necessaria dei generi opportuni, e di „farla tradurre in tempo nei respettivi luoghi . . ."

[96]) Handbillet an Hatzfeldt. Nov. 1771.

[97]) IX. 304.

[98]) Protocollum commissionis de sessionibus die 21. et 26. Aprilis, 2. et 9. Maji 1772. Die Reſolution der Kaiſerin lautet: „der Kayſer und ich finden, „das es alſo an die ſtellen gehen kan".

[99]) IX. 358.

[100]) Contarini. 24. Mai 1777. „Una nuova insorgenza e specialissima „nelli Stati di Casa d' Austria è successa in questi giorni, cioè quella im„provisa di vedere più di 10000 Moravi dichiararsi di religione Luterana, „ed opponersi alla continuazione nelli proprj villaggi degl' esercizj cattolici „delle Chiese e dei Parochi."

[101]) Contarini. 24. Mai 1777. „Quanto inatteso è riuscito a S. M. „l'Imperatrice questo doloroso annunzio, altrettanto egli si rende serio per „qualunque vista, e difficili si prevedono le provvidenze. Oltre di che vedersi

„un tanto considerabile numero di sudditi sedotti dagli errori fatali della „Eresia, la quale non compariva infestare da lunghissimo tempo quelle Pro- „vincie, si ha ragione di temere quasi generalmente sparso lo stesso veleno „nella Moravia, non che nella Stiria e Boemia. Alle rispettabili viste della „religione si aggiungono nel delicato animo di S. M. la Imperatrice li politici „riguardi di stato, li quali si rendono tanto più importanti, quanto che ha „giurato sempre la Casa d' Austria la osservanza delli gia noti articoli della „famosa pace di Westfalia, e che nel caso presente possono verificarsi con „sommo danno dei diritti di Sovranità e di popolazione. Ciò che minaccia „maggiormente quelle Provincie, egli è l'esempio già molti anni successo nel „feudale distretto di Salisburgo, da cui emigrarono senza opposizione, perchè „contrarie alli chiari articoli dell' indicato trattato, più centinajé di famiglie, „passate in altra dizione, dopo aver venduto impunemente le proprie terre ed „effetti. Niente però di importante sarà deliberato da questa Sovrana prima „del regresso di S. M. l' Imperatore, e frattanto sembra essa inclinata alla „dissimulazione di una provisionale tolleranza."

[102]) Kaunitz an Hrzan in Rom. 9. Juni 1777.

[103]) Contarini. 7. Juni 1777. „Li riscontri che arrivano dalla Moravia „rispetto a que sudditi infetti dagli errori di religione, sono sempre più dolo- „rosi e molesti all' animo di S. M. la Imperatrice, la quale dietro alli principj „di possibile tolleranza cerca di addattarvi tutte quelle providenze provisionali „che ella non lascia di esercitare in queste difficili circostanze. Furono spe- „diti per questo due Commissarij per scoprire, se sia possibile, se vi esistono „figure eccitanti e che fomentino il veleno in quelle popolazioni. Saranno „fabbricate quaranta chiese cattoliche nella stessa Provincia, ad oggetto di „rendere più frequenti gli esercizij di Religione, e di accrescere il numero „de pastori, per la mancanza de' quali si suppone esservi una gran parte di „que' sudditi senza le neccessarie assistenze ed istruzioni ecclesiastiche. A queste „stabilite provvidenze si aggiunge la presa massima di trasportare qualche „famiglia delle più renitenti ed ostinate in quegli errori, nella Transilvania, „dove la tolleranza di questa Corte permette l'esercizio di varj culti e di „sette diverse. Tutte queste disposizioni sono però soggette ad alterazioni „e cambiamenti in vista delli diversi effetti che ne possono derivare, non che „da que' nuovi consigli che potessero essere addattati e verificabili, solamente „al regresso in questi Stati di S. M. l' Imperatore."

[104]) IX. 139—144.

[105]) Contarini. 9. Aug. 1777. „Questo Monsignor Nunzio Apostolico ha „ottenuta una udienza da S. M. la Imperatrice, dovendogli significare a voce „non che rimettere nelle mani un breve del Pontefice contenente la somma „sua esuberanza per le cose ordinate da questa Sovrana a vantaggio della „Religione Cattolica e contro il fatale veleno dell' Eresia sparso in alcuni „circoli della Boemia e Moravia. Non si può dire però che le provvidenze che „rassegnai a V. S., abbiano ottenuto sino ad ora quel bene che si contem- „plava da questa Sovrana, ma ciò non ostante hanno servito ad impedirne

„maggiori eccessi, essendo miste queste provvidenze di correzioni, di qualche „esempio, e di tolleranza."

[106]) Vortrag der Hofkanzlei vom 6. Sept. 1777. Arch. d. Cult. Min.

[107]) Erlaß der Hofkanzlei an das mähriſche Landesgubernium. 12. Sept. 1777. Cult. Min.

[108]) II. 160. 161.

[109]) Maria Thereſia an Joſeph. 25. Sept. 1777. II. 162.

[110]) Joſeph an Maria Thereſia. Turas, 26. Sept. 1777. II. 163. 164.

[111]) II. 165.

[112]) II. 165.

[113]) Joſeph an Leopold. 5. Oct. 1777. II. 166.

[114]) Der venetianiſche Geſandtſchaftsſecretär Lavezzari an die Signoria. 8. Nov. 1777. „Quantunque S. M. la Imperatrice Regina e li Ministri da lei „destinati a correggere e a persuadere li sudditi della Moravia infetti dal „fatale veleno della eresia, dovessero lusingarsi di veder sopite in breve „quelle insorgenze, e rimmessa nel grembo della Chiesa Cattolica quella parte „di popolazione nuovamente sedotta, pure non dimeno un fatto, giorni sono, „successo, e che la insufficienza mia crede degno di essere rassegnato alla „somma sapienza di V. S., fa supporre non terminato ancora in quelle Pro„vincie l'incomodo avvenimento. In que' momenti, nei quali la Maestà „dell' Imperatore accoglie le suppliche de' proprj sudditi, da un Deputato da „alcune Communità Morave gli fù presentata una Carta, nella quale veniva „questo Sovrano pregato di voler interporsi presso di S. M. la Imperatrice, „onde essa in avvenire accordasse libertà di coscienza e libero esercizio di „religione a tutti quelli che ancora si trovano immersi in que' dannosissimi „errori. E arresto seguito di questa imprudente figura, e un rigido processo „ordinato da S. M. fù la consequenza di un passo cosi ardito, e ragionevol„mente può supporsi che ciò abbia ad estendersi sopra tutti quelli che ave„ranno avuta influenza nella incauta spedizione. In vista di tali cose non „lascia giornalmente questa Sovrana di assistere un cosi importante affare, „addattandovi nuove provvidenze e inviando soggetti di virtù e pietà esperi„mentata, onde non solo impedire una dilazione maggiore, ma estirpare, se „sia possibile, intieramente da quella parte de' suoi Stati un male cosi funesto."

[115]) Gutachten des Staatskanzlers vom 13. und Referate desſelben vom 18., 21. und 28. Oct. 1777. Erſteres wurde veröffentlicht von Beer im Archive für öſterr. Geſchichte. XLVIII. 158 – 162.

[116]) Arch. d. Cult. Min.

[117]) Foscarini. 29. Jänner 1780.

[118]) Vortrag der Hofkanzlei vom 22. Jänner 1780. Cult. Min.

[119]) Foscarini. 12. Febr. 1780. „... tale indeterminazione proviene dalla di„versità di principj che regna fra quelli che sono destinati a discutere di „tale affare, formando essi alcune riflessioni dietro li proprj principj, che non

„lasciano di avere il loro peso. Vorrebbonsi coltivare anche in presente le „stesse massime di dolcezza esercitate in passato, e per togliere dalla radice „così perniciose produzioni, viene creduto necessario l'allontanamento di quei „pochi capi promotori, di un tal disordine, trasportandoli nell' Ungheria e „nella Transilvania, dove esistono Chiese di vario rito. Non può negarsi la „saviezza di un tale consiglio, che tende a conservare il culto cattolico all' es- „clusione d' ogni altro, tanto più che questa Sovrana solennemente giurò di „non ammettere nei suoi Stati Ereditarj altro culto che il cattolico, non po- „tendo meritare alcun riflesso nel caso presente li legami provenienti dal „Trattato di Westfalia, in cui l' Imperatore Ferdinando III si obbligò bensì „di tollerare li Protestanti nel resto dell' Impero, eccettuando per altro spe- „cialmente li Stati Ereditarj della propria Casa. Ma se tali sono le ragioni „che militano in favore di quella massima, da chi sostiene una diversa sen- „tenza, si parla nel modo seguente: Si temono dei nuovi fermenti, e che „maggiormente si dilati il malcontentamento di tanti sudditi sparsi nelli „diversi dominj di questa Monarchia, necessitati come sono di occultare le „loro massime di religione, nutrite con l'educazione, e si teme egualmente „che l'imaginato allontanamento di quei Capi della Moravia ne possa aumen- „tare l'amarezza, poiche, transpiantandoli dal loro naturale domicilio, sareb- „bero privati della loro sostanza. Ma quello che sopra tutto fà opinare per „la massima che sia utile di aderire ad un separato culto, si è il timore „dell' alienamento di tanti sudditi verso del naturale loro Sovrano, e che „possa il Rè di Prussia approfitarne a vantaggio proprio, come quel Principe „che viene in oggi riguardato come il principal Protettore dei Protestanti „di Germania. Nel mezzo però a tanta diversità di principj, quasi ardirei di „asserire, che questa Sovrana comproverà anche in presente le naturali sue „massime, e solo studierà quei convenienti mezzi che possono essere suscet- „tibili in così delicata combinazione."

[120]) Cult. Min.

[121]) Foscarini. 1. April 1780. „Li torbidi di religione, insorti nelli „villaggi della Moravia, sono quasi del tutto estinti, mercè le attente cure de' „Parocchi, ma quello che vi ha più di tutto contribuito, fù il sapersi li „risoluti ordini di questa Sovrana, di trasportare nella Transilvania tutti „quelli che perturbassero la quiete comune, senza fare eccezione veruna a „condizione di persone. Il bene si è, che quelli che ne furono li Promotori, „non meno che li loro seguaci non sono che dei più miseri villici, non già „perchè non vi siano persone di miglior condizione infettate da simili prin- „cipj, ed attrovandosi alcune impiegate, scoperte che fossero, sarebbero sul „momento esiliate con la perdita del loro impiego, e con la confiscazione delle „loro rendite."

[122]) Foscarini. 3. Juni 1780. „Ad onta delle blandizie sino ad ora eser- „citate da questa Sovrana verso li Protestanti che si attrovano dispersi nei „Paesi della Boemia e della Moravia, l'esperienza dimostra il niun effetto che „hanno esse prodotto, stante un nuovo avvenimento da pochi giorni accaduto . . . „Nella giornata dei 13 del trascorso mese un corpo di quasi 4000 villici si

„raccolse in una larga pianura nelle vicinanze di Wisowitz, paese della „Moravia confinante coll' Ungheria, dove diretti da alcuni Preti Protestanti, „fecero colà delle publiche preghiere, felicitando in quel giorno la nascità di „S. M. l'Imperatrice, dietro a che fù anche pronunziato un sermone, esercitando in tal luogo senza alcuna riserva li riti della loro religione. Il poco „presidio di truppe, collocato in quelle vicinanze, accorse colà, tentando „d'impedire l'effettuazione coll'imporre soggezione a quei villici, ma la disparità del numero, ed il timore di un qualche eccesso lo fece risolvere di „nulla tentare. Terminate le ceremonie, e passati alle loro case, fù tentato „ed eseguito anche l'arresto del Predicator Protestante, ma divulgatasi poco „dopo la notizia di tale esecuzione, ed essendosi ammutinato un gran numero „di quei villici, decisi di volerlo a tutta forza posto in libertà, fù duopo di „cedere al momento, e fù ordinato di licenziarlo dalle carceri. Questo è il „fatto giunto nei giorni scorsi a cognizione di questa Sovrana, ed ora si stà „dalla Cancellaria di Boemia esaminandolo maturamente . . . ."

[123]) Foscarini. 17. Juni 1780. „Gli affari della Moravia sono un poco „più tranquilli di prima, nulla essendo succeduto dopo quel giorno, in cui „solennizzarono quei Protestanti li loro riti, felicitando la nascità di questa „Sovrana. Ma mi disse questo . . Cardinale Herzan, che si erano rilasciati „gli ordini di nuovamente arrestare il noto Predicatore con ordinare di assicurarsi ancora da alcuni capi, onde con tale esempio ridurre in dovere „quelli che insister volessero a turbare la quiete comune."

[124]) „die cämer solle vor diese 12 oder mehrere familien vor eine jede „100 f zu geben, damit selbe, wo sie hinkomen, anfangen können zu wirthschaften."

[125]) „Une circonstance dont le souvenir ne s'effacera cependant jamais „de ma mémoire, est celle: que l'Imperatrice Marie Therese, qui ne s'étoit „laissée determiner qu'avec peine par l'Empereur son fils et ses Ministres „à cette prise de possession, à laquelle elle répugnoit, nous ayant confié un „jour à mon Epouse et à moi la peine qu'elle en avoit ressentie, y ajouta: „qu'elle voyoit dans ce fait la source de bien des malheurs qui viendroient „fondre plus tard sur la Monarchie Autrichienne et en ameneroient la décadence."

[126]) Vortrag des Fürsten Kaunitz vom 9. Mai 1772. Min. d. Innern.

[127]) Pro nota. 30. Aug. 1772. Min. d. Innern.

[128]) Am 6. Sept. 1772. Min. d. Innern.

[129]) Bergen. Lemberg, 4. Oct. 1772. Min. d. Innern.

[130]) Opinio des Kaisers vom 23. Nov. 1772. Min. d. Innern.

[131]) Vortrag des Staatskanzlers. Anfangs Dez. 1772. Min. d. Innern.

[132]) An Bergen. 5. Dez. 1772. Min. d. Innern.

[133]) Bergen an Kaunitz. 18. Dez. 1772. Min. d. Innern.

[134]) Min. d. Innern.

[135]) Bergen. 5. März 1773. Min. d. Innern.

[136]) Bergen. 8. März 1773. Min. d. Innern.

137) 18. Jänner 1773. Min. d. Innern.

138) 23. April. Min. d. Innern.

139) Pergen. 26. Juli 1773. Min. d. Innern.

140) VIII. 413.

141) VIII. 419—421.

142) VIII. 418.

143) 5. Aug. 1773.

144) VIII. 420. 421.

145) Joseph an Leopold. 21. Oct. 1773. II. 20.

146) VIII. 414—417. 422.

147) VIII. 493—951. IX. 311. Ihr Briefwechsel hierüber. II. 21. 22.

148) Vortrag des Staatskanzlers vom 4. Jänner 1774.

149) An Hadik. 12. März 1774. Min. d. Innern.

150) Kaiserliche Resolution auf das Commissionsprotokoll vom 14. März 1774. Min. d. Innern.

151) Decret an das galizische Landesgubernium vom 24. Nov. 1774. Min. d. Innern.

152) Contarini. 28. Jänner 1775. „La incertezza del proprio stato, e che „rende sempre più contingente e pensile la situazione del Principe Carlo di „Sassonia, a cui non è rimasto sino ad ora che il semplice titolo di Duca „di Curlandia, senza nessuna ulteriore lusinga di verificare un diritto, ha „impegnato l' Arciduchessa Maria Cristina sua cognata di raccomandarlo alla „Madre, e di tentare che egli divenga Governatore di tutte le Provincie che „casa d'Austria ha acquistate in Polonia. Tale è l' ascendente però di questa „Principessa sopra l' animo della Imperatrice, che sebbene vi si opponessero „molti riguardi di politica e di economia per aderirvi, ottenne tuttavia che „S. M. rendesse proprio questo pensiero e lo presentasse in questi giorni „all' Imperatore come una cosa da verificarsi. Ad onta però di tali felicissimi „auspicj, il Principe Carlo di Sassonia non sarà certamente il Governatore „di quelle Provincie, tanta fù la ressistenza di S. M. l'Imperatore ad un „simile progetto."

153) Mit Bericht vom 9. Dez. 1775. Min. d. Innern.

154) Handbillet an Blümegen vom 27. April 1776. Min. d. Innern.

155) Contarini. 4. Mai 1776. „E stato sostituito nella principal carica „di Maggior Domo maggiore il Principe di Swartzenberg, attuale Maresciallo „di Corte, al di cui onorevole uffizio è stato nominato il Co. di Wurben, „Gran Cancelliere de' nuovi acquisiti in Polonia. La promozione di questo „soggetto ad un uffizio, quantunque onorevole, ma senza alcun peso di affari, „successe, perchè si è voluto sopprimere quella Cancellaria, dividendone le „materie frà le altre due di Boemia e di Austria. Varj sono li giudizij che „vengono dati anche a questa interna novità di Governo, ma il più ragione- „vole sembra quello di diminuire possibilmente li Dipartimenti negli affari,

„e di render minore e meno gravoso all'economia il numero de' Ministri ch
„vi sono impiegati."

[156]) Contarini. 6. Mai 1775. „Essa frattanto cerca quanto può di affe
„zionarsi gli animi di que' nuovi sudditi, e specialmente de' Nobili, ne ommett
„di conferir loro degli onori e delle superfiziali distinzioni, le quali tuttavi
„non basteranno mai per mitigare in que' Signori la sensazione ed il dolor
„delle proprie sfortune. Oltre ad alcuni ordini conferiti ne' passati mesi a va
„Cavalieri Polacchi, ed oltre di averne eletti moltissimi Ciambellani a quest
„Corte successe già due giorni una promozione di 24 dame polonesi all'ordin
„di Santa Croce, e di cui la Sovrana si è freggiata distintamente."

[157]) Foscarini. 25. Sept. 1779. „Le pesanti imposte che furono addossat
„da questa Corte alli sudditi della Gallizia e Lodomeria sino dal primo mo
„mento, in cui passarono sotto la dominazione di questa Monarchia, li reser
„vie più mal sodisfatti del loro nuovo destino, e per maggiormente accre
„scere tale loro scontentamento, si aggiunse la circostanza che le manier
„tenute dal Co. di Auersperg nel tempo ch'egli sostenne il governo di quest
„paesi, furono più atte ad alienare l'animo di questi popoli, che a coltivarl
„ben affetti al loro nuovo Padrone. Studiando essi il modo di veder migliorat
„la presente loro situazione, fù da alcuni dei principali soggetti Polacchi imagi
„nato il progetto di maneggiare, se fosse possibile di ottenere, di essere in
„corporati con il Regno d' Ungaria, onde in tal modo risorgere dalla present
„loro condizione. Non può negarsi che la idea di tale progetto non abbia i
„se stessa tutte le viste di utilità per li Polacchi, poichè potendo in ci
„riuscire, diverrebbero a parte di tutti quei privilegj, dei quali approfita l
„Nazione Ungarese, a grado di essere con distinzione accarezzata da quest
„Sovrani, e moltissimo rispettata dal restante dei sudditi di questa Cas
„Dietro a questi principj progredirono li Polacchi la loro intrapresa, e prim
„di fare alcun passo verso la Corte, vollero iscoprire qual fosse la persuasion
„degli stessi Ungaresi da loro destramente maneggiati. Questo primo pass
„riuscì loro felicissimo, poichè il Conte di Esterhasi, Cancelliere di Ungheria
„giunse perfino al punto di agire in faccia alla Corte, producendo un pro-
„getto di non poco allettamento per la Sovrana. Fù adunque chiesta la
„unione di questi nuovi Dominj al Regno di Ungheria, e fù proposto di
„pagare a questa Regia Cassa li quattro millioni di fiorini che in tutto for-
„mano la rendita di questi nuovi Paesi. Questa esibizione però non ha pro-
„dotto sino ad ora quegli effetti che parevano potersi sperare, abbenchè ne
„fosse per risultare molto vantaggio a questo Erario, poichè in presente gran
„parte di quelle rendite vengono distratte dal mantenimento di tutti quelli
„che nei varj loro dipartimenti sopraintendono al Governo Politico, criminale
„e civile di questi Paesi; dispendio questo che sarebbe quasi del tutto rispar-
„miato, allorquando li Polacchi fossero uniti all'Ungheria."

„Ad accrescere le obbiezioni, ed a disturbarne l'effetto non poco ri
„contribuisce in presente lo stesso Conte di Auersperg, che avendo dimess
„in questi ultimi giorni l'esercizio del suo governo, venne qui in Vienna
„dimostrandosi fervidissimo nel sottenere la causa contro gli stessi Polacchi

„Tre sono le ragioni che sembrano le più vitali per allontanare questa „Sovrana dall' aderirvi alla prima, cioè che ciò succedendo, non potrebbero in „nessun tempo ritrovarsi maggiori vantaggj con nuove estraordinarie imposte, „come fù fatto anche in questi ultimi tempi con tutti gli Stati Ereditarj. „L' altra poi proviene dal moltissimo interesse di tutti quelli che godono in „presente importanti e lucrosissimi impieghi, i quali mancando del loro prov- „vedimento, non potrebbero così facilmente lusingarsi di essere nuovamente „installati in qualche nuovo Ministero, ne ciò anche lasciarebbe di apportar „un nuovo peso al Regio Erario per la necessità in cui sarebbe di assegnar „delle pensioni a quelli che meglio degli altri avessero servito ai proprj „doveri. Ma la ragione di maggior rimarco e che sopra le altre viene posta „a campo come suscettibile di moltissimo riflesso, è quella di non accrescere „ancor di più la grandezza degli Ungheresi, dilatando maggiormente la esten- „sione di quel Regno, poichè per quanto siano essi stati in passato, e lo „sono anche in presente, fervidamente attaccati a questa di lor Sovrana, „viene considerato oggetto di molta prudenza di non accrescere la loro forza, „che altro non farebbe che renderli vieppiù temuti dal loro naturale Sovrano."

[158]) Foscarini. 25. Sept. 1779. „L' attuale absenza di S. M. l' Imperatore „ha fatto sospendere per ora ogni ulteriore esame sopra tale argomento, non „trascurandosi per altro di coltivare il maneggio con la lusinga di poter „utilmente riuscirvi."

[159]) Foscarini. 22. Jänner 1780. „Sembrava che poco dopo il ritorno di „S. M. l' Imperatore dalla sua gita di Boemia, potesse essere in qualche modo „deciso di questo affare; giacchè il Cancellier d' Ungheria, impegnatissimo in „tale intrapresa, fece tutti li piani, in cui pretende di dimostrare li reciproci „vantaggi di questo nuovo sistema, ed anzi per meglio facilitarne la riuscita, „fù esibito di somministrare delle Pensioni vitalizie a quelli che servono nei „dicasterj di quei nuovi Dominj, onde sollevare la Corte da un simile estraordi- „nario dispendio, che diminuirebbe una porzione di quelle rendite che dovreb- „bero passare in questo Regio Erario. A fronte però anche di questo nuovo „allettamento continuano le dubitazioni, e sarebbe mal azzardato l'avvanzare „qualche genere di pronostico."

[160]) Joseph an Maria Thereſia. Lemberg, 19. Mai 1780. III. 242—244.

[161]) Joseph an Maria Thereſia. Zamosc, 6. Aug. 1780. III. 300.

[162]) Foscarini, 11. Nov. 1780.

[163]) Handbillet Josephs an Hadik. 21. April 1780. Min. d. Innern.

[164]) Handbillet an Schröder. Zamosc, 5. Aug. 1780. Min. d. Innern. Schreiben Josephs an Maria Thereſia. 6. Aug. 1780. III. 301.

[165]) Mit Bericht vom 30. Nov. 1780.

[166]) IV. 219. 220. 525. VII. 134.

[167]) VII. 492. 574.

[168]) Renier. 17. Mai 1766. „La situazione in cui trovansi gl' Ungaresi, „cioè a dire vicini alla formidabilissima Potenza Ottomana, fece che essi

„passassero sotto all' Austriaca Dominazione, e che si contentassero d' essere „dominati da quella, perchè avendo Casa d' Austria robustezza de' Stati, potesse „essa difenderli dalla sempre temuta oppressione de' Turchi. Data però la forza „congiunta alla ferocia loro, vollero ritenersi una forma di Governo, la quale „frenasse la soverchia potestà di quel Monarca a cui si assogettarono. In questa „opinione e giudizio vi concorsero li Nobili e li Popolari, ed obbligarono tutti li „Monarchi di Casa d' Austria che succedettero, di mantenere li privilegij e li „diritti che divennero patti di dedicazione. E come l' Ungheria era dominata, „anco negli antichi tempi, da famiglie nobili e potenti che opprimevano il Popolo, „alle quali per inveterate consuetudini si era in parte esso avvezzato, così il „Popolo, per non lasciarsi totalmente soffocare da questi, si piegò ad una domi- „nazione forastiera, e li Nobili pure vi acconsentirono, frenati dal timore de' „Turchi, ed eccittati dall' invidia e dal pericolo di cadere sudditi di una qualche „famiglia potente dentro di loro, per giungere al qual fine dovevano passare per „il mezzo sanguinosissimo di una guerra civile. Questa dominazione forastiera „fù liberale nel concedere e nell' approvare tutto ciò che li due Corpi Nobile „e Popolare chiedettero, perchè essa finalmente acquistò un sotto al proprio „Dominio, e sperò dal tempo e dagli accidenti di migliorare l' auttorità pro- „pria. E come li Nobili per ordinario sono li suscitatori delle grandi discordie „che nascono nelle Provincie, perciò la Corte di Vienna fece buono a Nobili, „che di tutte le terre che essi avevano o acquistar potessero in avvenire, non „fossero soggetti a nessuna contribuzione. I Popolari dunque si ridussero „a peggior condizione, perche restarono esposti a quei pagamenti che devono „contribuire, non solo a possessori Nobili delle terre, ma anco a quelle con- „tribuzioni che questa Corte di tratto in tratto gl' indossò sotto il pretesto di „premunirsi, per difendere il Regno dagli attacchi Ottomani."

„La presente Imperatrice cava dall' Ungheria al giorno d' oggi, com- „presovi il rendito delle Miniere, e l' annua imposta sù villici, la grandiosa „summa di quattordici millioni all' anno. Benchè questa sia una considerabi- „lissima quantità di dinaro, la Corte non se ne trova contenta, e studia a „tutto potere di accrescerla. Ma come per accrescerla non può venire ad „imperiosa deliberazione, ed hà necessità di ricorrere alla dieta di Presburg, „dieta in cui vi concorrono non solo li Nobili, ma anco li capi delle ville „dell' Ungheria stessa, i quali formano a similitudine del Governo dell' In- „ghilterra le due Camere Alta e Bassa, cioè Nobile e Popolare, composte in „tutte e due di un numero di sei cento e più persone, le quali, quando non „vengono ad una uniforme deliberazione, s' intende che non si abbia preso „alcuno stabilimento, perciò quasi che sempre gl' Ungharesi rifiutano le di- „mande che gli fa questa Corte, quando tendono, o ad abbattere Privilegj, „o ad accrescere contribuzioni. Vorrebbero li Ministri dell' Imperatrice Regina „poco a poco, se non altro guadagnar sù Nobili, che condurli a qualche tenue „contribuzione, ma fino ad ora il tentativo riuscì frustraneo. Vorrebbero i villici „temperare quella schiavitù che soportano da' Nobili, e perciò di tratto in „tratto ricorrono alla prottezione della Corte. Ed ecco che l' Ungheria è divisa „in trè parti, composta di trè differenti umori: di Popolo, il quale nega le

„dominicali a Padroni, dicendo non esser giusto che lui tutto contribuisca, „cioè ed alla Corte ed a Nobili: li Nobili che vogliono mantenersi nell' esen- „zione, e di Corte, la quale si trova posta nel mezzo fra questi due elementi „contrarij, che vorrebbe dominarli egualmente tutti e due, ma che trovando „resistenza gagliarda, temporeggia nelle proprie risoluzioni . . . . ."

[169]) VII. 267. 268.

[170]) IV. 218. 219.

[171]) Die hier angeführten Briefe der Kaiſerin an Mitglieder der Familie Graſſalkovics befinden ſich im Beſitze des kön. ungariſchen Muſeums zu Budapeſt.

[172]) Feßler. Geſchichte der Ungarn. X. 399.

[173]) Memoiren des Prinzen Albert. Albertina. „Comme jusques-là je „n'avois fait d'autre étude que celle de la guerre, que je n'avois que des „notions très-superficielles et très-foibles de tout ce qui avoit rapport aux „affaires de Gouvernement, que je n'en avois aucune en matière de droit, et „qu'à plus forte raison je manquois tout-à-fait de celles qui regardent celui „de l'Hongrie, et qu'enfin, ainsi qu'on l'a vu au commencement de ces Mé- „moires, je n'etois parvenu dans l'étude du Latin qu'en Syntaxe; — que par „conséquent je ne savois pas parler du tout cette langue, dans laquelle se „traitoient toutes les affaires dans le Royaume d'Hongrie, et que ce n'étoit „que par une application suivie à la lecture des auteurs classiques latins, que „j'etois parvenu dans les premières années après la guerre à entendre pas- „sablement cette langue, très-défigurée cependant dans ce pays-là, ainsi qu'en „Pologne, on peut se figurer comme je me trouvois embarrassé dans ce tems-là, „dans le poste où l'on m'avoit placé."

„Comme toutefois ma façon de penser ne cadroit pas avec l'idée de „ne jouer dans ce poste qu'un role simplement significatif, que la Souveraine „desiroit aussi que j'en remplisse les fonctions avec zèle, je mis d'autant „plus de soin à acquérir par le travail et l'application les connoissances „nécessaires à cet effet, et je ne negligeois par conséquent jamais depuis lors „de présider aux séances du conseil locumténential, qui s'assembloit deux ou „trois fois la semaine chez moi, de lire toutes les dépêches et relations, et „de revoir et signer les expéditions, en un mot de faire, gauchement à la „vérité, et avec un peu de répugnance dans les commencemens, mais du „moins assés exactement tout ce que ma nouvelle charge exigeoit de ma part."

[174]) Horvath. VII. 380—382.

[175]) VII. 258—260. 267. 268.

[176]) VII. 259.

[177]) Abgedruckt bei Wolf. Aus dem Hofleben . . . 2. Aufl. S. 351.

[178]) VII. 267.

[179]) Nicht Sgully, wie entweder Maria Thereſia falſch geſchrieben oder Wolf irrig geleſen haben mag. Offenbar handelt es ſich um den Vicegeſpan Sigismund Szüllö, der ſchon im Landtage von 1754 und auch in dem letzten Landtage als

Abgeordneter des Preßburger Comitates fungirte und zu den Wortführern der Oppoſitionspartei zählte.

189) Maria Thereſia an Albert. Bei Wolf. S. 352. 353.

190) Bei Wolf. S. 359.

191) Bei Wolf. S. 360.

192) Horvath. VII. 422. 423.

193) Feßler. X. 398.

194) Horvath. VII. 408—420.

195) Memoiren des Prinzen Albert. „Le gouvernement de cette Province „dependoit alors du Président de la Banque de Vienne, qui la regissoit „moyennant une administration qu'il y mettoit, et à laquelle toutes les affaires, „excepté les militaires, revenoient. Il n'y avoit alors d'autre Seigneur terri„torial que le Souverain même: la partie militaire dépend du Conseil de „guerre." Der hierüber abgeſchloſſene Originalreceß vom 20. Juli 1759 befindet ſich im Archive des Reichsfinanzminiſteriums.

196) In ſeinem Reiſeberichte verbreitet ſich Joſeph über „den angebohrnen, ja „eingewurzelten Haß und Abſcheu, ſo die gantze Illyriſche Nation vor die Hungariſche „hat, und vice versa dieſe gegen jene. Von vernünftigen Leuten bis auf die „Bauern ſchlieſſe ich keinen Menſchen aus und denken über dieſes alle gleich."

197) „ad haec Regionis et gentis decora accedit ipsa Provinciae singularis „et praecipua conditio, dum nulli alio Regno vel Dominio sive clientelae, sive „alio subjectionis vinculo obnoxia, a nobis tanquam Transylvaniae Principe „pro summi Imperii jure regitur."

198) Referat vom 28. Oct. 1775.

199) In ſeinen Aufzeichnungen vom Jahre 1768 über das Banat ſagt Joſeph über Koller: „Wie ſehr alſo die ganze Nation betroffen worden iſt, da „zu ihrem Oberhaupt und ſo zu ſagen einzigen dirigirenden Miniſter, welcher ihre „Beſchwerden unterſtützen ſoll, ein Hungar ausgewählet worden iſt, welcher nicht „allein qua talis nie ihr Vertrauen haben konte, aber welcher überdieß noch durch „den öfters unbilligen allgemeinen Ruf von ſo vielen violenten principijs und „Leichtſinnigkeiten beſchuldiget wird und ein von ſeiner eigenen ganzen Nation ſo „verhaßter Mann, wie Baron Koller iſt, kann man ſich ganz leicht vorſtellen. „Daß mir einige, auch von denen gemeinen Leuten der Nation hiervon mit Be„trübniß geredet haben, iſt wahr."

200) Bei Wolf. S. 358.

201) Bei Wolf. S. 353.

202) Horvath. VII. 443—447.

203) IX. 466.

204) Horvath. VII. 435—437.

205) So ſchrieb ſie etwa im Jahre 1760 an den Oberſthofmeiſter Grafen Ulfeldt, der damals viel in ſiebenbürgiſchen Geſchäften gebraucht wurde: „il faut „une remede a ces maux de transylvanie. j'ai consultée un indiferent la-dessus;

„voila son sentiment qui ne me paroit pas mauvais; vous me direz la-dessus „votre sentiment et quand on pouroit tenir une conference pour cela".

[197]) VII. 216.

[198]) Eingabe der sächsischen Nation vom 1. Dez. 1761 mit der Bitte um Bestätigung dieser Wahl.

[199]) Schaser. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freyherrn Samuel von Brukenthal. Hermannstadt, 1848. S. 1—18.

[200]) VII. 118. 119. 513.

[201]) 19. Jänner 1761. Cab. Arch.

[202]) Erizzo. 25. Mai 1765. „Fù indi assegnato il Baron de Brukental, „soggetto confidente della Corte, per consigliere del Conte Bettlem, Cancel- „liere di Transilvania, al quale resterà solo l'onore di rapportare gl' affari „alla Sovrana, e ciò per la limitata sua abilità, venendogli conservato il „possesso della sua carica in riflesso ai molti anni ch' egli la esercita, ed in „considerazione alle illustri sue parentelle."

[203]) Schaser. S. 20.

[204]) „Ich habe das Fürstenthum Siebenbürgen, welches von Weyland meines „Herrn Großvaters, des Kaisers, Königs und Erzherzogs Leopold May. christ- „mildesten Andenkens an Mein Erz-Hauße gebracht worden, in Betracht, daß das- „selbe ein wichtiger Theil des ehemaligen berühmten Daciens, von sehr weiten „Umfang, von mehreren unterschiedenen Völkerschaften bewohnet, ein fruchtreiches, „auch mit vielen Erz-Schätzen gesegnetes, von anderen Meinen Erb-Reichen und „Landen unabhängiges, und dahero von Mir abgesondert von solchen regiert „werdendes Erb-Land, fürnämlich aber so wie Hungarn eine Vormauer der „Christenheit gegen die ottomanische Pforte ist, eines Vorzugs vor anderen Fürsten- „thümern würdig erkennet, und in Rücksicht all-obernannter entschiedenen Eigen- „schaften entschlossen, dieses aus der von Gott Mir verliehenen souverainen „Machtsvollkommenheit zu einem Groß-Fürstenthum zu erheben. Der Fürst als „Mein Hauß-Hof- und Staats-Canzler hat solchemnach nicht nur das zu dieser „Landes-Erhöhung erforderliche Diploma in jener Art und Form, wie der Fürst „solches Meinen Gerechtsamen am gemässesten findet, auszufertigen und zu Meiner „Unterschrift vorzulegen, sondern es ist auch sothane Erhebung mittelst eines „Hand-Billets Meinem ersten Obrist Hof Meistern zu weiterer Intimirung der- „selben an alle Meine Hof- und durch diese an alle Länder-Stellen, nicht weniger „durch den Fürsten all Meinen an auswärtigen Höfen subsistirenden Ministres „behörig zu eröfnen, und endlichen hiernach in des Kayfers May. und Liebden, „so wie in Meiner Titulatur respectu Siebenbürgen das nöthige zu verfügen."

[205]) Referat vom 1. Dez. 1765. „So finde ich auch ad quartum die Wieder- „einverleibung des Ungarischen gedoppelten Kreuzes in das Siebenbürgische Wapen „theils gantz überflüßig, theils nicht räthsam zu seyn, weil solches auf die Ab- „hängigkeit Siebenbürgens als gleichsam einer zur Krone Ungarn gehörigen „Provinz ausgedeutet werden könnte."

[206]) Referat vom 27. Juli 1767.

[207]) So unterſchreibt er ſich ſelbſt und nicht Patay, wie VII. 36 irrig geſagt iſt. Vergl. über ihn: Feßler. X. 150—154. 318. 319.

[208]) Schaſer. 22—24.

[209]) Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

[210]) Lacy an Maria Thereſia. Eigenhändig. 25. Dez. 1768.

„Lorsque j'eus l'honneur de mettre hier au soir les deux lettres du „General O'Donel aux pieds de V. M., je ne pensais pas à la liaison étroite „qui subsiste entre Son secrétaire de cabinet Neni et Bruckenthal; et comme „c'est cependant une grande raison à ne rien laisser pénétrer au premier du „contenu des dites lettres, je n'ai pas cru pouvoir me dispenser de la re„spectueuse liberté que je prens de prevenir V. M. sur cette précaution."

„je conois mes gens et abhorre les tracasseries. on met bien souvent „des choses sur mon conte que d'autres disent. j'estime et je dois de la re„conoissance à bruckenthall. je serois fachée s'il est coupable, mais s'il l'est, „je lui oterois ma confiance et la direction des affaires, mais je ne le pro„stituerois pas, car ces anciens services exigent cela de moi, et c'est la „raison pourquoi je n'en informe pas encore l'Emp. et me sert seule de „blümegen."

[211]) An Lacy als Antwort auf deſſen Brief vom 22. März 1769. Cab. Arch. „je n'ais jamais manquée a personne qui m'at confiée son secret; je regarde „ce trait comme infame. si je veux trahir le mien, c'est autre chose; je dois „porter la peine et le blame. vous pouvez donc assurer odonel, et vous le „pouvez dans tous les cas a venir, que personne ne vois ces lettres, pas meme „mon intime pichler, de qui je repons encore plus que de moi; mais on „devinera bien que lui doit nous informer en particulier: c'est ainsi que „hadich, bucof, walis et tous l'ont fait toujours."

[212]) Vom 31. Juli und 5. Aug. 1769. Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

[213]) Schaſer. 31—33.

[214]) Antwort auf Lacy's Brief vom 3. Dez. 1769. Cab. Arch.

[215]) Antwort der Kaiſerin auf Lacy's Brief vom 4. Dez. 1769. Cab. Arch. „odonel ne rend pas justice à ma façon de penser. il m'est très-indiférent „s'il reste là-bas ou vient ici, et je vous assure que bruckenthal ne s'arrete „pas pour cela, contant toujours qu'il faira tout les honneurs et facilitez dut „au commissaire Royal, et comme cela etoit toujours d'usage et en dernier „lieu ordonné comme avec bethlehem. s'il aime mieux venir ici, je le veux „bien et le croirois presque plus convenable, vue la contrariété des sentimens. „là-dessus vous pouvez lui marquer ce que vous trouverois le mieux."

[216]) „Baron de Baithay. Vous n'ignorez pas l'importance de la com„mission pour laquelle J'envoie le Baron de Bruckenthal en Transilvanie, et „à quel point j'ai à cœur qu'il puisse pendant le séjour qu'il y fera, y per„fectionner le systeme de contributions d'après les principes que j'ai déjà

„adoptés, comme les plus convenables à mon service, aux circonstances et „au bien-être de la Province. Je suis persuadée qu'il s'occupera de cet objet „avec tout l'empressement et la dextérité que je lui connois. Mais le succès „de ses travaux devant dependre beaucoup aussi du concours de vos lumières „et votre bonne intelligence avec lui, J'ai voulu, en L'expediant, le munir encore „de la présente, pour vous recommander particulièrement de le seconder sans „réserve dans l'exécution de la commission dont il s'agit, et de tout ce qui „pourra y être relatif. Je compte meme d'avance là-dessus, puisqu'en Me „donnant par là une nouvelle preuve de votre attachement et de votre zèle „distingués pour tout ce qui intéresse le bien et l'avantage de Mon service, „vous vous acquerrez aussi de nouveaux titres à Mon ancienne et constante „bienveillance."

„De Vienne le 11 de X^bre 1769." „Marie Therese m. p."

Eigenhändig geschriebener Zusatz:

„La religion est notre premier devoir et unique but; vous pouvez „conter que je me ferois une gloire de vous seconder, mais il faut avoir „devant les yeux les circonstances présentes. je me flate du bien du bons de „cette comission; trois personnes si zelez, si plein de talents, les amis de Marie „Therese travailleront ensemble sans jalousies, estimant chacun dans sa sphere, „sans prejudice aux autres."

Im Besitze der königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest.

217) Antwort auf das Schreiben Lacy's an Maria Thersia vom 18. Dez. 1769. Cab. Arch.

„il y a longtems que les affaires de ces nations m'occupe, sur laquelle „on ne peut jamais faire conte, et tout ce qu'on leurs fait du bien, n'aide „que pour le moment et les rend plus difficile, mais pas moins fidel pour „l'avenir. pour en tirer partie, il faut etre despote, et à la place du sceptre „avoir les Knout à les diriger: c'est le seul moyens d'en tirer partis; j'avoue „que je ne peux me changer ainsi. je crois qu'il faudra faire marcher des „troupes, mais seulement à la fin de janvier ou février et avec comodité, de „même de la cavallerie, et j'aimerois mieux, entre nous dite, que l'Emp. „allat en Transylvanie, que les visites dans les quartiers des reg. là vous et „lui pouroient faire grand bien, et la course d'ici je la regarde inutil, mais „je ne propose rien et ne souhaite pas même que vous vous en chargez. „pour odonel vous savez qu'il est mon ami, ainsi vous n'avez rien à craindre „vis-à-vis de moi; l'expérience du monde m'at rendue souple à suporter les „hommes avec leurs défauts, pourvue qu'ils ne soyent essentiels et contraire „au bien public. jamais odonel saura de moi ce qui n'étoit que pour vous. „la confiance qu'il at en vous, est si juste, que cela lui fais un mérite de plus „chez moi, et votre confiance, en me comuniquant ce qu'on vous confie, me „flate et je n'en abuserois jamais, n'étant pas à même de trahir le secret „d'un autre, si meme je serois capable de trahir le mien."

218) Maria Thersia an Lacy. Eigenhändig (s. d. 26. Jänner 1770). Cab. Arch.

„je suis d'opinion que cela n'ira pas entre les deux comissaires; c'etoit „la raison pourquoi je preferrois de les voir ici sous mes yeux. vous con„seillerois odonel de s'absenter, quand bruckenthall paroitera dans un lieu „tierce. s'il y a des comission, celui où celle se tiendra, prendra la derniere „place, c'est à dire quand cela est chez odonel, il donera la main a bruckenthall, et vice-versa."

219) „je suis bien fachee qu'une question de ma part occasionne tout ce „grabuge. les esprits sont trop animés; cela ne peut rester ainsi. je dois dire „pour l'amour de la verité que pauvre bruckenthal n'at mis que les noms des „presentes, en ajontant aucune conseiller du thesaurariat, ce qui etoit „très-mal. on savoit depuis long tems cet acte qui devoit se faire, et ajoutoit „peu du militaire. voilà tout; je me sais bien mauvais gré d'etre la cause de „toute cette animosité, voulant éclaircir le premier défaut que je trouvois. cela „n'arrivera plus."

(s. d. 31. März 1770.)

220) 22. Juni 1768. Cab. Arch.

221) Lacy an Maria Thereſia. 22. April 1770. Cab. Arch.

222) Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

223) Denkſchrift Brukenthals über dieſe Vorgänge. Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt. „Die Allerhöchſte Entſchließung kam mir ganz unerwartet, „worin gedachter Izdenzi zum Hofrath bey der Siebenbürgiſchen Hofkanzley „ernannt und zugleich zum Gefährten des Grafen Auerſperg beſtimmt wurde. „Von Perſon kannte ich dieſen Izdenzi nicht: ich hatte aber von dem Ungriſchen „Herrn Hofkanzler Grafen Eſterhazi und einigen anderen ſo viel von ihm gehört, „daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihn für einen böſen, unwißenden und von „ſich ſehr eingenommenen Mann zu halten. Die erfahrene Gemüths- und Sinnes„art des Gubernators hatte bey mir ſchon viele Beſorgniſſe für den Dienſt ſowohl „als meine Ruhe erwecket; dieſe Ernennung vermehrte ſie um vieles und machte „ſie weit drückender. Jener war bey ſeinem Stolz ein ehrlicher Mann und hatte „die Meynung eines Gerechtigkeitliebenden für ſich. Dieſer aber ſollte der Sage „nach nicht allein mehr Stolz beſitzen, ſondern ihn auch mit der Eigenſchaft eines „tückiſchen Herzens verbinden, die mich Alles befürchten ließen."

224) Brukenthals Denkſchrift.

225) „Révérend Pére en Dieu. sur les demandes reitérées que vous „M'avez adressées, pour pouvoir vous retirer a votre Prevoté de Presbourg. „et pour etre déchargé des travaux pénibles, inséparables de l'exercice de „vos devoirs Episcopaux. et de ceux que vous aviez à remplir en même „temps dans le conseil du gouvernement de la Transilvanie. Je me suis „décidée à y condescendre en consideration de vos infirmités, dans la con„fiance, qu'une situation plus tranquille contribuera à retablir vos forces, et „que, rapproché de Ma Cour, vous n'en serez que plus à même, au bout de „quelque tems, de me donner de nouvelles preuves de votre zèle et de votre „attachement. En attendant, pour vous marquer autant que les circonstances „le permettent, toute la satisfaction que J'ai de vos bons et fidèles services.

„J'ai résolu de vous conserver sur les revenus de votre évêché une pension „de quatre mille florins d'Allemagne par an, à compter du jour où vous „l'aurez quitté, Me reservant de vous donner en tems et lieu des témoignages „ultérieurs de Ma bienveillance, soit en vous emploiant convenablement à „Presbourg même ou ailleurs, selon l'état de votre santé, ou de quelque „autre manière, à mesure que les occasions s'en présenteront. De Schönbrunn „le 25 7bre 1772. Marie Therese."

Im Besitze der kön. ungar. Akad. der Wissenschaften.

226) 25. Jänner 1773. Cab. Arch.

227) Resolution der Kaiserin vom 8. April 1773 auf Blümegens Vortrag vom 20. März 1773. Brukenthal'sches Archiv in Hermannstadt.

„Die Verantwortung des Bruckenthal finde vollkommen gegründet und „gebe ihme solches auch zu seiner Beruhigung durch ein besonderes Billet zu „erkennen. Dem Auersperg ist durch ein Decretum in Meinem Namen zu ver„heben, daß ungeachtet ihme zwar das ergangene Rescriptum, dann die Aussage „des Comitis Nationis zu dieser Anzeige Anlaß gegeben, er dennoch der Sache „näher auf den Grund zu sehen unterlassen hat . . . . . ."

228) Auf Brukenthals Vortrag vom 29. Juni 1773. Brukenthal'sches Archiv in Hermannstadt.

229) IX. 521.

230) An Lacy. 28. Mai 1873. „Hermanstadt, dont je suis tout scandalisé. „imaginés-vous Czaslau, c'est une capitalle dans ce goût."

231) „mes occupations ne ressemblent en vérité pas à celles d'hercules, „ni en terrassant des monstres, ni en filant pour Omphale. Je tourne, j'aprens, „je vois, je m'informe et je me note; cella ressemble plustot à l'écolier „qu'au vainqueur. Cela peut peut-être servir asteur, mais surement me servira „à l'avenir, ou peut-etre pas meme, cella depend des decrets de la pro„vidence, et je ne regretterai jamais les peines ni mes belles et bonnes années „que je passerai à m'instruire et à amasser des connaissances utiles, même „pour cet avenir si incertain et que je perds pour ce que le monde appelle „plaisirs."

232) Im Brukenthal'schen Archive zu Hermannstadt befindet sich eine vom 2. Febr. 1777 datirte Denkschrift, in welcher Brukenthal die Unabhängigkeit Siebenbürgens von Ungarn ausführlich darlegt.

233) Handbillet der Kaiserin an Brukenthal vom 1. Oct. 1774. Bei Schaser. 44. 45.

234) „Sollten E. M. a. g. geneigt seyn, den Grafen Kornis von dem „Gubernio herauf zu der Canzeley zu nehmen, worum ich zu bitten mich noch„mahls unterwinde . . ." Undatirtes Vortragsconcept im Brukenthal'schen Archive zu Hermannstadt.

235) Facsimile als Beigabe zu der Schrift von J. K. Schuller: Maria Theresia und Freiherr Samuel von Brukenthal. Hermannstadt, 1863.

236) Schaser. 50.

237) Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

238) Sitz. Ber. XXX. S. 341.

239) Handbillete der Kaiſerin an Brukenthal vom 15. Oct. und 30. Nov. 1778. Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

240) Brukenthals Teſtament bei Schaſer. S. 135—140.

241) Brukenthal'ſches Archiv in Hermannſtadt.

242) Noch fünf Jahre nach Criſtiani's Tode gab Maria Thereſia einen Beweis ihrer Dankbarkeit für ihn. Am 19. März 1763 ſtellte Kaunitz den Antrag, daß der Tochter Criſtiani's aus Anlaß des Todes ihres Gatten, des Marcheſe Onorato Caſtiglioni, eine Gnadengabe von jährlich fünfhundert Gulden verliehen werden möge. Hierauf antwortete die Kaiſerin mit eigener Hand: „mi conformo „in tutto, parendomi solamente troppo tenua una pensione di 500 f. per una „figlia d' un tale padre." Arch. d. Min. d. Innern.

243) V. 454.

244) VII. 173—175.

245) Renier. 9. Nov. 1765. „Quello che venni di rilevare si è che la „principale cagione della chiamata di questo Ministro (Firmian), ch'è pieno di „prudenza ed intrinseco merito di persona, sia stata per indurlo ad intra„prendere la sostanziale direzione delle cose della Toscana fino a che l' Arci„duca Leopoldo formasse la esperienza bastevole al governo delle sue cose. „A tale cangiamento di deputazione, di paese e di offizio ressistette il Conte „Firmian, e adoperando il mezzo del Principe di Caunitz, col quale passano „d' intelligenza perfetta, e direi rispetto al Firmian quasi di subordinazione, „fecero che l' Imperatrice Regina rinunciasse a questa sua imaginata destinazione, „e lo lasciasse in quella in cui presentemente si attrova."

246) VII. 398. 399.

247) Joſeph an Maria Thereſia. 30. Mai 1769. Ihr Briefwechſel. I. 281—285.

248) Joſeph an Maria Thereſia. 4. Juni. I. 285—289. Das Reiſejournal, welches der Kaiſer eigenhändig führte, iſt leider nur mehr in wenig Bruchſtücken vorhanden. Er ſagt darin über ſeinen Aufenthalt in Mantua. „30. May. „Mantoue. les environs superbes; le pays depuis ferare par Massa, Ostiglia, „Governolo admirable, toute la rive du Po. ordonance pour les audiences, „femmes et hommes. la forteresse en tres mauvais etat, hors les lagi hors de „toute defense, a peine un vieux mure et en plusieurs endroits sujets à etre „escaladé. les digues hors de la vue de la forteresse, capable d'être coupés „et par là une grande partie seroit à sec et par conséquent la place prise. „les retranchemens en terre, tout délabrés, n'ont pas même de liaison avec „la ville. elle est très grande, elle exige 15000 hommes de garnison. point de „casemate, les magazins à poudre mal placés et peu à l'épreuve de la bombe. „point d'Arsenall, tout dispersé par ci par là dans la ville, de même qu'aucune „caserne, toutes les troupes logés dans des maisons prises des particuliers, „et par compagnie ou plus dans une sans officiers: ils sont tous des com„mandés et doivent venir ici se relever tous les mois en été et tous les trois

„mois en hyver, asteur comandés de forgatsch, Baden et Stahremberg. je les „ai vu exercer . . . cella est allé tout de travers, le major en avoit la faute, „qui s'apelle lang de Stahremberg."

„avec le gouvernement l'on ne paroit pas encore trop content et une „grande crainte de parler. beaucoup de memoriaux contre les fermiers. le „Palais à Mantoue est beau et tres-grand, belles salles et beaucoup de como- „dité, assés bien meublé. comœdie detestable. je me suis fait présenter aux „dames."

„31 eodem. La cittadelle est mieux fortifiée que la ville, mais „pourtant defectueuse en bien des endroits. les ecluses pour retenir le lago „di sopra sont belles. la fabrique de cuirs aux quelles les Greppi ont la „privative et qui fait 12000 peaus par an, est assés petite, la gene tres forte, „personne pouvant vendre la peau autre part qu'à eux, et n'osant pas par „conséquent tuer ses propres bestiaux sans qu'ils les vienent peser. la fabrique „de soye est belle et a 134 fourneaux, ce qui est tres-considerable. les „filatoires pas bien arrangés encore; ils font venir encore beaucoup d'étran- „gères de Gene et Piemont pour filer. pendant deux ou trois mois de l'année „ils vendent beaucoup de soye crue, aussi il est defendu de vendre hors du „Pays des galettes. les audiences sont tres frequentes et la pluspart des me- „moriaux contre les fermiers, qui meme de l'aveu du President de la chambre „sont dures, surtout pour les visitations. il y a tant d'exception et de loy, „qu'il est presque impossible de ne pas y tomber, meme le plus honnete. „les peines pour la moindre chose terrible, alors on les accuse que les poids „sont quelquefois faussé, que les sells et les huiles sont quelquefois afreux, „et que tout moyen d'avoir satisfaction d'eux est coupé, et qu'on n'écoute „aucune plainte. il dazio sopra le minute est terrible et ces barlandotti ou „sbirre insuportables."

„1 juin. les fabriques de soie sont belles, que Greppi a; il y avoit „autrefois jusqu'à 120 metiers, mais ils sont diminués jusqu'au nombre de 86. „les velours et les etoffes paroissent bien faites. un Juif Canto a aussi un „filatoire, et ils sont riches et très-bonnes gens; l'oratore des marchands un „homme sage et entendu. il teatro academico fort orné, mais réellement ridi- „cule pour la grandeur et la construction. la maison des orphelins comence „seulement avec 30 garçons; les fonds manquent et ils coutent 86 f. l'un „portant l'autre par tete toute l'année. l'hopitall des bourgeois est dans le „plus miserable etat, sans fonds; devant recevoir les enfans trouvés, ils sont „obligés d'exclure tous les malades chroniques qui meurent presque sur la „rue. pour société il y a un Comte Andreossi, un certain Riva; en femmes „Madame Riva et surtout Madame Hipolita Zanardi et Valenti."

[249]) „8 Juin. Pavie . . . l'université est ici dans un tres-pitoyable „etat, sans un livre ni instruments . . ."

„9 Juin. Pavie. j'allai voire l'université qui est un beau batiment „à deux coures; la place seroit belle, mais elle est dans un triste etat, tant „pour la quantité d'etudians qui est tres-modique, que pour les arangemens „et la facon de doner les etudes qui me paroit tres-longue, singulière et peu

„naturell. il faut 7 années pour pouvoir etre avocat, et 4 annees pour aprendre „le droit. l'on doit outre cella entendre 5 diferentes lecons, dans un jour, „de droit; cella doit embrouiller. les colleges qui sont ici pour les etudiants, „et dont les plus grands sont de Borromé et celui du Pape Pie V, ont „d'assés grands revenus, mais me paroissent mal administrés. d'abord les „etudians ont 5 mois de l'année vacance, et doivent sortir du collège et aller „chés eux. ils ne sont pas assés occupés le reste du temps non plus. il y a „outre cella des autres petits colleges de 4 ou 6 seulement, qu'il faudroit „reunir et refondre pour les fraix dans les autres."

250) „8 Juin. Pavie . . l'on parle beaucoup de la vénalité du Duc „de Modene, que les giunte brouilloit toute l'activité des departements, que „le Sénat etoit gené en mille choses, que le nouveau conseill œconomique „sous Carli n'avoit rien fait encore qui vaille, qu'il étoit composé d'étrangers „et d'ignorans, qu'aucun jeune cavalier se formoit, que Firmian, quoique „honnete, n'etoit ni aimé à cause de ses manieres, preventions et peu d'accessi- „bilité, ni estimé à cause de la faiblesse avec laquelle il se laisse mener „par ses secretaires Castelli et Salvador qui sont vendus aux fermiers et dont „le dernier a une tres-mauvaise reputation du cote de l'interest. il veut „s'occuper de toutes les bagatelles, est peu laborieux et tres lent. il etudie „continuelement les belles lettres, s'occupe de tous les livres et veut passer „des heures en compagnie; tout cella l'empeche et lui prend le temps à „l'ouvrage."

251) „sciocco, hébété."

252) „non parla, s'arrabbia."

253) „esprit, savio et astuto."

254) „connaissances, bono e moderato."

255) „bono, discreto."

256) „savio, parla poco."

257) „istrutto, parla bene."

258) Die vorſtehende Skizzirung der Berathungen der oberſten Landesbehörden der Lombardie, welche in Joſephs Gegenwart abgehalten wurden, gründet ſich auf die noch vorhandenen Aufzeichnungen des Kaiſers, der über jede einzelne Sitzung, und es fanden deren fünfzehn ſtatt, eigenhändig Protokoll führte, ſowie auf den ausführlichen Bericht, welchen Firmian über Joſephs Aufenthalt in Mailand der Kaiſerin erſtattete.

259) „den 11ten July. le Conseil supreme camerall auquell j'ai assisté, „me paroit composé d'inovateurs et de gens encore peu instruits, surtout en „afaire legalles, et neamoins on y juge des procès en dernière instance qui „regardent le comerce ou ceux des decomptes et de société. le Président „paroit lettré, mais superficiell, de meme que Lothinger, Neny et la Tour. „ce sont des etrangers durs et qui passent sur toutes les considerations. „Montani, Verry, mais surtout Pelegrini sont plus modérés et ont infiniment „plus de conaissances, surtout le dernier qui refère très-bien. l'iddée touchant

„tous les privilèges des artisans et leur confraternité à lever, est une de ces „speculations qui sont justes en théorie, mais point en pratique, de meme „que pour le savon et la fabrique l'on a disputé sans s'entendre, et Lothinger „veut toujours avoir raison. l'on n'écoute pas assés les autres voix et enfin „cella ne paroit aucunement bien réglé. aussi hors en afaires de comerce, je „ne comprends pas quel bien ce conseil pourra faire, et il coute cher et „deplait."

[260]) „den 8ten eodem. In Senat Criminallſachen. autorité du président; „peu de sénateurs, cinq lecteurs, et il n'y en a que huit en tout. célérité „avec laquelle on les expédie. mauvaise réputation de Very générale, celle „de Mutony aussi pour l'interest, de meme que Fenaroli. Landriani „malade, loué de tout le monde. manière de procédure, imbécilité du vice-„president Caroelli. les secretaires Salvador et Castelli publiquement „en horreur et détestés pour leur interest, de même que leurs aides dell'Acqua „et Tamburini, qui donent chés des femmes des rendés-vous, même aux parties „pour leur parler. les décrets du gouvernement, qui non seulement accelèrent, „mais entrent même dans les mérites de la chose, gâtent tout; de même que „les giunte en fait de justice."

[261]) „den 12. July. le Senat en cause civile auquelle j'assistai; on en „expedia deux: l'un au sujet des eaus, l'autre pour une coupe de bois et „une eviction de possess dans un terrain. Very refera la premiere fort clai-„rement, Mutony la seconde assés bien. le senateur Comte Caroelli est in-„suportable, il interompt les votants, enfin fait des tirades si longues qu'il „est impossible d'y tenir, sans rien conclure. il est rempli de scrupules, et il „fait perdre beaucoup de temps au Sénat qui est assis ordinairement 4 heures. „le reste des Sénateurs à la voix publique pres me paroissent entendus. le „président Corrado est un très-galant homme, un peu pédant, et prevenu „d'anciens prejugés; il se plaint fort du peu de Senateurs, Biondi et Pecys „etant tres distraits par les giunte. il croit que la justice dans les giunte est „en mauvaise mains et que le fiscalat est dure et inutile. les sportules sont „par là aussi diminués et je les croit considerables. le changement projetté „dans la forme de procéder, il ne le croit pas utile. des procés al Consiglio „supremo sont deplacés. le Magistrat a été dépouillié de la pluspart de ses „afaires et emoluments; il me paroit pourtant bien composé. le censo, l'ad-„ministration des Regalies, leur reluition, enfin plusieurs autres choses comme „monoyes et pour les eaux leur ont étés enlevés. le questeur Castiglioni, „Arconati, Ottolini me paroissent tres capables."

[262]) „26 juin. Milan. le grand hopitall est superbe, près de 800 ma-„lades, les salles assés passablement tenues et airés, assés de propreté hors „chés les enfans trouvés, où il y a jusqu'à 4 enfans à une nourrice, et les „autres petits aussi assés mal, mais difficill le remede, puisque vers 900 „enfans sont aportés toutes les années. il en meurt plus d'un tiers. chés les „femmes il y en avoit plusieurs deux dans un lit. les signes sont assés bons, „qu'ils font pour assigner la grieveté du mal ou les remedes à apliquer. „l'apoticairerie belle, de même que ses machines. des cavaliers en ont

„l'administration; ils doivent recevoir tout le monde et ils ont beaucoup de „dettes."

„27. juin. eodem. l'établissement des stelline est assés beau; il y a „trois cent filles qui depuis l'age de 4 années jusqu'à ce qu'elles se marient „ou meurent, sont entretenues. il y a beaucoup de propreté. elles sont assés „mall pour le manger, et leur ouvrage, qu'elles font en blondes ou autres „cousages, est pour elles, ainsi à proportion de leur diligence elles ont plus „ou moins. le collège helvétique, dans lequell 100 jeunes gens sont elevés „la pluspart pour l'état ecclésiastique, est un très-beau batiment, mais mall „en ordre et beaucoup de malpropreté. des oblates ou prêtres séculiers les „administrent."

„le collège des nobles, dans lequell il n'y a que des cavaliers, par les „Jésuites, est en assés mauvais ordre, beaucoup de malpropreté et le batiment „aussi mauvais; il y a 54 personnes asteur. ils payent 100 Philipes par an."

„29 juin. eodem. les Spagnuole est un etablissement dans lequell „des filles sans faire des voeus se reunissent, s'obligent à de certaines prières „et vivent en communautés, pouvant sortir, se marier, enfin n'étant obligés „à rien. il y a actuellement une vintaine d'habilliés et une trentaine d'autres „que l'Impératrice nomme. leur batiment est tres-mauvais et leur revenu tres „modique. elles mangent mall; ils faudroient tacher de les mettre dans une „meilleure place . ."

„les S. Paula. les Religieuses sont bien logés et ont une dizaine de „demoiselles, mais cella n'y respire pas le bon ordre et les demoiselles „dorment deux à deux dans une chambre, sans religieuse . . . . . ."

[263]) Cusani. Storia di Milano. III. 333.

[264]) „L'Empereur gagna l'amour du peuple et de la noblesse par ses „manieres gracieuses, par les audiences accordées avec bonté à tout le monde „sans exception. Le peuple le vouloit suivre dans les rues et lui applaudir: „il ne l'a jamais souffert, et c'est dans cette seule occasion qu'il grondoit „avec le peuple d'un ton sérieux et grave."

[265]) „S. M. l'Empereur m'a toujours témoigné depuis son arrivée jusqu'à „son départ toute la clémence et toute la bonté. Il n'est jamais allé aucune „part sans moi, excepté pour aller à cheval. Il m'a toujours parlé avec affa- „bilité; il s'est daigné d'entrer en différens discours; je lui ai toujours repondu „avec respect, et avec la vérité la plus pure; il ne m'a jamais brusqué. J'etois „toujours dans sa chambre à ses ordres, mais je ne me suis jamais présenté à „lui, sans être appellé, crainte de lui être à charge . . . L'Empereur est trop „grand Seigneur, et trop fin, pour que l'on le puisse connoitre en si peu de „tems. Je ne sais s'il a été content de moi; mon intention a été pure et sans „aucun autre but que celui de servir en sa présence Votre Sacrée Majesté. „Je l'ai trouvé icy tres-appliqué, d'une compréhension subite, vive et heureuse. „Je l'ai vu quelques fois, ayant toujours eu le bonheur de l'accompagner „seul dans un carrosse, revenir; il parloit alors seul avec lui-même, il gesti- „culoit des mains; tout d'un coup il se redressoit, parloit avec bonté et „souffrit même que je lui fisse des respectueuses questions . . . ."

[266]) Beccaria. „Dei delitti e delle pene. §. XXXIX. Tali contraddizioni „fra le leggi di famiglia, e le fondamentali della repubblica, sono una „feconda sorgente di altre contraddizioni fra la morale domestica e la pub„blica, e però fanno nascere un perpetuo conflitto nell'animo di ciascun „uomo. La prima inspira soggezione e timore, la seconda coraggio e libertà: „quella insegna a restringere la beneficenza ad un piccol numero di persone „senza spontanea scelta, questa a stenderla ad ogni classe di uomini; quella „comanda un continuo sacrificio di sè stesso a un idolo vano, che si chiama „bene di famiglia, che spesse volte non è il bene di alcuno che la com„pone; questa insegna di servire ai proprj vantaggi senza offendere le leggi, „o eccita ad immolarsi alla patria col premio del fanatismo che previene „l'azione."

[267]) Cantu. Beccaria. Florenz, 1862. S. 156—159.

[268]) Cantu. Beccaria. S. 163.

[269]) Cantu. Beccaria. S. 161. 162.

[270]) Cantu. 160.

[271]) Cantu. Beccaria. 164. 165.

[272]) Cantu. Beccaria. 165—171.

[273]) So antwortete sie, um nur ein Beispiel zu erwähnen, auf einen Vortrag vom 3. März 1764 über ein Gesuch des in Ruhestand tretenden Offizials Giuseppe Doria mit eigener Hand: „accordo al Doria la giubilazione colla metà del „soldo a titolo di pensione vitalizia, e per una volta sola f. 600, accioch' egli „passi con la moglie in altro paese, ove poter vivere con minor spesa. col„l'altra metà si estingueranno i debiti, che fino a questo giorno ha qui con„tratti. abbiamo la carità di prendere a nostro carico i tre di lui figli e la „loro educazione."

[274]) Vortrag vom 17. Mai 1769. Min. d. Innern.

[275]) Referat vom 25. April 1769. Min. d. Innern.

[276]) Die alte Hofcapelle St. Gotthard in der Burg zu Mailand.

[277]) Der von der Kaiserin zum Hofceremoniarius ernannte Andrea Stellato scheint inzwischen gestorben zu sein.

[278]) Referat vom 22. Juli 1771. Min. d. Innern.

[279]) Eigenhändig. „sara molto facile di provedder degli ornamenti questa „chiesa. io me ne carico, non volendo che la scala ne la confraternità abbino „il minimo sporso (sborso)."

[280]) Referat vom 11. Mai 1771. Min. d. Innern.

[281]) „gradisco le offerte e il zelo della congregazione di stato, e approvo „tutto che si propone in questa consulta. non è mai stato l'intenzione di „applicare queste somme fuori dello stato di Milano."

[282]) Rosenberg an Maria Theresia. 16. Mai 1772.

„Un grand motif de consolation pour V. M. dans tous ces chagrins c'est „la conduite de l'archiduc Ferdinand. Je l'ai examinée attentivement

depuis que je suis à Milan, et en combinant mes observations avec ce que m'en ont dit les C^tes de Firmian, de Khevenhüller et de Harnegg, je veux pouvoir en faire mon très-humble compliment à V. M. Ce Prince a un fond excellent: il est vrai et bon. Ses talens ne sont pas encore développés, mais il a toute la pénétration qu'on peut avoir à son âge. On lui désireroit un peu plus d'application, mais tous les jeunes gens ne sont pas à 17 ans aussi formés que l'étoit l'Archiduc Léopold, et celui-ci ne laisse pas de se livrer aux affaires qu'on lui présente. Je souhaiterois uniquement qu'il mît un peu plus de goût pour la lecture. Des bons livres sont nécessaires pour acquérir les principes de l'art de gouverner. L'Archiduc lit tous les papiers, quelque volumineux qu'ils soient, mais on ne peut pas lui faire regarder un livre."

„L'union entre mari et femme ne sauroit être plus intime. L'Archiduc ne cesse de faire les éloges de son épouse, qui de son côté a pour lui une tendresse qui va quelquefois à l'excès, parce qu'elle produit des mouvemens de jalousie que cette Princesse ne sauroit réprimer, quoiqu'elle en reconnoisse le tort, puisque l'Archiduc ne lui en donne pas le moindre sujet. J'ai été moi-même l'autre jour témoin d'une petite scène dans ce goût à l'occasion de certaines Hollandaises nommées Grovenstein, auxquelles l'Archiduc avoit parlé dans la loge de la Princesse Melzi. Il faut cependant que je dise qu'à un peu de bouderie près cette jalousie n'a pas été poussée trop au delà des justes bornes. Au reste l'Archiducheese a sans contredit beaucoup de finesse et même de l'agrément dans l'esprit. Cela lui donne un très-grand pouvoir sur son époux, dont elle ne se sert jusqu'à présent que pour se l'attacher entièrement. Comme il y a de l'excès même dans les meilleures choses, il seroit à souhaiter qu'Elle fût Elle-même et qu'Elle rendît l'Archiduc plus populaire. Ce Prince est naturellement affable et poli, mais l'envie que l'Archiducheese paroît avoir de l'avoir seule, empêche que l'on ne voye autant du monde à la Cour que l'on devroit . . . L'Archiduc n'a assurément que des défauts d'âge qui se corrigeront d'eux-mêmes et sur lesquels il est de la plus grande docilité. Pour l'Archiducheese il faut plus de ménagemens et plus d'étude, et là dessus V. M. peut se reposer sur les soins ménagés de la Comtesse Khevenhüller."

„21 Mai 1772."

„Ferdinand est vrai, bon, docile et affable, très-attaché à son épouse et à tous égards très-sage dans sa conduite. L'Archiducheese a beaucoup d'esprit et paroît avoir pour l'Archiduc la plus vive tendresse."

„d^o d^o 26 Mai 1772."

„. . . Le Cte de Firmian et moi nous concerterons ensemble sur tous les points au sujet desquels V. M. souhaite qu'on fasse quelque changement. Comme ce digne Ministre est aussi convaincu que moi qu'on s'occupe trop des détails concernant les studii et le catedre, et qu'on amuse trop l'Archiduc avec des bagatelles, nous n'aurons autre chose à faire qu'à chercher la méthode la plus convenable de remédier pour l'avenir à ces inconvéniens. D'ailleurs je puis assurer V. M. dès à présent, qu'on a grand tort de

„soupçonner que l'Archiduc ne soit pas aimé. Il l'est assurément beaucoup. „Je suis si connu dans ce pays-ci, et sur un pied d'intimité avec tant de „différentes personnes, que je me serois certainement aperçu du mécontente- „ment, s'il n'en existoit même qu'une ombre. Un peu plus de popularité „achevera de gagner à l'Archiduc tous les cœurs d'une nation, dont le prin- „cipal mérite consiste dans le bon cœur, et cette popularité augmentera à „mesure que l'Archiduc fera connoissance avec les gens d'icy. Il est tout „simple, qu'à son age il soit un peu embarrassé avec des gens auxquels, „faute de les connoitre, il ne sait que dire . . .“

2. Juni 1772.

„L'Archiduc est si éloigné de toute espèce de hauteur, qu'il n'est pas „possible de l'en soupçonner. Il est vrai, que dans les commencemens l'Archi- „duchesse a été un peu moins prévenante, lorsqu'elle paroissoit en public, „qu'elle ne l'étoit avant son mariage; ce changement a un peu surpris et „ralenti l'attachement que toute la noblesse avoit pris pour elle, mais je suis „persuadé qu'elle a négligé ceux qui venoient lui faire la cour, parce qu'elle „étoit entièrement absorbée par le soin de gagner son époux; cet important „objet l'a rendue distraite et lui a donné de l'humeur dans les occasions où „elle devoit paraître en public.“

6. Juni 1772.

„. . A ce que j'ai pu voir jusqu'ici, l'Archiduc se conduit très-bien, „à quelques petites bagatelles près qui sont bien pardonnables à son âge. „Son épouse étant beaucoup plus formée et en même temps fort aimable, il „n'est pas étonnant qu'elle gagne du crédit sur lui. Je n'en puis pas encore „juger, mais Firmian me paroit en général assez content de l'Archiduc et de „l'Archiduchesse. Il est vrai qu'il se mèle le moins qu'il peut, de l'intérieur „de la Cour et de la conduite personnelle des Princes. Les Khevenhuller me „paroissent moins satisfaits, quoiqu'ils n'aient aucune plainte essentielle à „citer . . .“

283) Referat des Fürsten Kaunitz vom 2. März 1769. „questa abolizione „è molto necessaria.“ Min. d. Innern.

284) „era in punto di domandar qualche lume sopra quest' affare, che „mi parebbe troppo importante; se anche nel principio era necessario di „metter qualche ordine, si dovrebbe almeno evitar la pubblicità e il scandalo. „aspetto dunque le informazioni, e ricorsi ulteriori di quest' affare.“ Min. d. Innern.

285) „mi consolano veramente queste notizie. voglio solamente essere „informata della distribuzione giusta delle altre rendite del convento per il „bene pubblico della religione, e secondo l'intenzione de' Fondatori.“ 26. Mai 1769. Min. d. Innern.

286) Mit Referat vom 7. Mai 1769. Min. d. Innern.

287) 27. Sept. 1769. „l'idea di semplificare la contabilità in Italia mi „piace. Per non trovar nell' esecuzione difficoltà, è conveniente, che il Cristiani

„si concerti avanti su questo piano con il Firmian, e qualche ministri, e che „mandino qui i loro sentimenti, come mettere in esecuzione il piano."

Graf Luigi Cristiani war Questore Camerale di Milano.

288) 25. April 1771. Min. d. Innern. „Je croirai très-humblement, que „la Congregazione civica de Mantoue pouroit être remerciée de sa bonne „intention, et en même temps lui être enjoint, de ne pas entreprendre cette „coutense et insignifiante erection d'une statue. si ils veulent honorer la „munificence de V. M. et la rareté de ma présence, qu'ils donnent leur argent „pour fonder et augmenter la maison des orphelins, qui y est, et non qu'ils le „jettent dans un ouvrage insignifiant, comme seroit ce monument. Joseph."

289) „la risoluzione qui giunta dell' Imperatore m' ha fatto tanto piacere, „e degno di lui, che non posso che conformarmi in tutto."

290) Referat des Fürsten Kaunitz vom 6. April 1772. Min. d. Innern. „si debba passare questa bagatella al Duca e tenerlo contento."

291) Referat vom 20. Dez. 1773. Min. d. Innern.

292) 30. Dez. 1771. Min. d. Innern. „Placet, ma non secondo l' esempio „di Venezia, che in tutto va troppo arduo, ma secondo quello che si pratica „qui nei miei Stati germanici."

293) 22. März 1772. Min. d. Innern. „voglio veder prima che si comincia „questa riforma, quanti e quali sono in disegno li richiesti monumenti che si „vogliono togliere, e poi darò la mia risoluzione. vanno troppo presto in un „affare, che può recar grande scandalo."

294) 8. April 1773. Min. d. Innern. „Degli Beni Ecclesiastici la pre„ferenza deve sempre essere per la miglior dotazione degli Parrochi avanti „tutte le Cattedre."

295) 11. April 1773. Min. d. Innern. „Piuttosto seminarj che queste „Cattedre separate, che non fanno che poco lavoro in un anno."

296) 29. Febr. 1772. Min. d. Innern.

297) 9. April 1772. Min. d. Innern. „trovo molte cose troppo piccole „e minute, per venir anche nelle giunte in Milano, e meno ancora per man„darli quà."

298) 6. Juli 1772. Min. d. Innern. „Trovo ancora fra questi appunta„menti molte bagatelle per occupar la conferenza governativa. ho segnate „alcune in queste due liste, che dovrebbero spettar alla polizia e sicurtà d' una „residenza. Questa commissione potrebbe dare ogni mese il loro protocollo al „ministro, che potrebbe darlo, se lo merita, al Governatore, senza perder il „tempo in queste bagatelle nella sessione. sono ancora altre cose, che chie„dono solamente informazioni, che potrebbero restar fuori . . ."

299) Mit Decret vom 28. Dez. 1770.

300) Cusani. III. 336.

301) 26. Dez. 1776. Bei Cusani. IV. 58.

302) Cantu. Beccaria. 210 - 231.

303) Referat vom 19. Jänner 1780. Min. d. Innern.

304) Referat vom 7. Juni 1780. Min. d. Innern.

305) Discailles. Les Pays-Bas sous le règne de Marie-Thérèse. S. 57. 58.

306) 15. März 1766. Eigenhändig. „lont cherche trop at noircir tous les „pais cy dans l'esprit de V. M. et Joze assurer quil ne le merite pas ...."

307) Gachard. Analectes. I. 161.

308) Vortrag des Staatskanzlers vom 4. Dez. 1766.

309) Foscarini. 23. Juli. „noto essendo, che per quattro consecutive „occasioni, nelle quali attrovasi il Principe Carlo angustiato da grandiosi „debiti, furono essi intieramente sodisfatti da questa Sovrana."

310) Prinz Karl an Maria Thereſia. 8. Aug. 1755. Citirt bei Discailles. S. 61. Anm. 3.

311) Referat des Staatskanzlers vom 22. Oct. 1766.

312) Referat des Staatskanzlers vom 6. Aug. 1766.

313) „je m'expliquerois de plus avec le prince Kaunitz pour les raisons „qui m'ont empechée et m'empecheront encore a l'avenir a m'interesser pour „cobenzel."

314) „217.890 florins d'Allemagne."

315) Kaunitz an Cobenzl. 10. Sept. 1764.

316) Cobenzl an Kaunitz. Brüſſel, 26. Sept. 1764.

317) Kaunitz an Cobenzl. 14. Oct. 1764.

318) Cobenzl an Kaunitz. 23. Oct. 1764.

319) Schreiben des Hauſes Nettine. 30. Oct. 1764.

320) Referat des Staatskanzlers vom 17. Nov. 1764.

321) „cobentzel ne s'est pas ruinée à bruxelles; il at fait la meme „chose en empire dans ces comitions anterrieurs, ou j'ai dut payer pour lui. „c'est donc une coutume de se deranger toujours, et je n'en espere rien de „mieux, n'ayant aucune ordre et ne se refusant rien, meme des inutilitez. „j'aprouve les 30m et 20m sur le lotto jusqu'à l'extinction de ces dettes de „217890 f., mais je veux que lui specifie ces dettes, qu'on donne cet argent „droit à la nettines et point entre ces mains, et je ne veux lui augmenter „ces gages que de 10m f. par ans sur le gastos secretto, et vous lui ajouterais „tres-nettement, qu'on le rappellera tout de suite, sans l'emploier plus aucune „part et sans oser paroitre devant nos yeux, s'il faisoit encore la moindre „dette, et qu'il se defait de toutes les inutilitez de porcelaines et nippes qui „ne convienent à son état." Ganz von der Hand der Kaiſerin.

322) „ce placet de la cobenzel m'at eté envoyée par la princesse char- „lotte; j'ai deja repondue que je ne saurois plus payer a ces gens; qu'elle „vend ces nipes et bijoux."

323) Referat des Staatskanzlers vom 29. Aug. 1767.

324) „je crois l'avertissemens n'at point fait du mal, il est trop accou„tumée à se deranger, mais il merite aussi par ces bonnes services qu'on ne „l'accable pas trop. vous pouvez donc le r'assurer de mes graces, mais qu'il „retranche et reforme tout superflut. je n'exige aucune représentation de sa „part, et qu'il n'excede jamais ces revenuts, car je serois exactement informée."

325) Referat vom 15. Dez. 1768.

326) Kaunitz an Maria Thereſia. 9. Oct. 1769. „. . . . Après avoir eu „le bonheur de contribuer sous les ordres de V. M. à la réussite de tous „les autres etablissemens que je Lui ai proposés successivement pour Son „auguste Famille, il ne peut que m'être bien agréable de voir que V. M. „a réussi aussi dans ce dernier, auquel il nous restoit à pourvoir. Puisse „V. M. jouir longues années du fruit de Ses travaux et de Sa sollicitude! „Et puisse-t-Elle conserver toujours à mon attachement inviolable pour Son „Auguste personne les sentiments de confiance et de bonté qu'Elle daigne „me témoigner jusqu'icy, et auxquels je dois uniquement le bonheur d'avoir „pu Lui rendre nombre de ces services que les grands Princes ne peuvent „espérer que de l'attachement qu'Ils inspirent, et de la confiance dont Ils „honorent ceux de leurs serviteurs qui meritent de pareils sentiments de Leur „part, si ce n'est par le talent, au moins par la façon de penser."

327) „je vous r'envois ici le p. s. qui pouroit faire plus de mal que de „bien. cobenzel ne sera donc jamais prudent et se laissera entrainer par „ces desirs. je n'ais jamais fait dire ou ecrire par neny une assurance pour „me defaire des continuelles solicitations sur ce sujet. j'ai repondue un fois „que peut etre ce seroit à cette occasion où il pouroit l'espérer, mais s'il en „parloit, ce sera dite pour toujours. le prince presque dans tout ces lettre „m'at tourmentée. je tacherois de le proposer à l'Emp., mais pour cela ce „p. s. n'est pas visible. si vous croyez qu'il le merite, je travaillerois avec „plus de ferveur, quoique je suis un peu fachée contre lui."

„tout ce qui est arrivée de grand dans la monarchie et de bien dans „ma famille, je vous le dois. cette justice que je vous rens, et ma reconois„sance et vrais amitié ne finiront qu'avec mes longs et tristes jours. je merite „votre confiance, j'ai plus que jamais besoings de votre secours; je conois „mon aneantissement et mon accablement, et rien n'est plus vive en moi que „la reconoissance et amitié."

328) Cobenzl an Kaunitz. 8. April 1763.

329) Referat des Staatskanzlers vom 23. April 1763.

330) „je suis tout à fait persuadée que votre portrait est plus vrais que „celui de Cobenzel, et qu'il faut tenir secret cette folie, dont je souhaiterois „quitte le ministre."

331) Referat vom 10. März 1770.

332) „je donne 50m f. des gages et 3000 f. pour le logement par une „grace particuliere, les gages restant fixe a 33m f. pour d'autres, et pour les „frais du voyage et ameublement j'accorde 6000 ducats."

[333]) „vous savez que je serois bien aise de faire plaisir au prince „staremberg et meme à la maison salm. mais je ne saurois jamais me re„soudre de choisir un eveque sans en voir encore d'autres competens, en „meme tems savoir les revenuts et dettes ou situation de l'evéchée et ces „obligations. les 25 ans ne me paroissent guerre compatible avec un eveque; „j'aimerois mieux 52."

[334]) Prinz Karl an Maria Thereſia. Eigenhändig. 19. Sept. 1771. „Javoue „at V. M. que tous les nouveau arrangement me font beaucoup de peine, „puisque je vois par lat, que lothorité quil avoit plus at V. M. de maccorder „comme gouverneur generale, vient at etre partage avec le G[n] Comendant, „puisque tous les ordres qui doivent ce doner pour la partie militaire dans „ces pais cy, doivent, celont les Instructions, etre at la verite expedie en „mon noms, mais sous la signature du G[n] Comendant, de meme que cest a „luy que doivent s'adresse tous les raports et tous les ordres du conseillie „de guerre. V. M. orat vue par les remarques que le Pr de Staremberg at „envoyé, la facon dont les depeches et les ordres de V. M. me viennent par „le Pr Kauniz, et j'avoue at V. M. que j'oroit crus que les ordres du con„seillie de guerre oroit pus etre expedie de meme, mais javoue at V. M. „que je crois quil pouroit bien arriver que lont ne minstruirat pas toujours „de tous ce qui viendrat de cette partis lat. lexperience me lat deja fait voir, „et comme je ne doit rien cacher at V. M.: le G[n] dajasace, quoyquun fort „brave et fort honete homme, at beaucoup dambitions de comender, est tres „vifs et naime guere detre subordonne, au mojens de quoy, sy lont ne l'assigne „pas formellement au ministre dans les cas ou je me trouverez hors du pais, „cela ferat de tres grande confusions, et comme ils ce trouve icy quantité „daffaires militaire qui influe dans celle du civille, il nest pas possible que „dans les raports que le G[n] Comendant me ferat, le ministre n'y soit pas, „tant pour faire expedier ce qui peut concerne le civille, que pour qu'il soit „au fette du courant, afin qu'en cas que je m'absente hors du pais, il soit „aussi instruit du courant des affaires militaire. Jay crus de mon devoir de „faire ce petit detaillie at V. M. Comme je conais ces bontees pour moy, je „ne luy parlerez point de la peine sensible que je resent de tous ce nouvelle „arrangement, esperant que ce nest pas quelle at quelques sujets de me„contentement de mes services, lassurant que, sy jai fait quelques faute, ce „nest surement pas faute de lenvie que jay de la bien servir, nayant surement „dautre ambitions dans le monde que de pouvoir etre at meme de luy sacrifier „et ma vie et mon sang pour luy prouver mon respectueux attachement."

„Je suis au desespoir de devoir luy mander tous cecy par la crainte „que jay (conaisant ces bontees) de la mettre dans l'embaras, mais sy elle „daignent faire quelques attentions at ce que je prend la liberté de luy „represente, il me paroit que cela ce pouroit faire par une instruction secret, „ou lont pouroit diminuer quelques choses de lothorite que lont donne au „G[n] Comendant dans les premieres instructions. . . . ."

[335]) „j'aprouve qu'on ne donne pas encore une reponse decisive sur „tout ceci, et qu'on attens ce qui se faira a spaa. lacy ne peut entrer en

„rien, tout est expédié, ordonné et signé d'ici. vous savez qu'il n'y a point „de changement à s'attendre, que l'uniformité doit etre par tout. je doute „que lacy vient à bruxelles. pauvre d'ayasas passe pour hautain et ambitieux „à brusselles, et on le taxera de politique de vouloir se faire valoir à spaa, „et ici de foible, et il n'entre en rien pour sa personne. il y a des gens „malheureux qu'on ne peut rendre autrement avec tout ce qu'on voudrois „faire pour eux. je veux ignorer ce que staremberg vous marque; vous „savez combien je l'estime et l'aime; il seroit donc bien ingrat. cela sufit."

[336]) 1. October 1771. „je suis bien fachée de l'allarme qu'a causée „l'instruction pour d'ayasas; on vous le depechera a spaa et on se flate que „vous viendrois vous meme a bruxelles. je ne conte rien y changer et attendre „votre retour pour vous en parler. en attendant je n'ai rien dit à l'Emp. „pour ne pas encore plus aigrir les choses."

[337]) Starhemberg an Maria Thereſia. 19. Juli 1773. „Bien loin de sou- „haiter ou de contribuer même indirectement à ce que pour toutes affaires „quelconques, et surtout pour celles dans lesquelles j'ai le malheur dêtre „impliqué, Elle en vienne à un éclat public avec S. M. l'Empereur, j'ai au „contraire toujours dirigé les conseils, que par ordre de V. M. je me suis „trouvé dans le cas de lui donner, vers le but de la conciliation, et c'est „aussi là une des grandes raisons qui me font désirer si vivement de pouvoir „me retirer, puisque sachant que j'ai le malheur de déplaire à S. M. l'Empe- „reur, et que ce Monarque est non seulement mécontent de la confiance dont „V. M. m'honore, mais me soupçonne même peut-être d'être capable d'en „abuser, je dois reconnoitre naturellement que tant que je serai en place, je „formerai toujours une pierre d'achoppement entre V. M. et Son auguste fils, „ce qui ne peut que causer de grands chagrins à V. M., nuire essentielle- „ment à la partie du service dont je suis chargé, et m'exposer moi-même „aux malheurs les plus facheux . . . . . je n'ai jamais eu d'autre ambition „que celle de rendre des services utiles et non pas d'obtenir ou de conserver „des places supérieures en apparence, mais dans lesquelles je trouverois une „impossibilité absolue de pouvoir servir V. M. utilement. Cette impossibilité, „je la trouve actuellement partout, et c'est là ce qui me met dans le cas de „désirer si vivement ma retraite, par laquelle je croirai même me faire un „nouveau mérite auprès de V. M., et de Lui rendre en effet un service „beaucoup plus grand que peut-être Elle ne peut Elle-même le prévoir „aujourd'hui . . . ."

[338]) Kaunitz an Cobenzl. 23. Dez. 1778. Bei Discailles. S. 60.

[339]) Discailles. S. 63.

[340]) Discailles. S. 64.

[341]) Discailles. S. 64.

[342]) Discailles. S. 61.

[343]) Antwort auf den Vortrag des Staatskanzlers vom 2. Mai 1761, in welchem es um die Creirung einer Stelle für den Sohn Reny's ſich handelte.

„le mal est que le prince et cobentzel lui ont promis beaucoup et flattent „tous ces gens."

344) „neny n'at rien, il est sujet à des dépenses necessaire. je crois „que 4m f. d'augmentation ne seroit pas trop; en deduisant l'arha, il ne lui „restera pas beaucoup plus que 14m f. si c'est asteur le moment, après la „scandaleuse affaire du selle, de lui accorder cette grace, je le laisse à l'ar„bitre du prince Kaunitz. on pouroit la retarder pour une autre occasion, ou „il l'auroit mieux meritée."

345) Vortrag des Staatskanzlers vom 14. März 1766. „Aiant beaucoup „d'esprit, il s'en est aperçu et a tellement changé de façon de penser, que „sur les remontrances que les Etats de Brabant ont faites au sujet du serment „à prêter par l'auguste Co-Régent, il a donné un avis tel qu'on auroit pu „le désirer ou dicter d'ici . . . . et comme je le crois à cette heure assez „corrigé ou rectifié, je lui annoncerai dans peu, si V. M. le trouve bon, la „grace qu'elle veut lui faire."

346) Referat des Staatskanzlers vom 18. Juni 1764. „Il est le seul „homme de confiance du Comte de Cobenzl, qui le consulte, et ne peut pres„que consulter que lui dans les démêlés que nous avons avec les Etats, et „particulièrement avec ceux de Brabant. Le Département des Finances n'a „jamais été si bien dirigé qu'aujourdhui, et si les services que Cazier rend, „ne sont pas brillans, ils sont assurément très-utiles. Il a du crédit dans les „provinces et est généralement estimé."

347) Mit Referat vom 22. Oct. 1766.

348) Referat vom 6. Aug. 1767.

349) „cazier merite mes bontez; a son tems il pourra esperer sa pro„motion."

350) VII. 294. 295.

351) Referat vom 28. April 1766.

352) Referat vom 5. Oct. 1766.

353) „. . la supressions d'un referendaire des pais bas etant dautant „plus convenable, qu en trouvant peut-etre à l'avenir un sujet necessaire ou „capable nationale pour le tirer ici, on peut le faire dautant plus facilement."

354) „prince. vous retiendrois les 30m f. du dernier ratum a me payer „pour ce digne porteur qui le merite par ces services et sa nombreuse „famille. M. Th."

„C'est à M. le Conseiller de Lederer, qui a été porteur de ce billet, „que S. Mte at donné cette somme de trente mille fl. d'Allemagne de son „propre mouvement le 10 Nov. 1777. Kaunitz Rietberg."

Das Original im Besitze des Freiherrn Karl von Lederer.

355) Referat vom 26. Jänner 1778.

356) Solches wird noch überdieß durch die beiden in neuerer Zeit erschienenen Werke: Discailles, Les Pays-Bas sous le règne de Marie-Thérèse, Bruxelles,

1873, und Piot, Le règne de Marie-Thérèse dans les Pays-Bas Autrichiens, Louvain, 1874, überflüssig gemacht.

357) 8. Jänner 1760. „je l'attens avec plaisir; j'ai voulue deja vous le „demander."

358) 10. Febr. 1761. „je comprens tres bien que le tableau des finances „ne pouvoit etre encore pret, mais aux moins le tableau des autres branches „politique de cette année sera à presser pour me remettre, de même de „l'italie."

359) 17. Febr. 1761. „j'ai lue avec bien du plaisir tout ce memoire, et „j'ai vue avec bien de la satisfaction la façon satisfaisante et consolante de „tout vos travaux. j'atens de meme celle des finances et celle d'italie."

360) 24. Febr. 1763. „il est etonant, ce qui at etoit fait dans cette „province et cette seule rubrique, outre les affaires etrangeres, d'etat et „d'italie."

361) „La situation politique interne ne fournit qu'un seul objet digne „des attentions de V. M.; c'est l'opiniatreté presqu'inconcevable, avec laquelle „les Etats de Brabant soutiennent de mauvaises pretensions et osent en avancer „de téméraires, et cela dans le meme tems qu'ils accordent de fort bonne „grace tant les subsides ordinaires que les secours extraordinaires qu'on leur „demande. L'esprit général de la nation est très-bon, il n'y a que quelques „membres des Etats qui, mettant à profit l'attachement du Public à ses pri„vilèges, ne cherchent qu'à augmenter leur crédit personnel et s'émancipent „jusqu'à attaquer les Prérogatives de la Couronne, pour pouvoir, sous le „masque de Pères du Peuple, se maintenir dans l'administration quasi absolue „des fonds publics, et soustraire leur gestion à l'inspection et aux recherches „du Gouvernement . . . ."

362) Referat vom 26. Juli 1763.

363) „je retiens l'extrait pour pouvoir en ecrire au prince. si nous „manquons cette occasion, je crains que cela sera pour long tems."

364) „placet, mais je crois qu'il ne faut pas perdre de vue les etats de „brabants. le prince restant ici jusqu'à la fin de juillet de l'année qui viens, „et partant encore ce mois-ci, cobenzel auroit tout le tems d'arranger cette „province."

365) Das Referat des Fürsten Kaunitz vom 24. Oct. 1768 ist sammt den Schlußworten der Kaiserin abgedruckt bei Quetelet. Premier Siècle de l'Académie Royale de Belgique. Bruxelles, 1872. S. 101—112.

366) Der Bericht des Prinzen von Lothringen vom 7. April 1772 ist abgedruckt bei Quetelet. S. 113—126.

367) Maria Theresia an Karl von Lothringen. 26. Juni 1772. Bei Quetelet. 126—128.

[368]) Kaunitz an Starhemberg. 27. Juni 1772.

P. S. reservé ad N^um 53.

„Sa Majesté, en agréant nos vues à l'égard de la nouvelle académie, y a „ajouté, qu'en voiant les Ecrits qui y etoient relatifs, on ne pouvoit pas avoir „grande opinion de cet établissement. Cette observation regarde sans doute „principalement le stile du règlement et des lettres patentes, qui en effet „paroit très négligé. Je sais, mon Prince, qu'en général vous n'avez pas beaucoup „de sujets qui possedent le talent d'écrire avec pureté et précision, et de „répandre de l'intérêt sur les matières même les plus abstraites; cependant il „me paroit essentiel, que Votre Altesse tâche d'en trouver un, afin qu'Elle „puisse lui confier la rédaction d'un nouveau Projet de règlement, après „qu'Elle se sera déterminée sur le fond des articles qui doivent y entrer, et „il sera bon aussi, d'en faire de même à l'égard des Lettres Patentes. Ce travail „devroit sans doute etre le partage du secrétaire de la nouvelle académie, „mais quoique ce soit d'ailleurs un sujet de mérite, il ne paroit cependant „pas avoir le talent de s'exprimer en académicien; peut-être l'abbé Chevalier „le possède-t-il, mais comme je ne le connois que par les eloges qu'on en „a faits en cette occasion, je ne puis que m'en raporter aux lumières de „Votre Altesse."

Starhemberg antwortete dem Staatskanzler hierauf am 7. Juli:

„Je ne puis que remercier V. A. de ce qu'Elle vent bien me confier „par Son P. S. reservé ad N. 53 touchant la société littéraire. Le fonds des „Lettres Patentes et du Règlement est tiré des Patentes et Règlemens émanés „pour d'autres établissemens du même genre dans d'autres Etats, et quant au „stile, J'avouerai, que nous n'abondons pas de plumes habiles pour ce qui „sort du terme des affaires, mais outre que dans d'autres Pays les plumes les „plus celebres sont celles de gens qui n'ont que la littérature pour profession, „Il est certain que jusqu'ici on n'a pas pu se former des prétentions à un „stile fin, léger et d'espèce à rendre intéressant ce qui roule sur des matières „même abstraites, et ce n'est qu'avec le temps et particulièrement au moien „de l'Etablissement que S. M. daigne agréer, qu'on pourra espérer de venir „à ce point de perfection, y ayant d'ailleurs une chose à observer à cet égard, „que la langue françoise n'est pas véritablement la langue du Pays, au „moien de quoi il n'est pas étonnant que nous n'aions point ici beaucoup „d'ecrivains instruits à fonds de tout ce qui doit convenir à la pureté de „la langue."

„J'ai lieu de croire que, si M. de Neny avoit été chargé de cet ouvrage, „lui seul auroit été à même de le faire d'une maniére qui eût pu remplir „l'intention de V. A., mais vu d'un coté, qu'ainsi que je l'ai observé plus haut, „on n'a consulté pour la tournure de la chose des dispositions ou règlemens „émanés pour d'autres academies, et de l'autre que M. de Neny a traité toute „l'affaire de la société avec une indifférence marquée, je n'ai pas pu emploier „celui-ci à la rédaction de ces ouvrages, et par la même raison je ne présume „pas, que l'intention de V. A. soit, que je le consulte encore à présent. Quoi- „qu'il en soit, je vais reprendre l'examen des actes qui étoient joints à la

„Relation de S. A. R^le^ et j'aurai l'honneur de présenter à V. A. le plutot „qu'il se pourra, mes observations et mes idées sur les changemens qu'il „pourroit y avoir à faire aux projets dont il s'agit."

[369]) Sie ſind abgedruckt bei Quetelet. S. 128—135.

[370]) „mon fils voyageant en particulier, ne peut recevoir aucune de„monstration publique. je ne suis pas moins obligée de l'idée seulement: il „pouroit emploier ce qu'ils lui ont destiné, pour le comencement de cette „petite accademie militaire."

[371]) Referat vom 16. März 1765.

[372]) „je suis bien aise que vous m'avez mise au faite de cette affaire. „pour que je puisse repondre sans rien gater; mais au fond je trouve deux „grandes inconvenients. il est sure que ces moines de st. hubert se jouent de „nous, de la france, de liege et des holandois. mais ce qui me tiens le plus „a cœur, est leurs conduite peu regulierre; il faudroit s'entendre pour y „mettre ordre, et que le gouvernement n'at pas donnée reponse depuis 9 mois. „est aussi peu seants, et ils ont raison de se plaindre."

[373]) „j'ai tachée d'abolir tant que je pouvois les chapelles particuliere. „dans la ville se trouvent tant d'eglise, ou il convient plutot s'y rendre que „dans une maison particuliere, ou la pluspart du tems on tient dans un coings „de la maison, sale à manger ou même ou on loge, la chapelle, ce qui est „indecent. outre cela a tout ces pretres ou devoit toujours donner des benefices, „ou il tourmentoit continuellement, et bien souvent des pareils sujets ne sont „pas les plus exemplaires, etant sous aucune discipline. je crois donc mieux „laisser dehors la chapelle et le prêtre."

[374]) Referat vom 19. Febr. 1777.

[375]) „vous voyez par la note si-jointe de sa majesté qu'il ne crois pas „qu'on devrois faire une loix pour ces loges, mais bien en general exciter le „gouvernement, de tenir avec exactitude sur les defenses de toute assemblée „clandestine, et il sera necessaire d'avertir les premiers que cela me deplait."

[376]) Lederer an die Kaiſerin. 22. Aug. 1778. „Le Duc d'Aremberg étant „attaqué de la petite verole, et le Chancelier de Cour et d'Etat souffrant „extremement lorsqu'il doit parler de cette maladie, j'ai cru, pour lui epargner „cette peine, pouvoir prendre sur moi de faire passer ci-joint aux pieds de „V. M. les nouvelles qu'il en a reçues jusqu'à présent, et j'ose espérer qu'Elle „daignera l'agréer."

[377]) „vous avez fait très bien, mais estimant le Duc, je m'interesse in„finiment à sa conservation. de quel coté que vous pouriez me faire avoir „des nouvelles de sa santé, vous m'obligerois de me les envoyer toujours „toute des suites."

[378]) 30. Sept. 1780. „je suis inquiete; vous me donerois tout les jours „nouvelles."

[379]) 26. Aug. 1777. „c'est le prince lui-même qui m'at envoyée dans „sa lettre cette requette; je lui manderois net, qu'il n'y a rien à faire. on „vois l'ascendant de cette femme sur le prince."

[380]) 24. Aug. 1777. „grace à Dieu; le prince me mande lui meme la „goute; il n'y crois rien. c'est comme vansuite at comencé et trainé presque „un ans."

[381]) „la perte de mon cher beau frere m'at été bien sensible, je ne „l'oublierois jamais. je sais combien vous en etiez affectée, ce qui me console. „ayant parlée a son confesseur, pere hallerstein, qu'il avoit 43 ans, qui m'at „assurée, qu'il at eté fort content de sa mort, de sa resignation et confiance „dans la bonté de Dieu, j'ai crut vous devoir le marquer pour votre con- „solation. ce bon pere at passé ici que 3 jours, s'etant rendue en carniole „aupres de ces parents. je ne l'ais pas trouvée beaucoup changée, un peu „sourd, je le deviens aussi. croyez moi toujours votre fidelle amie et bien „affnée M. T."

[382]) Joseph an Maria Thereſia. 23. Juli 1780. III. 289.

[383]) Inſtruction vom 18. Sept. 1777 für den zum Geſandten in Berlin ernannten Grafen Ludwig Cobenzl.

[384]) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 18. Mai 1774. Ihr Briefwechſel. S. 109. 110.

[385]) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 30. Mai 1774. S. 113.

[386]) S. 117.

[387]) S. 122—124.

[388]) Marie Antoinette an Maria Thereſia. 30. (nicht 14.) Juli 1774. S. 125—128.

[389]) Maria Thereſia an Mercy. 13. Oct. 1774. II. 246.

[390]) 3. Jänner 1775. II. 277.

[391]) 3. Jänner 1775. S. 279.

[392]) Voriger Brief.

[393]) Die beiden Briefe der Königin an Roſenberg vom 17. April und vom 13. Juli 1775 ſind abgedruckt in ihrem Briefwechſel mit Maria Thereſia. S. 144 und 152.

[394]) Maria Thereſia an Mercy. 31. Juli 1775. II. 360.

[395]) Joſeph an Marie Antoinette. Abgedruckt in ihrem Briefwechſel mit ihren Brüdern Joſeph und Leopold. S. 1—4.

[396]) S. 173—175.

[397]) S. 179.

[398]) Mercy an Maria Thereſia. 16. Juli 1776. II. 469. 470.

[399]) II. 472.

[400]) Mercy an Maria Thereſia. 17. Aug. 1776. II. 479—483.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[430]) Kaunitz nennt ihn wiederholt Wilhelm Lee; ohne Zweifel war es jedoch Arthur Lee, der sich früher in Frankreich und dann in Preußen als nordamerikanischer Agent aufgehalten hatte.

[431]) Kaunitz an Maria Thereſia. Wien, 28. Mai 1778. „J'avois appris „que l'Ambassadeur de France se proposoit de présenter un homme, nommé „Guillaume Lee, lequel comme emissaire des colonies américaines, ainsi que „V. M. pourra se le rappeller, a déjà été roder dans plusieurs lieux, et entre „autres à Berlin."

„Sur la notion qui m'en étoit parvenue, j'ai dit amicalement à l'Am- „bassadeur, que je désirerois par maintes raisons faciles à imaginer, qu'il se „dispensât à me présenter cet homme; mais il m'a répondu qu'il avoit ordre „de le faire, et il me l'a présenté effectivement avant-hier, en le qualifiant „de la dénomination d'un étranger voyageur. Si la Cour de Versailles avoit „voulu se conduire à notre égard comme quelqu'un qui se met à la place „de son ami et de son allié dans ce qu'il fait ou ne fait pas relativement à „lui, elle auroit déconseillé à ce personnage de venir ici, bien loin de charger „son Ambassadeur de l'y présenter. C'est donc une indiscretion de sa part, „destinée a nous compromettre vis-à-vis de l'Angleterre, si nous étions assés „peu avisés pour donner dans le piége, en nous prêtant à la moindre demarche „louche ou équivoque relativement à cet homme, et ce projet de l'Ambassa- „deur ne me paroit plus douteux, depuis que j'ai appris hier au soir par le „comte de Rosenberg, que M. de Breteuil par surprise, et sans m'en avoir „prévenu, avoit voulu l'engager à demander une audience à V. M., pour „qu'il pût Lui présenter cet emissaire, ce qui n'est pas bien à lui, tant s'en „faut. Quant à moi, lorsqu'il me l'a présenté, j'ai reçu son Présenté par une „simple révérence, et sans lui dire un mot. Je ne lui donnerai point à diner, „et je continuerai à le recevoir tres-froidement, s'il reparoit chés moi, et je „pense qu'il ne convient à V. M., en façon quelconque, d'accorder une audience „à cet homme, ou de se le laisser présenter, parce que cela feroit de la peine „à la Cour de Londres, que nous n'avons pas besoin de désobliger, et parce „que cela donneroit à V. M. un air de dépendance ou d'aveugle condes- „cendance, qu'il ne Lui convient pas d'avoir, et que la France d'ailleurs est „fort éloignée de meriter."

[432]) Bancroft. History of the United States. X. 53.

[433]) „rosemberg m'at dit aujourd'hui votre decision la-dessus, que „j'aprouve entierement. si vous auriez crut autrement, j'aurois diferrée de le „voir, sous le prétexte des devotions et retraite pour tout un mois. qu'on „n'en at rien dit à Mercy, est encore une preuve, combien on le traite mal; „j'en suis scandalisée."

[434]) Am 31. Mai 1778. III. 209. 210.

[435]) Maria Thereſia an Joſeph. 4. Juli 1778. II. 314.

[436]) Florenz, 1. Aug. 1778.

[437]) Referat des Staatskanzlers vom 15. Aug. 1778.

438) Geheime Inſtruction für den neuernannten Botſchafter in Madrid, Grafen Dominik Kaunitz-Rietberg-Queſtenberg, vom 16. Juli 1776.

439) Inſtruction für den neuernannten Geſandten in Turin, Grafen Anton Lamberg, vom 26. Aug. 1776.

440) „Inſtruction für den von Binder als k. k. Internuntius und gevoll-„mächtigten Miniſter bey der Pforte. 1775. Iſt wegen der nachmals erfolgten Be-„ſtimmung des Herrn von Binder als k. k. bevollmächtigter Miniſter nach Hamburg „nicht expedirt worden."

441) Vom 31. Juli 1777. III. 99. 100.

442) „Inſtruction, nach welcher ſich Freyherr von Herbert als Unſer Inter-„nuntius und gevollmächtigter Miniſter an der ottomaniſchen Pforte zu betragen „hat." 10. Juli 1779.

443) VI. 330.

444) „Geheimer Nachtrag zur Inſtruction für den Grafen Joſeph von „Kaunitz-Rietberg als Unſern auſſerordentlichen Geſandten und gevollmächtigten „Miniſter am Ruſſiſch-Kaiſerlichen Hofe." 26. April 1777.

445) „Inſtruction für den Grafen von Cobenzl als Unſeren auſſerordent-„lichen Abgeſandten und gevollmächtigten Miniſter am Königlich Preuſſiſchen „Hofe." 18. Sept. 1777.

446) Auf deſſen Referat vom 13. Sept. 1762.

447) Auf deſſen Referat vom 5. Jänner 1763.

448) Referat des Staatskanzlers vom 19. Mai 1763.

449) Referat des Staatskanzlers vom 16. Juni 1763.

450) Referat des Staatskanzlers vom 6. Jänner 1764.

451) Referat des Staatskanzlers vom 9. Juni 1764.

452) Auf deſſen Referat vom 10. Auguſt.

453) Maria Thereſia an Kaunitz. Eigenhändig. „je viens d'acheter la „maison du defunt neny; il me faudrois 25m f. pour cela. si vous pouriez „pousser la somme jusqu'a 30m f. à mayer, j'en serois plus aise. mais voila „un cas plus essentiel, mais pas moins interessant pour moi. au depart de „la roche j'ai fais esperer a l'electeur, s'il veut bien prendre un arrangement, „je pourois peut-etre l'aider d'une avance. il s'agit de 100 f. qu'il emprunte „et qu'il faut accepter, si on en demanderoit pas meme des interets. vous „m'obligerois beaucoup, si vous pouriez faciliter la chose la-bas et qu'elle „reste bien secrete; pour lui et pour moi cela m'importe. staremberg seul, „s'il le faut, pouroit en etre informé, mais pas le prince mon beau-frère."

454) Auf den Bericht des Staatskanzlers vom 19. Februar 1776 antwortete Maria Thereſia: „je vous suis bien obligée d'avoir arrangée tout à ma satis-„faction, surtout pour le secret. c'est pezold seul qui en est informée."

455) Auf deſſen Referat vom 20. Jänner 1773.

456) S. 93.

457) Mit Referat vom 4. April 1774.

458) Böttiger. Geschichte Sachsens. II. 406.

459) Denkschrift des Staatskanzlers. Ende Dez. 1764. Von Beer benützt in seiner Abhandlung: Zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. Sybels histor. Zeitschr. XXXV. 88—152.

460) Referat vom 9. Jänner 1765.

461) An Podstatzky. 18. Mai 1768.

462) Buchner. Geschichte von Bayern. IX. 276.

463) VIII. 574.

464) Vortrag Colloredo's vom 10. Dez. 1772.

465) Referat des Staatskanzlers vom 17. Dez. 1772.

466) Van Swietens Bericht vom 24. Sept. 1772. Abgedruckt bei Beer. Friedrich II. und van Swieten. S. 89—91.

467) Vortrag des Staatskanzlers an die Kaiserin vom 14. Jänner 1773.

468) „Instruction secrète pour le Baron de Swieten, remise à ce Ministre par ordre de S. A. à Vienne le 21. Janvier 1773."

469) Bericht van Swietens vom 20. Febr. 1773. Abgedruckt bei Beer. S. 93. 94.

470) Kaunitz an Lehrbach. 23. Mai 1776. „Eine solche wichtige Besorgniß „hat der eben besagte churpfälzische Minister hierorts wegen der eingegangenen „Nachricht zu erkennen gegeben, daß nämlich der König von Preußen bey der „letzteren Unpäßlichkeit des Herrn Churfürsten den Befehl an seinen Comman- „danten zu Wesel erlassen haben solle, bey sich ergebendem Todfalle des Herrn „Churfürsten Jülich und Berg sogleich in Besitz zu nehmen."

471) Lehrbach an Kaunitz. 19. Juni 1776.

472) Referat des Staatskanzlers vom 9. Mai 1776.

473) Die Denkschrift Ritters ist nicht mehr vorhanden, wohl aber sind diese Vorgänge aus Lehrbachs Berichten vom 30. Oct. und 10. Dez. 1776 zu ersehen.

474) Das Schreiben des Kurfürsten an Kaunitz fehlt. Letzterer berichtet hierüber am 27. Febr. an die Kaiserin: „Der Churfürst von der Pfalz hat das „angebogene Schreiben an mich erlassen, in welchem Derselbe sowohl in Ansehung „der Jülich- und Bergischen, als auch insbesondere der Bayerischen Successions- „Sache sich in die Arme des Kais. Kön. Hofes werfen zu wollen, und dahin „seinen hiesigen Minister Freyherrn von Ritter angewiesen zu haben erklärt. So „vergnüglich nun mir diese Ereigniß zu seyn scheint, so solle ich mich doch eins- „weilen nur mit der unverzüglichen Anzeige derselben begnügen, und über den „Gegenstand selbst aber mir vorbehalten, E. M. meine unmaaßgeblichste Meinung „nachzutragen."

Die Kaiserin antwortete hierauf mit eigener Hand: „erwarte das weitere".

475) Referat des Staatskanzlers vom 15. März 1777.

476) Referat des Staatskanzlers vom 18. März 1777.

[477]) Referat des Staatskanzlers vom 23. Aug. 1777.

[478]) 2,446.764 Gulden.

[479]) 193.959 Gulden.

[480]) Referat des Staatskanzlers vom 23. Aug. 1777.

[481]) Am 9. Nov. 1777.

[482]) Referat des Staatskanzlers vom 17. Nov. 1777.

[483]) Referate vom 19. und 26. Dez. 1777.

[484]) Ritters Promemoria vom 19. Dez. 1777.

[485]) „Mon chere Prince. dans ce moment je recois la nouvelle que „l'Electeur de Baviere nous a joué le tour de mourir, et que Hartig n'a point „fait usage des instructions secrettes donés il y a quelsques années. ma premiere „idée seroit, etant convenu du point principal, savoir de nous reconaitre „mutuellement les droits que nous croyons avoire, et comme il ne s'agit que „de leur plus ou moindre etendue, n'ayant pas le tems de discuter l'affaire, „de nous mettre en possession de la basse Baviere, telle que vous l'avés „marqué sur la carte, en promettant de nous entendre à l'amiable ensemble „sur l'étendue de ses confins. j'ai conseillé à S. M. de n'en rien dire pour „achever l'apartement et la journée. pensés a tout ce qu'il y a a faire, mon „chere Prince, et demain je viendrés vers midi vous parler. adieu."

[486]) Maria Thereſia an Joſeph. 2. Jänner 1778. II. 170—172.

[487]) Bericht Breteuils an Vergennes. Wien, 3. Jänner 1778. Mir gleich einer Reihe ſolcher Berichte von Herrn Dr. Fournier, der ſie im Archive des franzöſiſchen Miniſteriums des Aeußern copirte, gefälligſt zur Benützung überlaſſen. „S. M. m'a ajouté, que cet événement allait peut-être la replonger dans le „plus grand trouble, quand elle ne pensait que finir ses jours dans la paix, „et m'a dit avec l'air de l'alarme: „„J'espère que vous ne nous quitterez pas."" „J'ai assuré l'Impératrice que nous etions son allié pour tous les cas, pour „tous les temps. Je lui ai demandé si elle ferait marcher sur le champ des „troupes vers la Bavière? Elle m'a repondu „Je l'ignore", avec le ton, le „geste et le regard d'une personne qui voulait me faire entendre: Cela ne „dépend pas de moi seule. „Mais, a continué l'Impératrice, si cela arrivait, „cela ne serait sûrement que pour nous mettre en possession de peu de „choses." J'ai répliqué à l'Impératrice, qu'elle était d'une si grande sagesse, „que certainement elle ne ferait rien avec précipitation, que la Bavière étant „un pays ouvert et sous sa main, elle aurait toujours le temps d'y porter des „forces avant personne. L'Impératrice m'a dit: Je vous remercie de cette „réflexion; j'ai besoin qu'on aide les miennes."

[488]) Joſeph an Leopold. 5. Jänner 1778. II. 173. 174.

[489]) Berichte Hartigs vom 17., 19., 20., 23., 26. und 30. Dez. 1777.

[490]) Hartig. München, 31. Dez. 1777.

[491]) Lehrbach an Kaunitz. München, 3. Jänner 1778.

[492]) Lehrbach. München, 9. Jänner 1778.

[493]) Die Depesche des Kurfürsten an Ritter vom 8. Jänner 1778 lautet:

„Wir haben aus euerm gehorſ. Bericht vom 4. hujus erſehen, wasmaſſen „der Kayſ. Hof über jene Convention, welche ihr wegen der von dem Erzhauſe „Oeſterreich auf die Verlaſſenſchaft des Herzog Johann in Niederbayern geſtellter „prætension einsweilen sub spe rati geſchloſſen habt, nicht nur unſere ratification, „ſondern auch zugleich die Nachricht erwarte, welchergeſtalt bey Einrükung des „alldort ſchon beordert, und in 10000 Mann beſtehenden Corps ſowohl unſere „trouppen als Unterthanen von allem Widerſtand abgemahnt und resp. contre-„mandiert worden ſind."

„Wir weigern uns ganz und gar nicht, gedachte Convention zu ratificiren, „und obwohl die Kayſ. trouppen von Uns und den Unſrigen niemal einen Wider-„ſtand oder militariſche Gegengewalt zu beſorgen hätten, ſo haben wir doch durch „unſern Hofkriegsrath ſcharfe Ordre ertheilen laſſen, daß man ſich allendhalben „ſtill und ruhig halte, ſohin zu feindſeeligen Demarchen den geringſten Anlaß „nicht gebe."

„Die nach dem Todt unſeres Herrn. Vetters und Vorfahrers vorgegangene „Possessions-Ergreifung iſt nicht von uns ſelbſt, ſondern ſchon vor unſerer hieſigen „Ankunfft, und zwar von dem nachgelaſſenen Ministerio in Folge eines von ihrem „abgelebten Herrn noch in Lebzeiten erhaltenen Eventual-Auftrags verfügt worden, „darum wir auch weder ein ſo empfindliches ressentiment verdient zu haben „glauben, noch in andere weege abſehen können, wie der Haupt Sache ſelbſt „dadurch gedient ſeyn möchte."

„Uns ſind diejenige Ortſchaften noch nicht einmal bekannt, worin die „Verlaſſenſchaft der ſchon vor etlich hundert Jahren abgeſtorbenen herzoglich „Niederbayeriſchen Linie eigendlich beſtanden habe, welches ſich lediglich aus archi-„valiſchen Urkunden erleutern muß und kan, ohne daß man von dem militari „nur einen einzigen, geſchweigend 10000 Mann hiezu bedarf."

„Es iſt leicht zu erachten, waß ein ſolcher Vorſchritt mitten in Friedens-„zeiten nicht nur bey dem geſamten Reiche und ganz Europa für ein groſſes „Aufſehen, ſondern auch bey dem hieſigen durch den Todtfall ihres Landesherrn „ohnehin noch äuſſerſt entrüſtet und niedergeſchlagenen Publico für eine desolation „verurſachen müſte, zumal in der Zeit, da das Landſchaftliche universale hier „eben beyſammen iſt, um das gewöhnliche Postulat mit uns zu behandeln und „abzuſchlüſſen, welches keinen geringen Stoſſ dadurch zu leiden haben und uns in „eine ſolche Verlegenheit ſetzen würde, worinn wir gleich bey dem erſten Antritt „unſerer hieſigen Regierung eine groſſe Menge der übernommenen Hofbedienten „und andern dürftigen Partheyen zu reducieren, ſofort mit Weib und Kind in „dem gröſten Elend verſchmachten und zu Grund gehen laſſen müſten."

„Es iſt unmöglich, daß dieſe rührende Umſtände Sr Kayſ. Kön. Ap. „Mayeſtät weldbekannt zärtlichſtes Gemüth nicht zum Mitleiden bewegen ſollten. „Ihr habt alſo ſolche Allerhöchſtderoſelben auf das lebhafteſte vorzuſtellen und euch „mit möglichſtem Fleiß dahin zu beſtreben, daß nicht mann militari, ſondern auf „friedlich und freundſchaftliche Art mit uns zu werk gegangen, ſofort bey dieſer „ſo weit in das Alter zurukgehend, mithin ſehr ſchwehr in das klare zu bringender „Sache nicht Stük für Stük, ſondern überhaupt auf die Abtrettung eines ergiebig,

„cohärierend und convenabelsten Strich Landes gehandelt werden möge, wobey „wir mit so schiedlich und billigen Vorschlägen hervortretten werden, woraus „Se Mayestät nicht nur unsere aufrichtigste Gesinnung und den wahren Ernst „zur gütlich und billigen Auskunft, sondern auch die Höchstihro tragende voll„kommenste Devotion auf eine ganz überzeugende Art entnehmen werden ....."

[494]) Handbillet an Kreßl. 3. Jänner 1778.

[495]) Handbillet an Kolowrat. 2. Jänner 1778.

[496]) „enfin notre ou plustot votre grande afaire avance heureusement." 3. Jänner 1778.

[497]) Joseph an Kaunitz. Eigenhändig. 7. Jänner 1778. „Mon chere Prince. „il m'est impossible, quelque creux que vous paraitront mes reflections et „projets, de ne pas les coucher par ecrit, et de vous les communiquer. vous „verrés par la carte et la Note cy-jointe mes idées sur la Baviere; ils me „paroissent importans et desirables, mais il vous est reservé d'en imaginer „les moyens, vous qui avés scu desja faire reussir les choses les moins „croyables. je vous envois ceci uniquement pour que de ce tas d'Idées vous „en preniés ce que vous trouverés bon. adieu."

[498]) Referat des Staatskanzlers vom 9. Jänner 1778.

[499]) „Mon chere Prince. voila de mes reveries que je vous comunique „avec le projest de l'expedition a Langlois. je vous prie de les lire et a „1 heure je viendrai en causer avec vous. vous rejetterés ce que vous ne „trouverés pas bon, enfin vous en feres choux ou raves. je suis bien sure et „je le sais d'Experience que vous ete excellent Cuisinié et savés accomoder „les choses. adieu."

[500]) Maria Theresia an Mercy. 4. Jänner 1778. II. 150. 151.

[501]) „je n'ais pas voulut vous ecrire par discretion. j'ai chargée binder „de vous parler, contant que vous me rendez justice, que tout ce qui peut „vous toucher ou apartient, est comme a moi meme. mais je ne peux me „taire sur la nouvelle de munich: je suis d'un contentement d'autant plus „grand, que mon cœur est tranquilisé et que la monarchie vous doit encore „cet evenement uniquement, et l'europe doit rendre justice, que j'ai le plus „grand homme d'etat, et ce que d'autres ne gatent, vous reuissit toujours."

[502]) Maria Theresia an Mercy. 31. Jänner 1778. III. 161.

[503]) Lehrbach an Kaunitz. München, 14. Jänner 1778. „Weiters kan ich „auch in dieser Sache dem sehr anständigen Benehmen des Herrn Grafen von „Sainshaim Exc. die gebührende Gerechtigkeit nicht versagen. Vorzüglich aber muß „ich die sehr kräftige Mitwürkung des Geheimen Rathskanzler Herrn B. von „Kreitmayr beloben, dessen Vertrauen ich mir bereits eigen gemacht zu haben hoffe."

[504]) Lehrbach. 16. Jänner 1778.

[505]) Lehrbach. 27. Jänner.

[506]) II. 178.

[507]) Lehrbach. 23. Jänner 1778.

508) Joseph an Leopold. 29. Jänner. II. 178.

509) Referat vom 2. Febr. 1778.

510) VII. 370—373.

511) III. 262. 468.

512) Lehrbach. 27. Jänner 1778.

513) Lehrbach. 3. Dez. 1777. „Der Herr Herzog von Zweybrücken hat sich „in dieser Sache ganz an Kurpfalz überlassen und im voraus dem Herrn Kur„fürsten (erklärt), daß er mit allem demjenigen einstimmig sey, was von dem Herrn „Kurfürsten sowohl in dieser als jeder andern das Kurpfälzische Haus betreffenden „Vorfallenheit vorgekehret und geschlossen werden würde."

514) Lehrbach. 6. Febr. 1778.

515) Lehrbach an Kaunitz. 20. Febr. 1778. „Sonsten habe ich auch nicht „verfehlet, sowohl bey Esebeck als Hofenfels zu erforschen, waß für kayserliche „Belohnungen allenfalls Ihnen am angenehmsten seyn dürften, wenn der Beytritt „des Herrn Herzogen zu der Convention würde erfolget seyn; es haben sich aber „alle beyde entschuldiget, daß Sie vor der Sache vollkommenen Beendigung, ohne „die unvermeidliche Ungnade ihres Herrn zu erfahren, nichts annehmen könnten. „Ich merkte aber doch so viel, daß es für die Eitelkeit des von Esebeck, der „ohnehin schon mit schönen Mitteln gesegnet, auch sonsten nicht interessiret ist, „angenehm seye, in Pretiosen etwas zu erhalten; des von Hofenfels Absicht aber „scheinet dahin gerichtet zu seyn, in der Gegend der Grafschaft Falkenstein, woraus „derselbe gebürtig ist, mit der Zeit eines kleinen Reichslehens theilhaftig zu werden."

516) Raumer. Beiträge V. 308—311.

517) Raumer. V. 317.

518) Lehrbach. 28. Jänner 1778.

519) Lehrbach. 6. Febr.

520) Heinrich an Friedrich. 26. Jänner 1778. Schöning. Correspondenz des Königs Friedrich des Großen mit dem Prinzen Heinrich während des Bayerschen Erbfolgekrieges. S. 2.

521) Joseph an Leopold. 29. Jänner. II. 178. 179.

522) Bericht des Grafen Cobenzl. Berlin, 27. Jänner 1778.

523) Sie ist vom 6. Febr. 1778 datirt.

524) Joseph an Leopold. II. 180.

525) Joseph an Leopold. II. 181.

526) Weber. Marie Antonie Walpurgis. II. 47.

527) An Mercy. 5. Jänner 1778.

528) An Mercy. 17. Jänner 1778.

529) Mercy. 17. Jänner.

530) Mercy. 30. Jänner 1778. „Herr Graf von Vergennes antwortete mir, „daß freylich Höchstbesagter König die Hände nicht würde im Schoße liegen lassen, „besagten Baron aber anbetreffend, wäre dessen Erdichtungsgeist ohnehin bekannt;

„er hätte dem König, seinem Herrn, ganze Unterredungen mit ihm, Vergennes, „unter Bemerkung des Tages und der Stunde einberichtet, an welchen kein „einziges wahres Wort wäre. Es wäre die dießfällige Schuld großen Theiles „dem Könige selbst beyzumessen, als welcher seinen Ministres allerhand ihm ein„fallende Aufträge ertheilte, sie wegen des Ausschlages zur Rede und Antwort „stellete, und überhaupt ganz verächtlich behandelte, mithin nöthigte, Unwahrheiten „einzuberichten und sich solchergestalten so gut als möglich aus der Schlinge zu „ziehen."

531) Mercy. 18. Febr. 1778.

532) Maria Theresia an Marie Antoinette. 1. Febr. 1778. S. 232. 233.

533) Kaunitz an Mercy. 19. Febr. 1778.

534) Maria Theresia an Marie Antoinette. 19. Febr. S. 237.

535) Mercy an Maria Theresia. 17. Jänner 1778. III. 158.

536) Mercy an Kaunitz. 18. Febr. An Maria Theresia vom gleichen Tage. III. 168.

537) Friedrich an Heinrich. 5. März 1778. Bei Schöning. S. 26.

538) Friedrich an Heinrich. 24. Febr. S. 21. 22.

539) Maria Theresia an Mercy. 3. März. III. 171.

540) Depesche an Breteuil. 10. März. Bei Flassan. VII. 195—197.

541) Breteuil an Vergennes. 24. März. Bei Flassan. VII. 197—201.

542) Flassan. VII. 201.

543) Maria Theresia an Mercy. 2. April. III. 184. 185.

544) Lehrbach an Kaunitz. 10. Febr. 1778.

545) Lehrbach. 20. Febr.

546) II. 182. 183.

547) Lehrbach. 28. Febr. 1778.

548) Joseph an Leopold. 12. März 1778. Abgedruckt in dem Briefwechsel des Kaisers mit seiner Mutter (II. 184—186), mit dem irrigen Datum des 27. März.

549) Leopold an Joseph. 24. März 1778.

550) An Lehrbach. 13. März.

551) Am 24. März berichtet Lehrbach hierüber an Kaunitz: „Ware ich nach „Euer fürstlichen Gnaden hohen Anweisung vom 14. dieses nicht weniger auf das „eifrigste bedacht, dem Herrn Kurfürsten von Pfalz diejenige Vortheile einsehen zu „machen, welche Ihm ein Austausch des Königreichs Gallizien und Lodomirien „gegen Bayern erwarten ließe. Es blieben aber meine wiederholte Vorstellungen „ohne die gehoffte Würkung, und der Herr Kurfürst äüsserte sich, daß Er seine „Meinung hierüber schon dem Freiherrn von Ritter zu erkennen gegeben habe, „bey welcher Er auch gegenwärtig noch zu verharren gedenke. Desto stärker ließ „mir aber der Kurfürst hierbey bemerken, wie sehr annoch seine Neigung an die

„Niederlande geheffter iſt, indem Er mir mehrmal den Wunſch geaüſſert hat, „durch dieſen Weeg einen Austauſch möglich machen zu können.“

552) Ritters Note vom 4. und die öſterreichiſche Gegenſchrift vom 28. Febr.

553) So z. B. wegen der Grafſchaft Abensberg.

554) Referat vom 5. Febr.

555) „Punctation und Anweiſung für den Freyherrn Ludwig von und zu „Lehrbach, als ſelber nach München abgeſendet wurde. 10. März 1778.“

556) Referat vom 5. Febr.

557) Ludwig Lehrbach an Kaunitz. München, 20. März.

558) Ludwig Lehrbach. München, 24. März 1778. „Indeſſen führen die „vornehmſte ſowohl gut als übelgeſinnte gegen mich, wie gegen den k. k. Miniſter „immerhin geſchehen, die Sprache, daß ſie wünſchen, einem Herrn zuzugehören, „anſonſten könnte das außer dem Straubingiſchen Antheile nicht beſtehen. Seinsheim, „Königsfeld und Wahl äußern vorzüglich den Wunſch, daß das Erzhaus alles „austauſchen mögte.“

559) Voriger Bericht.

560) Joſeph Anton Aettenkhover. Kurzgefaßte Geſchichte der Herzoge von Bayern. Regensburg, 1767. S. 265.

561) Ludwig Lehrbach. 31. März.

562) Kaunitz an Ludwig Lehrbach. 15. April.

563) Referat vom 27. April.

564) Ludwig Lehrbach. München, 7. April. „Die Ausſchweifung des von „Obermeyr geht ſo weit, daß er gegen einige erklärte, wenn ihm auch der Kopf „auf einem Echaffaut ſolte abgeſchlagen werden, ſo würde er aus Vatterlandsliebe „ſich dazu bequemen, aber nie von ſeinen Principiis abgehen.“

565) Ludwig Lehrbach. 8. Mai.

566) Ludwig Lehrbach. 12. Mai.

567) Franz Lehrbach. 16. Juni.

568) Kaunitz an Franz Lehrbach. 23. Mai.

569) Franz Lehrbach. 29. Mai.

570) Baieriſches Promemoria vom 31. Mai; es liegt bei Lehrbachs Bericht vom 3. Juni.

571) Referat vom 29. Juni.

572) Darauf deutet wenigſtens ihre eigenhändige Reſolution über das Referat des Staatskanzlers vom 28. Juli: „ich getraue mich nicht in jetzigen „umbſtänden all dis Kayſer zu ſchicken, wohl aber nur ein klein extract, was „gleich zuruckzugeben, auch mit einer andern note, alſ dise an Kayſer iſt, mir zu „übergeben, die ſchicken kunte.“ Vergl. auch den Brief der Kaiſerin an Joſeph vom 2. Aug. III. S. 4.

573) Referat vom 18. März 1778.

574) 18. März 1778.

575) Kaunitz an Kreßl. 18. März.

576) Referat des Staatskanzlers vom 5. Juli.

577) Bericht des österreichischen Gesandten in Dresden, Freiherrn von Knebel, an Kaunitz. 20. März 1778. In Chiffern. „Man höret vast von jedem, „daß in einem halben Jahre der Krieg dem hießigen Lande theuerer zu stehen „kommen würde, als das Land gewinnen könnte, wenn die Sächßische foderungen „glücklich durchgesezet würden, und daß der Kurfürst lieber auf alle seine Ansprüche „entsagen sollte, wenn ihm nur von beeden Seiten die Neutralität zugesagt würde. „Ich führe dieß bloß als einen Beweiß von dem allgemeinen Verlangen zur be„sagten Neutralität an."

578) Josephs Denkschrift vom 26. Febr.

579) Prinz Albert an den Kurfürsten von Sachsen. 26. Febr. Abschrift in der Albertina.

580) Referat des Staatskanzlers vom 15. März.

581) Miltitz' Bericht vom 31. März.

582) Joseph an Knebel. Brandeis, 20. April.

583) Knebel. 24. April.

584) 29. April. II. 230.

585) Maria Theresia an Joseph. 2. Mai. II. 234.

586) Friedrich an Heinrich. 24. Febr. Bei Schöning. S. 21.

587) Heinrich an Friedrich. 4. März. S. 25.

588) Berichte Cobenzls vom 31. Jänner, 7. und 10. Febr. 1778. Die Correspondenz Cobenzls mit Kaunitz bildet auch die Grundlage der Abhandlung Beers: Zur Geschichte des bayerischen Erbfolgekrieges. Sybels histor. Zeitschr. XXXV. 88—152.

589) Cobenzl. 25. Febr.

590) Cobenzl. 3. März.

591) Joseph an Lacy. 3. Febr. 1778. „je suis à faire un ouvrage de „précaution, mais qui pourra toujours avoire son utilité. je voudrois savoire en „gros seulement les points que dans le cas d'une guerre a prevoire pour le „printemps prochain avec le Roi de prusse, l'on devroit des à présent disposer, „soit en vivres, chevaux, voiturage, marche de trouppes etc. voudriez-vous „me faire l'amitié sur un morceau de papier de m'ecrire les noms seulement „des principales choses et me l'envoyer?"

592) Ganz von der Hand des Kaisers. Im Besitze des Freiherrn Ernst von Laudon.

593) II. 183.

594) Abgedruckt in Josephs Briefwechsel mit der Kaiserin. II. 184—186, mit dem irrigen Datum vom 27. statt vom 12. März 1778.

595) Maria Theresia an Joseph. 14. März. II. 186—191.

596) Joſeph an Kaunitz. 16. März 1778. „Mon chere Prince. ayant eu „une demie heure a moi cette apres diné, j'ai minuté cette lettre pour le Roi „de prusse. lisés-la, corrigés-la, ou cassés-la tout-à-fait; je vous la remets „absolument et vous prie sans compliment de me dire ce que vous trouverés „bon en attendant que je sache votre avis. S. M. n'en scait rien. adieu."

597) Kaunitz an Joſeph. 17. März . . . „que cet argument, qui est le „seul qui puisse faire effet vis-à-vis du Roi de Prusse, s'il en est, le fera „par ces deux moiens, ou s'il ne le fait pas, ne le fera pas davantage par la „lettre dont V. M. honoreroit son abominable voisin."

598) Joſeph an Kaunitz. 14. März. „was die antwort an den konig von „Preiſſen (betrifft), ſo iſt es wichtig, dem ausbruch doch etwas zu verzögern, „bis alle unſere troupen beyſammen ſeyn werden. ich erachtete alſo, das mit der „ſehr wohl verfaſten antwort anoch ſo lang als möglich zuruckgehalten werde oder „eine blos dilatoriſche mündlich einſtweilen gegeben werde."

599) Kaunitz an Maria Thereſia. 10. März. „Baron Riedeſel hat aber bey „Übergebung derſelben mündlich, hinzugeſetzt: qu'il osoit me prier de vouloir „bien l'employer personnellement, si je croyois qu'il peut contribuer au „maintien de la bonne intelligence entre les deux Cours, welches ich mit „einem Gegencompliment vorläufig beantwortet habe."

600) Kaunitz an Mercy. 14. März.

601) Friedrich an Heinrich. 9. März. S. 31.

602) Cobenzl. 25. März 1778. „Ohne angeſtellt zu ſeyn, hat er doch eine „vollkommene Kenntniß alles desjenigen, was hier vorgeht, und das Vertrauen „aller derjenigen, welche hier etwas Vermögen beybehalten. Der Prinz Heinrich „verbirgt ihm nichts und lebt mit ihm in der größten Freundſchaft; er iſt außer-„dem ein Schwager des Miniſter von Hertzberg, welcher, da er die Vortreflichkeit „ſeiner Talenten kennet, ihn ſehr oft um Rath frägt."

603) Cobenzl. 25. März.

604) Kaunitz an Maria Thereſia. 29. März 1778. „S. M. l'Empereur m'a „fait l'honneur de passer chés moi au moment ou j'allois envoier à V. M. „les deux lettres tres-humblement ci-jointes du Comte de Cobenzl, qui prouvent „manifestement, ainsi que je l'ai toujours pensé, que par la comédie que le „Roi de Prusse vient de faire jouer à M. de Kniphausen, après avoir tenté „inutilement de parvenir à son but en nous intimidant, il commence à saigner „du nés, et ne cherche plus qu'à sortir avec honneur de l'embarras où il se „trouve, et pour dernière tentative tâche de nous engager à la fausse démarche „de faire des propositions, dont il ne manqueroit pas d'abuser au préjudice de „la dignité et des intérêts de V. M. D'après toutes les sages mesures qu'il „nous a vu prendre, et avant la mort du dernier Electeur de Bavière et du „depuis, il semble qu'il ne devroit pas s'en flatter. mais comme il est de ces „gens sans vergogne, qui dans leurs tentatives sont toujours déterminés „d'avance à s'en désister au pis-aller, il a cru pouvoir hazarder encore celle-ci. „Les réponses que nous attendons de jour à autre de la part du Comte de

„Mercy, décideront des préférences qu'il pourra convenir de donner à tel sur „tel autre d'entre les différens partis que de longue main je vois qu'il pourra „y avoir à prendre. Jusques-là, de fait et de propos, il me semble, qu'il faut „persister dans la conduite ferme et modeste que l'on a tenue jusqu'ici, et „en attendant, comme tout est prêt et préparé pour une vigoureuse guerre, „comme l'on dit di cappa e spada, je pense que V. M. peut être tran„quille et contente d'Elle-même, ainsi que de ceux qui ont l'honneur de „la servir . . .“

[605]) Kaunitz an Maria Thereſia. 31. März 1778. „Da nach der letzten „Einberichtung des Grafen Cobenzl, Baron Kniphauſen ohne Zweifel auf „Befehl des Königs mit eben jener Ausgleichspropoſition wegen Sicherſtellung „der künftigen Anſpach- und Bareuthſchen Erbfolge hervorgetreten iſt . . . .“

[606]) Kaunitz an Cobenzl. 31. März.

[607]) Cobenzl an Kaunitz. 6. April. „Nach einer ſehr langen Unterredung, „in welcher alle dieſe Gegenſtände gewogen und mit kaltem Blute auseinander„geſetzet worden ſind, hat mich Prinz Heinrich verſichert, daß er den König zu „denen günſtigſten Dispoſitionen zu der vorgeſchlagenen Negociation gebracht hätte.“

[608]) Heinrich an Friedrich. 6. April. S. 50.

[609]) Joſeph an Lacy. 8. April. „les francais nous vienent de doner une „reponse pleine de miel, mais enfin ils ne nous doneront ni secours ni veulent „accepter la médiation et veulent déclarer une neutralité parfaite, ce qui „equivaut à rompre l'alliance, mais asteur il leur faut faire bonne mine, „mais je m'en souviendrai dans le temps.“

[610]) VIII. 217. 218.

[611]) An Cobenzl. 8. April.

[612]) Joſeph an Lacy. 8. April. „je nome tousjours le vendredi pour „partir, mais je ne compte pas l'effectuer avant que je sache positivement que „le Roi mon maudit voisin soit parti de berlin . .“

[613]) „Mon chere Prince. le Roi est parti desja Lundi; je compte donc „me mettre en route demain. voici la copie de ma lettre; comme natu„rellement le courier envoyé sera inutile, je vous prie de me marquer ce que „vous croirés qu'il y aura à y ajouter ou retrancher, et c'est d'Ollmutz que „je compterois envoyer le courier que vous devriés me doner avec. je viendrai „encore vous voire avant-diné. adieu.“

[614]) An Cobenzl. 10. und 14. April.

[615]) Cobenzl. 14. April.

[616]) Joſeph an Maria Thereſia. Olmütz, 12. April. II. 197.

[617]) 12. April. II. 195.

[618]) 13. April. II. 198.

[619]) II. 199.

[620]) Joſeph an Friedrich. Olmütz, 13. April. Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin, 1847. VI. 205.

621) Friedrich an Joſeph. Schönwalde, 14. April. Ganz eigenhändig. Oeuvres. VI. 208.

622) Joſeph an Friedrich. Littau, 16. April. Oeuvres. VI. 211.

623) Joſeph an Maria Thereſia. Littau, 16. April. II. 200.

624) Maria Thereſia an Joſeph. 18. April. II. 201. 202.

625) Kaunitz an Maria Thereſia. 17. April. „Celle du Roi de Prusse, à „titre de franchise, est un tissu d'impertinences qui sont le résultat de la plus „crasse ignorance de fait et de droit, et l'effet d'une bile noire exaltée au „dernier point, laquelle n'a pu tirer que de fausses conclusions d'un amas de „fausses suppositions, sur lesquelles elles sont fondées. Si le Roi est un grand „soldat, il est encore un plus grand ignorant, et le plus mauvais logicien du „monde entier; il est à mille lieues de la question. Il est impossible d'ima„giner rien de plus déraisonnable que sa lettre, et on peut dire sans aucune „exagération, qu'il n'y a pas le sens commun."

„L'Empereur un peu plus tôt ou un peu plus tard ne pouvoit s'empecher „de repondre, et il vaut beaucoup mieux par conséquent, selon moi, que „S. M. ait répondu tout de suite. La réponse d'ailleurs, proportion gardée, „est modérée et contient de très-bonnes repliques. S. M. au reste ne se flatte „pas sans doute plus que moi, que la raison puisse reprendre ses droits sur „un homme parvenu au non plus ultra de la déraison . . . ."

626) 18. April. II. 203. 204.

627) Friedrich an Joſeph. Schönwalde 18. April. Oeuvres. VI. 213.

628) Joſeph an Friedrich. Königgrätz, 19. April. Oeuvres. VI. 216.

629) Joſeph an Maria Thereſia. 19. April. S. 207.

630) 21. April. II. 213.

631) Friedrich an Joſeph. Schönwalde, 20. April. Oeuvres. VI. 217.

632) Friedrich an Heinrich. 19. April. S. 56. 57.

633) Friedrich an Heinrich. 21. 22. 23. 26. April. S. 57—61.

634) Reſcripte an Cobenzl. 24. April.

635) 24. April. II. 221.

636) Joſeph an Maria Thereſia. 23. April. II. 219. 220.

637) Kaunitz an Joſeph. 25. April.

638) Joſeph an Cobenzl. 27. April.

639) Joſeph an Kaunitz. 30. April.

640) „mon chere Prince. c'est avec bien de l'impatience que j'attens „l'iddée que vous voulés bien me faire esperer. les votres sonts tousjours „si justes, si claires et si visantes droit au but, que davance, presque sans „les conaitre, j'y aplaudi. je fais actuellement une tournée, et si nous avons „encore un peu de temps, je crois que nous pourrons laisser venir Frederic „hardiment. adieu."

„er hätte dem König, seinem Herrn, ganze Unterredungen mit ihm, Vergennes, „unter Bemerkung des Tages und der Stunde einberichtet, an welchen kein „einziges wahres Wort wäre. Es wäre die dießfällige Schuld großen Theiles „dem Könige selbst beyzumessen, als welcher seinen Ministres allerhand ihm ein„fallende Aufträge ertheilte, sie wegen des Ausschlages zur Rede und Antwort „stellete, und überhaupt ganz verächtlich behandelte, mithin nöthigte, Unwahrheiten „einzuberichten und sich solchergestalten so gut als möglich aus der Schlinge zu „ziehen."

[531]) Mercy. 18. Febr. 1778.

[532]) Maria Theresia an Marie Antoinette. 1. Febr. 1778. S. 232. 233.

[533]) Kaunitz an Mercy. 19. Febr. 1778.

[534]) Maria Theresia an Marie Antoinette. 19. Febr. S. 237.

[535]) Mercy an Maria Theresia. 17. Jänner 1778. III. 158.

[536]) Mercy an Kaunitz. 18. Febr. An Maria Theresia vom gleichen Tage. III. 168.

[537]) Friedrich an Heinrich. 5. März 1778. Bei Schöning. S. 26.

[538]) Friedrich an Heinrich. 24. Febr. S. 21. 22.

[539]) Maria Theresia an Mercy. 3. März. III. 171.

[540]) Depesche an Breteuil. 10. März. Bei Flassan. VII. 195—197.

[541]) Breteuil an Vergennes. 24. März. Bei Flassan. VII. 197—201.

[542]) Flassan. VII. 201.

[543]) Maria Theresia an Mercy. 2. April. III. 184. 185.

[544]) Lehrbach an Kaunitz. 10. Febr. 1778.

[545]) Lehrbach. 20. Febr.

[546]) II. 182. 183.

[547]) Lehrbach. 28. Febr. 1778.

[548]) Joseph an Leopold. 12. März 1778. Abgedruckt in dem Briefwechsel des Kaisers mit seiner Mutter (II. 184—186), mit dem irrigen Datum des 27. März.

[549]) Leopold an Joseph. 24. März 1778.

[550]) An Lehrbach. 13. März.

[551]) Am 24. März berichtet Lehrbach hierüber an Kaunitz: „Ware ich nach „Euer fürstlichen Gnaden hohen Anweisung vom 14. dieses nicht weniger auf das „eifrigste bedacht, dem Herrn Kurfürsten von Pfalz diejenige Vortheile einsehen zu „machen, welche Ihm ein Austausch des Königreichs Gallizien und Lodomirien „gegen Bayern erwarten ließe. Es blieben aber meine wiederholte Vorstellungen „ohne die gehoffte Würkung, und der Herr Kurfürst äusserte sich, daß Er seine „Meinung hierüber schon dem Freiherrn von Ritter zu erkennen gegeben habe, „bey welcher Er auch gegenwärtig noch zu verharren gedenke. Desto stärker ließ „mir aber der Kurfürst hierbey bemerken, wie sehr annoch seine Neigung an die

„Niederlande geheffte ist, indem Er mir mehrmal den Wunsch geaüssert hat, „durch diesen Weeg einen Austausch möglich machen zu können."

552) Ritters Note vom 4. und die österreichische Gegenschrift vom 28. Febr.

553) So z. B. wegen der Grafschaft Abensberg.

554) Referat vom 5. Febr.

555) „Punctation und Anweisung für den Freyherrn Ludwig von und zu „Lehrbach, als selber nach München abgesendet wurde. 10. März 1778."

556) Referat vom 5. Febr.

557) Ludwig Lehrbach an Kaunitz. München, 20. März.

558) Ludwig Lehrbach. München, 24. März 1778. „Indessen führen die „vornehmste sowohl gut als übelgesinnte gegen mich, wie gegen den k. k. Minister „immerhin geschehen, die Sprache, daß sie wünschen, einem Herrn zuzugehören, „ansonsten könnte das außer dem Straubingischen Antheile nicht bestehen. Seinsheim, „Königsfeld und Wahl äußern vorzüglich den Wunsch, daß das Erzhaus alles „austauschen mögte."

559) Voriger Bericht.

560) Joseph Anton Aettenkhover. Kurzgefaßte Geschichte der Herzoge von Bayern. Regensburg, 1767. S. 265.

561) Ludwig Lehrbach. 31. März.

562) Kaunitz an Ludwig Lehrbach. 15. April.

563) Referat vom 27. April.

564) Ludwig Lehrbach. München, 7. April. „Die Ausschweifung des von „Obermeyr geht so weit, daß er gegen einige erklärte, wenn ihm auch der Kopf „auf einem Echaffaut solte abgeschlagen werden, so würde er aus Vatterlandsliebe „sich dazu bequemen, aber nie von seinen Principiis abgehen."

565) Ludwig Lehrbach. 8. Mai.

566) Ludwig Lehrbach. 12. Mai.

567) Franz Lehrbach. 16. Juni.

568) Kaunitz an Franz Lehrbach. 23. Mai.

569) Franz Lehrbach. 29. Mai.

570) Baierisches Promemoria vom 31. Mai; es liegt bei Lehrbachs Bericht vom 3. Juni.

571) Referat vom 29. Juni.

572) Darauf deutet wenigstens ihre eigenhändige Resolution über das Referat des Staatskanzlers vom 28. Juli: „ich getraue mich nicht in jetzigen „umbständen all dis Kayser zu schicken, wohl aber nur ein klein extract, was „gleich zuruckzugeben, auch mit einer andern note, alf dise an Kayser ist, mir zu „übergeben, die schicken kunte." Vergl. auch den Brief der Kaiserin an Joseph vom 2. Aug. III. S. 4.

573) Referat vom 18. März 1778.

690) Joſeph an Maria Thereſia. 24. Juni. II. 302—304. An Kaunitz aber ſchrieb der Kaiſer am gleichen Tage: „Es iſt ohnmöglich, was klärers, was „anſtändigeres und zugleich was billigeres zu ſagen, als dieſe reponse verbale. „wann ich getrauet hätte, ſo hätte ich gewunſchen, daß mir ſelbe auch ſadien „hätten einſehen laſſen; villeicht ware doch der nebel vor ihren augen ver„ſchwunden. wann wir feſt auf ſelbe general ſätze halten und in keine details „vor abſchluß und separirung der armeen eingehen, ſo glaube daß ein groſſer „ſtrich gemacht iſt worden, aber man muß auf alle auſſerſte demonstrationen „gefaßt ſeyn, mit denen der König uns es abzuſchröcken noch ſein möglichſtes thuen „wird. Der Courier iſt alſogleich abgegangen."

691) 26. Juni. II. 304.

692) Joſeph an Maria Thereſia. 28. Juni. II. 307.

693) Friedrich an Heinrich. 21. Juni. S. 83.

694) Friedrich an Heinrich. 27. Juni. S. 85.

695) Maria Thereſia an Joſeph. 7. Juli. II. 322.

696) An Maria Thereſia. 5. Juli. II. 320.

697) Maria Thereſia an Joſeph. 7. Juli. II. 323. 324.

698) An Mercy. 7. Juli. III. 219. 220.

699) Zuverläſſige Nachrichten von dem über die Baieriſche Erbfolge in Teutſchland entſtandenen Kriege. Leipzig. 1782. I. 105.

700) Joſeph an Maria Thereſia. 28. Juni. II. 308.

701) Joſeph an Maria Thereſia. 7. Juli. II. 325.

702) Dieß wird auch durch die Memoiren des Prinzen Albert beſtätigt. Er ſchreibt hierüber: „Je ne pus être que bien frappé, lorsqu'après toute la „tranquillité, que l'Empereur avait montrée jusque là sur les dispositions du „Roi, il me fit connaitre ses inquiétudes sur ces nouvelles et sur la supériorité „des forces que la jonction des Saxons aux Prussiens donnoit aux armées qui „nous étoient opposées, et je ne pus m'empêcher de lui observer alors, que „comme il avoit calculé tout cela d'avance, lorsqu'il s'étoit décidé à soutenir „par les armes ce qui avoit été fait de notre part, je ne voyois pas ce qui „avoit changé en ce moment à cet égard, ni ce qui devoit l'embarrasser plus „qu'avant sur cet état des choses."

703) II. 325—327.

704) „C'est ce que j'ai toujours prevue, mais je m'y attendois apres une „bataille perdue qui est immanquable, et c'etoit la raison pourquoi depuis le „trois de fevrier je ne me suis plus melée d'aucune disposition, ni politique, „camerale etc., sachant très-bien qu'à la fin on voudra se recriminer sur les „dispositions, sans coup de canons on tient deja tout perdu, et les recrues et „insurgents doivent sauver la monarchie, après que 170000 hommes exercés „sont en confusion. adieu la monarchie, je ne vois comment la sauver. j'attens „de vous et de votre conseil ce que je dois repondre demain soir, car pour „moi, je suis au bout de mon latin."

695) „vous verrois par la lettre et la note si-jointe de l'Emp. nos tristes „circonstances. si la confusion se trouve deja asteur, avant qu'on at tirée un „coup de fusil, que pouvons nous attendre de l'avenir? je suis donc fermement „resolue de tenter l'impossible pour conjurer encore la rupture. vous y pen- „serois serieusement, sans delais, comme la guerre pouroit toute de suite sans „plus de retard finir, et me proposerois les moyens."

696) Maria Thereſia an Joſeph. 11. Juli. II. 331. 332.

697) Joſeph an Maria Thereſia. 11. Juli. II. 333.

698) Joſeph an Maria Thereſia. 12. Juli. II. 334. 335.

699) Kaunitz an Maria Thereſia. 11. Juli 1778. Eigenhändig. „Die An- „weißung für den Thuguth iſt ſo häcklich und kann ſo verſchieden ſeyn, daß „nachdem Ich noch dieſen gantzen Morgen die ſache in reife überlegung gezogen „und alle mögliche wendungen gegen einander erwogen, Ich mich Erſt vor wenig „augenblicken zu Entſchlieſen vermocht; Ich kann alſo E. M. ohnmöglich ver- „ſprechen, daß Thuguth noch heüte wird abgehen können; Es wird jedoch gewiß „alles geſchehen, was nur geſchehen kann. In E. M. allerhöchſtem ſchreiben iſt „nichts zu verändern oder zuzuſetzen geweſen, alß was hier und dar in der Eile „zu Erfüllung des Sensus ausgelaßen worden. das vorläufige Schreiben an des „Kayßers M. iſt ſehr wohl, und das ſeinige in ſo weith vergnüglich, daß es „mehrere Gemüthsruhe anzeiget; ſonſten aber glaube Ich nicht, daß unß der „König in gegenwärtiger position zu attaquieren geſinnt ſeyn könne, ſondern ich „halte vielmehr ſeine manœuvre für eine masque, unter welcher ein anderes „Vorhaben ſtecket, ſo ſich baldt außern wird. Ich küße E. M. die Hände."

700) Der Brief der Kaiſerin an den König, ihre Vollmacht und eine Zuſammenfaſſung ihrer Vorſchläge in franzöſiſcher Sprache in den Oeuvres. VI. 220—223.

701) Referat des Staatskanzlers vom 11. Juli 1778.

702) „Punctation, nach welcher ſich Freiherr von Thugut bey ſeiner auf- „habenden geheimen Commiſſion zu richten hat."

703) Maria Thereſia an Joſeph. 13. Juli. II. 336—338.

704) Joſeph an Maria Thereſia. 13. Juli. II. 338. 339.

705) Joſephs zwei Briefe an Maria Thereſia vom 15. Juli ſind abgedruckt in ihrer Correſpondenz: II. 341—344.

706) Joſeph an Maria Thereſia. 16. Juli. II. 344. 345.

707) Der eigenhändige Brief des Kaiſers an Laudon (undatirt) und das Concept der Antwort des Letzteren befinden ſich im Beſitze des Freiherrn Ernſt von Laudon.

708) „je vous avoue, je n'y comprend plus rien qu'un grand malheur „qui pend sur notre tete. cette lettre est de nouveau telle que je pourois „devenir fole! qu'elle disposition a pragne! pour sauver quelques vielleries „ou bruler quelques maisons, on perd la monarchie, le credit, la confiance, „tout le pais. je souhaite que ces ordonances restent cachés. enfin je suis

„devoüée et mon esperance ne tient qu'au roi de prusse, a quoi nous sommes „reduites."

709) Maria Thereña an Joſeph. 17. Juli. II. 345—349.

710) Joſeph an Maria Thereña. 19. Juli. II. 359.

711) Wien, 12. Juli. Abgedruckt in den Oeuvres. VI. 219.

712) Abgedruckt in den Oeuvres. VI. 223.

713) Ganz von des Königs Hand. „NB. Come Monsieur Thugut a demandé „des Explications Ulterieures sur ce qui regarde Le Demembrement de La „Baviere, on Luy a dit quil sembloit que La faſson La plus nette et La „plus prompte de S'expliquer seroit que la Cour de Vienne voulut envoyer „une Carte de La Baviere, en y marquant ce qu'elle a Desains de garder ou „de rendre, ou qu'Elle Daigne s'expliquer Distinctement sur Les Desdo„magemens qu'Elle veut donner, soit en Flandre ou ailleurs, à La Maiſon „Pallatine; allors, toute ces choſses etant mises en Evidence, il sera facile de „traiter et de conclure le Traité."

„Reste a L'article qui regarde Les Dedomagemens a Procurer a L'El„lecteur de Saxse de ses alleux. il y a 2 consideratsons a faire, dont La „premiere consiste dans La somme que L'Ellecteur pallatin Pourroit lui donner „pour ses pretentions, soit en argeant, soit en possessions de Seigneuries dans „le Haut palatinat. La segonde consiste a obtenir De L'Ellecteur de Saxse „Le consentement de ce qu'on Luy proposera. Le Roy ne pouvant pas „traiter des Interets de ce prince sans son aveu."

714) Thuguts Bericht über ſeine Miſſion zum Könige von Preußen. 27. Aug. 1778.

715) Abgedruckt in den Oeuvres. VI. 224.

716) Referat vom 22. Juli 1778.

717) Das Schreiben der Kaiſerin an Friedrich vom 22. Juli iſt in den Oeuvres. VI. 225, das in den Kaiſer aber vom gleichen Tage in ihrem Briefwechſel mit ihm, II. 359 abgedruckt.

718) Voriger Brief.

719) Joſeph an Maria Thereña. 24. Juli. II. 366.

720) Maria Thereña an Mercy. 31. Juli. III. 229—231.

721) Zwei Referate des Staatskanzlers vom 24. Juli.

722) „ich erkenne zwar die wohl angeführte urſachen, verlange aber doch, „daß der fürſt wo möglich von nun an ſeine meinung eröffne, und zwar „ehenens."

723) Maria Thereña an Joſeph. 25. Juli. II. 367—369.

724) Joſeph an Maria Thereña. 26. Juli. II. 371.

725) Abgedruckt in dem Aufſatze von A. Beer: Die Sendung Thuguts und der Friede zu Teſchen. Sybels hiſtor. Zeitſchr. XXXVIII. 410.

726) 25. Juli. Oeuvres. VI. 226.

727) Oeuvres. VI. 227.

728) Maria Thereſia an Friedrich. 1. Aug. Friedrich an Maria Thereſia. 5. Aug. Oeuvres. VI. 230. 231.

729) Maria Thereſia an Joſeph. 2. Aug. III. 2–6.

730) Joſeph an Maria Thereſia. 2. und 3. Aug. III. 7—11.

731) Maria Thereſia an Kaunitz. Eigenhändig. Undatirt (4. Aug. 1778).

„envoyez-moi binder, si vous ne pouvez venir vous même. après cette „lettre il n'y a point de moment à perdre de r'envoyer thugutt. celle-ci est „en réponse de celle du 31 et pas de celle encore sur les conditions du roi; „j'en attens encore un peut-être ce soir. votre conseil, votre constance m'est „bien nécessaire asteur; la mienne comence a me manquer."

732) „je viens de recevoir d'une heure de distance ces deux lettres; je „n'en avois aucune quand vous etiez chez moi. je voudrois esperer et vous „recomande bien dimaginer l'impossible pour nous tirer du gouffre ou nous „sommes. il faut que j'ai toutes ces lettres demain a 8 heures du matin, „mais vous en pouvez tirer copie."

733) Joſeph an Maria Thereſia. 4. Aug. III. 12—14.

734) Referat des Staatskanzlers vom 1. Aug.

735) Der Brief der Kaiſerin vom 6. Aug. und der öſterreichiſche Gegenantrag ſind abgedruckt in den Oeuvres. VI. 232. 233.

736) Vom 10. Aug. Oeuvres. VI. 233.

737) Thuguts Generalbericht vom 27. Aug.

738) Mit Referat vom 7. Sept.

739) Friedrich an Heinrich. 29. Juni. S. 88.

740) II. 351. 352.

741) Vergl. die bezeichnende Stelle in einem Briefe Breteuils vom 30. Juli bei Janko. Laudons Leben. S. 377.

742) Briefe Joſephs an Maria Thereſia vom 2. und 3. Aug. III. 7—11.

743) Joſeph an Maria Thereſia. 4. Aug. III. 13.

744) Er war der Träger des folgenden eigenhändigen Schreibens des Kaiſers an Laudon:

„Mein lieber feldmarſchall. Rouyroy, der anjetzo abgehet, wird ihnen „dieſes ſchreiben überbringen. ich wuſte ihnen nichts anders zu ſagen, als was „ich heüte fruh ihnen ſchon geſchrieben; die 8 battaillons ſind ſchon abmarſchirt, „alles komt darauf an, das wo möglich ſie dem Feinde verhinderen, ſeine abſicht „gegen unſeren rücken auszuführen, um damit wir nicht genohtiget werden, „unſere ſtellung zu verlaſſen und ihme ſo viel land einzuraumen. in 8 tagen „kan villeicht nach denen geſinnungen J. M. der Kayſerin Frieden und waffen-„ſtillſtand ſeyn. wie ſchade ware es, wan derweil ſo vieles land ruiniret und „Menſchen ohnglücklich waren worden. dieſes mus ſie aber nicht aufhalten, wann „ſie es nur ein wenig moglich finden, einen entſcheidenten ſtreich zu wagen und „ein gar zu ſehr avancirtes corps anzugreiffen oder in einer guten ſtellung ſelbſt

„dem Prinzen Heinrich an sich kommen zu lassen. alles hängt nun von ihnen ab: „wann sie aber es nicht rathlich halten, so wollen sie mir es nur zu wissen „machen, so werde meinen traurigen rückzug alsogleich antreten. leben sie wohl „auf und seyen sie meines gänzlichen vertrauen versichert."

„Ertina, den 5. August 1778. Joseph Corr."

Kriegsarchiv.

[745] Maria Theresia an Joseph 5. Aug. III. 28—29.

[746] Maria Theresia an Joseph 9. Aug. III. 31. 32.

[747] Joseph an Maria Theresia 9. Aug. III. 33. 34.

[748] Joseph an Kaunitz 27. Juni 1778. „cette après dîné je compte vous „venir voire pour causer encore un peu sur les circonstances. plus que nous „approchons de l'ouverture de la scène. plus j'ai besoin des avis d'une tête „et d'un esprit comme le votre. et de l'indulgence de votre amitié pour mon „inexpérience."

[749] „Wegen verlegung des Cavallerie werden sie, mein lieber feldmarschall, „verstanden haben sie nur gar leicht werden, nur daß sie noch mehr gut zu mei „einstimmen."

„sie zweifelten unterdessen lange an ihre ernennt zu werden, und es hatte „mir schon viel gemacht, mehr über, daß es halt zum ernst kommen muß, nachdem „sie also ihres ganz entschlossen seine sehr mehr scheut, und auf ihre bekannte „Denkensart, dann Freundschaft sie mich ganzlichen habe. leben sie wohl; sie „werden sagen werden wie sie wollen, und es minimum daß sie mein character „machen, nachdem werden einmüthigen angenommen müssen, so sie ihres „abwesenheit zu Hause, niemand mehr einmischen werden können. leben sie wohl auf."

„den 27. Juni 1778. Joseph Corr."

Hand und des Kaisers Hand, in Beilage des Vorstehenden. Corr mit Kaunitz.

[750] 31. August „je viens encore la première matinée qu'il fera pour „moi et je remettrai avec plaisir chez vous mon chien. quelle différence „d'un mois avec l. l."

[751] Kaunitz Schreiben vom 31. ist abgedruckt in den Correspondenzen der Kaiserin mit Joseph. III. 27—28.

[752] Joseph an Maria Theresia 31. Aug. III. 36.

[753] Joseph an Maria Theresia 31. Aug. III. 40.

[754] „August. „je ne comprend vraiment rien à votre [illegible] „[illegible] „[illegible]"

[755] Joseph an Kaunitz. „August. „Mon cher ami. [illegible] „[illegible] „[illegible]

„et tousjours l'on finit par dire, pourquoi sommes nous ici et pas à Warten-„berg et Toltzbach, ou l'enemi n'auroit jamais pu sortir de ses montagnes?"

[756]) Joſeph an Maria Thereſia. 13. Aug. III. 44. 45.

[757]) Maria Thereſia an Joſeph. 14. Aug. III. 46. 47.

[758]) Joſeph an Maria Thereſia. Münchengrätz, 14. Aug. III. 48. 49.

[759]) Maria Thereſia an Joſeph. 16. Aug. III. S. 51.

[760]) „Unſere Politiſche umſtände ſind folgende: J. M. die Kayſerin haben „nach meinen nachrichten Thugut anwiederum zum König abgeſchicket, aber wann „es keine andere ſind als die mir bewuſte bedingnuſſen, ſo wird ſie der König „nie eingehen und alſo kein frieden werden. morgen kann Thugut ankomen beym „König; ſie konen ſich vorſtellen mit was vor einer ungeduld ich doch das ende „auf ein oder andere arth dieſer grauſamen und töttlichen ohnentſchloſſenheit er-„warte. ſo bald ich was erfahren werde, ſo werden ſie es gewis erfahren. bleiben „ſie von meinem gantzlichen vertrauen verſichert."

(Undatirt. Gleich dem folgenden vom 23. Auguſt datirten Briefe des Kaiſers an Laudon, ganz von Joſephs Hand und im Beſitze des Freiherrn Ernſt von Laudon).

[761]) Memoiren des Prinzen Albert. Die Entſchließung des Kaiſers, wodurch der Proceß gegen Knebel abgeſchloſſen wurde, iſt undatirt in der Regiſtratur des Kriegsminiſteriums.

[762]) Joſeph an Maria Thereſia. 15. Aug. 1778. III. 50. 51. Prinz Albert ſagt hierüber in ſeinen Memoiren: „L'état dans lequel on trouva tous les „villages qui avoisinoient le camp que l'ennemi venoit d'abandonner, est in-„croyable, mais c'est surtout celui où le Roi avoit pris son quartier, qui „portoit le plus l'empreinte de la destruction. On ne s'etoit pas borné en effet „de les piller de fond en comble, mais on avoit découvert presque tous „les toits, enlevé les planchers, brisé les portes et fenètres des maisons, et il „s'en trouvoit même qui étoient entièrement cassées. L'aspect du camp que „l'ennemi avoit occupé, n'étoit pas plus agréable. La malpropreté qui y „regnoit, et le nombre des chevaux crevés qu'on trouva dans ses environs et „en partie dans le camp même, y repandoit une puanteur horrible, qui ne „pouvoit manquer de contribuer aux maladies et à la mortalité qui regnoient „déjà dans ses troupes. La dissenterie surtout y avoit fait de grands ravages „et en avoit enlevé bien plus de monde encore qu'à notre armée, qui com-„mençoit pareillement à souffrir beaucoup de cette maladie."

[763]) Joſeph an Maria Thereſia. 16. Aug. III. 53. 54.

[764]) Joſeph an Maria Thereſia. 19. Aug. III. 56.

[765]) Maria Thereſia an Joſeph. 20. Aug. III. 57.

[766]) Maria Thereſia an Joſeph. 22. Aug. III. 60.

[767]) Friedrich an Heinrich. Burkersdorf, 16. Aug. S. 115.

[768]) Joſeph an Maria Thereſia. 24. Aug. III. 64.

[769]) Friedrich an Heinrich. 21. Aug. S. 121.

770) Friedrich an Heinrich. 22. Aug. S. 123.

771) Joſeph an Maria Thereſia. 25. Aug. III. 66. 67.

772) III. 67. 68.

773) Am 29. Aug. S. 131.

774) Joſeph an Maria Thereſia. 29. Aug. III. 76.

775) Joſeph an Maria Thereſia. 30. Aug. III. 77.

776) Joſeph an Maria Thereſia. 5. Sept. III. 92—94.

777) 4. Sept. S. 138.

778) Maria Thereſia an Joſeph. 8. Aug. III. 24. 25.

779) Maria Thereſia an Joſeph. 13. Aug. III. 43.

780) Referat des Staatskanzlers vom 24. Aug. Benützt von Beer in ſeinem Aufſatze: Die Sendung Thuguts und der Friede zu Teſchen. Sybels hiſtor. Zeitſchr. XXXVIII. 420—423.

781) Joſeph an Maria Thereſia. 24. Aug. III. 64.

782) Joſeph an Maria Thereſia. 28. Aug. III. 73. 74.

783) Roſenberg an Maria Thereſia. 28. Aug. III. 74.

784) (Schönbrunn, 30. Aug.) „rosemberg est venut un peu harassée: „il couchera en ville pour pouvoir vous parler toute de suite a quel heure „vous pouvez le faire chercher. le tems presse; il n'y a d'autre remede que „la paix toute de suite. vous m'enverrois demain a 9 heure binder; il n'y a „point de tems à perdre. je suis, on ne peut plus triste. tirez moi de ce „labyrinthe."

785) Maria Thereſia an Joſeph. 31. Aug. III. 78.

786) Referat des Staatskanzlers vom 2. Sept.

787) Maria Thereſia an Kaunitz. Undatirt. „vous me r'enverrois cette „lettre du 1 ter a 4 heure avec cette lettre qui contient tout ce que la votre „dit d'essentiel, (mais) paroit plus style d'une femme. je vous prie seulement „de faire mettre en meilleur ordres et dictions mes penseez, que je puisse les „copier. le courier doit etre munis aussi du passeport du prince galizzin. „si ces propositions doivent reuissir, il faut les faire avant que d'avoir perdus „de plus. je garde la note allemande pour l'envoier à l'Emp."

788) Maria Thereſia an Joſeph. 2. Sept. III. 82.

789) Joſeph an Maria Thereſia. 5. Sept. III. 92.

790) Joſeph an Kaunitz. 5. Sept.

791) Opinion du Prince de Kaunitz-Rietberg sur l'état des circonstances militaires et politiques. Le 7 septembre 1778.

792) Kaunitz an Joſeph. 11. Sept. Dieſer Brief iſt auch noch darum von Intereſſe, weil er die völlige Grundloſigkeit der unwürdigen Verdächtigung darthut, welche König Friedrich (Oeuvres VI. 170) gegen Kaunitz vorbringt, derzufolge der Letztere, wie es die Gewohnheit der Höflinge ſei, die Kaiſerin im Stiche gelaſſen und ſich der Partei ihres Sohnes zugewendet habe, weil er von

ihm für die Zukunft mehr Gnadenbezeigungen für seine Familie als von dessen hochbetagter Mutter erwarten konnte.

[793]) Maria Theresia an Joseph. 7. Sept. III. 95.

[794]) Oeuvres. VI. 170.

[795]) Joseph an Maria Theresia. 8. Sept. III. 97. 98.

[796]) Vom 16. Sept. III. 112. 113.

[797]) Joseph an Maria Theresia. Gitschin, 19. Sept. III. 122.

[798]) Joseph an Lacy. Sadowa, 16. Sept. „le Grand-Duc veut voire Els, „ainsi j'y retourne demain matin avec lui; vous voudrés donc m'y envoyer „les pacquets et nouvelles de tous les cotés; peut-etre je resterai un jour et „puis je viendrai surement à Gitschin vous trouver; j'en ai trop besoin et „envie. ne négligeons rien dans ces momens critiques a tout prévoir et a „etre a temps partout; votre conseil fera mon guide; il m'a si bien soutenu „jusqn'ici."

[799]) Joseph an Maria Theresia. 22. Sept. III. 124—126.

[800]) Joseph an Maria Theresia. 24. Sept. III. 126. 127.

[801]) Memoiren des Prinzen Albert. „Le nombre des chevaux crevés „que l'on trouva sur tous les chemins par où l'Ennemi avoit passé, et aux „environs de son camp etoit prodigieux, et prouvoit bien l'effet que le manque „de dispositions pour l'approvisionnement de sa cavalerie, et la mauvaise „nourriture que l'on avoit été réduit par-là à lui donner, avoit causé."

[802]) Memoiren des Prinzen Albert. „Le nombre de chevaux crevés „qu'on rencontra en cette occasion, surpassa de beaucoup encore tout ce que „nous avions vu jusques là. Les environs de Trautenau surtout avoient l'air „d'une voirie, et repandoient une puanteur horrible, qui infectoit l'air à une „distance très-considérable."

[803]) Heinrich an Friedrich. 30. Sept. S. 158.

[804]) S. 181.

[805]) III. 128—130.

[806]) Joseph an Maria Theresia. 28. Sept. III. 135.

[807]) Joseph an Maria Theresia. 2. Oct. III. 138.

[808]) Maria Theresia an Joseph. 28. Sept. III. 133.

[809]) Joseph an Maria Theresia. 3. Oct. III. 139.

[810]) Joseph an Lacy. Königgrätz, 26. Oct. „pour vous, mon chere ami, „je ne puis vous dire autre chose sinon que sans vous je me trouve sans „conseil, sans lumieres sufisante pour me guider dans cette importante carrière. „si vous voudriés venir et prendre votre chemin ou par ici ou par Iglau, „Namiest, Brünn, je n'abuserai pas de votre amitié, ni moins je voudrois user „une santé qui m'est chère et nécessaire. ainsi, si vous m'instruisés de vos dé- „marches, de vos stations, je vous ferai exactement savoire, si je trouve qu'il „vaut la peine que vous veniés me joindre, ou si je puis vous en epargner „la fatigue, la chose restant une petite guerre des postes avancés. mais si

*11) Das Billet der Kaiserin in Krumau vom 17. Nov. Abends ist eben angeführt, abgedruckt bei Beer, S. 454, Anm. 1. Der letzte Satz unter nimm mich: „J'amens donc avec la dernière impatience votre ouvrage qui doit sauver la monarchie et ne tirer de cette situation".

*12) „Si toutes les affaires sur lesquelles V. M. par son billet de hier au soir m'ordonne de venir lui rendre compte demain à midi, avoient été encore bien plus pressantes qu'elles ne le sont, je suis obligé d'avouer à V. M. que mon insuffisance ne m'eût pas permis de les faire avec plus de célérité. Elle trouvera cependant en attendant dans les papiers ci-inclus, ce qu'Elle peut désirer savoir, à ce que je crois, et je viendrai prendre ses ordres à midi, si l'état de ma santé me le permettra, ou à une autre heure dans le cas contraire, avec la plus profonde soumission."

*13) Die Antwort der Kaiserin in Krumau vom 18. Nov. ist bei Beer, S. 454, Anm. 2, jedoch mit einem sinnstörenden Fehler abgedruckt. Denn im Original heißt es: „abandonnez de tout le monde, nous n'avons pas un moment à perdre" und nicht „de tout le monde abandonner . . ."

*14) „Vielmehr stehet zu hoffen, daß durch eben diese Maßnehmungen ein vortheilhafter Umstand der Niederlanden am ersten durchgesetzet werden könne, indem nämlich der Einfluß des Königs von Preußen zum Vortheil gemindert und dieser auf andere Gedanken gebracht seyn würde."

*15) Referat des Staatskanzlers vom 19. Nov.

*16) Hiernach ist diese bei Beer, S. 456 ganz fehlerhaft abgedruckte Stelle zu berichtigen. Ja es kann der Aeußerung nicht von Jedermann leicht zu entziffernden Worte der Kaiserin „zu wissen in was man seye", ebenso unrichtig als sinnstörend die Worte „zu communiciren" gesetzt.

*17) Krumau in Maria Theresia, 22. Nov.

*18) Jaroslau in Gicz. Heidenreichstein, 19. Nov. „enfin ayant fait l'impossible pour engager Ehrichshausen, Stein et Bocka de projeter une entreprise sur Jegerndorff, et n'ayant pu parvenir à leur faire seulement trouver une possibilité, encore moins une probabilité, je n'ose l'entreprendre, quelque convaincu que je suis qu'il y auroit moyen; mais avec des gens si prévenus, comment la chose la plus simple s'exécuteroit-elle? je pars donc triste et fâché d'ici, laissant pourtant les ordres qu'on tente l'impossible pour y parvenir. les prussiens perdent par jour près de 60 hommes en déserteurs: c'est un objet pourtant, si cella dure tout l'hyver."

*19) Jaroslau in Gicz, 26. Nov. „les contradictions et absurdités de Vienne me tournent la tête et l'estomac, et me rendent presque impotent à tout. la situation est si importante et décisive, et il y a si peux d'aide et rien que des empechemens ici, qu'on ne scait que devenir. jamais j'ai été plus triste ni plus embarassé qu'à présent, voyant qu'aucun grand parti n'est fait pour les gens en place, et que tout doit crouler ainsi. vos conseils, votre zele et votre amitié sont ma seule ressource: j'en attens les secours si souvent et avec tant de fruits éprouvés."

865) Maria Thereſia an Mercy. 25. Nov. III. 268—270.

866) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 25. Nov. S. 284.

867) Oeſterreichiſche Antwort vom 25. Nov. auf die am 20. Oct. durch Galitzin übergebene ruſſiſche Denkſchrift. Die Angabe Beers (S. 459), Maria Thereſia habe perſönlich an die Kaiſerin Katharina geſchrieben, iſt irrig.

868) Maria Thereſia an Ludwig XVI. 25. Nov.

869) Friedrich an den Prinzen Heinrich. 8. und 10. Nov. S. 196. 197.

870) An Mercy. 11. Dez. Einen Tag früher, am 10. erließ Maria Thereſia das folgende Handſchreiben an Kreßl:

„Es dorffte mit ſeiner dermaligen anſtellung, wann der Frieden durch die „zurückgab von Bayern erziellet werden kan, bald zum Ende kommen, und ver„muthe Ich, daß ihme eben nicht unangenehm ſeyn werde, den aufenthalt zu „Straubingen zu verlaſſen; indeſſen habe dem Grafen Philipp von Clary auf„getragen, bey ſeiner durchreiſe durch Straubingen nach Wien Sich mit ihme „wegen der Graf Schönburgiſchen angelegenheit in betref des lehens Glaucha und „über die von Bayern in Ruckſicht auf Böheim allenfalls Sich auszubedingende „Vortheile, nahmentlich in betref des Stifts Waldſaſſen zu beſprechen."

„Ihme allein aber und ohne daß er hierüber gegen den grafen von Clary „oder jemanden anderen Sich äuſſere, will in engeſter geheimde eröffnen, daß bey „vornehmender friedenshandlung in Antrag kommen dürfte, die Obere Pfaltz bis „an dem fluſſ Nab, und etwas von sultzbach *), oder allenfalls den „district von Burghauſen an Mein Haus zu übertragen. dieſen district will man „wegen der hierinnen eingeſchloſſenen beträchtlichen Ortſchafften, namentlich „Schärding, ſehr gelten machen, allein mir ſcheinet die aquisition von Braunau „eine vorzügliche Aufmerkſamkeit zu verdienen, verlange dahero ſeine Meinung „zu wiſſen, wie es dahin einzuleitten, damit in ſolchem fall Braunau mir zu „Theil würde, oder was in anderen fall zu beobachten, wann Man auf die Ab„trettung der Pfalz an Mein Haus verfiele, jedoch geſtehe ihme, daß gar kein „Stück Landes von Bayern verlange und Mir weit angenehmer wäre, auch es „für nüzlicher hielte, wann anſtatt deſſen weſentliche Vortheil in anſehen des „commercij mit und durch Bayern und Pfalz, wie auch anderer mit dem beſten „meiner angränzenden Erblanden verknüpften derley gegenſtänden für je und „allezeit erhielte, ſo auch öffentlich zu erklähren bereit wäre, wann Mir die Ab„trettung eines Stück der Bayeriſchen landen angetragen würde. Nur möchte „wiſſen, worinnen obgedachte Vortheile beſtehen könten, worüber ſeine umſtändliche „äuſſerung aus billigen Vertrauen in ſeine Einſicht und ſeinen Dienſt-Eifer „erwarte, zugleich aber der genaueſten geheimhaltung mich verſehe."

„Maria Theresia."

(Eigenhändig geſchriebener Zuſatz.)

„gebe ihme parte das blanc die vogtey von rottenburg gegeben und ihme „auff drey wochen hieher beruffen, das alle ungnad auffgehoben ſeye. hoffe „K. May. werde ihme auch vorlaſſen. habe ein groſſen ſtein deſſenthalben von „mein hertzen. habe auch ſeines in diser gelegenheit mit freüden geſehen."

*) Einſchaltung von der Hand der Kaiſerin.

871) Ludwig XVI. an Maria Thereſia. Verſailles, 9. Dez.

872) Joſeph an Kaunitz. Ganz eigenhändig. „Mon chere Prince. apres „quelsques reflections faites sur ce qui s'est parlé hier, il m'est venu dans „l'esprit que, si l'on veut proposer une extension de plus pour en marchander, „il vaudroit mieux qu'on la proposa du côté de la droite de nos frontières „nouvelles et par consequent qu'on tacha d'etendre nos frontières devant „l'Eveché de passau vers le Danube, en y comprenant Philtzhofen et avançant „vers Straubing plustot que par la gauche vers Wasserbourg; le premier „seroit plus avantageux et le second pour l'avoisinage de Munic et l'inclusion „du pellerinage de Altöttingen plus difficile à obtenir. je ne vous comunique „ceci que pour votre direction. point d'argent surtout, parce que cela devient „humiliant a doner. au reste la paix et de quelconque facon, car plus que „je vois ici l'etat des choses, S. M. et ses departemens et finances, il n'y a „pas moyen de rien faire de vigoureux. adieu, mon chere prince, vous ferés „ce que votre bon esprit vous dictera."

„ce 20 Xbre 1778."

Am nächſten Tage ſchrieb Joſeph gleichfalls mit eigener Hand das folgende Billet an Kaunitz:

„Mon chere Prince. en vous renvoyant vos papiers, je n'ai d'autre con„sideration à y faire que je croirais que, dès que l'on demande quelque chose „de plus pour pouvoir marchander, que je croirais que pour la comunication „necessaire et pour que la forteresse de Braunau eut les deux bords de l'Inn „à sa disposition, qu'il faudroit ajouter la ligne noire que j'ai faite sur la „carte, qui ote le rentrant que feroit sans cella notre frontiere vers passau, „et qui joint la partie de l'Inn avec celle du Danube. je soumets le tout à „votre opinion et ne puis qu'ajouter que le temps presse, pour que quelque „chose d'efficace se fasse, et pour que l'on épargne les dépenses le plus que „l'on peut."

873) Friedrich an Heinrich. 17. Dez. S. 214.

874) Kaunitz an Breteuil. 22. Dez. An Maria Thereſia. 23. Dez.

875) Hierauf deutet wenigſtens die eigenhändige Erwiederung der Kaiſerin auf den Bericht des Staatskanzlers vom 19. Jänner 1773, mit dem er ihr anzeigte, Lichnowsky bewerbe ſich um die Stelle eines öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, und bitte um eine Richtſchnur für das Verfahren, welches er den Anerbietungen gegenüber beobachten ſolle, die ihm von Seite Preußens für den Fall ſeiner dortigen Niederlaſſung gemacht worden ſeien. „nach deme wir", ſo lautete die Antwort der Kaiſerin, „niemahls ihme kunten ersetzen diſe groſſe „vortheil, die er meldet man ihme angetragen habe, ſo wolte man ſeinen glid „nicht einhalt thun und freylaſſen, ſelbe anzunehmen, indeme hier keine ſtelle vor „ihme sehe."

876) Copie d'une lettre du Prince de Lignowsky à S. M. l'Imperatrice-Reine de Breslau le . . décembre 1778.

877) Friedrich an Heinrich. 6. Dez. S. 210.

878) Friedrich an Heinrich. 29. Dez. S. 220. 221.

878) Heinrich an Friedrich. 2. Jänner 1779. S. 222.

879) De Pons an Breteuil. Breslau. 1. Jänner 1779.

880) Repnin an Goltz. Breslau. 1. Jänner 1779.

881) Declaration de la Cour de Russie en date du 8 decembre 1778 ensuite de la réponse à la représentation par laquelle la Cour de Russie se charge de la médiation offerte par la Cour de Vienne.

882) Bericht des Grafen Josef Kaunitz vom 14. Dez. 1778.

883) Referat vom 4. Jänner 1779. „Vous pouvez juger par mon abstinence, combien la nouvelle que vous m'avez me touche. Je n'ais jamais „doutée que vous me tirerois d'affaire: j'en ai trop d'epreuve."

884) Note pour M. le baron de Breteuil. 11 janvier 1779.

885) Referat des Staatsrates vom 11. Jänner 1779. „Nous trouvons „tout deux ces expeditions entierement conforme aux circonstances et qui „vous ressemblent et font honneur à votre ministere."

886) Joseph an Kaunitz. 11. Jänner. „Mon chere Prince. J'ai reçu votre „billiet, et votre confiance m'oblige infiniment. S. M., comme vous aurés vu, „a aprouver les expeditions: il auroit été impossible d'en juger autrement: „la clarté, la justesse, la precision y regnoit. pour moi je ne doute pas „qu'elles feront grand effet."

887) Breteuil an Repnin. 14. Jänner 1779.

888) Repnin an Breteuil. 19. Jänner.

889) De Pons an Breteuil. 20. Jänner 1779. „M. le Prince de Repnin „me paroit être arrivé dans des sentimens entièrement pacifiques: il me les „a fait voir dès le premier moment, et son langage depuis n'a pas varié. il „témoigne un grand desir de remplir avec succès le role de Mediateur, mais „je ne serois point du tout étonné, qu'il ne se laissat eblouir par celui de „General, auquel il est destiné, si malgré ses soins, il voyoit la négociation „prendre une tournure trop defavorable." Es kommt die Stelle in dem Schreiben des Marquis de Pons an Breteuil vom 20. Jänner, welche Beer S. 469 gänzlich mißverstand. Denn weder von Hintergedanken, die man gemittert, noch von der Möglichkeit, daß Repnin schon seine Meinung gemeldet habe, ist darin die Rede. Nur das ist gesagt, daß letzteres geschehen könnte, wenn die Friedensverhandlungen trotz Repnins entgegengesetzter Bemühung eine allzu ungünstige Wendung nehmen sollten.

890) Friedrich an Heinrich. 22. Jänner. S. 231.

891) Lacy an Joseph. s. loc.

892) „c'est a Koniggratz on j'arrive, que je trouve cette lettre. si vous „etes mon ami, si vous etes juste vis a vis de moi et vis à vis de vous meme, „vous ne me refuserés pas les conseils qui seules peuvent me soutenir, sauver „l'état et mon honneur. toutes les facons sont egales, pourvu que je puisse „etre à porté d'avoir vos avis. si la guerre a lieu, je ne puis, je ne veux „garder cette piece, qui me fait trop de peine, et je proteste que je ne vous

[illegible] pas quitte de venir avec moi. Arrangés cela pour votre ami comme il vous plaira. Je consens avec plaisir à tout mais dans la délicieuse solitude dans laquelle nous nous trouverions, je n'abandonne pas [illegible] l'espoir adieu.

[illegible] Je vous suis infiniment obligé pour tout ce que vous me dites. J'accepte [illegible] mon avis pour le bonheur [illegible] grand nombre de personnes doivent nous causer à tous mêmes inconvénients vous savez avec vous et les autres je me crains beaucoup [illegible] il y a quelque autre [illegible] entre l'autre.

[illegible] Schreiben Berlin vom 21. Januar 1778 meine Verheirathung mit [illegible] meine verstorbene Schwester Mittheilungen des [illegible] Anregungen. 1878 S. 44–49.

[illegible] Dein Brief war [illegible] meine Meinung: comme j'aurais cru des deux cotés il avait vu pour prendre et reconnaître avec cela dans cette [illegible] les actions dont le gazette autorise à peine [illegible] mais à [illegible] la [illegible] [illegible] [illegible]

910) Am 19. Febr.

911) Repnin an Breteuil und an Galitzin, de Pons an Breteuil. Breslau, 24. Febr.

912) 17. Febr. „je suis au desespoir de l'attaque qui doit se faire cette „nuit, tres-mal-à-propos sacrifier l'elite des nos troupes, ce qui pouroit avoir „des suites pour la paix, si nous fachons trop le roi, et faira tres-mauvais „effet dans le public. je tremble que le prince de prusse ne s'y trouve; c'est „son regiment. mais cette anecdote vous ne dirois à personne; l'Emp. ne me „l'ayant pas dite, je trahirois celui qui me l'at rendue: elle est donc pour „vous toute seule."

913) Friedrich an Heinrich. Silberberg, 1. März. S. 260. 261.

914) Referat vom 26. Febr.

915) 28. Febr. „à la diminution de l'honorifique de la Couronne de „Bohème."

916) Note pour M. le baron de Breteuil. 28. Febr.

917) Vom 28. Febr.

918) Cobenzl bat um die Summe von zehntausend Gulden und sie wurde ihm auf Antrag des Staatskanzlers vom 2. März auch zu Theil.

919) Foscarini. 6. März. „La veloce progressione che fece nei due pas- „sati giorni l'incomodo di Podagra sopraggiunto a questo Conte di Cobentzel, „accompagnato da febbre e da altri non leggieri sintomi, fece risolvere questi „Sovrani di destinare il Conte Filippo di Cobentzel suo cugino, Vice- „presidente di questa deputazione daziale, nel caso che il primo, in avanti „nominato, non potesse intraprendere, come pur troppo si teme, il viaggio di „Teschen, non ammettendo l'importanza dell' oggetto alcuna ulteriore di- „lazione . . . ."

920) Referat vom 6. März 1778.

921) Vom 8. März.

922) Joseph an Leopold. 25. März. III. 198.

923) Repnin an Galitzin. Teichen, 16. März. „Je suis sincerement faché „que cette idée soit venue au Roi; je lui ai representé qu'elle rencontreroit „des difficultés, et au fond son droit sera toujours le même: nous attendrons „quelle sera sa reponse."

924) Breteuil an Kaunitz. 17. März. „Je me suis arreté avec force au „rôle que le Roy de Prusse s'attribue à la fin de l'article quatre et à la fin „de l'article cinq. j'ai articulé très-nettement à M. le Bon de Riedesel, qu'il „m'etoit impossible de faire aucun usage de son projet de traité, si le Roy „de Prusse vouloit y conserver le titre de garant. J'en ai parlé de même à „M. le Prince Repnin, et il n'a pu s'empecher de sentir la justice de mes „raisons. M. le Bon de Riedesel, après m'avoir dit quelques raisons très-in- „suffisantes, m'a fait sentir qu'il ne pouvoit pas prendre sur lui de rayer „le nom du Roy son maitre qui termine l'article quatre et l'article cinq.

„tiens pas quitte de venir avec moi. arrangés cella pour votre santé comme „il vous plaira, je consent avec plaisir à tout, mais dans la délicate situation „dans laquelle nous nous trouverions, ne m'abandonés pas; je l'attens et „l'espère. adieu."

894) 10. Nov. „je vous suis infiniment obligé pour tout ce que vous „me dite. je tacherai d'en tirer mon bon profit, surtout pour les Russes; ce „sonts de grands coquins qui tousjours doivent nous casser le cou. adieu, „ménagés bien votre santé; avec vous et une armée je ne crains neamoins „rien; il n'y a qu'aller battre l'un apres l'autre."

895) Wurmſers Bericht vom 23. Jänner 1779 wurde veröffentlicht von Janko in ſeiner Lebensſkizze Wurmſers. Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. 1878. S. 86—90.

896) Prinz Albert ſagt hierüber in ſeinen Memoiren: „comme il paroissoit „que des deux cotes on avoit pris pour principe de recompenser avec eclat „dans cette guerre des actions dont les gazettes auroient à peine fait mention „jadis, le Roi de Prusse ne resta pas en arrière de ce côté-là, puis qu'il „envoya peu après au Général Möllendorff le grand Cordon de l'aigle noire".

897) Friedrich an Heinrich. Schweidnitz, 4. Febr. 1779. S. 241.

898) Voriger Brief.

899) Friedrich an Heinrich. Reichenbach, 11. Febr. 1779. 246. „il m'appelle „Anti-César protégé par les Russes."

900) Panin an den Fürſten Galitzin in Wien und den Fürſten Bariatinsky in Paris. 25. Jänner.

901) Friedrich an Heinrich. 13. Febr. S. 249.

902) Repnin an Breteuil und an Galitzin. Breslau, 10. Febr. 1779.

903) Referat vom 13. Febr.

904) Kremſier in Mähren. Das Wort „cremsier" iſt von der Kaiſerin ganz deutlich geſchrieben; Beer aber lieſt (S. 471, Anm. 2) „Wem hier", was gar keinen Sinn gibt.

905) Joſeph ſchrieb nach Empfang dieſer Nachricht an Lacy: „Un courier „arrivé hier de Breslau, nous a aporté la nouvelle que nous allons avoire la „paix. le Roi de prusse accepte pure et simplement notre ultimatum; il ofre „de faire cesser les hostilités et qu'on nome un endroit pour signer d'abord „les préliminaires. ceci exige que nous fassions tout de suite les dispositions „pour arreter, s'il est possible, les troupes en marche, et diminuer les depenses. „je vous prie d'y penser et de m'en dire votre avis, ce que vous croiriés „que la chose exige pour le moment. vous m'avés si bien guidé à faire la „guerre, aidés moi aussi à faire nos arrangemens de paix."

906) Maria Thereſia an Joſeph. (Ohne Datum. 13. Febr.) III. 195.

907) Friedrich an Heinrich. 11. Febr.

908) Vom 16. Febr. 1779.

909) Schöning. S. 251. 259.

930) Cobenzl ſagt übrigens von Riedeſel in ſeinem Berichte vom 13. Mai er ſei „doux et raisonable, et m'a paru temperer plusieurs fois les ordres de „sa Cour. Il convenoit tacitement de la rudesse de M. de Hertzberg et „paroissoit souffrir, lorsqu'il avoit quelque chose de désagréable à me com-„muniquer".

931) Kaunitz an Lehrbach. 4. März.

932) Lehrbach an Kaunitz. München, 25. März 1779. Wie überzeugend dieſe Beweisführung war, geht auch aus einem Briefe Repnins an Galitzin vom 1. April hervor. „Tout a changé", heißt es darin, „sur le chapitre de M. de „Lerbach. Nous savons depuis hier au soir, qu'il a fait des démarches vigou-„reuses près de l'Electeur Palatin pour la satisfaction de la Saxe. Aimant „à rendre justice, je m'empresse à communiquer ces nouvelles à V. Exc., me „croyant même obligé de ne pas tarder un instant, parce que les circon-„stances passées avoient malheureusement jetté un voile défavorable sur la „conduite de M. de Lerbach, qui se montre à present, telle qu'elle est, digne „d'eloges."

933) Referat vom 22. März.

934) Lehrbach an Kaunitz. 25. und 26. März.

935) Breteuil an O'Dune. 2. April.

936) Repnin an Galitzin. 1. und 2. April. Breteuil an Kaunitz. 2. April.

937) Philipp Cobenzl an Kaunitz. Teſchen, 13. Mai. „Repnin, homme „vain, d'un ton imposant, d'un esprit inquiet et soupçonneux, vif et colère, „habitué d'ailleurs en Pologne à emporter tout de haute lutte, de plus difficile, „minutieux, aussi changeant dans ses idées qu'opiniâtre à les faire adopter, „quoiqu'il n'ait qu'une connaissance très-superficielle du train des affaires. Au „reste la déference que lui temoignoit le Roi de Prusse, et qui approchoit de „la bassesse, le rendoit d'un cote exigeant et despotique envers le Plé-„potentiaire Prussien, et de l'autre lui faisoit épouser les interets de la Prusse „plus en ministre de la Cour de Berlin qu'en médiateur."

938) In einem Schreiben an Mercy vom 1. April nennt Kaunitz den Botſchafter Breteuil „cet ignorant et insolent personnage".

939) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 1. April 1779. S. 286.

940) Kaunitz an Lehrbach. 4. April.

941) Lehrbach an Kaunitz. 6. April. Karl Theodor an Breteuil. 6. April.

942) Repnin an Galitzin. Breteuil an Kaunitz. Cobenzl an Kaunitz. 5. April.

943) 10. April.

944) Gleichfalls vom 10. April.

945) Abgedruckt bei Beer. S. 476. Die Worte der Kaiſerin ſind jedoch offenbar an Joſeph und nicht an Kaunitz gerichtet, und Beer faßt ſowohl Zielpunkt als Sinn derſelben irrthümlich auf, wenn er S. 474 meint, Maria Thereſia habe an Kaunitz geſchrieben: „Retten Sie die Monarchie".

946) Abgedruckt in der Correſpondenz der Kaiſerin mit Joſeph. III. 206, mit dem irrigen Datum des 10. ſtatt des 11. April.

947) Fehlerhaft abgedruckt bei Beer. S. 475.

948) Joſeph an Leopold. 12. April. III. 208.

949) Mit Referat vom 13. April.

950) Abgedruckt in der Correſpondenz der Kaiſerin mit Joſeph. III. 209. Anmerkung.

951) Vom 14. April. III. 209.

952) Kaunitz an Breteuil. 13. April.

953) Kaunitz an Cobenzl. 13. und 14. April.

954) Repnin und Breteuil an Kaunitz. 16. April.

955) Referat vom 18. April.

956) „Il est odieux d'ailleurs de voir dans presque chaque lettre quel-„que nouvelle prétention ou proposition, et surtout de les voir venir de la „part des Ministres Médiateurs conjointement ou séparément, tandis que c'est „exactement de leur part que l'on devoit le moins s'y attendre. Tachés donc „de leur faire sentir tout cela bel modo, si vous en trouvés l'occasion, et „faites leur bien entendre, s'il le faut, que nous n'admettrons plus ni aucun „changement, ni aucune nouvelle proposition, ne fût-ce même que d'un mot. „Car je vous avoue qu'on se lasse et qu'on s'impatiente à la fin, et qu'entre „autres nous serions très en droit d'être blessés de l'injuste perseverance de „leurs soupçons relativement à notre conduite sur tout ce qui regarde M. „l'Electeur Palatin, et qu'ils devroient être honteux de s'être jamais permis, „après que, coup sur coup, nous les avons toujours detruits par le fait. „Finissez, je vous prie, car je commence à être furieusement ennuyé de toutes „les petitesses et de toutes les chicanes qui renaissent à tout bout de champ, „et dont, par peu que cela durât, je serai dans le cas de ne plus pouvoir „accorder la privative à M. de Herzberg, que j'avois cru jusqu'ici être le „Roi des pedants et des chicaneurs, ainsi que la haine personnifiée."

957) Maria Thereſia an Mercy. 30. April. III. 309.

958) Zuerſt abgedruckt in der Correſpondenz der Kaiſerin mit Joſeph. III. 215. 216.

959) Cobenzl. 14. Mai.

960) Abgedruckt in ihrer Correſpondenz mit Joſeph. III. 216.

961) Karl Theodor an Maria Thereſia. 3. Jänner 1779.

962) Referat des Staatskanzlers vom 11. Jänner 1779.

963) Kaunitz an Lehrbach. 17. Jänner.

964) Lehrbach. 22. Jänner 1779.

965) Kaunitz an Ritter. 8. Febr.

966) Lehrbach. 16. Febr.

967) Lehrbach. 17. Febr.

968) Auf deſſen Referat vom 16. Febr.

969) Kaunitz an Lehrbach. 27. Febr.

970) Kaunitz an Kreßl. 19. März.

971) Kaunitz an Kreßl. 22. April.

972) Referat des Staatskanzlers vom 26. April.

973) Kreßl an Kaunitz. Straubing, 29. Mai.

974) Lehrbach. 1. Juni.

975) Referat vom 6. Mai.

976) Vom 24. April.

977) „je vous prie de changer la fin de la note et de ne pas citer que „dans une cas de necessite la note de fevrier; des alors on l'at desaprouvé. „je l'ais resolue non obstant comme de justice et je le soutiendrois de meme, „mais si on peut y venir sans cet eclat, je le souhaiterois. vous ne metterois „non plus une somme arbitraire de 150 a 200000 fl., vous metterois 200 „a 300000 fl. Krösel at conté aussi comme particulier, non en souvrains. le „mieux seroit de mettre quelques cent mille florins sans les nommer, en bloc; „les contes seroient dificil et longs. je donnerois tout de suite 500000 fl., si cela „dependoit uniquement de moi, et ferois meme des avances pour la suite „des payement de l'electeur, et passeroit sur les fiefs de boeme. cela n'est „que pour vous seul. je serois bien aise d'avoir votre note sur ces fiefs."

978) Kaunitz an Ritter. 29. Dez. 1779.

979) Abgedruckt in der Correſpondenz der Kaiſerin mit Joſeph. III. 216.

980) Mit Referat vom 21. Mai.

981) Abgedruckt in der Correſpondenz der Kaiſerin mit Joſeph. III. 216. Der Kaiſer aber gab ſeine Zuſtimmung zu dem Vorſchlage des Staatskanzlers in folgendem, für denſelben höchſt ſchmeichelhaftem Billete vom 1. Mai zu erkennen: „le peux de mots que vous avés dite à S. M., m'onts efrayés et „touchés; elle les a meritès depuis un temps. mon seul mouvement étoit de „vous acrocher et tenir par le pant de l'habit. vous savés trop vous même ce „que c'est qu'un homme pour en faire valoire des millions, pour croire que „l'on puisse, quand on a eu le sort de vous avoire, vous perdre. votre pro„position pour Cobentzel me paroit sans aucune difficulté, et je ne puis con„cevoire pourquoi S. M. ne l'a pas tout de suite agréé. comptés sur mon „envie de vous témoigner en toute occassion mon estime, ma reconnoissance „et mon amitié. quelconques moyens que vous desirerés pour votre soulagement, „ne soufriront de ma part aucune difficulté. adieu, mon chere prince, soyés „bien persuadé de la vérité de tout ce que je vous marque".

982) Anonyme Denkſchrift, wahrſcheinlich von einem Polen und aus dem Herbſte 1780 herrührend. „Autrefois le Baron Binder avoit ce departement; „c'etoit le plus habile politique de l'Autriche et l'oracle du Prince Kaunitz. „Depuis deux ans, il s'est retiré des affaires à cause de sa grande vieillesse,

„mais toujours logé dans la maison du Prince, il en est encore consulté dans „tous les points qui tirent à conséquence."

983) Am 9. Nov. 1779.

984) „je vous sais bien bon grée de cette attention; j'en sens tout le „prix qui rejailit sur votre caracterre et facon de penser aussi vis à vis de „moi. je veux esperer que le mal n'aura des suite, mais a son age, a un „corp usé cela fais plus craindre. vous m'obligerois de me marquer à l'avenir „les suites, et si on peut envoier directement à faire demander de ces „nouvelles."

985) Referat des Staatskanzlers vom 23. Mai 1779.

986) Thuguts Bericht vom 6. Juni 1779.

987) Referat vom 9. Mai.

988) Referat vom 4. Juni.

989) Auf den Vorschlag des Staatskanzlers (10. Juni), Herbert gleich seinen Vorgängern 10.000 Gulden als Ausstattung, 8000 Gulden als Gehalt und 4000 Gulden als Personalzulage zu Theil werden zu lassen, entgegnete Maria Theresia: „placet; die eintzige zulag ad personam von 4000 fl. wäre nicht zu „einen ordinaire gehalt zu machen, indeme diser posten noch alzeit alß einer der „vortheilhafftesten, wo jeder sich sein glick gemacht, angesehen worden, mithin in „disen jetzigen umbständen zu ersparen".

990) Referat vom 30. Juni.

991) Foscarini. 12. Juni. „Avendo il Barone di Thugut ottenuta l' im- „plorata permissione del Ministero d' Internuncio in Costantinopoli, da lui „per molti anni sostenuto con pienissima sodisfazione di questi Sovrani, fù in „suo luogo destinato con lo stesso carattere il Sig. di Herbert, Consigliere di „Corte nel Dipartimento degli affari forestieri. La scelta di questo soggetto, „che viene qualificato fornito di molti talenti, è attribuita in gran parte alli „buoni uffizj del . . . Cobenzl, essendo egli stato appresso di lui al congresso „di Teschen, ove si è meritato il pienissimo suo contentamento."

992) Thugut an Kaunitz. 9. Sept. Beilage des Referates vom 13. Sept. 1779.

993) Referat vom 7. Dez. 1779. Maria Theresia entgegnete hierauf: „thugutt findet Kayser May. nützlich in warschau zum landtag mit dem gehalt „wie alle Königl. ministre, und seine pension ich ihme noch a parte resolvire".

994) „je vous fais mon compl. pour la satisfaction que vous recevez de „votre fils. je la partage comme souvraine et comme amie."

995) Referat vom 16. Juli. „l'Emp. est d'accord avec moi qui ne depend „que de vous, de faire venir votre fils pour votre satisfaction et à nous con- „server un bon sujet. mais je dois vous faire souvenir que le secretaire de „legation at depuis long tems la permition de revenir; il n'est resté que pour „votre fils; il est juste qu'il jouisse aussi de sa permition. il faut donc voir „qui envoier, car cette cour ne peut rester seule en attendant qu'on nomme „un autre ministre, ou le nomant meme le successeur de votre fils. revitzgi ne „seroit-il pas l'homme? mais de meme un secretaire metzburg, qui est en

„danemarck, ne conviendroit-il pas, le voulant sans cela avantager, et me „paroissant avoir de talents?"

[996]) Thereſia Johanna, geborne Gräfin von Monte Labate, Beſitzerin der anſehnlichen Herrſchaft Napagedl in Mähren, am 17. Jänner 1774 mit Ludwig Cobenzl vermält.

[997]) Vom 16. Auguſt 1779.

[998]) Joſeph an Maria Thereſia. 24. Sept. 1779. III. 220.

[999]) Vom 24. Mai 1779. Abgedruckt in ſeiner Correſpondenz mit Maria Thereſia. III. 211—215.

[1000]) Anonyme Denkſchrift. 1780. „Aujourd'hui le conseil de guerre en „Autriche n'est que pour la forme. L'Empereur dirige tout et fait de l'armée „absolument ce qu'il veut. Il est à présumer que ce conseil sera entièrement „aboli après la mort de l'Impératrice."

[1001]) Foscarini. 1. Mai 1779. „S. M. l' Imperatore, sodisfattissimo della „direzione tenuta da questo Maresciallo Lacy in tutto ciò che appartiene alle „cose da lui operate nella passata campagna, e con l' oggetto ancora di „retribuire il lungo suo benemerito servizio di questo illustre Generale, gli „ha fatto tenere un decreto scritto di sua propria mano, con il quale, facendo- „gli li più nobili elogj, gli ha stabilito per tutto il tempo di sua vita lo „stesso annuo stipendio di 24000 fiorini, che gli venivano corrisposti nel solo „caso di guerra."

[1002]) Sie befinden ſich im Beſitze des Freiherrn Ernſt von Laudon.

[1003]) S. 196.

[1004]) Joſeph an Maria Thereſia. Linz, 3. Nov. 1779. III. 233.

[1005]) Foscarini. 12. Juni.

[1006]) Foscarini. 22. Mai.

[1007]) Anonyme Denkſchrift. „L'artillerie autrichienne, commandée par le „comte Colloredo, est aujourd'hui sur un excellent pied. A juger par la grande „quantité de canons que l'Empereur fait faire tous les mois, et qui monte „jusqu'à vingt pièces de différent calibre, on croiroit que ce Prince y a mis „toute sa confiance."

[1008]) Foscarini. 17. Juli.

[1009]) Sehr ausführlich verbreitet ſich auch hierüber ein ganz eigenhändiger Brief des Kaiſers an Lacy aus Eger vom 4. Oct. 1779.

[1010]) Foscarini. 23. Oct. 1779. „Non può negarsi che non sia riuscito „di moltissimo conforto a quei sudditi la presenza di Cesare dopo le sofferte „calamità loro cagionate dalle ostilità delli Nemici. Giacchè S. M. ordinò che tutte „le contribuzioni che furono ritratte da queste truppe nei Paesi Prussiani, doves- „sero essere ripartimente distribuite a quelli, che più degli altri fossero stati „danneggiati in tale incontro, e siccome trovò la Maestà Sua affatto privi di ogni „genere di sussistenza li sudditi della Moravia e della Boemia, non rimanendo in „loro potere che alcune telerie da essi travagliate, ed atte solo all' uso de' soldati,

„così per ristorarli vieppiù nella loro indigenza, ordinò l' acquisto di tal genere „per ordine suo proprio, ascendente al valore di 400.000 fiorini, raccogliendolo „a picciole partite da quelli che lo possiedono, con un prezzo assai loro van„taggioso."

1011) Joſeph an Maria Thereſia. Prag, 21. Nov.

1012) Langlois an den Kaiſer. Linz, 3. und 8. Sept. 1779.

1013) Joſeph an Maria Thereſia. Gmunden, 27. Oct. III. 226—228.

1014) Joſeph an Maria Thereſia. Schärding, 31. Oct. III. 228. 229.

1015) Pillwein. Der Innkreis. I. S. 267.

1016) Schreiben vom 31. Oct. III. 229.

1017) Joſeph an Maria Thereſia. Linz, 3. Nov. III. 230—233.

1018) Handbillet des Kaiſers an Thürheim. Schärdenberg, 1. Nov.

1019) Journal der Reyſe Anno 1779.

1020) Bericht aus Wien vom 28. Dez. 1779 bei Raumer. III. 339. 340.

1021) Breteuil an Vergennes. 20. Aug. 1780. „Quand je me représente „la haine, la jalousie particulière que cette Princesse m'a souvent montrée „contre l'Impératrice Reine, quand je rassemble ce que M. le Prince Repnin „m'a dit de la durée, de l'accroissement de ce sentiment . . . .

1022) Bericht vom 28. Nov. 1779 bei Raumer. III. 343. 344.

1023) Sir James Harris to Morton Eden. St. Petersburg, 25. Febr./7. März 1780. Malmesbury. Diaries. I. 285.

1024) Der Inhalt der in ruſſiſcher Sprache abgefaßten Depeſche Galitzins an die Kaiſerin Katharina vom 2. Febr./22. Jänner wurde mir durch Vermittlung des Herrn Profeſſors F. Martens aus dem kaiſ. ruſſiſchen Staatsarchive zu Moskau gefälligſt mitgetheilt. Die Antwort der Kaiſerin an Galitzin vom 15./4. Februar lautet: „La réponse que vous aves faite à l'Empereur, quand „Il vous a communiqué Son intention d'avoir une entrevue avec moi pendant „mon voyage par quelques unes des Provinces de l'Empire de Russie, je la „trouve parfaitement conforme à mes sentimens. Vous ne manquerés point, en „rendant compte à S. M. du retour de votre courrier, de Lui témoigner, à „quel point j'ai été sensible à une proposition qui ne me laisse aucun doute „sur Son amitié pour moi, et combien je désire de profiter de cette occasion „pour faire Sa connaissance personnelle, et pour être plus à portée de rendre „justice aux qualités éminentes qui Lui assignent un rang si distingué parmi „les Souverains de ce siècle."

„C'est sans aucune réserve que vous ferés connoitre à l'Empereur, que „mon voyage sera dirigé par les villes de Pskow et Polocz à Mohilew, et „que de là je retournerai dans ma résidence, par Smolensk et par Nowgorod. „J'aurois beaucoup souhaité, pour abréger le chemin à S. M, de m'approcher „davantage des villes qui sont moins éloignées des frontières de la Gallicie „et de la Lodomérie, si mes affaires n'y mettoient obstacle, et c'est ainsi que „la ville de Mohilew seroit l'endroit le plus propre pour me procurer le

„plaisir de recevoir l'Empereur. Mon départ d'ici aura lieu le 10./21 de Mai „et mon arrivée à Mohilew le 27. Mai/7. Juin."

1025) „Mon chere Marechall. voici la reponse que le prince de Gallitzin „vient de me faire parvenir sur le desir que j'avois témoigné de savoire, si „l'Imperatrice viendroit s'aprocher des confins de la Gallicie. lisés-la, et je vous „prie de me la renvoyer ensuite; nous en parlerons ensemble, et je ne puis „cacher etre curieux de faire cette conaissance. pouraye remuer par là la „bile du chere Frederic pour le faire crever. adieu."

„ce 29 fevrier 1780."

1026) Ich kann die Beweisſtücke nicht finden, auf deren Grundlage Ranke (Die deutſchen Mächte und der Fürſtenbund. I. 130) erzählt, Kaunitz habe im Namen der Kaiſerin dem Fürſten Galitzin den erſten Antrag zur Reiſe Joſephs nach Rußland gemacht. Durch die öſterreichiſchen Verhandlungsacten wird das Gegentheil bis zur Evidenz bewieſen.

1027) Kaunitz an den Kaiſer. Ganz eigenhändig. 29. Febr. 1780. „Le „Prince Gallitzin ayant persisté a exiger que je me chargea de faire passer „à V. M. I. une lettre qu'il venoit de recevoire, malgré toutes les raisons „que j'ai pu lui dire pour l'engager à m'en dispenser, comme il m'a paru qu'il „en avoit d'importantes, vis-à-vis de lui, pour en user ainsi, et que, quant à „moi, il étoit tout aussi indifférent, que je scû ou que j'ignorat la chose „dont il s'agissoit, j'ai cru ne pas devoir m'obstiner, et c'est en conséquence „que j'ai l'honneur de joindre icy la copie qui m'a été confiée. J'attendrai „les ordres de V. M. sur ce qu'Elle trouvera bon de faire répondre au „Ministre Russe, ou par mon canal, ainsi qu'il le voudroit, ou autrement et „ainsi qu'il lui plaira. Si Elle m'ordonne de venir prendre Ses ordres, je „pourai avoir l'honneur de lui rendre compte de quelques autres petites „particularités que Gallitzin m'a dites de bouche . . . . ."

1028) Joſeph an Kaunitz. Ganz eigenhändig. „Je suis charmé, mon prince, „que cette occassion vous ait informé d'une chose, dont il y a longtemps que „je voulois vous parler, mais vous voyant si rarement, j'avoue que je l'ai „oublié dans les peux de momens que nous avons causés ensemble. or donc „je viendrai demain, mon prince, dans la matinée vous en parler, et pour „concerter ensemble la reponse que je vous prierai ensuite de faire au prince de „Galitzin, qui ne peut etre que tres simple, en acceptant la proposition, Sa „Majesté en ayant été informé, et avant que j'en fis naitre la question, et „actuelement de la reponse. un voyage que je comptais sans cella faire en „Gallicie, donera a la chose le naturelle possible. adieu mon prince, soyés „persuadé de toute mon estime. Joseph Corr."

1029) Maria Thereſia an Mercy. 3. März 1780. III. 404. 405.

1030) Maria Thereſia an Mercy. 30. Juni 1780. III. 443.

1031) Foscarini. 8. April 1780 . . . „Questa Imperatrice Regina a fronte „della di lei apparente dissimulazione non vede di buon occhio un tal passo, „e sò che il Sig. Principe di Caunitz si adoperò presso la Sovrana, onde ella „seconda di buona voglia l'immaginato divisamento del figlio."

[1038]) Maria Theresia an Mercy. 2. April. III. 21.

[1039]) Chiffrirte Depesche des Grafen Esterhazy aus St. Petersburg. 20. April. Vergl. auch die Depesche von Sir James Harris an Lord Suffolk vom 20. April. Malmesbury. Diaries. I. 296.

[1040]) Zweiter chiffrirter Bericht Esterhazy's vom 21. April.

[1041]) Zum Theil von Ranke nicht berücksichtigt. Vergl. Esterhazy's Berichte vom 10. April und 24. April a. St. Dazu Graf Hertzberg's Réflexions sur l'Entrevue prochaine de S. M. l'Empereur avec l'Impératrice de Russie, welche auch Ranke I. 135—136 benützt hat vom 23. April datirt.

[1042]) „ce tissu de noirceurs, mis en action par mais de maître . . ."

[1043]) Réflexions . . . „S'il s'en présente l'occasion, on pourroit avoir „aussi sans difficulté, que l'on est parfaitement instruit de toutes les intrigues „du Roi de Prusse à Constantinople, pour engager la Porte à la quadruple „alliance contre nous, dont sans doute l'Impératrice ne Lui-même aura avoir „connoissance, mais que nous avons une trop haute idée de la sagesse et de „la perspicacité de l'Impératrice, pour avoir jamais pu penser un moment „qu'Elle n'ayt senti dans toute son étendue les vues, la noirceur et en même „tems l'absurdité de ce monstrueux projet, et qu'ainsi, bien loin d'avoir la „moindre inquiétude à cet égard, nous sommes persuadés qu'Elle saura prendre „les mesures nécessaires pour prévenir les suites facheuses que pourroit avoir „pareille menée."

[1044]) Vortrag zu den französischen Réflexions sur l'Entrevue prochaine de S. M. l'Empereur avec l'Impératrice de Russie. 24. April. 17[illegible]

[1045]) Joseph an Cobenzl. 13. April. „Je vous prévois aussi, si je ne vous „donnois faire connoître, que je serois très facile de rester [illegible] „de la part de S. M. dans quelconque genre, et si pourtant dans sa modération „ne pourroit point rester court même avec moi, je vous assure que les seuls „joyaux qui pourroient me faire plaisir, seroient Neuhäusel, Gran, Neisse et „Kosel; mais vous sentés bien qu'il faudroit du tems aux Turcs pour „les monter."

[1046]) Joseph an Maria Theresia. Lemberg, 19. Mai. 17[illegible]. III. [illegible]

[1047]) Eben in dem Titel, den der Kaiser seinem Aufsatze gab, wurde sich dieß aus. Er lautet: „Anmerkungen über die in Antwort auf Seinen „gefaßten Punkten des Fürsten von Kaunitz, die gar keinen Schein [illegible] „unterliegen können, und über die daraus bei der zweifelhaften Lage [illegible] „der Russischen Kaiserin zu beobachtende Grundsätze".

[1048]) „Ungezweifelt hat der König in Preußen seine ganz eigenen und „kurzsichtige Calle auf seine mit Lügen und Verläumdungen gepaarte Art, und „auf das niedrigste und mitzigste alles in dieser Gelegenheit angewandt."

[1049]) Referat des Staatskanzlers vom 12. Mai.

[1050]) Joseph an Maria Theresia. Lemberg, 19. Mai 17[illegible]. III. [illegible]

1045) Joseph an Kaunitz. Lemberg, 19. Mai. Abgedruckt bei Beer. Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel. Wien, 1873. S. 14.

1046) Beide Briefe sind abgedruckt in Josephs Correspondenz mit seiner Mutter (III. 247) und in der mit Katharina (S. 6 und 7).

1047) Joseph an Maria Theresia. Mohilew, 4. Juni. III. 246–250.

1048) „j'ai fais copier a la hate ma lettre qu'une garde a porté a „9 heures; vous pouvez garder le tout. le comencement est beau, Dieu donne „la fin et le retour heureux. voila un portrait pour galizin pour 24m fl., si „vous le trouvez convenable. s'il n'en veut, on le reprendra pour la meme „somme."

1049) Mohilew. 8. Juni. III. 250–255.

1050) Joseph an Maria Theresia. Smolensk, 14. Juni. III. 258. 259.

1051) Joseph an Maria Theresia. St. Petersburg, 4. Juli. III. 267–273.

1052) Joseph an Maria Theresia. 8. Juni.

1053) Joseph an Maria Theresia. St. Petersburg, 28. Juni. III. 263.

1054) Joseph an Maria Theresia. 4. Juli.

1055) Joseph an Maria Theresia. St. Petersburg, 12. Juli. III. 278. 279.

1056) Joseph an Maria Theresia. St. Petersburg, 18. Juli. III. 284–287.

1057) 12. Juli.

1058) 16. Aug. „dans les procedez et flateries on at rien laissé a desirer; „il faut voir le reste."

1059) Sie sind abgedruckt in dem Briefwechsel Josephs mit Katharina. S. 8–24.

1060) Joseph an Cobenzl. Riga, 25. Juli. Eigenhändig. „vous pourrés „m'écrire parfois, quand vous n'aurés rien de mieux à faire, en vous servant „du nouveau chifre. l'adresse pourra etre au Lieutenant Collonell Weber de „Felsenblühe à Vienne, sous l'envelope de votre banquier Brentano. en „observant de près ces Messieurs et même les Souverains de Russie dans „cette occassion, vous pourrés former un jugement et m'éclairer, si toutes „leurs paroles et demonstrations n'onts étés que des faussetés, ou si elles „sonts reelles et que je reste gravé dans leur opinion."

1061) Cobenzl an den Kaiser. 4. Aug. 1780. Seine Angaben werden auch durch die Depeschen des Sir James Harris vollkommen bestätigt. Malmesbury. Diaries. I.

1062) Cobenzl an den Kaiser. 29. Sept., 3. und 13. Oct. 1780.

1063) Sir James Harris an Sir Robert Keith. 29. Nov. 1780. Malmesbury. Diaries. I. 343.

1064) Maria Theresia an Marie Antoinette. 31. Aug. S. 342.

1065) 22. Aug. 1780.

1066) VII. 481.

1067) VII. 490. 574. (Anm. 721).

1668) Joseph an Maria Theresia. Turnau. 5. Mai 1778. II. [illegible]

1669) Maria Theresia an Joseph. 10. Oct. 1778. III. [illegible]

1670) Joseph an Maria Theresia. Gitschin, noch vom [illegible] 1778. III. 150.

1671) Joseph an Leopold. 8. Nov. 1779. III. 234.

1672) Maria Theresia an Mercy. 1. Nov. 1779. III. [illegible]

1673) VII. 476. 477.

1674) Referat vom 30. Nov. 1769.

1675) Referat vom 6. Jänner 1770.

1676) Referat des Staatskanzlers vom 23. März 1771.

1677) Referat des Staatskanzlers vom 30. Dez. 1771.

1678) Referat des Staatskanzlers vom 20. Juni 1771.

1679) Daß der Großherzog von Toscana hiebei seinen Sohn Karl im Auge hatte, läßt sich mit Bestimmtheit aus der Stelle des Briefes der Kaiserin an Mercy III. 365 vom 1. Nov. 1779 schließen: „[illegible] „du petit-fils ne convient pas". Erzherzog Karl aber, am [illegible] Sept. 1771 geboren, war damals acht Jahre alt, während sein Bruder Ferdinand schon zehn, Alexander Leopold aber erst sieben Jahre zählte.

1680) Referat des Staatskanzlers vom 20. Sept. 1779.

1681) Maria Theresia an Mercy. 1. Nov. III. 365.

1682) Referat des Staatskanzlers vom 28. Oct. 1779.

1683) Schon auf das Referat des Staatskanzlers vom [illegible] in welchem von dem Wunsche der Kaiserin die Rede war, daß [illegible] der Reichskanzlei nach Mainz gezogen werde, schrieb Maria Theresia die folgenden Worte: „von meiner seithe mache mir eine ehre und freüd, [illegible] „in allen gelegenheiten meine danckbahrkeit erkennen zu geben, [illegible] „indeme weder von Kayser noch Colloredo mir sein [illegible] „ich, ihme nutz zu sein, sehr vorsichtig handeln muß".

1684) Joseph an Leopold. 14. Nov. 1779. III. 236.

1685) Liegt bei dem Referate des Reichsvicekanzlers vom [illegible] ihrem schon mehrfach citirten Briefe an Mercy vom 1. Nov. III. [illegible] Maria Theresia in dem gleichen Sinne sich aus.

1686) Joseph an Leopold. 14. Nov. III. 236.

1687) Referat Colloredo's vom 18. Nov. 1779.

1688) Referat des Staatskanzlers vom 28. Nov. 1779.

1689) Leopold an Maria Theresia und an Joseph. 3. Dez. 1779.

1690) Die eigenhändige Resolution der Kaiserin auf das Referat des Staatskanzlers vom 22. Jänner 1780 lautet: „nach gestriger meinung, [illegible] „vernohmen, kombt es ab von disen beeden schreiben, doch [illegible] „brechen, von Zeit und umbständen, die sich leicht ändern können, [illegible] „können".

1091 Maria Thereſia an Mercy. 31. Jänner 1780. III. 395.

1092 Referat des Staatskanzlers vom 31. Jänner 1780.

1093) Ennen. Geſchichte von Stadt und Churſtaat Köln. 1856. II. 403.

1094 Colloredo's Referat vom 22. März 1780.

1095 Antwort an Brabeck. 31. März 1780.

1096 Die Geſchichte mit dem Prinzen Joſeph von Hohenlohe-Bartenſtein, welche der in dieſen Dingen keineswegs verläßliche Dohm I. 312 zuerſt aufbrächt und Ennen II. 404 gläubig nacherzählt, iſt durch gar nichts bewieſen und trägt den Stempel der Unwahrſcheinlichkeit an ſich. Nach Metternichs Berichten that Belderbuſch dem Prinzen Hohenlohe gegenüber nichts, als daß er ihn von dem aus eigenem Antriebe gefaßten Gedanken nicht abbielt, den Kurfürſten um deſſen Protection zu ſeiner Erwählung zum Coadjutor zu bitten. Denn Belderbuſch wünſchte, der Kurfürſt möge auch von anderer Seite her darauf aufmerkſam gemacht werden, daß die Wahl eines Coadjutors ſich kaum mehr länger umgehen laſſe. Metternich an Kaunitz. Mainz, 17. April 1780.

1097) Referat des Staatskanzlers vom 6. April 1780.

1098) Die Reſolution der Kaiſerin iſt nicht mehr im Original, ſondern nur noch in Abſchrift vorhanden, weßhalb ihre eigenthümliche Orthographie nicht beibehalten werden konnte. Wie ungern ſie aber den Wunſch des Fürſten Kaunitz erfüllte, geht auch daraus hervor, daß ſie deſſen ohnehin nicht langen Entwurf ihres Briefes an den Kurfürſten nicht nur weit mehr änderte, als ſie ſelbſt zugab, ſondern ihn auch noch weſentlich kürzte. Die wenigen Zeilen, die ſie dem Kurfürſten wirklich ſchrieb, lauteten folgendermaßen: „Monsieur mon Cousin! Quarante années d'un régne pénible, soixante et trois ans et plusieurs couches m'ont affoibli, qu'il me coûte d'écrire longuement de ma main. La lettre que je joins ici, est d'une main affidée et sûre, dont je me servirai même à l'avenir, et de vouloir être persuadée de mes sentimens le plus sincères . . .“ Wer dieſe wenigen Worte mit den langen Briefen vergleicht, welche Maria Thereſia gleichzeitig und noch ſpäter nach verſchiedenen Richtungen hin ſchrieb, wird leicht erkennen, daß ſie dem Kurfürſten nicht mehr ſchreiben wollte, während ſie es doch ſehr gut gekonnt hätte.

1099) Maria Thereſia an den Kurfürſten von Köln. 7. April 1780.

1100) Der Kurfürſt von Köln an Maria Thereſia. 19. April.

1101) Auf Colloredo's Referat vom 7. Mai 1780.

1102) Kaunitz an Joſeph. 13. Mai.

1103) Referat des Staatskanzlers vom 24. Mai.

1104) „on ne sauroit etre plus touchée que je suis de la promptitude „avec laquelle vous traitez l'etablissement de mon fils, je mettérois la lettre „dans la mienne à l'Emp., et vous devrois encore la reuisite de cette affaire „delicate et interessante.“

1105) Referat des Staatskanzlers vom 24. Mai.

1106) Auf das Referat des Staatskanzlers vom 30. Mai 1780. „la prompte „reuissite passe mon atente et doit vous satisfaire."

1107) Belderbuſch an Metternich. Eigenhändig. Bonn, 29. Mai 1780. „wenn dieſem aber alſo wäre, ſo ſeye er von ſeinem König befehliget zu ſagen, „daß er dieſes niemahlen zugeben, auch Mittel finden würde, ſolches zu hinderen."

1108) Dohm. Denkwürdigkeiten. I. 314—317.

1109) Dohm. I. 337. Doch kann ſein Zeugniß nur in Bezug auf die Maßregeln Preußens Anſpruch auf volle Glaubwürdigkeit erheben. In Vielem, was Oeſterreich betrifft, iſt er feindſelig und unzuverläſſig, letzteres ſogar hinſichtlich der von ihm behaupteten Thatſachen. So läßt er den Grafen Metternich erſt am 24. Juni in Münſter erſcheinen, um dort um die Stimmen der Domherren für Oeſterreich zu werben, während er ſchon ſeit dem 25. Mai daſelbſt anweſend war. Auch das, was Dohm von Beſtechungen ſagt, deren ſich Oeſterreich bedient habe, iſt durch gar nichts bewieſen. Metternich berichtet vielmehr ausdrücklich am 13. Juni 1780 aus Münſter an Kaunitz: „So viel kann ich gehorſamſt verſichern, „daß die ſo beträchtliche Stimmenanzahl ohne die geringſten Geldverheiſſungen „beygebracht worden iſt, welches ich zur Ehre des hieſigen Kapitels um ſo mehr „anzurühmen mich ſchuldig erachte, als ein ſolch edler Betrag in den Weſtphäliſchen „Stiftern ganz unbekannt geweſen iſt".

1110) Referat des Staatskanzlers vom 23. Juni.

1111) Referat des Staatskanzlers vom 4. Juli.

1112) Prinz Joſeph Hohenlohe an den Erzherzog Maximilian. Köln, 22. Juni. „Je m'empresse à Vous réitérer, Monseigneur, l'offre que j'ai déjà faite à „S. M. l'Impératrice de ma voix, et l'assurance que j'ai désisté de tonte „prétention. Mes confrères auront le même désir de concourir au succès de „V. A. R., et Elle voudra bien recevoir mon respectueux compliment d'avance."

1113) Auf das Referat des Staatskanzlers vom 29. Juli ſchrieb Maria Thereſia: „der nuntius iſt ertag umb 9 uhr in die burg zu beſtellen, wo mein „ſohne alſ dem erſten die weyhe nehmen wird."

1114) Metternichs Berichte aus Münſter vom 12. und 16. Aug. 1780. Dohm. I. 366—372.

1115) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 31. Aug. S. 342.

1116) Referat des Staatskanzlers vom 8. Sept.

1117) Referat des Staatskanzlers vom 8. Oct. 1780.

1118) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 31. Aug.

1119) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 3. Nov. 1780.

1120) VII. 269—286.

1121) Mit Referat vom 16. Oct. 1780.

1122) Joſeph an Cobenzl. 25. Oct.

1123) Kaunitz an Cobenzl. 18. Oct. 1780. In Chiffern.

1124) Breteuil an Vergennes. 17. April 1778. Mir von Dr. Fournier mitgetheilt.

1125) Maria Thereſia an Mercy. 4. Aug. 1779. III. 338.

1126) Maria Thereſia an Mercy. 31. Juli 1779. III. 335.

1127) Mit Referat vom 19. Juni 1780.

1128) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 30. Juni. S. 334.

1129) Marie Antoinette an Maria Thereſia. 13. Juli 1780. S. 336.

1130) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 2. Aug. S. 339.

1131) Joſeph an Maria Thereſia. Prag, 13. Oct. 1780. III. 314.

1132) Joſeph an Leopold. 14. Nov. 1780. III. 322.

1133) Maria Thereſia an Mercy. 3. Nov. III. 484.

1134) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 3. Nov. S. 348.

1135) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 30. Juni 1780. S. 333.

1136) X. 233.

1137) Maria Thereſia an Mercy. 3. Nov. III. 485.

1138) Das Kloſter der Eliſabethinerinnen zu Klagenfurt beſitzt eine ſehr ausführliche, von ſeiner ehemaligen Aebtiſſin, der Erzherzogin Marianne verfaßte Darſtellung der letzten Lebenstage und des Endes der Kaiſerin Maria Thereſia. Die wortgetreue Abſchrift dieſes Aufſatzes, die ich der Güte des hochwürdigſten Herrn Fürſtbiſchofs Dr. Wiery verdanke, umfaßt fünf und zwanzig Quartſeiten. Meiner eigenen Schilderung dieſer Ereigniſſe liegt hauptſächlich die der Erzherzogin zu Grunde.

1139) Maria Thereſia an Marie Antoinette. 3. Nov. S. 349.

1140) Wiener Zeitung vom 11. Nov. 1780.

1141) Foscarini. 25. Nov. „il chè fù anche effettuato, abbenchè questo „Sig. Sterck, primo medico di Corte, non fosse assai persuaso.“

1142) Memoiren des Prinzen Albert. „L'Empereur qui vint bientôt après „chés nous, se recria beaucoup sur le bruit que faisoit, disoit-il, ce Medecin „de la Maladie de la Souveraine . . . Il eut même la-dessus une prise assés „forte avec lui, et dans laquelle il lui fit le reproche de vouloir grossir le „mal, pour se faire ensuite d'autant plus d'honneur de la guérison.“

1143) An Leopold. III. 323.

1144) An Leopold. 23. Nov. III. 322.

1145) „mes plus que tendres et pretieux enfants. je suis désolée du „courier qui vous at été envoyée hier, sentant l'impression qu'il vous aura „faite, conoissant l'etendue de vostre attachement pour moi. jugez de mes „inquietudes; vous est chretien et vertueux, ce qui me console, et vous trouvez „toujours votre bonheur en vous-même. Dieu vous conserve; je vous donne „a tout deux et a vos 10 chers enfants ma benediction. Marie Therese.“

Das Facſimile am Schluſſe dieſes Bandes.

1146) Joseph an Leopold. 27. Nov. III. 324.

1147) Memoiren des Prinzen Albert. „Ce fut après cette triste fonction „que, rassemblant autour d'elle ses enfants, elle les recommanda a l'Empereur, „auquel elle tint en cette occasion un discours si touchant, que les larmes „lui tombèrent tout d'un coup des yeux comme un torrent, et que je n'ai „jamais vu un homme plus emu qu'il ne l'etoit en ce moment-là."

1148) Zahlmeister Mayer schrieb auf das von der Kaiserin erhaltene Billet: „accepi den 28. Nov. 1780 Nachmittag um 5 Uhr".

1149) Dieses Billet des Kaisers an Kaunitz vom 28. Nov. ist abgedruckt in dem von Beer veröffentlichten Briefwechsel der Kaiser Joseph und Leopold mit Kaunitz. S. 20.

1150) Memoiren des Prinzen Albert.

1151) Abgedruckt bei Beer. S. 20.

1152) Memoiren des Prinzen Albert. „La nouvelle qui s'en repandit dans „ceux-là (les Etats qui composoient la Monarchie Autrichienne), y jetta la „plus grande consternation et tristesse. Elle fut des plus vives surtout chés „tous les gens de la cour et de la ville de Vienne, qui avoient été à même „de la connoitre de près, et d'aprécier ses grandes qualités et ses vertus. „Mais ce qui prouve combien des petites choses peuvent influer sur les sen„timens de la populace, c'est que celle de la capitale, d'ailleurs si bonne et „si attachée à ses Maîtres, ne témoigna pas en cette occasion celle qu'on „devoit s'en attendre, un impot qui avoit été mis peu avant sur la boisson, „l'ayant indisposée au point, que beaucoup d'individus de celle-là assistèrent „même avec une indifférence tout-à-fait scandaleuse à son convoy funèbre."

1153) Sir Robert Keith an Lord Stormont. 2. Dez. 1780. Bei Coxe. IV. 562.

1154) Kraft seines Testamentes vom 10. Mai 1621.

1155) Originalurkunde auf Pergament, von der Kaiserin eigenhändig unterzeichnet. Auf dem Umschlage sind die von der Kaiserin gleichfalls eigenhändig niedergeschriebenen Worte zu lesen: „in disen verschlossenen paquet ist mein letzter „wille enthalten, welchen ich den 3ten april 1754 ausgefertiget habe".

„Maria Theresia."

1156) Testament vom 15. Jänner 1764. Von der Kaiserin eigenhändig unterzeichnet und datirt. In der Mitte durchschnitten.

Alphabetiſches Namen-Regiſter.

Acqua, dell', Viceſecretär; 777.
Adami, Dr.; 3.
Adda, Marcheſe d'; 170.
Aettenkhover, Joſeph Anton, baieriſcher Geſchichtſchreiber; 348.
Albani, Alexander, Cardinal; 275.
Agſthofer, Schulmann; 35.
Alembert, d', Jean; 179.
Alton, d', Richard, Feldmarſchall-Lieutenant; 536, 537.
Alvintzy, Joſeph, Oberſt; 602.
Andler, Franz Reinhold Graf, Landespräſident; 20.
Andreoſſi, Graf; 775.
Anhalt, von, preußiſcher General; 462.
Ansbach und Bayreuth; 45, 343, 378, 383—386, 392, 407, 410, 413, 416, 419, 424, 430, 433, 435, 464, 466, 477, 479, 485–489, 515, 522, 524, 526, 539, 540, 550, 551, 553, 559, 560, 565, 569, 574, 576, 582, 583, 586—588, 590, 591, 593, 594, 597, 598, 605, 804, 824.
— Markgraf von; 392.
Anton, Erzherzog; 696.
Arconati, Graf; 166, 167, 776, 777.
Arenberg, Herzog von; 230, 231, 790.
Artois, Graf von; 241.
— Gräfin von; 244.
Aſtfeld, Joſeph Anton Freiherr von, Tribunalskanzler; 63.
Auerſperg, Joſeph Maria Graf, Gouverneur von Siebenbürgen; 148—151, 772, 773.
— Heinrich Graf, Gouverneur von Galizien; 21, 93—96, 764.
Ayaſaſa, Joſeph Graf d', commandirender General; 213—216, 785, 786.

Baiern; 39, 40, 43—45, 280—359, 363—367, 369—372, 374, 378, 381, 386, 390—394, 397, 401, 403—425, 428—430, 433, 435–437, 449, 451, 466—469, 472, 477—480, 483–489, 491—495, 509, 515, 516, 520, 524–526, 539—541, 545, 546, 550, 551, 553, 557—560, 562, 565, 566, 569—571, 573—576, 579, 580, 582—599, 604, 624, 632–642, 662, 715, 742, 810, 819.
— Maximilian Joſeph, Kurfürſt von; 44, 280—282, 285–289, 293, 303, 304, 308—310, 316, 319, 324, 327, 330, 332, 333, 357, 359, 363, 380, 381, 406, 408, 439, 477, 589, 615, 631, 662, 796, 803, 824.
— Clemens Herzog von; 280.
— Marianne Herzogin von; 323—325, 329, 348, 622.
Bajtay, Joſeph Anton von, Biſchof von Siebenbürgen; 137—139, 142, 143, 145, 150, 770—773.

Bajzáth, Joseph von, Bischof; 119.
Balogh, Ladislaus von; 113.
Banat; 122—129, 768.
Banffy, Dionys Graf; 148.
— Wolfgang Graf; 148.
Bariatinsky, Fürst, russischer Gesandter; 561.
Barkoczy, Franz Graf, Primas von Ungarn; 113, 118.
Bartenstein, Johann Christoph Freiherr von, Vicekanzler; 122, 281, 282, 740.
Batthyany, Adam Graf; 113.
— Joseph Graf, Primas von Ungarn; 113, 514.
— Ludwig Graf, Palatin; 107.
Baußnern, Samuel von; 154, 155.
Bayreuth, s. Ansbach.
Beatrix, Erzherzogin; 7, 159, 161, 165, 181, 183, 184, 192, 780, 782.
Beccaria, Cesare; 176—180, 193.
Beckers, Heinrich Anton Freiherr von, pfälzischer Minister; 301, 302.
Belderbusch, Freiherr von, kölnischer Minister; 696, 700, 702—705, 835.
Belgiojoso, Ludwig Graf, Gesandter; 194, 195, 716.
— Grafen; 194—197.
Berchtoldt, Marie Gräfin, Kammerfräulein; 735.
Bethlen, Gabriel Graf, siebenbürgischer Hofkanzler; 132, 134—136, 138, 142, 769, 770.
— Nicolaus Graf; 148.
— Paul Graf; 148.
Bettinelli, Xaver; 178.
Binder, Anton Freiherr von, bevollmächtigter Minister; 794.
— Friedrich Freiherr von, Staatsrath; 221, 286, 296, 302, 317, 412, 413, 473, 479, 482, 519, 578, 643—645, 798, 811, 814, 827, 828.
Biondi, mailändischer Senator; 167, 777.
Blanc, Franz Anton von, Hofrath; 819.
Blümegen, Christoph Graf, Landespräsident in Mähren; 47.
— Heinrich Cajetan Graf, oberster Hofkanzler; 15—17, 58, 59, 63, 140, 611, 727, 770.
Bocholtz, von, Domherr; 700.
Böhmen; 17, 34, 41—43, 46, 48—54, 56—63, 82—84, 91—94, 117, 157, 279, 284, 286, 290, 292, 293, 313, 321, 324, 330, 359, 367, 369, 370, 387, 405, 408—410, 439, 447, 455, 457, 460, 461, 469, 471, 478, 506, 509—511, 518—520, 523, 526, 528, 531, 542, 586, 587, 589, 604, 607, 610, 632, 637, 642, 655—659, 757—759, 761, 763, 765, 819, 823, 827, 829.
Bolza, Peter, Hofrath; 17.
Borié, Valentin Freiherr von, Gesandter; 45, 46, 286—288.
Bombelles, Marquis, französischer Gesandter; 340.
Borromeo, Vitaliano, Nuntius; 275.
Bossi, Oberst; 507.
Botta d'Adorno, Marchese, Feldmarschall; 160.
— Marchese, Feldmarschall-Lieutenant; 441, 442, 507, 533, 818.
Brabeck, Moriz von, Domherr; 700, 703, 704.
Brandis, Maria Judith Gräfin, Kammerfräulein; 735.
Braunschweig, Friedrich Prinz von; 377.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von; 365, 368, 377, 486, 533, 544.
Brentano, Franz von, Pfalz-Lautern'scher Reichstagsgesandter; 327.
— Banquier, 833.
Breuner, Karl Thomas Graf, Regierungspräsident; 21.
Breteuil, Baron, französischer Botschafter; 260, 261, 307, 333, 335, 339, 340, 520, 551, 552, 582—585,

588—590, 593, 595, 599, 600, 605, 606, 612—614, 616, 618, 620, 621, 622, 623, 625, 627—631, 715, 793, 824—826.
Brigido, Joseph Graf, Landespräsident; 97, 100, 101, 122.
Browne, Johann Georg Graf, Generalmajor; 654, 660.
Brukenthal, Samuel Freiherr von, Gouverneur von Siebenbürgen; 131, 152, 154—160, 769—773.
Buccow, Adolph Freiherr von, commandirender General; 131, 133, 138—140, 770.
— Fräulein von; 28.
Bukowina; 99—101, 670, 671, 685.

Canto, Fabriksbesitzer; 775.
Castiglioni, Onorato, Marchese; 774, 777.
Caramelli, Graf, General der Cavallerie; 440.
Carli, Graf, Rathspräsident; 166—168, 776.
Caroelli, Vicepräsident; 777.
Castelli, Secretär; 163, 776, 777.
Cavriani, Ludwig Graf, geheimer Rath; 196.
— Gräfin, Unterdechantin zu Innsbruck; 25, 27, 28, 754.
Cazier, Baron, niederländischer Generalschatzmeister; 218, 220, 787.
Chablais, Herzog von; 734.
Chaos, Freiherr von; 3.
Chevalier, Abbé; 789.
Choiseul-Meuse, Gräfin; 232, 791.
Chorinsky, Matthias Graf, Bischof; 62.
Chotek, Johann Karl Graf, Feldzeugmeister und Generalkriegscommissär; 342, 347.
— Rudolph Graf, oberster Kanzler; 42, 43, 757.
Clary, Philipp Graf; 819.
Clemens XIV., Papst; 82, 83, 188.
Clerfayt, Karl Graf, Generalmajor; 608.
Cobenzl, Karl Graf, niederländischer Minister; 198, 199, 201—212, 218—220, 225—227, 783, 784, 787, 788.
— Ludwig Graf, Gesandter; 271, 273, 364—368, 376—389, 392, 397, 398, 401, 402, 405—412, 414, 416, 417, 419—432, 435, 436, 473, 610—612, 649, 650, 673, 676, 682, 687—691, 807, 823.
— Philipp Graf, Vicekanzler; 252, 611, 612, 618, 622, 623, 625—631, 643—646, 823, 827, 828.
— Johanna Theresia Gräfin; 650.
— Therese Gräfin; 207, 783.
Collenbach, Heinrich Gabriel von, Hofrath; 221.
Colloredo, Rudolph Fürst, Reichsvicekanzler; 286—291, 699, 700, 702, 704, 707, 708, 834.
— Hieronymus Graf, Erzbischof von Salzburg; 288, 637, 662.
— Joseph Graf, Feldmarschall-Lieutenant; 252, 500, 502, 655, 829.
Corrado, Marchese, Senatspräsident; 169, 777.
Cremani, Rechtslehrer; 178.
Cristiani, Beltrame Graf, Großkanzler; 159, 774.
— Luigi Graf, Quästor; 186, 781, 782.
Croatien; 129, 130, 153.
Crumpipen, Heinrich von, niederländischer Staatssecretär; 218, 219.
— Joseph von, Kanzler von Brabant; 218, 219.

Dalberg Adolph Freiherr von; 696.
Daun, Leopold Graf, Feldmarschall; 653.
— Graf, baierischer Oberststallmeister; 348.
Daverio, Abbate; 167.
Degenfeld, Graf, holländischer Gesandter; 716.
Deutschland; 45, 236, 284, 286—290, 293, 298, 299, 304, 316, 320, 323,

327, 333, 339, 343, 390—394, 397, 427, 431, 464—467, 477, 485, 487, 515, 540, 546, 547, 549, 552—554, 562—564, 571, 573—577, 587, 590, 598, 599, 604, 687, 696—698, 701, 738.
Doria, Giuseppe, Official; 779.
Dorn, Johann Jacob, Hofrath; 221.
Drechsel, Freiherr von, Feldmarschall-Lieutenant; 100.
Durini, Cardinal; 185.

Ehrthal, Friedrich Karl von, Kurfürst von Mainz; 413.
Elisabeth, Erzherzogin; 713, 714, 722, 724, 726—730, 733, 734.
Elrichshausen, Karl Freiherr von, Feldzeugmeister; 439, 441, 533, 537, 818.
Emminghaus, von, preußischer Gesandter; 708.
England; 236, 237, 259—263, 265, 272, 284, 300, 335, 339, 516, 549, 551, 566, 647, 665, 666, 715—717, 738.
Enzenberg, Cassian Graf, Regierungspräsident; 22, 24—34, 755, 756.
— Graf jun.; 28, 33, 755, 756.
— Freiherr von, Generalmajor; 99, 100.
— Sophie Gräfin; 28—34, 233, 754—756.
— Freiin von, Dechantin; 25—28, 754.
Epée, de l', Abbé; 3.
Escherich, von, Lehenscommissär; 279.
Esebeck, von, pfälzischer Minister; 325, 329, 799.
Esterházy, Franz Graf, ungarischer Hofkanzler; 96, 97, 119, 125, 126, 134, 514, 764, 765, 772.
— Karl Graf, Bischof von Waitzen; 118.

Fabris, Tomiotti de, Dominik, Feldmarschall-Lieutenant; 369.
Farinelli, Karl, Sänger; 181.
Fekete, Georg Graf, Judex Curiae; 110, 119, 122.
Felbiger, Johann Ignaz, Propst; 35, 727.
Fenaroli, Senator; 195, 777.
Ferdinand, Erzherzog; 7, 159, 161, 164, 180—188, 191, 192, 198, 692, 733, 734, 779—781.
— jun., Erzherzog; 234.
Festetics, Paul von, Hofrath; 108.
Finkenstein, Graf, preußischer Minister; 278, 365, 377, 381, 382, 405, 423, 427, 465, 467, 468, 470, 478, 479, 486, 487, 492—495, 508, 591, 594, 595.
Firmian, Karl Gotthard Graf, Minister; 159—171, 174, 176, 177, 179—181, 184—188, 190—192, 774, 776, 778, 780—782.
— Leopold Graf, Cardinal; 661, 662.
Fiume; 129, 130.
Flader, Mathias, Hoftapezier; 754.
Forgách, Nicolaus Graf; 514.
Frankreich; 211, 229, 235—265, 271, 273, 283, 284, 294—296, 300, 305, 316, 319, 332—340, 360, 375, 380, 384, 386, 404, 412, 415, 422, 425, 431, 448, 515—517, 520, 521, 524, 539—541, 543, 544, 547—555, 557, 559, 561—563, 566—571, 573—582, 584—590, 592, 596, 599, 613, 616, 622, 624, 635, 637, 639, 646, 647, 665, 666, 671, 672, 676, 698, 705, 712, 715, 738, 801, 806, 824.
— Ludwig XV., König von; 239, 246.
— Ludwig XVI., König von, 237—241, 243, 244, 246, 249, 250, 252—256, 333, 336, 337, 339, 544, 550, 555, 580—582, 585, 587, 637.
— Marie Antoinette, Königin von, 237—256, 258, 259, 334—338, 548—550, 554, 555, 711—713, 716—720, 746.
Franz I., Kaiser; 24—26, 29, 104, 107, 139, 283, 720, 733, 737, 741, 754, 755.
Freganeschi, Marchese; 183.

Friedrich II., König von Preußen; 61, 74, 198, 247, 260, 270—274, 277, 279, 284—286, 291—295, 298, 316, 322, 323, 326—335, 337, 341, 357—361, 363—369, 371—411, 413, 415—438, 440, 442, 443, 447—456, 458, 460, 497, 498, 505—513, 515, 516, 518—535, 538—545, 549—554, 556, 557, 559—562, 564—571, 574, 579—581, 583, 584, 586—588, 590—619, 621—624, 626, 628—633, 650, 652, 656, 664, 666—673, 675, 676, 678—680, 683, 684, 686, 696, 700, 708—711, 714, 715, 737, 738, 761, 795, 799—811, 813, 818, 822—825, 831, 832, 836.
Frisi, Filippo; 178.
Fritz von Rustenfeld, Karl Joseph, siebenbürgischer Thesauriatsrath; 145.
Fürstenberg, Karl Egon Fürst, Oberstburggraf; 43.
— Franz Friedrich Freiherr von, Minister in Münster; 700, 703, 709, 711.

Gaffron, von, preußischer Geschäftsträger; 372.
Galitzin, Fürst, russischer Botschafter; 450, 462, 464, 544, 553, 567, 595, 605, 606, 668—670, 676, 814, 830, 831, 833.
Galizien; 76—101, 123, 344, 371, 372, 422, 439, 516, 517, 570, 669, 670, 677, 763—765, 767, 800.
Garampi, Joseph, Nuntius; 63, 710, 724, 759, 836.
Gaussen, Chevalier de, französischer Geschäftsträger; 520, 548, 550, 553, 554.
Geißler, Johann Georg von, Gefällsadministrator; 13—15, 19.
Giulini, Giorgio, Geschichtschreiber; 178.
Giusti, Ludwig Abbate, Hofrath; 221.
Goldegg, Ferdinand von, Hofrath; 196.
Goeß, Johann Peter Graf; 347.
Goldhagen, von, baierischer Geheimrath; 618.
Goltz, Freiherr von, preußischer Gesandter; 333, 334, 799, 800.
Görtz, Eustach Graf; 327, 329.
— Graf, preußischer Generalmajor; 462.
Graeven, Feldmarschall-Lieutenant; 441.
Grassalkovics, Graf jun.; 109, 110.
— Anton Graf, ungarischer Hofkammerpräsident; 108—110, 122, 160.
— Gräfin; 109.
Greiner, Joseph von, Hofrath; 9, 11—13, 15—20, 35, 157, 735.
Greppi, Antonio, Generalpächter; 191, 192, 775.
Grovestein, Gräfinnen; 780.
Guerig, Adalbert, Schulmann; 93.
Gundel, Paul von, Kunstfreund; 751.
Guttenberg, Josepha von, Kammerdienerin; 735.
Gyulai, Samuel Graf, Feldmarschall-Lieutenant; 441.

Haan, Mathias Wilhelm, Hofrath; 196.
Hadik, Andreas Graf, Feldmarschall; 82, 91—93, 133, 138, 140, 440, 458, 480, 481, 483, 484, 504, 510, 652, 658, 770.
Haller, Albrecht von; 193.
Hallerstein, Pater; 233, 791.
Hamilton, Maximilian Graf, Bischof von Olmütz; 53.
Hannover; 698, 703.
Hardegg, Johann Franz Graf, erzherzoglicher Oberststallmeister; 780.
Harsch, Graf, Feldzeugmeister; 47.
Hartig, Adam Franz Graf, Gesandter; 45, 303, 308, 796.
Hatzfeldt, Graf, Staatsminister; 15, 18, 43, 46, 58, 707, 757.
Haugwitz, Friedrich Wilhelm Graf, Staatsminister; 199, 202.
— Heinrich Wilhelm Freiherr von, Regierungspräsident; 20.

Hauer, Urban, Prälat von Mölk; 13.
Hausen, Franz Anton Freiherr von, Fürstpropst von Berchtesgaden; 45.
Hay, Johann Leopold, Propst; 74.
Heister, Gottfried Graf, Regierungspräsident; 21, 31, 34, 756.
Heiter, Alexander von, Gubernialrath; 76, 77, 87, 145.
Hendel, von, Hofkammerrath; 357.
Herberstein, Joseph Graf, Statthalter; 9.
— Leopold Graf, Landeshauptmann; 21.
Herbert, Peter Philipp von, Hofrath; 611, 648, 828.
Hermannstadt; 773.
Hertzberg, Graf, preußischer Minister; 377, 378, 405, 423, 427, 465, 467, 468, 470, 478, 479, 486, 487, 492—495, 508, 591, 594, 595, 631, 803, 825, 826.
Hessen-Darmstadt, Joseph Landgraf von, Bischof von Augsburg; 275.
— -Philippsthal, Prinz von; 603.
Hoensbroeck, Graf; 229.
Hofenfels, Christian von, pfälzischer Minister; 324, 325, 329, 341, 612, 617, 618, 799.
Hohenlohe, Joseph Prinz von; 708—710, 835, 836.
Holger, Joseph Ferdinand von, Hofrath; 196.
Holland; 229, 259, 263, 284, 300, 698, 703, 715—717.
Hompesch, Freiherr von, baierischer Minister; 347.
Horváth, Alexander von, Hofrath; 135.
Hrzan, Franz Graf, Cardinal; 700, 706, 762.
Hubert, St., Abtei von; 229, 790.

Innerösterreich; 21, 36.
Italien; 40, 57, 263, 683, 685, 686, 688, 738.
Isabella, Erzherzogin; 160, 262, 283.
Izdenczy, Joseph von, Hofrath; 149, 151, 772.

Joseph II., Kaiser; 2, 3, 5, 6, 12, 36—40, 44—63, 65—71, 73, 75, 76, 78—83, 87—94, 96—101, 114, 123—125, 129, 136, 140, 143, 151—154, 158, 160—176, 186, 187, 191, 194, 202, 210—216, 219, 220, 231, 234, 242, 243, 246—259, 261, 262, 267, 277, 279, 281—283, 286—293, 296, 298, 299, 301, 303—308, 311—313, 315, 316, 318—323, 329—331, 336, 339—342, 344, 354, 356, 358—363, 368—370, 374—376, 379—381, 384—406, 408—418, 420—435, 437, 439—463, 469—485, 487, 488, 497—514, 517—519, 521—536, 538—544, 547, 548, 550, 551, 555—558, 561—567, 571, 572, 577, 578, 585, 587—590, 592, 599, 601, 602, 604, 606—609, 614—617, 619, 621, 625—629, 631, 635, 636, 640—644, 650—692, 694, 695, 697—702, 705—707, 714—718, 720, 722—737, 741—743, 757—762, 774—778, 782, 786, 792, 801, 804—809, 811, 812, 815—819, 823, 827—832, 834, 837, 838.
Josepha, Kaiserin; 281—284.

Karl, Erzherzog; 697, 834.
Kärnten; 45, 58.
Kaunitz, Fürst, Staatskanzler; 4—7, 17, 18, 39, 40, 44, 45, 70, 71, 80, 82, 83, 85—88, 90, 91, 126, 136, 160, 176, 177, 179—183, 185—191, 193—197, 199, 202—213, 215—225, 227—229, 231, 235—238, 248, 251, 257, 259—261, 263—269, 271—277, 280, 281, 283—304, 307, 311—319, 322, 326, 327, 330, 331, 333, 335, 339, 347, 349, 350, 352—356, 363, 364, 374—376, 379—387, 392, 395—397, 399, 402—405, 412—423, 425, 428—430, 432—435, 445, 446, 449—454, 460, 470—479, 484, 485, 488, 496, 514—

526, 538—541, 543—546, 551—556, 558—562, 566—579, 582—585, 587—590, 592—594, 596—599, 601, 604—608, 610—612, 614, 616, 619, 621, 623—636, 641—650, 666, 667, 669—672, 674—676, 678, 680—683, 691, 696, 697, 700—702, 704—709, 711—714, 731, 738, 740, 752, 769, 774, 783—785, 787, 790, 792, 798, 805, 810, 811, 814, 817, 820, 827, 831, 832, 835.
Kaunitz, Dominik Graf, Gesandter; 649.
— Ernst Graf; 47.
— Joseph Graf, Gesandter; 545, 546, 599, 649, 828.
Katona, Stephan, Geschichtsforscher; 121.
Keeß, Franz Georg von, Hofrath; 14, 196.
Keményi, Ladislaus Graf; 131.
Kempelen, Oberst; 115, 116.
Khevenhüller, Johann Joseph Fürst, Obersthofmeister; 95.
— Franz Anton Graf, Rechnungskammer-Präsident 15—17.
— Johann Sigismund Graf; 780, 781.
— Gräfin Maria Amalia, geborne Fürstin Liechtenstein; 780, 781.
Kicki, Starost; 81.
Kindermann, Dechant; 93.
Kinsky, Ulrich Fürst, Feldmarschall; 655.
— Franz Graf, Generalmajor; 311.
Klein, Magnus, Prälat von Göttweih; 13.
Kloknern, Daniel von, Bürgermeister; 132.
Knebel, Franz Freiherr von, Gesandter; 361, 362, 430, 813.
— Freiherr von, Generalmajor; 507.
Knyphausen, Dodo Heinrich Freiherr von; 377—384, 387, 392, 401, 405, 409, 413, 417, 803, 804, 807.
Koch, Ignaz Freiherr von; Cabinetssecretär; 203.
Koeper, preußischer Cabinetsrath; 462.
Kollar, Adam Franz, Hofrath; 134.
Koller, Franz Graf, Präsident der illyrischen Hofdeputation; 122, 126, 127, 141, 514, 768.
Kolowrat, Leopold Graf, Hofkammerpräsident; 12, 15—17, 311.
— Philipp Graf, Oberstburggraf; 42, 43, 557.
Königsberger, Heinrich Georg; 98.
Königsegg, Karl Alois Graf, Domdechant; 708.
— Max Friedrich Graf, Kurfürst von Köln; 696, 698, 700, 702—705, 708, 711, 712, 835, 836.
Königsfeld, Graf, baierischer Minister; 348, 801.
Kornis, Michael Graf; 155, 156, 773.
Kornrumpf, Legationssecretär; 700, 706, 707.
Krain; 58.
Kreittmayr, Freiherr von, baierischer Hofkanzler; 281, 282, 285, 310, 318, 350, 351, 798.
Kreßl von Qualtenberg, Freiherr, Staatsrath; 15, 18, 33, 34, 42, 311, 313, 314, 354—356, 638—642, 756, 819, 827.
Künigl, Leopold Franz Graf, Gubernialrath; 34, 756.
Kulmer, Freiherr von, Stiftscapitular; 45.

Lacy, Graf, Feldmarschall; 93, 139—146, 150, 151, 215, 267, 368, 439, 442, 458, 460, 479—481, 483, 484, 497, 498, 500—504, 519, 528, 529, 535, 567, 601, 602, 651—654, 656, 658, 669, 677, 746, 770, 785, 786, 812, 815, 816—818, 821, 822, 829.
Lamberg, Graf; 377.
Landriani, Senator; 777.
Lang, Major; 775.
Langen, Oberstlieutenant; 677.
Langlois, Peter von, Feldmarschall-Lieutenant; 311, 315, 319, 659, 798.

Lanthieri, Johann Caspar Graf, Vicestatthalter: 148.
La Roche, Trierischer Kanzler: 794.
La Tour, Rathsbeisitzer: 776.
Laudon, Ernst Gideon Graf, Feldmarschall: 223, 368, 369, 440, 442, 456, 458—460, 480, 481, 483, 498—506, 510—513, 518, 519, 523, 528, 529, 534, 652, 653, 658, 809, 811—813.
Lederer, August Gottlob Freiherr von, Hofrath: 221—223, 231, 232, 787.
Lee, Arthur, nordamerikanischer Agent: 260—262, 793.
Lehrbach, Franz Ludwig, Freiherr von, Hofrath; 314, 346—354, 480.
— Franz Sigmund Freiherr von, Gesandter: 309, 310, 315, 316, 318—320, 324, 325, 328, 341, 342, 346, 351, 352, 616, 618—622, 636—639, 825.
Leyen, Damian Friedrich von der, Graf, Domherr: 707, 708.
Leykam, Franz Georg Freiherr von, Reichshofreferendar: 286, 698, 712, 834.
Lichnowsky, Fürst: 590—592.
Liechtenstein, Karl Fürst, General der Cavallerie: 441, 498, 499, 504, 511, 653, 654.
— Wenzel Fürst: 655.
— Eleonore Fürstin: 653, 654.
Lilien, Freiherr von: 281, 282.
Lombardie: 159—198, 222, 224, 235, 236, 372, 777—782.
Lori, baierischer Hofrath: 351.
Lothringen, Karl Prinz von: 198—203, 209, 213—216, 218, 225—228, 232—234, 510, 692, 712, 717, 719, 720, 733, 783—785, 787, 788, 791, 794.
— Charlotte Prinzessin von: 207, 783.
Lottinger, Rathsbeisitzer: 166—168, 776, 777.
Luzerne, de la, französischer Gesandter: 319.
Mähren: 9, 10, 14, 17, 19, 41, 42, 46—51, 53, 54, 56—66, 69—75, 82—85, 91, 92, 94 117, 123, 157, 367, 369, 370, 439, 533, 542, 655, 656, 677, 738, 757—762, 829.
Mailáth, Joseph von, Gouverneur: 108, 119, 129, 130.
Mannagetta, Freiherr von: 8.
Mantua: 774, 775, 782.
Marbois, französischer Gesandtschaftssecretär: 325, 340.
Marck, Joseph Freiherr von der, Hofrath: 135.
Marianne, Erzherzogin: 27, 713, 721, 722, 724, 726—730, 733, 734, 837.
Marie Christine, Erzherzogin: 8, 76, 93, 107, 114, 115, 276, 313, 692, 712, 713, 717, 720, 722—724, 726—730, 733, 734, 762, 763.
Martini, Karl Anton von, Hofrath: 120, 196.
Matteß, Senator: 169.
Maurepas, Graf, französischer Minister: 237, 238, 550, 555.
Maximilian, Erzherzog: 104, 200, 209, 228, 242, 243, 336, 388, 423, 439, 452, 470, 473, 527, 529 692—712, 714, 724, 726—731, 733—735, 790 835, 836.
May, Lehrgehilfe: 3.
Mayer, Johann Adam von, Kammerzahlmeister: 26, 727, 794.
Mecklenburg: 364, 391, 393, 404, 428, 464—466, 477, 594, 604.
Mellerio, Giacomo, Generalpächter: 191, 192.
Melzi, Fürstin: 780.
Mercy Argenteau, Graf, Botschafter: 240, 242, 245—247, 251, 258, 259, 261, 333—336, 338, 553, 585, 716, 719, 793.
Metternich, Franz Georg Graf, Gesandter: 700, 702, 703, 705, 707, 711, 835.

Metzburg, Franz Leopold Freiherr von, Gesandtschaftssecretär; 828.
Miltitz, Freiherr von, Feldmarschall-Lieutenant; 360, 361, 384.
Mittrowsky, Graf, General; 364.
— Johann Graf, Gubernialassessor; 47.
Modena, Franz Herzog von; 159, 161, 182, 187, 188, 198, 776, 782.
Molinari, Marchese; 168.
Möllendorff, von, preußischer General-Lieutenant; 603, 822.
Montani, Baron; 167, 776.
Morawitzky, Graf; 641.
Morellet, Andreas; 177.
Morosini, Podestà von Mailand; 169.
Müller, Ignaz, Prälat von St. Dorothee; 724, 726, 729.
Muttoni, mailändischer Senator; 169, 170, 777.

Nauendorf, Friedrich von, Major; 437, 536, 537.
Neapel; 263—265.
— Ferdinand König von; 262, 264.
— Karoline Königin von; 28, 262, 264.
Nelis, Canonicus; 226, 227.
Nemes, Johann Graf, Gubernialrath; 145, 146, 148.
Neny, Cornelius von, Cabinetssecretär; 137, 209, 210, 770, 784, 794.
— Patrik Graf, Rathspräsident; 216—219, 226, 227, 230, 786, 787, 789.
— Rathsbeisitzer; 776.
Neri, Pompeo, Abbate; 175.
Nettine, Handlungshaus; 783.
Niczky, Graf; 115, 128.
Niederlande; 198—236, 259, 263, 284, 300, 301, 313, 321, 342—345, 372, 404, 405, 410—412, 420, 421, 425, 468, 486, 558, 560, 566, 575, 579, 692, 712, 717, 718, 720, 732, 733, 783—791, 801, 810, 818.
Niederösterreich; 8—21, 36, 743, 752.
Nordamerika; 260—262, 272, 715.
Nostitz, Moriz Graf, Feldmarschall-Lieutenant; 654.
Nugent, Joseph Graf, Gesandter; 285, 286, 413.

Oberösterreich; 20—22, 36, 50, 57, 62, 290, 640, 641, 643, 659—664.
Obermayer, baierischer Hofrath; 351, 801.
O'Donell, Karl Graf, General der Cavallerie; 139—147, 770—772.
O'Dune, französischer Geschäftsträger; 621, 637.
Ordogno de Rosales, Matteo Marchese; 183.
Ottolini, Rathsbeisitzer; 777.

Paar, Johann Wenzel Fürst; 659.
Paccassy, Anton, Architekt; 6, 30, 755.
Palffy, Johann Graf; 113, 514.
— Karl Graf; 108, 113, 514.
— Leopold Graf; 113.
— Nicolaus Graf; 113, 115, 116.
— Rudolph Graf; 113.
Pallavicini, Karl Marquis, Oberst; 602.
Panin, Nikita Graf; 445, 548, 670, 680, 684, 816.
Paravicini, Podestà von Mailand; 169.
Parma, Ferdinand Herzog von; 262, 264.
— Amalie Infantin von; 28, 161, 262, 264, 323, 733.
Pavia; 775, 776.
Pecci, mailändischer Senator; 166, 167, 169, 195, 777.
Pechard, General; 369.
Pellegrini, Karl Graf, Feldzeugmeister; 654—658.
— Rathsbeisitzer; 166—168, 776.
Penckler, Joseph Freiherr von, Regierungsrath; 14.
Perego, Canonicus; 181, 182.
Pergen, Anton Graf, Staatsminister; 13, 16, 18, 77—89, 91, 92, 223, 717, 752.

Perlas, Graf, Regierungspräsident; 122.
Pertusati, Karl Graf; 193.
Pezold, Johann Sigmund von, sächsischer Minister-Resident; 794.
Pfalz; 282, 285—287, 290, 294—302, 306, 307, 309, 310, 312, 319—324, 327, 328, 330, 333, 335, 341—344, 347, 353, 354, 360, 366, 368, 372, 386, 402—411, 413, 420, 421, 428, 430, 431, 436, 449, 451, 452, 468, 477, 479, 485, 486, 490, 540, 551, 570, 574, 577, 583—587, 594, 598, 604, 612—614, 618, 623—625, 629, 630, 632, 636, 641, 810.
— Karl Theodor Kurfürst von der; 280, 281, 283—285, 293—296, 298—303, 305—307, 309—312, 315, 316, 318, 319, 321—325, 327—330, 332, 340—345, 347, 349—354, 357, 364, 386, 393, 401—408, 410, 414—422, 424—428, 451, 467, 469, 477, 480, 483, 485, 489, 492, 494, 495, 515, 520, 553—555, 558, 560, 565, 566, 570, 573, 576, 583, 586, 588—591, 593, 594, 604, 607, 610, 612—626, 629—639, 641, 642, 795, 799, 800, 824—827.
— Marie Elisabeth Auguste Kurfürstin von der; 294.
— Zweibrücken, Karl Herzog von; 278, 294, 323—325, 329, 341, 342, 364, 391, 393, 398, 401, 404, 406, 407, 415, 418, 420, 421, 428, 477, 491, 515, 550, 553—555, 558, 566, 590, 602, 612, 617, 619, 620, 623—626, 638, 799, 824.
— Zweibrücken, Maximilian Joseph Prinz von; 566.
— Zweibrücken, Marie Amalie Herzogin von; 278.
Pichler, Karl Joseph von, Cabinetssecretär; 140, 396, 592, 734, 735, 770.
— Hausbesitzer; 7.
Piermarini, Giuseppe, Baumeister; 193.
Pilati, Freiherr von, Kreishauptmann; 8.
Pius VI., Papst; 706, 759.
Plath, Michael, Schulmann; 93.
Pockstein, Franz Freiherr von, Landrath; 661.
Podstatzky, Graf, Gesandter; 285.
Pointner, Benno, Prälat des Schottenstiftes; 13, 14.
Polen; 76—80, 82, 83, 87, 90, 95, 268, 270, 280, 281, 326, 336, 365, 366, 372, 374, 515—517, 551, 557, 570, 596, 621, 675, 687, 742.
— August III. König von; 733.
— Stanislaus Poniatowski König von; 81, 372, 516, 517, 570.
Pons, Marquis de, französischer Gesandter; 568, 590, 593—600, 608.
Portugal; 263, 305.
Potemkin, Gregor Fürst; 545, 567, 673—676, 679—682, 685, 687, 688, 690.
Potocki, Graf; 99.
Poutet, Karl, Major; 536, 537.
Pozzobonelli, Cardinal; 168, 190.
Pray, Georg, Geschichtschreiber; 121.
Preising, Maximilian Graf; 639, 641.
Preußen; 21, 61, 76, 88, 237, 247, 260, 261, 269—274, 277, 292—295, 298, 305, 323, 325, 326, 328—335, 337, 338, 340, 342, 343, 357—372, 375—379, 382—389, 403—411, 414—433, 435—437, 449, 454—456, 473, 477—479, 485—493, 496, 499, 502—504, 507, 510, 512—516, 519—521, 525, 526, 528, 530—536, 539—541, 543, 545—548, 551—571, 573—576, 578, 579, 583—588, 590, 591, 593, 595, 597, 598, 600, 602—610, 612—615, 617, 621—630, 632, 634, 636—638, 651, 656, 658, 666, 667, 673, 675, 684—690, 698, 700, 703, 708, 709, 711, 714, 715, 737, 738, 746, 808, 818, 825.
— Friedrich Wilhelm Prinz von; 397, 486, 608, 684, 690, 691, 823.

Preußen, Heinrich Prinz von; 328, 329, 337, 363, 365—367, 376—379, 381—384, 387, 391, 392, 397—399, 401, 405, 409, 413, 426, 427, 435, 442, 456, 469, 470, 481, 497—499, 501, 502, 505, 509—513, 523, 527—530, 534, 535, 543, 593, 601, 617 653, 803, 804, 806, 812.
Provence Gräfin von; 244.
Przichowsky, Anton Graf, Erzbischof von Prag; 52.
Puthon, Johann Baptist; 98.

Quosdanovich, Vitus, Oberstlieutenant; 536, 537.

Raab, Franz Anton von, Hofrath; 112.
Reischach, Thomas Freiherr von, Hofkanzler; 156.
Repnin, Fürst; 561, 595, 596, 599, 600, 608, 610, 612—614, 616, 618, 621, 629, 631, 821, 823—826, 830.
Revitzky, Freiherr von, Gesandter; 276, 649, 828.
Ried, Freiherr von, Feldzeugmeister; 39, 40, 641.
Riedesel, Freiherr von, preußischer Gesandter; 330, 331, 363, 365, 375, 376, 381, 403, 428—430, 435, 493, 612, 613, 618, 621, 666, 715, 802, 823, 825.
Riegger, Paul Joseph von, Hofrath; 120.
Riethaber, Joseph von, Salinendirector; 659.
Ritter, Freiherr von, pfälzischer Gesandter; 295—297, 302, 303, 306, 310, 320—322, 333, 342, 467, 637, 642, 795, 800.
Riva; 775.
— Frau; 775.
Rohan, Ludwig Prinz von, französischer Botschafter; 242.
Rollemann, Hofpfarrer; 181, 182.
Rolsberg, Johann Mathias Freiherr von, Domherr; 63.
Rom 683, 685, 686.
Rosenberg, Franz Graf, Staatsminister; 161, 184, 243, 246, 260, 261, 517—520, 526, 717, 735, 793, 814.
Rosenthal, Theodor Anton von, Hofrath; 39, 610.
Rouvroy, Johann Theodor, General; 500, 811.
Rusca, Franchino; 178.
Rußland; 76, 88, 266—272, 276, 292, 332, 372, 415, 422, 431, 448, 491, 515, 516, 539—541, 543—548, 552—557, 559, 561—571, 573—582, 584, 592, 593, 595, 596, 599, 600, 602—604, 613, 616, 621, 622, 624, 650, 667—692, 713, 714, 822.
— Katharina II. Kaiserin von; 179, 269—272, 491, 546—548, 561, 563, 566, 567, 577, 580, 590, 593—596, 604, 605, 650, 667—690, 706, 830—833.
— Constantin Großfürst von; 685.
— Marie Großfürstin von; 567, 650, 713.
— Paul Großfürst von; 567, 680, 684.

Sachsen; 274—279, 295, 301, 305, 318, 328, 332, 357—362, 367, 378, 391, 401, 403—410, 413, 416, 418—421, 424, 426, 431, 433, 436, 452, 464, 465, 468, 469, 477—480, 483, 485, 489—491, 522, 524, 526, 528, 531, 532, 541, 550, 551, 557, 558, 560—566, 569, 580, 582—585, 587, 588, 591, 593—595, 597, 598, 602, 604, 607, 610, 612, 614—626, 629—633, 639, 801, 808, 810, 825.
— Friedrich August III., Kurfürst von; 277—279, 283, 332, 358—362, 364, 384, 391, 393, 398, 404, 406, 410, 416, 424, 426—428, 451, 464, 468, 469, 477, 480, 490, 491, 533, 585,

589, 593, 594, 598, 607, 610, 613, 615, 616, 618, 621, 623, 626, 801.
Sachsen, Amalie Kurfürstin von; 278.
— Marie Antonie Kurfürstin von; 278, 310, 316, 332, 491, 615.
— Anton Prinz von; 359.
— Clemens Prinz von; 275, 276, 794.
— Karl Prinz von; 93, 276, 277, 358, 359, 763.
— Kunigunde Prinzessin von; 277.
— -Teschen, Albert Prinz von; 8, 76, 107, 110—116, 125, 127, 128, 276, 277, 313, 336, 360, 361, 388, 439—442, 452, 480, 481, 483, 484, 497, 503, 510, 511, 527, 533, 534, 579, 675, 692, 712, 717, 722, 723, 726, 730, 731, 734, 762, 767, 808.
Saint-Germain, Graf, Abenteurer; 211, 784.
Salm, Fürst; 213, 785.
Salvador, Secretär; 163, 776, 777.
Sardinien; 163, 264, 265, 337.
— Victor Amadeus III. König von; 337.
Sauer, Karl Freiherr von, Generalmajor; 499.
Saurau, Corbinian Graf, Regierungspräsident; 21.
Schlesien; 41, 42, 46—50, 56—59, 79, 81, 94, 305, 322, 367, 372, 373, 387, 421, 524, 525, 531—533, 539, 542, 564, 579, 655, 656, 677, 737, 738.
Schlipp, von, pfälzischer Minister; 467.
Schmelzing, Commissär; 532.
Schönburg, Albrecht Christian Graf; 278, 279.
— Grafen; 607, 819.
Schöpflin, Johann Daniel, Professor; 226, 227.
Schrattenbach, Graf, Statthalter; 9.
Schröder, von, Feldmarschall-Lieutenant; 100, 101.
Schrötter, Franz Ferdinand, Hofrath; 283, 284, 289, 290.
Schulenburg, Graf, preußischer Minister; 377.
Schwarzenberg, Joseph Fürst, Obersthofmeister; 95, 156, 763.
Schweden; 237.
— Gustav III. König von; 557.
Schweiz; 39, 40.
Scultety, Ferdinand von, Hofsecretär, 119.
Seilern, Christian Graf, Statthalter; 9, 195, 196, 208.
Seinsheim, Graf, baierischer Minister; 310, 318, 348, 798, 801.
— Graf, jun.; 348.
Seydwitz, August Friedrich Graf, Gesandter; 45.
Siebenbürgen; 58, 62, 64, 73, 74, 100, 126, 131—160, 444, 516, 685, 759, 761, 768—774.
Sinzendorf, Prosper Graf; 13—17.
Siskovich, Joseph Freiherr von, Feldzeugmeister; 511.
Skerlecz, Adam; 119.
Sole, Anton Joseph a, Gubernialrath; 611.
Solms, Graf, preußischer Gesandter; 605.
Sonnenfels, Joseph von, Professor; 120.
Spanien; 181, 259, 262—265, 319, 666, 738.
— Karl III. König von; 262.
Spaur, Graf, Bischof; 34, 35.
— Johann Graf, Gubernialrath; 34.
Sperges, Joseph von, Hofrath; 176—180, 188, 221—223.
Spiegel, von, Domherr; 700.
Spielmann, Anton von, Hofrath; 347.
Spleny, Freiherr von, Generalmajor; 99.
Sporck, Johann Wenzel Graf; 97.
Stain, Karl Leopold Freiherr von, Feldmarschall-Lieutenant; 818.
Starhemberg, Georg Fürst; 58, 198, 211—216, 227, 230—232, 717, 785, 786, 794.
Staffart, Baron, Rathspräsident; 218.

Steiermark; 19, 759.
Stellato, Andrea, Hofceremoniarius; 182, 779.
Störck, Anton von, Leibarzt; 722—724, 726, 729, 730, 837.
Storck, Johann Friedrich; 3.
Stutterheim, Freiherr von, sächsischer Gesandter; 361, 362, 548.
Summerau, Anton Freiherr von; 36.
Swieten, Gerhard van, Leibarzt; 119, 227, 233, 740, 791.
— Gottfried van; 291, 292, 392, 395.
Sylva, Paolo de la, Consultore; 169, 195.
— Tarouca, Emanuel Graf; 217, 221.
Szüllö, Sigismund, Vicegespan; 113, 767, 768.

Tamburini, Vicesecretär; 777.
Tangl, Philipp Jacob, Schuldirector; 35.
Tarnotzy, Johann, Cabinetscourier; 577.
Tattenbach, Graf; 348.
Teleki, Karl Graf; 148.
— Ladislaus Graf; 148.
Terzi, Ludwig Freiherr von, Generalmajor; 537, 603.
Thürheim, Christoph Graf, Landeshauptmann; 641, 663.
Thurn, Franz Graf, Oberstkämmerer; 160.
— Gräfin; 735.
Tirol; 22—36, 38, 290, 375, 754—756.
Toldalagy, Ladislaus Graf; 141, 142.
Török, Joseph von, Hofkammerrath; 76, 77.
Törring-Seefeld, Graf; 612, 615, 618, 622.
Thugut, Franz Freiherr von; 449—455, 458, 461—476, 478, 482, 485—496, 506—509, 513, 521, 524, 545, 546, 560, 585, 591, 646—649, 809—811, 813, 828.
Toscana, Leopold Großherzog von; 24, 29, 30, 160, 234, 252, 253, 257, 262, 283, 307, 308, 320, 344, 526, 527, 529, 647, 692, 693, 696—702, 725, 726, 733, 735, 754, 774, 780, 814, 834, 837.
Toscana, Louise Großherzogin von; 24, 29, 262, 725, 754.
Tosi, Giovanni, Provveditore; 169, 183.
Tournay, Bischof von; 213.
Trattner, von, Hofbuchhändler; 5.
Trautson, Fürstin; 735.
Triest; 129.
Trivulzi, Graf; 194.
Truchseß, Graf, Domherr; 710.
Türkei; 236, 265—271, 372, 390, 392, 570, 646—648, 672, 673, 676, 684—688, 716, 765, 832.

Uermenyi, Joseph von; 119.
Ulfeldt, Corfiz Graf, Oberstlhofmeister; 769.
Ulm, Karl Ferdinand Freiherr von, Regierungspräsident; 36.
Ungarn; 43, 45, 50, 57, 58, 64, 65, 73—75, 77, 79, 81, 95—98, 102—130, 133—136, 153, 160, 372, 444, 514, 516, 517, 552, 677, 692, 745, 761, 762, 764—769.
Urbain, Agent; 314.

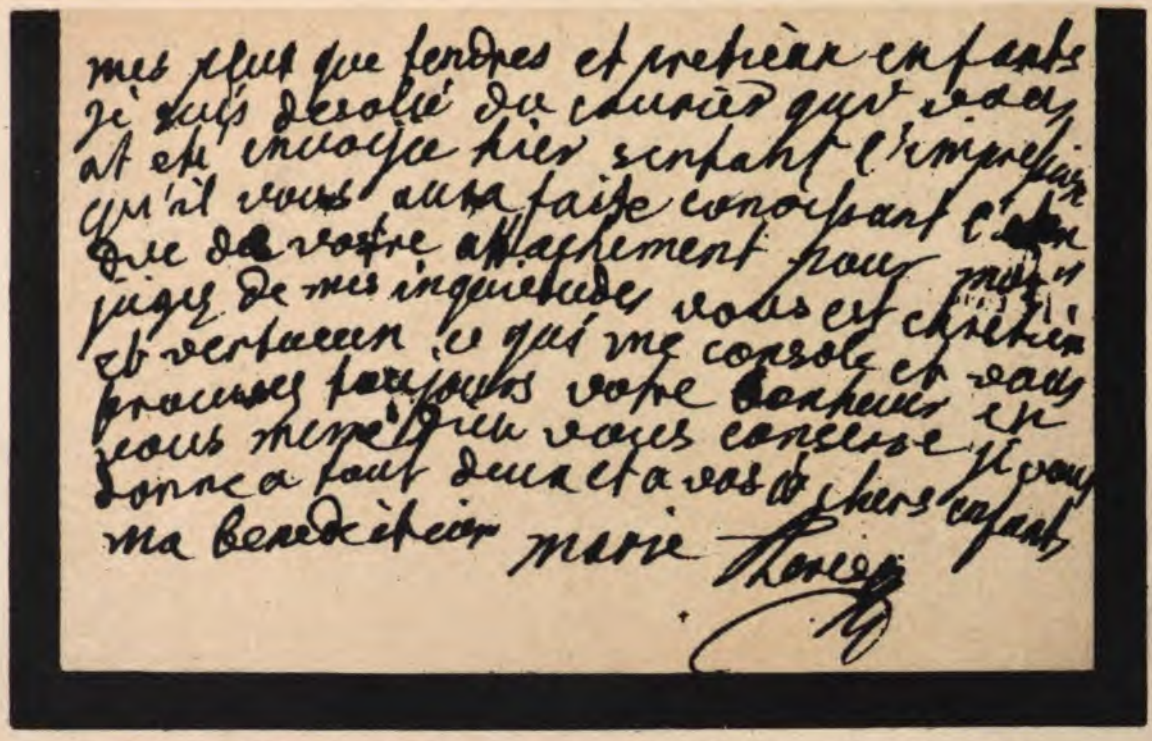
Valenti, Frau; 775.
Valmagini, Baumeister; 6.
Vasquez, Marianne Gräfin, Oberstlhofmeisterin; 735.
Venedig; 189, 292, 782.
Vergennes, Graf, französischer Minister; 237, 238, 333, 334, 550, 555.
Verri, Alessandro; 171, 194.
— Gabriel, Senator; 169, 194, 777.
— Pietro; 166—169, 171, 194, 776.
Vermond, Abbé; 252.
Vetsey, von; 113.
Vieregg, Freiherr von, pfälzischer Minister; 302, 318, 324, 328, 341, 352.
Vilain XIV., Vicomte; 217—219, 228.

Vins, de, Joseph Nicolaus Freiherr, Generalmajor; 499, 507.
Vorarlberg; 37—39, 300.
Vorderösterreich, 36—40, 284, 300, 313, 321, 405, 493, 579.
Vrbna, Adam, Vicepalatin; 128.

Wagmuth, Oberkriegscommissär; 100.
Wahl, baierischer General; 348, 801.
Waldstein, Ernst Graf, Bischof von Leitmeritz; 52, 53.
Wallis, Franz Wenzel Graf, Feldmarschall; 140, 770.
— Olivier Graf, General; 608, 609.
Walter, Ingenieur; 30, 755.
Weber von Felsenblühe, Oberstlieutenant; 833.
Werner, von, preußischer General; 481.
Wien; 1—6, 10, 19, 20, 731, 732, 752, 838.
Wieschnik, Franz Xaver Graf, Appellationspräsident; 148.
Wildenstein, Johann Graf, Gubernialpräsident; 21.
Winterfeldt, von, preußischer Oberst; 609.
Wohlfeil, Casimir, Schulmann; 93.
Wolfersdorff, von, preußischer Generallieutenant; 709, 711.
Wolkenstein, Paris Graf, Regierungspräsident; 22.
Wrbna, Eugen Graf, Obersthofmarschall; 91, 95, 763.
Wunsch, von, preußischer Generalmajor; 602.
Wurmser, Dagobert Graf, Feldmarschall-Lieutenant; 530, 535, 536, 602, 603.
Württemberg; 313, 321, 410.
— Karl Eugen Herzog von; 713, 714.

Zanardi, Hippolyta; 775.
Zedtwitz, Freiherr von, pfälzischer Minister; 467.
Zehentner, Joseph, Oberst; 654, 677.
Zehmen, Freiherr von, sächsischer Geheimrath; 318, 325.
Zichy, Franz Graf; 128.
Zinzendorf, Graf, sächsischer Gesandter; 612, 621.

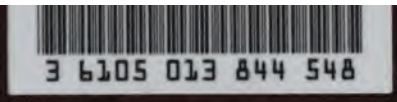
Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdrucker.

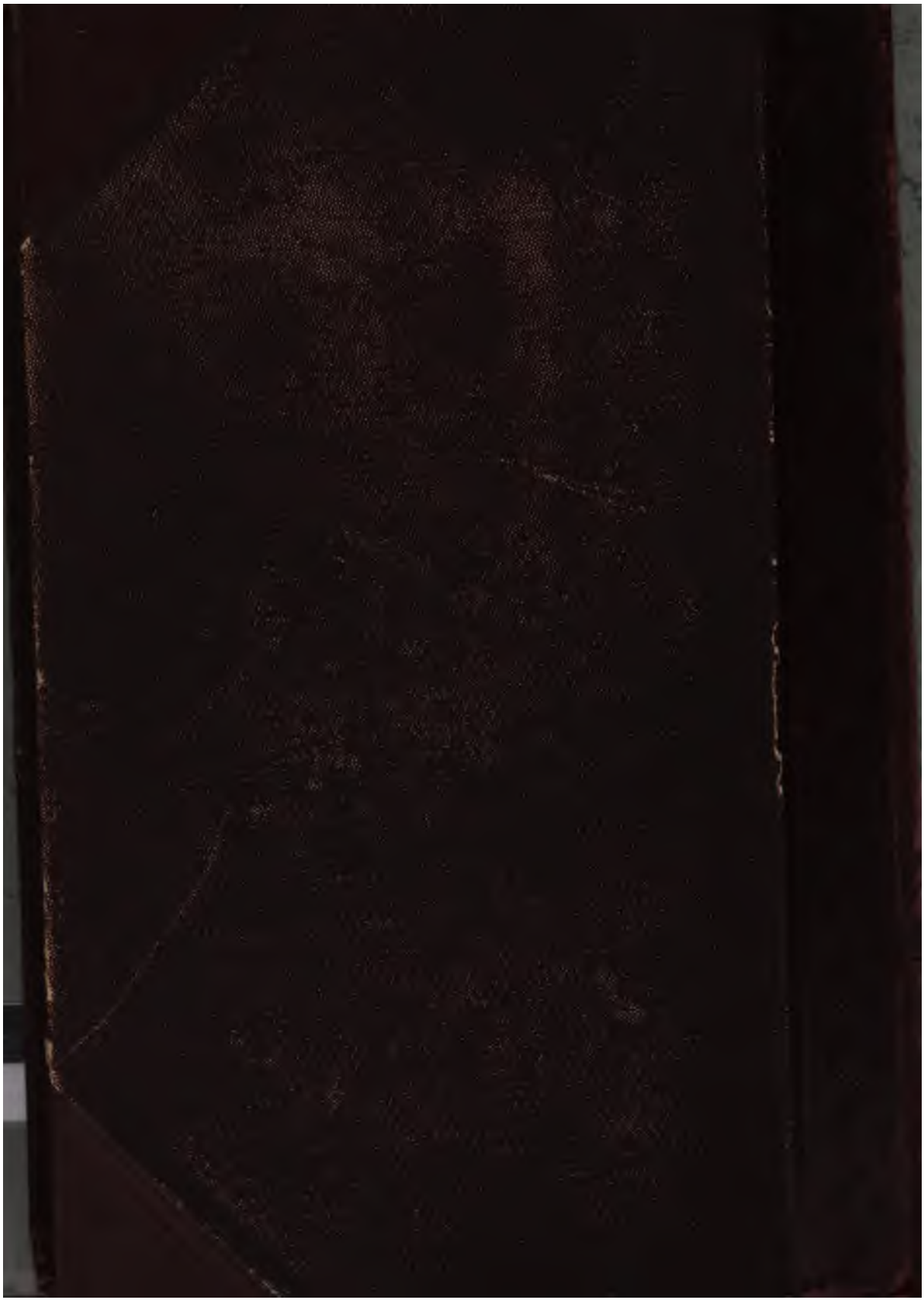


Facsimile des letzten Briefes der Kaiserin an den Grossherzog Leopold v. Toscana

geschrieben in der Nacht vom 26. auf den 27. November 1780.

(Vergl. S. 725 u. 837.)


3 6105 013 844 548

Stanford University Libra
Stanford, California

Return this book on or before date
SPRING 1981